Das Buch

vom

Aberglauben.

Des Aberglaubens alte Rechte,
Erſtrecken ſich auf jedes Haupt:
Noch iſt im menſchlichen Geſchlechte,
Ihr Einfluß gröſſer als man glaubt.

Neue verbeſſerte Auflage.

Leipzig im Schwickertſchen Verlage, 1791.

Wer Exemplare von diesem Buche haben will, erhält solche noch für den Pränumerations-Preis à 6 Gr. doch muß man Emballage und Porto tragen. Uebrigens wendet man sich deßhalb an mich.

Schwickert,
Buchhändler in Leipzig.

Vorrede.

Ein Abergläubischer ist der, welcher mehr als wahr ist, glaubt. Er ist also das Gegentheil von dem Ungläubigen, welcher weniger glaubt, als wahr ist. Denn das Wort **aber** hieß ehedem so viel als **über** oder **mehr**. Der Aberglaube äussert sich durch ungegründete und verkehrte Meinungen von Dingen, und durch die daraus entstehenden Handlungen: Daher muß die wahre Ursach von den Dingen gezeigt, das thörigte und lächerliche in den abergläubischen Handlungen dargestellt, und zur Erreichung der Absichten sichrere Mittel angegeben werden. Bei den Mitteln, die der Abergläubische wählt, leidet die gute Sache der Religion, und der Nächste; sie entehren die Vernunft, wirken gröſſere Unwissenheit, und thun der Lasterhaftigkeit oft den gewünschtesten Vorschub. Anstatt Ursach und Wirkung zu vergleichen, die Zukunft ruhig zu erwarten, das, was andere sagen und thun, zu prüfen, und die Vernunft so zu gebrauchen, wie man sollte und könnte — schreibt der Abergläubische den Dingen Ursachen und Wirkungen zu, die sie nicht haben, fürchtet und hofft ohne Grund, baut auf die Zeugnisse andrer allzuviel, und denkt zu wenig. In einem gewissen Maas ist also der Abergläubische doch einfältig. Unwissenheit und Einfalt erzeugen gewiß Vorurtheile und Aberglauben. Der kleinste Theil der Abergläubischen sind Betrüger; der gröſte aber Betrogene, oder solche die von den kräftigen Wirkungen gewisser Ausrufungen, Zirkel u. s. w. etwas erwarten.

Hat man aber bisher dem Aberglauben eifrig oder zweckmäſſig genug entgegen gearbeitet? oder hatte der, dem es am Willen nicht fehlte, passende Hülfsmittel; und wird dieses Buch dem Mangel abhelfen? der Verfasser hat es so einzurichten gesucht, daß Eltern und Volkslehrer es gebrauchen können, die Kinder danach zu lehren, damit das künftige Geschlecht frei von demselben werde. Er hat, um diese Absichten zu erreichen, in Beispielen gelehrt, die unter dem Volk herumgehenden abergläubischen Geschichten, das abergläubische Verfahren erzählt, und die Beschwörungsformeln angeführt, dadurch jeden sicher zu stellen: Denn was könnten alle Beweise helfen, wenn der Schwache durch die ausserordentlichen Worte des Betrügers und seine Gaukeleien übertäubt und bethört

würde? Er hat nirgends getobt, und glaubt, daß die, welche dieß Buch als einen Leitfaden zum lehren gebrauchen wollen, es auch nicht thun, sondern in ruhigem Ton lehren und überzeugen; aber die und da manches, das für Kinder nicht gehören mögte, weggelassen werden; wohin z. B. Rosenfelds Geschichte gehöret. Mit Machtsprüchen kann hier nichts ausgerichtet werden; sondern nur durch Belehrung und Uiberzeugung. Durch abwechselnden Ton sorgte er für das Vergnügen derer, die es gebrauchen werden; und dadurch, daß er das vorhandene gute mit sorgfältiger Auswahl gebrauchte, für Vollständigkeit.

Eltern! Lehrer! Entfernt, wenn ihr selbst davon solltet angesteckt seyn, abergläubische Meinungen: Aber sucht auch eure Kinder davor zu bewahren, oder befreit sie davon; denn das ist eure grosse Pflicht. Warlich, auf Gottes weiter Welt ist keiner unglücklicher als ein Abergläubischer. Der Weise richtet sich bei traurigen Ereignissen durch die Hoffnung des bessern auf: Der Abergläubische fürchtet immer das schlimste, oder hegt ungegründete Hoffnungen; verursacht sich immer neue Unruhe und Angst; sieht überall Schreckbilder; vergißt die Vorsehung und traut dem Ohngefähr. Der Aberglaube hat überall sehr unseelige Folgen, und verbreitet Unglück und Elend: Er verschließt den Menschen zu ewiger Unthätigkeit, und zündet Gott zu Ehren Scheiterhaufen an.

Jetzt darf das Ungeheuer verfolgt werden: Ehedem betrachtete man den öffentlichen Bezweifler des Aberglaubens, als einen Gottesleugner, und unterwarf ihn strenger; gerichtlicher Untersuchung. Darum ist der Aberglaube wol jetzt noch so gemein: Denn immer noch räuchern Scharfrichter oder alte Weiber, die Ställe des kranken Viehes, oder die Wiege des verwahrlosten Kindes; und Capuciner werden in protestantische Oerte gefodert, Gespenster zu bannen, oder Geister zu citiren.

Heinrich Ludewig Fischer.

Inhalt.

Vom Teufel. S. 1
Von der Einbildungskraft. 10
Von Gespenstern. 15
Von der Seele. 34
Kann ein Mensch sich anderswo selbst sehen? 35
Von Ahndungen, 36 Vom Alp. 42
Von Mondsüchtigen oder Nachtwanderern. 44
Von den Träumen. 46
Vom Kobold. 55
Vom Nickert. 57
Von Wechselbälgen. 60
Vom wilden Jäger. 61
Vom dreibeinigten Hasen, Biereſel, 63 Bergmännchen. 64
Vom Aberglauben beim Gewitter. 64
Vom Wetterableiter. 71
Vom fliegenden Drachen. 73
Von feurigen Kugeln. 75
Von Sternschnuppen. 76
Von Feuermännchen, Irrwischen, 77 fliegenden Funken springenden oder hüpfenden Zügen ꝛc. 80
Vom Nordlicht. 80
Vom Regenbogen. 81
Von Regenbogenschüsseln. 82
Von den Höfen um die Sonne und den Mond. 83
Von Nebensennen und Nebenmonden. 84
Von Cometen. 84
Von Sonnen- und Mondfinsterniſſen. 85
Abergläubiſ. Meinungen vom Mond und deſſen Wirkungen. 87
Vom Blut- 90 und Schwefelregen. 91
Vom Feuerregnen. 92
Vom Regnen der Frösche u. ſ. w. 92 blutrothen Waſſer, Aberglauben bei entſtandenen neuen Quellen, Hungerquellen. 93
Vom Himmelsmehl. Aberglaube aus der Naturgeſchichte. 94
Von Hexen und Hexenmeiſtern. 113
Von der Walpurgisnacht. 124
Kann ein Mensch dem andern Tort anthun, oder ihn verwünschen? 131
Vom Spiritus familiaris. 145
Vom Bannen. 146
Kann man ſich gegen Hieb und Schuß feſtmachen? 147 ein Gewehr beſprechen; 148 ſich verwandeln z. B. in einen Wehrwolf? 149 ſich unſichtbar machen? 150
Sich anderswo ſehen laſſen? 150 einen andern verblenden. 151

Inhalt.

Von Sympathie und Antipathie. 152
Aberglaube von Dieben, Gehängten ꝛc. — 154
Kann das unter der Erde befindliche Geld brennen? 156
Vom Schatzgraben. 156
Von der Wünschelruthe. 166
Vom Feuerbesprechen. 170
Abergläubische Meinungen vom Entstehen des Feuers. 175
Mittel, eine Krankheit am Vieh zu heilen; 177 das Fieber 178
und die Rose zu vertreiben. 182
Von den Tarantaten 183 und St. Vitstanz. 184
Von Marktschreiern und Wunder-Doctoren. 185
Aberglaube aus dem gemeinen Leben. 194
Uiber Tagewählerei. 213 Tagsgeschichte eines Abergläubischen. 232
Graf, der Wunderarzt. 240
Vom Magnetismus ꝛc. 244
Aberglaube vor und bei der Geburt des Menschen: 250
beim Gevatterstehen und bei dem Taufen: 253 beim Sterben und Begrabenwerden: 255 bei Trauungen: 264
beim Abendmahl- und Kirchengehen. — 267
Von Propheten, Wahrsagern und Zigeunern. 268
Ist es gut, sein künftiges Schicksal zu wissen? 275
Vom Wahrsagen aus den Sternen. 277
Von der Physiognomie. 280
Vom Wahrsagen aus dem Gesicht: den Händen: 281 der Caffeetasse: 285 dem Wasser: 287 dem Klingen in den Ohren. 288
Vom Wahrsagerloos: 289
Von dem Kartenschlagen; 290
Sieb- und Schlüsselaufen; 292 und Punctiren. 297
Von der Feuer- 299 und Wasserprobe. 301
Müssen gewisse Wasser jährlich einen Todten haben; und darf derselbe vor dem dritten Tag nicht heraus gezogen werden? 306
Vom Bluten eines ermordeten Körpers. 308
Vom Geistercitiren. 310
Aberglaube aus der Christnacht. 324
Kalenderaberglaube. 331

Vom Teufel.

Man sieht es für das Kennzeichen einer übeln Erziehung und der Unwissenheit an, wenn jemand einen Teufel glaubt, und lacht über solchen, als einen Dummkopf.

Das Dasenn des Teufels läugnen, ist Unglaube; ihm eine gewisse Macht über die Welt und die Menschen zuschreiben, ist Irrglaube: Aberglaube ist es, zu glauben, daß der Mensch mit ihm in Verbindung treten, daß er Sturmwinde, Hagel, Platzregen, Erdbeben u. s. w. erregen, und andere Dinge wirken könne.

Aus der Bibel haben wir seinen Ursprung kennen gelernt. So wie alles von Gott gut erschaffen war; so war auch er als ein guter Engel mit vortreflichen Eigenschaften erschaffen worden: Da er aber mit dem glücklichen Zustande, in welchen Gott ihn gesetzt hatte, nicht zufrieden war, und sogar eine Anzahl Engel aufrührisch gegen Gott machte, um vielleicht sich über ihn zu erheben; so wurde er aus dem Himmel vertrieben, und an einen finstern, abgelegenen Ort verwiesen. In Catechismen und andern Büchern sieht man die schrecklichsten Abbildungen von ihm. Uiber dem Kopf ragen Hörner hervor. Die Stirne ist unförmlich gewölbt, die Nase unmäßig lang, und der Mund, in dem man die scharfen Zähne sieht, sinkt über dem langen, spitzigen Kinn, tief hinein. Der Gurt um

den flatternden Rock ist eine gräßliche Schlange, die grimmig ihren Rachen aufsperrt. Unter demselben ragen Bocksfüße hervor; die Hände sind mit starken Klauen bewafnet, und der Schweif, der hinten herunterhängt, endigt sich in einem spitzigen Pfeil. Uiberall sieht man seine Gestalt kohlschwarz. Vor ihm steht ein großer, Zähneblökender, zottigter Hund, dem die geifernde Zunge aus dem Rachen hängt.

Bücher mit solchen Abbildungen gab, und giebt man noch Kindern in die Hände, ihnen einen rechten Abscheu vor dem Teufel beizubringen, ohne zu bedenken, daß man dadurch unnatürliche und widersinnige Begrife in ihnen erzeugt, woraus in der Folge Uibel entstehen, die oft auch durch die Zeit nicht wieder gut gemacht werden können. Daher ist es nicht zu bewundern, wenn jetzt noch als wunderbare Wahrheit erzählt wird, wie der Teufel roth gekleidet in das Wirthshaus gekommen sey, sich an den Tisch gesetzt, allerhand verführerische Reden geführt, und unter den Spielenden Uneinigkeit zu erregen gesucht habe, bis, da man ein herunter gefallenes Kartenblatt habe aufnehmen wollen, sein Pferdefuß sey gesehen worden; da er denn mit Zurücklassung eines häßlichen Gestanks verschwunden sey. O, die Furcht vor dem Teufel ist allgemein und groß genug; man darf sie durch grauenvolle Abbildungen und Erzählungen nicht vermehren; sie ist größer, als sie bei Christen seyn sollte. Man schreibt dem Teufel Thaten zu, die nur die Allmacht verrichten kann; und alle die merkwürdigen Begebenheiten, welche die Vorsehung aus weisen Absichten geschehen läßt; als ob er eine mit Gott getheilte Herrschaft über die Welt und die Menschen hätte! Man rede von Gottes Allmacht, von seinen Strafen, daß es bei ihm stehe, glücklich oder unglücklich zu machen; und man wird höchstens einen Seufzer hören. Aber man rede von den Bezauberungen durch den Teufel, und von seinen Verwüstungen; sage, er habe jenem den Hals umgedrehet, jenen in die Luft geführt, und unter gräßlichem Geschrei zerrissen — und man wird es von ganzem Herzen glauben und erschrecken. Beweist dieß nicht, daß man den Teufel mehr fürchtet als Gott? Und wie viele Handlungen der Christen fliessen daraus? In Wis-

war zeigt man ein künſtlich gearbeitetes, eiſernes Gitterwerk, welches dem Taufſtein zur Einfaſſung dient, und den Teufel zum Verfertiger haben ſoll. Auch in dem Dohm in Magdeburg zeigt man Arbeiten von ihm; und in Staßfurth (einem Städtchen im Magdeburgſchen) ſeine Mütze, die er gelegentlich im Saalkreiſe ſoll verlohren haben. In einem ohnweit Halle gelegenem Dorf Sennewitz zeigt man einen ſehr großen Stein, den der Teufel vom Petersberge her (eine ſtarke Meile weit geworfen habe, die daſelbſt neuerbaute Kirche zu zertrümmern, welche in jener Gegend die erſte lutheriſche geweſen. Die Vertiefungen, welche der Regen durch die Länge der Zeit gemacht hat, ſollen die Eingriffe von ſeinen Klauen ſeyn. In Wien zeigt man noch den Ort, wo der Teufel einen lutheriſchen Schloſſerjungen zur Hölle hinab geführt, weil er über eine katholiſche Religionsſache geſpottet.

Der Teufel kann uns ohne Gottes Zulaſſung nicht ſchaden; denn er iſt unter Gott: und ob er gleich darauf bedacht ſeyn mag; ſo kann er doch ohne Gott nie ſeine Abſichten erreichen. Wenn man das erſte Capitel des Buchs Hieb lieſt; ſo ſcheint es zwar, als ob da dem Satan die Macht zugeſchrieben werde, Sturmwinde und Gewitter zu erregen; als ob er den Hiob mit böſen Schwären geſchlagen habe: Aber man muß nur die Stellen, die davon reden, recht erklären. Die Entſtehung des Donnerwetters, das Hiobs Schafe und Hirten tödtete, die Erregung des großen Windes, der ſein Haus umwarf, wird wirklich nicht dem Satan, ſondern Gott zugeſchrieben; denn die Worte des ſiebenten Verſes im zweiten Capitel beziehen ſich auf Gott, und müſſen eigentlich ſo gegeben werden: Da fuhr Satan aus, vom Angeſicht des Herrn, und er, der Herr, ſchlug Hiob mit böſen Schwären. Man muß hiebei bedenken, daß das Buch Hieb in morgenländiſchem Sprachgebrauch geſchrieben iſt, und daß man die dichteriſchen Vorſtellungen, die darin vorkommen, nicht eigentlich und wörtlich erklären darf. Ein anderer Beweis für die Wirkungen des Teufels, und ſeine Macht über die Menſchen, könnten die Beſeſſenen ſeyn, welche im neuen Teſtament erwähnt werden, von

denen der Heiland und seine Apostel Teufel ausgetrieben haben: Allein dieser Beweis beruht auf falscher Erklärung der Schriftstellen, die von den Besessenen handeln. Wir finden, wenn von solchen Leuten geredet wird, das Wort Dämon, welches so viel als Geist bedeutet. Unter dem Wort Geist kann man aber nicht allemal ein lebendiges, persönliches Wesen verstehen; sondern es bedeutet sehr oft nur die Eigenschaft einer Sache. So heißt z. B. der Geist der Zwietracht, die Zwietracht selbst; der Geist der Versöhnlichkeit, die Versöhnlichkeit selbst. Zu den Zeiten Christi waren Juden und Heiden gewohnt, alles böse, besonders aber solche Krankheiten, welche den Körper heftig angriffen und herum warfen, Dämonen zuzuschreiben. Nach Luc. 13 V. 11 und 12. hatte eine Frau achtzehn Jahre lang ein Gebrechen, wodurch sie ganz contract geworden war. Nach der Einbildung und dem Redegebrauch der Juden, hieß es ein Geist der Krankheit, V. 11. Jesus aber nennt sie schlechthin eine Krankheit, indem er V. 12. zu dieser elenden Person sagt: Weib, sey los von deiner Krankheit.

Das Geisteraustreiben, das durch Christum und seine Apostel geschah, zeigt also die wunderthätige Gesundmachung der Kranken, der Wahnwitzigen und Rasenden an; denn solche Kranke wurden damals Besessene oder eigentlich Bezeisterte genennt. Wenn daher die Evangelisten erzählen, daß der Heiland einen Dämon ausgetrieben habe; so folgt daraus nicht, daß solche Leute vom Teufel wirklich besessen gewesen. Aber so, (könnte man fragen) hätte der Heiland die falschen Begrife, welche die Juden von diesen kranken Personen hatten, gebilligt? Auch das folgt nicht daraus. Ein weiser Mann, besonders wenn er Volkslehrer ist, richtet sich nach dem im gemeinen Leben eingeführten Sprachgebrauch, um verstanden zu werden, ohne die irrigen Meinungen zu billigen, die der Unwissende dabei hat. Der Naturlehrer braucht die Ausdrücke: Sternschnuppe, fliegender Drache, St. Vits-Tanz ꝛc. ohnerachtet er wohl weiß, daß jenes Feuer nicht von den Sternen fällt, dieses kein Gespenst, und letzteres eine Krankheit seyn soll, die den Körper in ausserordentliche Bewegung setzt. So konnten Christus und seine

Apostel die Redensarten: Einen Dämon haben, einen Dämon austreiben, — gebrauchen, ohne die falschen Begriffe der Juden zu billigen. Wem inzwischen diese Meinung, die aber höchst wahrscheinlich, und durch die größten Gottesgelehrten bestätigt ist, nicht gefällt, der mag glauben, daß bei den Krankheiten der Besessenen der Teufel zugleich eine Wirkung auf ihre Seele gehabt; und daß Gott dieß aus weisen Ursachen zu den Zeiten Christi zugelassen habe. Dergleichen Stellen: **Der Teufel gehet umher wie ein brüllender Löwe** ꝛc. können unmöglich eigentlich verstanden werden; denn wer hat je den Teufel gesehen, oder ihn unter der Gestalt eines brüllenden Löwen erblickt? Oder wen hat er je verschlingen wollen? Der böse Geist, der von Zeit zu Zeit über den König Saul kam, und ihn beunruhigte, war eine starke Melancholie oder Schwermuth. Dieß erhellet theils aus dem Umstand, weil diese Krankheit durch Music gehoben werden konnte; theils, weil sie den Saul auf Gottes Zulassung befiel, und daher Geist Gottes, Geist vom Herrn genennt wird. Wer könnte dabei an einen Teufel denken? Gesetzt aber, der Teufel hätte ehedem eine gewisse Macht über die Menschen gehabt; so kann er sie doch jetzt nicht mehr haben, weil ihm durch Christum die Macht genommen ist. Es würde der Ehre Gottes ganz zuwider seyn, wenn man glauben wollte, Gott gebe dem Teufel die Macht, Menschen zu erwürgen, sie ins Wasser zu stürzen, und in anderes Unglück zu bringen; besonders da wir wissen, daß Gott ihn an einen entfernten, finstern Ort verwiesen, und ihn mit Ketten vest gebunden, zum Gericht aufbewahret; daß er sich daher aus demselben so wenig entfernen kann, als ein mit Ketten im Gefängnis Angeschlossener aus demselben. * Die Christen wissen das, und fürchten sich so abergläubisch vor dem Schaden, den ihnen der Teufel etwa zufügen mögte. Sie bekreuzen die Ställe, um das Vieh vor ihm zu sichern, und sprechen den Seegen, um selbst vor ihm

* Anmerk. Es bleiben hier freilich manche andere biblische Stellen zurück, die erklärt werden müßten, um die Meinungen von dem Teufel, seinen Wirkungen und seiner Macht ganz wegzubannen: aber wie wenig Genugthuung würde man dem Zweifler auch in dem weitläuftigsten Capitel geben können?!

ſicher zu ſeyn. Sie leſen den Anfang des Evangelii Johannis, den zu bannen, deſſen Macht ihrer Meinung nach ſo groß iſt. So wenig man alſo das Daſeyn des Teufels auf der Welt und unter den Menſchen behaupten kann; ſo wenig und noch weniger darf man glauben, man könne durch ihn etwas thun. Es ſind Einbildungen und Lügen, es iſt Thorheit und Aberglaube, wenn man glaubt, es könne jemand mit dem Teufel in ein Bündnis treten. Dergleichen Menſchen giebt es nirgends in der Welt, denen der böſe Geiſt Vortheile verſchaffe, denen er Nahrungsmittel, Geld u. dgl. zuführe, und die ſich ihm dafür zu eigen ergeben hätten. Es ſind grobe Lügen, wenn man erzählt, der Teufel habe einſt jemand für die ihm geleiſteten Dienſte geholt, nachdem die beſtimmte Zeit verfloſſen ſey. Sollte Gott wol zugeben, daß der Menſch mit dieſem Geiſt in eine ſo genaue Verbindung trete? Sollte er es zugeben, daß dieſer böſe Geiſt eins ſeiner Geſchöpfe ſo grauſam behandle? Wenn man eine Beſchreibung von dem Teufel fodert; ſo erhält man zur Anwort: Der Teufel iſt ein Geiſt. — Ein Geiſt aber iſt ein einfaches Ding, das kein Körper iſt, und das daher nichts körperliches vornehmen, keinem den Hals umdrehen, keinen zerreiſſen kann. Sollte der Teufel ſo etwas thun können; ſo müßte er vorher einen Körper angenommen haben. Ohne Gottes Zulaſſung könnte das nicht geſchehen; der gütige Gott aber, der ſeine Geſchöpfe liebt, wird ſo etwas nicht zulaſſen. Von Zaubern und Hexen (die aber nirgends ſind) glaubt man gewöhnlich, daß ſie mit dem Teufel in Verbindung ſtünden, durch deſſen Hülfe ſie denn, unter Herſagung gewiſſer Formeln und Sprüche, unter Beobachtung gewiſſer Gebräuche (die aber gar nicht zureichend ſind, etwas auſſerordentliches zu thun) ſolche Dinge ausrichten könnten, die über menſchliche Kräfte giengen. Das ſind Mährgen! Die Egyptiſchen Zauberer, welche in dem zweiten Buch Moſis erwähnt werden, waren liſtige Betrüger, die ſich geheimer Künſte rühmten, durch Ceremonien und Beſchwörungen die Unwiſſenden zu hintergehen, und durch ihre Gaukeleien bei ihnen ſich Anſehen zu verſchaffen. Sie verſuchten, die Künſte nachzumachen, welche Moſes und Aaron thaten, und es gelang ihnen zu-

weilen, etwas ähnliches hervorzubringen; aber sie konnten es nicht immer. Die heutigen Zauberer sind entweder Betrüger, oder Betrogene, oder Verläſterte. Sie sehen entweder die Nichtigkeit ihrer Kunſt ein, und behalten ſie als ein Erwerbsmittel bei; oder ſie glauben ſelbſt, daß die Alfanzereien, die andere ihnen vormachten, beſondere Wirkungen hätten; oder ſie ſind von ſchmähſüchtigen und abergläubiſchen Leuten für das ausgegeben, was ſie wirklich nicht ſind. Geſchickte und gelehrte Männer, z. B. der Erfinder der Druckerey, u. ſ. w. wurden ehedem von dem Neide oder der Dummheit beſchuldigt, als ob ſie mit dem Teufel in Verbindung ſtünden. Die Meinung, daß Menſchen mit dem Teufel Bündniſſe gemacht haben ſollen, entſtand in den Zeiten der Unwiſſenheit, wo man alles das, was man nicht ſogleich einſehen und begreifen konnte, dem Teufel zuſchrieb. Bei einem verſtorbenen Gelehrten fand man etwas, worin man ein vierfüßiges, hariges Thier ſahe. Jeder hielt es für den Teufel, den er bei ſich gehabt habe, darum er auch ſo gelehrt geweſen ſey. Man verwehrte ſeinem Leichnam die Erde zum Begräbnis, bis man überzeugt wurde, daß man durch ein gutes Vergrößerungsglas eine Spinne ſahe. Von denen, die ſich dem Teufel ergeben, ſagt man, daß ſie ſich mit einem Pergament, welches dieſer ihnen gebe, in den Finger ſchneiden müßten, um ſich dann mit ihrem Blut folgendermaßen zu unterſchreiben: „Dieweil du Lucifer und Beelzebub, Oberſter der Teufel, verſprochen haſt, alle mein Begehren zu erfüllen; ſo verſpreche ich N. dir nach den abgelaufenen .. Jahren für deine Dienſte hinwiederum meinen Leib und Seele, daß du damit umgeheſt nach deinem Gefallen.„ Weder die heilige Schrift, noch ein anderes glaubwürdiges Buch ſagt, daß der Menſch mit dem Teufel in ein Bündnis treten, und durch ihn Wunder thun könne. Bei denen, die ſo etwas von ſich ſelbſt ſagten, oder andern weiß zu machen ſuchten, wurde der Betrug gemeiniglich entdeckt; wo es nicht geſchah, da kann man ſehr wahrſcheinlich vermuthen, daß er bei gehöriger Unterſuchung an den Tag gekommen ſeyn würde. In einem gewiſſen Dorfe wohnte ein wohlhabender, aber herzlich einfältiger Bauer. Einſt da er in der Schenke

war, wurde von dem Teufel, seinen Hörnern, Klauen ꝛc. viel geredet. Er glaubte alles, und gerieth darüber so in Furcht, daß er nicht allein nach Hause gehen wollte. Ein paar abgefeimte Pursche suchten sich sofert seine Einfalt zu Nuze zu machen: Der eine verkleidete sich, wie der Teufel in der Schenke war beschrieben worden, und kam des Nachts vor des Bauers Thür, kratzte daran, und brüllte durch ein altes Horn, daß es fürchterlich anzuhören war. Alle die im Hause waren, erwachten, und zitterten und bebten. Der erschrockne Bauer lief selbst ans Fenster hin da er aber die gräßliche Gestalt sahe, schrie er: Ach, der Böse leibhaftig! und schlug das Fenster geschwind zu. Drei Nächte trieb der verkapte Teufel sein böses Spiel, bis der abergläubische Bauer sich auf den Weg nach dem Kapuzienerkloster machte, den vermeindlichen Teufel bannen zu lassen. Die Betrüger erfuhren das bald: Der eine begegnet dem Bauer wie von ohngefehr, stellt sich, als wiße er von nichts, und verspricht, gegen eine gewisse Summe Geldes den Teufel zu bannen. Wer war froher, als der einfältige Mann! gleich kehrt er mit diesem um ihn die Nacht in seinem Hause zu behalten. An die Thür waren drei Kreuze gemacht; aber um 11 Uhr kommt der Teufel und brüllt und kratzt wie sonst. Da that der Kerl als murmelte er Worte her, machte denn die Thür plözlich auf, und peitschte auf dem Teufel Schlag auf Schlag, und jagte ihn mit grossem Geschrei fort. Ach wie bedankte sich der Bauer, und wie gern gab er das versprochne Geld. — Doch die Regierung erfuhr's, und ließ den einen in seinem Teufelshabit einige Tage an den Pranger stellen; beide kamen aber einige Zeit auf die Vestung bringen.

Es hat religiöse, im Guten eifrige Männer gegeben, die, weil sie von lebhafter Einbildungskraft waren, und sich von den Vorurtheilen noch nicht ganz los gemacht hatten, womit Kopf und Herz von Jugend auf ihnen angefüllt worden war, wirklich glaubten, daß der Teufe ihnen erscheine. Luther gehört unter sie. Er war von seiner guten Sache so überzeugt, und durch den mannigfaltigen Widerspruch so sehr erhizt, daß er selbst mit dem Teufel streiten zu müssen glaubte. Daher seine Gespräche mit denselben, die man in seinen Schriften liest; die Geschichte

daß er sein Dintenfaß nach ihm geworfen ꝛc. Wärlich, Luther war kein Betrüger; aber er ist ein Beweis, daß Erscheinungen, wenn auch die beßten Menschen sie hätten, nichts beweisen, nichts wahrer machen.

Man sollte vornehmlich Kinder vor dergleichen Meinungen zu bewahren suchen. Eltern, die ihren Kindern mit läppischen und fürchterlichen Erzählungen vom Teufel den Kopf anfüllen, handeln unverantwortlich; denn dadurch wird ihnen eine ungegründete und höchst schädliche Furcht eingeträgt, wovon sie in ihrem ganzem Leben gequält werden, und wodurch sie sich oft abhalten lassen, zur Zeit der Noth ihrem Nächsten die schuldigen Pflichten zu leisten; denn sie fürchten die schreckliche Mitternachtstunde! Man hängt an dem, was man einmal von dem Teufel gehört und geglaubt hat, gemeiniglich so fest, daß man den, der darin anders denkt, für gefährlich hält. Gleichwol verliehrt man so wenig, wenn man die Meinungen von den Wirkungen und der Macht des Teufels fahren läßt; und ist auf der andern Seite so viel Unheil aus denselben entstanden, daß man sich über das sonderbare in dem Menschen nicht genug wundern kann. Wie oft entschuldigte ein Missethäter sich damit, daß der Teufel ihn verführt habe. Jener Bube, der, aus Verdruß darüber, daß er Schläge bekommen hatte, sich erhängte, aber noch gerettet wurde, war dreust genug, zu sagen, der Schwarze habe es gethan. Die Menschen misverstehen es auch allzuleicht und gern, wenn man sagt, daß der Teufel ihnen wirklich nicht schaden könne, und denken, man wolle damit sagen, es gebe gar keinen Teufel. Ein solcher wird dann als ein gefährlicher Irrlehrer betrachtet, und man glaubt ihm nichts mehr, weil er nicht gestatten will, daß der arge Feind fernerhin Hälse umdrehe oder Menschen zerreisse. — Daher sagen einige: „Man lasse die Leute dabei, wenn sie es glauben und sich davon nicht wollen abbringen lassen, daß der Teufel dieß oder das thun könne; denn sie werden dadurch doch von manchem Bösen abgehalten. Aber wenn die Menschen so bösartig wären, daß man sie hiermit (was aber doch nie, nie gesehen wird) bedrohen müßte, was liesse sich dann gutes erwarten.„

Es mußte erst von dem Teufel geredet werden, weil man die Erscheinungen, Künste ꝛc. seinem Einfluß gröstentheils zuschreibt. Die Einbildungskraft thut bei dem allen ausserordentlich viel; also

Von der Einbildungskraft.

Wenn man etwas gewiß glaubt, es zu gewisser Zeit, hie oder da, zu fühlen, zu sehen, zu hören ꝛc. vermuthet; so bemerkt unser Gefühl, unser Ohr oder Auge, etwas, das wirklich nicht da ist. Das Vermögen hierzu, nennen wir Einbildungskraft. Ohne Einbildungskraft würden wir immer nur das gegenwärtige denken, und hundert Dinge sehen können, die wir in eben dem Augenblick wieder vergessen würden, da unser Auge sich von denselben wegwendete: Sie ist also eine große Wohlthat. Der Mensch stellt sich aber nicht nur Dinge vor, die er gesehen ꝛc. hat; sondern auch solche, von welchen er nie einen sinnlichen Eindruck bekam. Wer hat je den Teufel mit Hörnern, Klauen, Bockfüssen ꝛc. gesehen? demohnerachtet hat man ihn so abgebildet. Die Nerven sind überhaupt die Werkzeuge unserer Empfindungen: Sie sind sehr feine Röhren, haben in dem Gehirn ihren Ursprung, und erhalten aus demselben eine überaus dünne und flüssige Feuchtigkeit, die von dem Blut abgesondert wird, und die man Nervensaft nennt. Durch diesen Saft wirken die Nerven, und erzeugen in der Seele Vorstellungen. Sie sind von dem Mark im Gehirn durch den Körper ausgebreitet, und reichen bis unter die Oberhaut. Wenn daher der Körper irgendwo einen Eindruck empfängt; so werden die daselbst liegenden Nerven gerührt, deren Bewegung sich sogleich bis ins Hirn fortpflanzt, und in der Seele eine Vorstellung erzeugt. Dieß nennen wir fühlen. Wir werden von dem Gefühl, so wie vom Gesicht und Gehör getäuscht. Es darf in der Seele nur ein gewisser, fester Gedanke liegen, daß etwas geschehen könne; so wird jeder kleine Anlaß solche Eindrücke auf unsere Nerven machen, als die Sache, woran wir so stark denken, gemacht haben würde, wenn sie dagewesen wär. Hier ist es nicht richtig, ein Bär lagert sich in den Weg.» Unser Fuß stößt an ein todtes Huhn,

wir glauben des Bären zottigtes Haar zu fühlen; er steht, unſrer Vorſtellung nach, auf, wir laufen, und glauben, ein Geſpenſt gefühlt und geſehen zu haben. Unter andern gehen aus dem Mark im Gehirn ein Paar Nerven ab, welche man Geſichts- oder Sehnerven nennt. Die von jeder Sache zurückfallenden Lichtſtrahlen mahlen das Bild (deſſen was wir anſchauen) im Auge verkleinert ab, welches auf die Nerven fällt, die im Auge wie eine ſchleimigte Haut ausgebreitet ſind, und macht in demſelben einen Eindruck, welcher in das Gehirn fortgepflanzt wird, und die Seele zu dem Begrif von der Geſtalt, Farbe ꝛc. des Gegenſtandes veranlaßt. Dieß nennt man ſehen.

Daß ſich aber unſerm Auge ein Bild darſtellen kann, was wirklich nicht vorhanden iſt, wird man aus folgendem abnehmen können. Bei jedem andern Gegenſtande werden unſere Sehnerven auf eine andere Art erſchüttert. Eine andere Erſchütterung geſchieht, wenn wir einen Thurm ſehen; eine andere, wenn wir einen Baum; eine andere, wenn wir einen Menſchen ſehen u. ſ. w. folglich hängen die Begrife der Seele von den Eindrücken ab, welche das Gehirn empfängt. Wenn man aber ſeine Gedanken auf einen Gegenſtand anhaltend richtet; ſo können die Sehnerven faſt durch alles ſo gerührt werden, als geſchehen würde, wenn das, woran man ſo ſtark denkt, wirklich da wäre. Das Bild deſſen was wir ſchon in den Gedanken hatten, trit gleichſam aus der Seele heraus, und ſtellt ſich unſerm Auge dar; und es kann daher etwas geſehen werden, was doch nicht da iſt, ohnerachtet der, der es geſehen zu haben glaubt, durch keine Gegenvorſtellungen ſich darin wird irren laſſen. Geſpenſtererſcheinungen ſind alſo möglich; aber ſie ſind nicht das, wofür ſie gehalten werden, ſie ſind nichts wirkliches; ſie ſind Täuſchungen der Sinne und der Einbildungskraft; nicht aber Bilder, die auſſer dem Menſchen wirklich vorhanden ſind. Man hat einen Menſchen geſehen, ſein Bild ſtellt ſich ſo deutlich dar, als ob er da ſtünde. Gleichwol iſt das der Menſch nicht ſelbſt. Wer ein Geſpenſt zu ſehen glaubt, darf daher nicht denken, daß die Figur auſſer ihm wirklich ſo vorhanden ſey, als ſie ſich ihm zeigt; es iſt blos das Bild, das ſeine Seele ſich mahlt. Sind

nun zu der Zeit, da dieß geschieht, keine lebhaftere Vorstellungen in der Seele; so beschäftigt sie sich hiemit allein, und die Vorstellung wird immer deutlicher: Dahingegen die Erscheinung verschwindet, wenn man die Gedanken davon abzieht. Die Vorstellung der Seele erneuert sich bei gewissen Gegenständen immer wieder. Man findet in einer Speise etwas ekelhaftes; so oft man eine Speise dieser Art sieht, empfindet man denselben Ekel, ohne, daß man glauben kann, man werde dasselbe wieder darin finden. So oft D. im finstern einen Baum erblickt, so oft übermannt ihn die Furcht, weil er ein Gespenst zu sehen glaubt. Auch das neue vermehrt die Einbildungskraft. Der eine Thorpfeiler ist weiß überstrichen: Ja, ja, sagt D. es war die weisse Frau. Lotteriesüchtige sehen im Feuer oder an den glühenden Holzkohlen eine Nummer und glauben, es sey ein Wink des Schicksals, sie zu besetzen. Sie gehen hin, und werden dadurch, daß sie verspielen, von dem Gegentheil überzeugt.

In unserm Ohr ist ein Fell ausgespannt, an dieses stößt die in Bewegung gesetzte Luft, die Gehörnerven werden dadurch in Bewegung gesetzt, und so in der Seele Begrife erzeugt. Dieß nennen wir **hören**. Aber wie oft wird etwas gehört, das jeder ruhige, kaltblütige — nicht gehört haben würde. Hier soll es nicht richtig seyn: Es knackt, fällt, winselt, heult, ruft bei Nahmen, stelgt die Treppe auf und ab, schleppt Ketten, klopft an, und will die Thür aufmachen. Aber, weg mit dem Graus; ich will die Thür öfnen, und ohne Zittern bemerken, was da ist; und mich überzeugen, daß nichts da ist, nichts gehört werden kann! Je unordentlicher überhaupt die Verrichtungen des Körpers von statten gehen, je dicker das Blut ist; desto mehr Betrug des Gefühls, des Gesichts und Gehörs. Je reiner und ungestörter das Blut durch die Adern fließt, je furchtloser der Mann, je unbefleckter sein Gewissen ist; desto weniger wird er dem Betrug der Sinne unterliegen. Auch Beschäftigungen, Lebens- und Denkungsart tragen hierzu bei. Der Soldat im Lager hört schiessen; der Furchtsame die Todtenuhr und Eule; der Geizige Thüren aufbrechen; der Jäger das Wild; der Todtengräber Glocken läuten; der Habsüchtige das Geldmännchen rufen u. s. f.

C. lieſt in einem Buch, das von Geſpenſtern handelt, es habe ein Barbier längſt nach ſeinem Tode, in einem alten Schloſſe diejenigen barbiert, die darin eingekehrt wären. Er iſt ganz allein, es rührt ſich kein Lüftchen, er ſieht nichts, als ſeine vier Wände, ſein Licht und ſein Buch. Indeß ſchlägt die Zugluft die Thür zu, und löſcht das Licht aus. Anſtatt es wieder anzuzünden, läuft C. erſchrocken nach dem Bette, ihm läufts kalt über die Haut, er ſpringt ohne ſich zu entkleiden, hinein, und zieht es dicht über den Kopf her. Er ſchwitzt, und glaubt in ſeiner Kammer Bewegungen zu hören, lüftet das Bette, und wagt hervorzuſehen. Da ſteht der höfliche Barbier, ganz weiß gekleidet, bereit, ihm den Bart zu ſcheeren. C. erſtarrt; der Barbier kehrt ſich daran nicht, und ſeift ihn mit kalter Hand ein, und da er nicht ſtill halten will, kneipt er ihn in die Backe, und ermattet ſchläfert C. ein. Des andern Tages ſieht C. ganz blaß und verfallen aus, ſeine Augen ſind trübe, und er iſt wider Gewohnheit niedergeſchlagen. Man fragt ihn um die Urſach, er erzählt, und die Geſchichte wird ſtadtkundig. Der Beſitzer des Hauſes bleibt dabei nicht gleichgültig. C. zeigt den rothen Fleck auf der Backe als Beweis, und beſchwört endlich die Sache vor Gericht. — Wird man aber deswegen weniger glauben, daß C. durch ſeine Einbildungskraft ſey betrogen worden, und daß er weniger recht geſehen und gefühlt habe?

Ein Engländer, der ſich überzeugt hatte, daß wunderbare Erſcheinungen mehrentheils auf Einbildung beruhen, reiſte mit Freunden über Feld, und veranſtaltete zur beſſern Erreichung ſeiner Abſicht, daß ſie erſt ſpät nach London zurückkehrten. Mitten auf dem Wege hielt er auf einmal ſtill, und ſahe mit ſtarrem Blick gen Himmel. Brüder, rief er, ich ſehe ein ſchreckliches Luftzeichen! Die andern alle ſahen ſtarr nach dem Ort, wo jener das Luftzeichen zu ſehen vorgab, und — ſahen nichts. Er fuhr fort, zu behaupten, daß er ein Zeichen ſehe, und fing an, es zu beſchreiben. Nun wurde die Einbildungskraft rege! Einer nach dem andern fing allmälig an, zu ſehen, was nicht da war, und Eigenſchaften davon anzugeben. Endlich ſtimmten alle überein, und es war gewiß, ſie hatten eine Erſcheinung in der Luft ge-

sehen. Sie ritten fort, und den andern Tag war die Hauptstadt von dem Gerücht voll, es lasse sich ein Luftzeichen sehen. Alle, welche mit auf der Reise gewesen waren, betheuerten es bei Ehre und Leben, daß sie es selbst gesehen hätten. Man war schon von Furcht und Schrecken voll, bis es nach und nach bekannt wurde, daß der zuerst das Zeichen zu sehen vorgab, nur eine Probe gemacht habe, wie stark die Einbildungskraft sey, und wie leicht man Dinge sehen, glauben und betheuren könne, die nur darin ihr Daseyn hätten.

In Frankreich grub man gewisser Ursachen halber, einen vorlängst gestorbenen Mönch wieder aus. Da man seinen Sarg geöfnet hatte, sagte einer der umstehenden Mönche, er empfinde einen recht lieblichen Geruch. Ihn betrog entweder seine Einbildungskraft, oder er wollte andere betrügen. Kaum hatte ers gesagt; so fingen auch die andern Mönche an, Lieblichkeit zu riechen: Ein Nichtkatholik aber, der dabei stand, empfand das Gegentheil nur allzusehr.

Zwei Personen stiegen zu einer Treppe hinauf. Der vorderste blieb stehen, und versicherte, daß er keinen Schritt weiter könne; denn er fühle vor sich eine Mauer. Der andere fühlte hin, und überzeugte sich, daß eine unsichtbare Mauer ihnen im Wege stehe, und sie zur Rückkehr nöthige.

Ein junger Gelehrter wohnte in einem Hause, welches ehedem ein Kloster gewesen war, und war über dem Lesen eines Buchs, welches von Gespenstern handelte, eingeschlafen. Da däucht es ihm, als greife ihm etwas nach dem Kopf, worüber er plötzlich auffährt, und mit Entsetzen eine Menge gräßlicher Gesichter um sich her sieht. Ein kleiner bucklichter Mann mit einem breiten Kopf, gräulicher Nase und feurigen Augen kam auf ihn zu. Neben ihm stand einer, der wie ein alter Affe aussah, mit Eselsohren und langem Bart, und grinzte ihn unfreundlich an. Auf der Erde kroch ein abscheuliches Thier mit aufgesperrtem Rachen, und einem Horn auf der Nase. Ein Haufe häßlicher Vögel schwirrten um seinen Kopf, die ein solches Gepipe machten, als hätten sich alle seine Bücher in Mäuse verwandelt. Dann wollte es ihm das Licht auslöschen u. dgl. m.

Vor Angſt wagte er weder davon zu laufen, noch um Hülfe zu rufen. Mit einem mal war die Stube voll Feuer, und er glaubte noch ſchrecklichre Geſtalten an der ofnen Stubenthür zu ſehen. Dann ſchlug die Uhr eins. — So fürchterlich dieß alles ſcheint, ſo war es doch nur ein Werk der erhitzten Einbildungskraft: Denn da der junge Mann in einem Geſpenſterbuch geleſen hatte, was war natürlicher, als daß er beim erſten Erwachen, da er ſich ſeiner ſelbſt nicht recht bewußt war, ſo gräuliche Geſtalten erblickte? Eine Fledermaus war durch das offne Fenſter gekommen, war ihm an den Kopf geflogen, und hatte ihn geweckt. Sie hatte das Licht auslöſchen wollen, ſich vielleicht verbrannt, und das Gepipe verurſacht, das ihm im erſten Schreck weit ſtärker dünkte. Das Wetter kühlte ſich; daher ſchien ihm die Stube voll Feuer, und die ſchrecklichen Geſtalten vor der ofnen Stubenthür waren alter, durch einander geworfner Hausrath, der auſſen herumlag, und woraus die Einbildung ſo ſeltſame Geſtalten ſchuf, welche bei dem ſchnellen Abwechſeln des Lichts und der Dunkelheit nicht einmal deutlich geſehen werden konnten. Endlich ermunterte er ſich völlig, und ſah daß alles blos ein Spiel der Phantaſie geweſen war.

Die Muttermähler ſind ein Beweis von der Macht der Einbildungskraft. Man ſieht Leute, die Beeren, Kirſchen, Mäuſefiguren ꝛc. an verſchiedenen Theilen des Leibes haben, weil die Mutter während der Schwangerſchaft ſich über ſo etwas erſchrak. Man hat Leute geſehen, die ſich einbildeten, erweichte Knochen, eine ſehr große oder eine wächſerne Naſe, Hörner am Kopf, Füſſe von Stroh, Frösche ꝛc. im Leibe zu haben; die da glaubten, es würde eine Uiberſchwemmung entſtehen, wenn ſie ihren Urin lieſſen, die durch Einbildung krank geworden und geſtorben ſind. — Sollte die Einbildungskraft dem Menſchen nicht Geſpenſter darſtellen können?

Von Geſpenſtern.

Das beſte Mittel, eine ſtumme Geſellſchaft geſprächig zu machen, iſt, daß man ſie auf Geſpenſtergeſchichten bringt. Jeder wird das ſeine gewiß beitragen, jeder ſeine Geſchichte reu-

fürchterlich erzählen, damit dem furchtsamen Zuhörer die Haare zu Berge stehen. Man darf darum nicht, aller Erfahrung zum Troß die Wahrheit jeder Geschichte dieser Art ohne Ausnahme verwerfen, weil man selbst noch nichts ähnliches gesehen, oder weil man es nicht begreifen kann; denn wir glauben viel, was wir selbst nicht gesehen haben; und sehen Dinge, ohne zu wissen, wie es damit zugeht, und durch was für Kraft sie bewirkt werden. Wir sehen z. B. die Sonne, wie sie den Erdboden erwärmt; aber wir begreifen nicht, warum sie von ihrem eigenen Feuer nicht verzehrt wird. Wir sehen den Magnet das Eisen anziehen, und wissen nicht, durch was für Kraft es geschieht.

Unter funfzig Erzählungen von Gespenstern, hat kaum eine das Gepräge der Wahrheit; und wenn man diese eine untersuchen könnte oder wollte, so würde sie gewiß vieles von ihrer Glaubwürdigkeit verliehren; und die Menge der Gespenstergeschichten würde bald auf eine geringe Anzahl zurück kommen, oder sich vielleicht ganz verliehren, wenn diejenigen, denen zuweilen etwas erscheint, Dreustigkeit genug hätten, zu untersuchen, was das sey, wovor sie sich fürchten; wenn sie nicht, aus vorgefaßter Meinung, bei jedem Schein von Furcht übermannt, die Flucht ergrifen. Sie würden, wenn sie genauer untersuchten, gewiß finden, daß es eine Wirkung der Furcht und der Einbildung war, oder daß es einen natürlichen Gegenstand zum Grunde hatte. Von den Sonntagskindern glaubte man ehedem einfältiger Weise, daß sie allein Gespenster sehen könnten. Jetzt sagt man, nur die am 29 Februar (der doch nur aller 4 Jahr kommt) Gebornen, könnten sie sehen. Möchte man künftig nur von dem ersten Zehntel eines Jahrhunderts dieß glauben! Worin sollte auch wol die Ursach davon liegen? Etwa in dem Auge, daß doch alle Gegenstände richtig sieht? Oder in der Stellung des Gespensts? Oder haben Gespenster die Macht, des einen Auge zu stärken, und den andern zu blenden? Es ist wirklich zu bewundern, wie man auf so handgreiflich falsche Erdichtungen dergleichen die Gespenstergeschichten zu seyn pflegen, verfallen konnte, und wie sinnreich man bei Ausdenkung derselben gewesen ist. Wollte man alle Geschichtgen glauben, die man uns aus dem Gespensterreich er-

zählt; so müßte alles mit Geistern und Schreckbildern angefüllt seyn, wovon einige in Thürmen und Häusern, oder auf Kirchhöfen und Gerichtsstätten; oder in der Luft, in dem Wasser und unter der Erde anzutreffen seyn würden. Die erste Art sind die häuslichen Ruhestöhrer, die des Nachts zwischen 1 und 2 Uhr mit dem Zinn in der Küche klappern, überall umherpoltern, und denen, die ihnen zu nahe kommen, Ohrfeigen austheilen, worauf gewöhnlich aufgeschwollene Köpfe erfolgen. Wenn man alle Geschichten oder Lügen von der Art, aus alten und neuen Zeiten, besonders die aus dem Alterthum (denn in den neuern Zeiten, wo der menschliche Verstand anfängt, reiner und aufgeklärter zu denken, sind sie wenigstens nicht mehr so häufig) aufzeichnen könnte; was für eine ungeheure Menge würde es seyn? In den Häusern erscheinen gewöhnlich die Personen, die ehemals darin ebten, welche noch etwas auf ihrem Herzen haben. Die alten Müttergen hören sie seufzen und winseln; denn sie haben bei Lebzeiten entweder Ge d verscharrt, welches sie bewahren, oder den ebendigen zeigen wollen; oder es geschieht ihren hinterlassenen Kindern und Freun n Unrecht, ihr Vermächtnis ist verdreht, nd ihr letzter Wille unvollzogen geblieben. Oft kneipen sie es Nachts werfen aus dem Bette ꝛc. Der Furchtsame wagt s nicht, des Nachts auf eine Kirche oder Thurm, über einen rchhof oder Gerichtsstätte zu gehen: Seine Einbildungskraft ird ihm eine Schaar von Geistern und Todtengerippen sehen assen, und er wird sich glücklich schätzen, wenn er mit dem Leben avon kommt, und der Hals ihm nicht auf den Rücken gedrehet ird. In alten Klöstern haben Mönche ihre Behausung; sie ehen als Geister noch in ihren langen Röcken, wie sie bei Lebzeiten gingen, mit einem Bund Schlüssel an der Seite, womit sie lle Thüren öfnen. Ein andermal erscheint der Geist, so wie er den Sarg gelegt wurde; und endlich läßt der Aberglaube gar Thiere erscheinen.

Giebt es Gespenster? Keine Frage ist öfter aufgeworfen, keine weniger beruhigend beantwortet. Die h. Schrift lehrt uns gentlich von Gespenstern nichts; das ist ein beträchtlicher Einwurf gegen ihr Daseyn. Die Weltweisheit ist verlegen, und

die Weisesten im Volk wollen nichts von ihnen wissen. De
noch giebt es nur wenig Menschen, die sich von der Gespenste
furcht ganz frei gemacht haben; denn die Vorstellungen, weld
man ihnen in der Jugend beigebracht hat, kleben noch zu sehr a
wenn sie sich gleich von der Richtigkeit oder Unmöglichkeit d
Sache überzeugt haben: Wie viele giebt es, die sich vor den Ge
stern nicht anders fürchten, als ob sie eine unumschränkte Gewa
über die Menschen hätten? Wenn die Nothwendigkeit ein
Menschen zwingt, über einen Ort zu gehen, wo Menschenschäd
liegen; so fallen ihm tausend schreckliche Geschichten ein, d
Furcht macht daß er geschwinder fortschreitet, er hört dump
Stimmen, und schreckliche Gestalten fahren ihm vor dem G
sicht herum. Dieß betrift oft selbst solche, die bei andern Gel
genheiten, wo es Leben und Tod gilt, unerschrocken bleiben. J
es nicht thörigt, vor Geistern sich zu fürchten, in deren Gesellsch
wir einst eintreten sollen, unter denen wir einst glücklich zu se
hoffen? Ist es nicht noch thörigter, sich vor Geistern zu fürchte
von denen unsere Vernunft uns sagt, daß sie nirgends sind? Ab
wie mancher leugnet Gespenster, dem doch die Haare grause
wenn er im finstern an einen berüchtigten Ort allein gehen sol
Unsere Seele ist unsterblich, wohl uns, daß wir das wissen! S
wird ewig das bleiben, was sie ist: Ein Geist, ein Wesen, de
denken kann, das sich seiner selbst und der Dinge ausser ihm b
wußt ist. Sie verliert bei der wichtigen Veränderung, die i
Tode mit ihr vorgeht, wenn sie von dem Leibe getrennt wird, ve
ihren Eigenschaften nichts; sondern sie gewinnt. Sie wi
dann durch die Schwäche des irdischen Körpers nicht mehr g
hindert, sie sieht deutlicher als jemals, sie behält ihr Gedächtn
und ihre Kräfte nicht nur, sondern diese werden vergrössert. J
bleiben alle erworbene Geschicklichkeiten, die sie durch Erfahrun
und Uibung erlangte. Sie behält Scharfsinnigkeit, und ih
edlen Neigungen verliehren nichts, ihre Tugend nichts von ihre
Glanz. Wir würden von dem Leben nach dem Tode fast nich
wissen, oder unsere Kenntnis davon würde die unvollkommens
seyn, wenn die heilige Schrift uns darüber nichts entdeckt hätt
aber auch die Nachrichten, die wir darin finden, sind unvollkor

men. Wirklich hat man aus einigen Schriftstellen der Gespenster Wirklichkeit beweisen wollen. Jesus erscheint seinen Jüngern auf dem Meer; sie sehen ihn und erschrecken, weil sie glauben, es sey ein Gespenst. Jesus giebt sich zu erkennen, spricht ihnen Muth ein; widerlegt aber ihre Meinung nicht gerade zu. Aus diesem Stillschweigen schließt man, Jesus habe die Meinung seiner Jünger gebilligt, sie müsse folglich gegründet seyn, weil der göttliche Lehrer auch nicht stillschweigend Irrthümer habe billigen können. Ohne jene Stelle weitläuftig zu erklären, kann man antworten: „Die Juden glaubten an Geistererscheinungen mehr als wir; sie hatten diese Meinungen vornemlich aus Babel mitgebracht. Jesus fand es nicht für gut, vor jetzt die Jünger darüber besonders zu belehren; aber er gab sich ihnen zu erkennen, und widerlegte dadurch ihren Irrthum. Die Jünger sahen ein Phantasma, das ist, eine Erscheinung. Auch nach der Auferstehung hielten die Jünger Jesum für einen Geist, da er sich ihnen zeigte, und man sehe dort, wie er sich dabei benimt.„ Es ist uns eine Wiedervereinigung der Seele mit dem Leib versichert. Wenn ehe diese Wiedervereinigung erfolgen werde, das ist uns nirgends gesagt. Die, welche geistige Erscheinungen glauben, setzen voraus, daß die Seele, so bald sie sich von dem irdischen Körper trennt, mit einem andern umhüllet werde; da doch die Bibel sagt, daß erst bei der Auferstehung die Leiber verklärt aus dem Grabe hervorgehen, und die Seelen mit ihnen wieder vereinigt werden sollen. Sie lassen die Geister bald schwarz, bald weiß, bald grau erscheinen, geben ihnen bald diesen, bald einen andern Anzug, ohne zu erwägen oder zu bestimmen, woher sie diese Uiberkleidung etwa nehmen könnten? Die guten oder bösen Handlungen der Menschen in diesem Leben, stehen mit Belohnung oder Bestrafung in der Ewigkeit in eben der Verbindung, wie Aussaat und Erndte. Aber das ist uns nirgends mit Gewisheit gesagt, wenn ehe Belohnungen und Bestrafungen jenseit dieses Lebens anfangen sollen. Kommt die Seele gleich nach ihrer Trennung von dem Körper an den Ort ihrer Bestimmung, oder wird sie bis zu dem jüngsten Tage, zu der Wiedervereinigung mit dem verklärten Leib irgend-

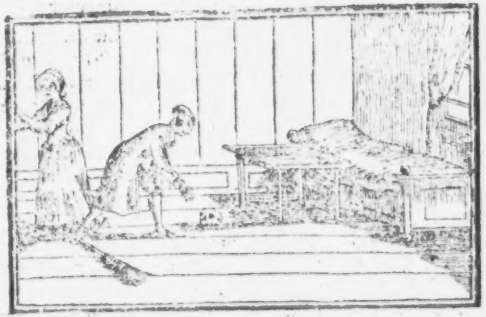
wo aufbehalten? Diese und andere Fragen, welche man hierüber thun könnte, werden so wie bisher, wahrscheinlich auch in der Zukunft unbeantwortet bleiben. Daß die Seele, so wie sie ist, als Geist und ohne einen Körper anzunehmen, nicht gesehen werden könne, und daß dieß ohne Gottes Zulassung nicht möglich sey, das leugnen selbst auch die nicht, die Geistererscheinungen glauben, und die sie selbst gehabt haben wollen. Hier entstehen aber die Fragen: was für Nutzen würden Geistererscheinungen haben, wenn sie auch statt finden könnten? was für Entdeckungen zum Glück der Menschen würden die Geister machen? Und wenn sie keinen Nutzen haben, warum sollte Gott sie geschehen lassen?

Man sieht den Erzählungen von Gespenstern und Erscheinungen bei dem ersten Anblick das Fabelhafte an; hier ist eine von der Art: Zwei Personen von Stande lebten in der vertrautesten Freundschaft, waren beide ein Herz. Als der eine in den Krieg ging, wurden sie zu einem Gespräch von der Beschaffenheit der andern Welt, und zu dem wechselseitigen Versprechen veranlaßt, daß der, welcher von ihnen am ersten sterben würde, dem andern Nachrichten daher bringen sollte. Jener reiste ab, und der Zurückgebliebene hatte in mehreren Monaten keine Nachricht von ihm, bis er eines Morgens früh, da er sich noch im Bette befand, den Vorhang wegziehen, und seinen Freund leibhaftig vor sich stehen sah. Er sprang aus dem Bett, ihn zu umarmen; jener aber zog sich zurück, und bedeutete ihn, daß es dazu jetzt nicht mehr Zeit sey; er wolle nur sein Versprechen erfüllen. Er sey nicht mehr unter den Lebendigen, denn er sey in einem Scharmützel geblieben; zugleich zeigte er den Ort, wo ihn die Kugel getroffen hatte; das Blut floß noch herab — und er verschwand. Alles bestätigte sich bald. — Wenn man diese Geschichte, so wie sie da steht, liest und hört, ohne nur zweifeln zu wollen, ob sie so ganz wahr sey; so wird man sie als Beweis von der Möglichkeit der Wiedererscheinung nach dem Tode ansehen und anführen. Aber wer waren die beiden Vertrauten, wo lebten sie, und in welchen Krieg gieng der eine? Wo blieb er? ist es nicht wahrscheinlich, daß der Zurückgebliene durch einen lebhaften Traum, durch Einbildungskraft getäuscht wurde? — Was ist natürlicher, als

daß ein Freund, der den andern im Kriege weiß, für sein Leben zittert, oft an ihn denkt, oft von ihm träumt, oft sich ihn vorstellt? Je zärtlicher die Freundschaft war, desto lebhafter werden alle Vorstellungen von ihm seyn. Und wird nicht eine erhitzte Phantasie selbst ein Bild darstellen können? Wird nicht endlich einmal der Erfolg wahr machen, was jener so oft, und auf so mannigfaltige Art dachte? Und was kann leichter erfüllt werden, als eine Todesahndung von dem, der gegen den Feind zu Felde steht? Wozu soll endlich eine solche Abrede anders dienen, als zur Befriedigung der Neugier, welcher Gott besonders hierin so nahe Grenzen gesetzt hat? Wenn man eine Geschichte, dergleichen die gegenwärtige ist, glauben soll; so müssen ächte Zeugen die Wahrheit derselben bestätigen. Diese aber fehlen hier ganz. Leute, die etwas als selbst gesehen erzählen, müssen, wenn man ihnen glauben soll, redliche und von Vorurtheilen freie Leute seyn. Sie müssen den Willen haben, wahr zu erzehlen, und beweisen können, daß sie zu der Zeit, da sie etwas sahen, sich ihrer wohl bewußt waren. Wenn man eine Erzehlung hiernach beurtheilt; so wird sie gewiß von ihrer Glaubwürdigkeit verliehren; und wenn man sie darnach untersuchen könnte; so würde man finden, daß dergleichen Erscheinungen nichts anders, als Geburten einer zu lebhaften Einbildungskraft der Lebenden sind. Und Leser, was dünkt dich von einem Geist, aus dessen Wunden man Blut fliessen sieht; der gleichwol beim Befühlen nur Wind seyn soll?

Ein andermal, erzählt man, sey der zuerst gestorbene, der Abrede gemäß, erschienen, und habe auf Befragen des andern: wie es in jener Welt aussähe? die bisher im Busen verborgene Hand herausgezogen, ihn mit heissen Funken besprüht, und gesagt: Bruder, da ist's heiß!

Menschen können zwar die Verabredung nehmen, sich aus dem Reich der Todten Nachricht zu bringen: ob dann aber die verabredete Erscheinung wirklich erfolge, das ist eine andere Frage, die höchst unwahrscheinlich, und unglaublich, ja beinahe unmöglich ist. Der Verstorbene kommt gewiß nicht wieder. Ob aber nicht Grauen, Angst, und Schreckbilder den zurück gebliebenen Lebenden verfolgen, wer könnte das unwahrscheinlich finden?



P. verliehrt in einer Schlacht das Leben; sein Freund weiß die Gegend, wo er fiel, und besucht sie oft. Eine Kugel aus dem kleinern Gewehr hatte seinen Schädel in der Gegend des rechten Schlafs durchbohrt; auch das hatte er erfahren. Unverhofft nahm er einst einen sehr weissen Todtenkopf wahr, aus welchem Gras hervorwuchs. Er betrachtete ihn, und fand die Oefnung auf der Seite des rechten Schlafs. Hat ein Zufall diese Oefnung verursacht, oder ist es wirklich der Kopf des P? — O besah ihn lange, und glaubte endlich, den traurigen Uiberrest seines Freundes zu sehen; drückte ihn an die Brust, und dankte der Vorsehung, daß sie ihn so beglücke. Er beschließt, den Kopf einst neben sich im Grabe ruhen zu lassen, und setzt ihn in sein Schlafgemach, zu steter Erinnerung seines P. Nicht ohne Schauer verstrich die erste Nacht, und im Hause hatte man seit der Anwesenheit des Todtenkopfs keine Ruhe gehabt; ja man hatte ihn in einer zitternden Bewegung gesehen. O. kam einst aus dem Garten, den er nicht weit von seinem Hause hatte, fand seine Wohnung von einer Menge Menschen umgeben; die Magd in den letzten Zügen, und neben dem Bett den Geistlichen; denn der Todtenkopf hatte sich bewegt, war vom Tisch herunter, und auf dem Boden umhergerollt. Keiner hatte sich noch in die Stube gewagt; O. sah den Kopf auf dem Boden liegen, und

hatte ihn kaum an ſeinen Ort geſetzt, als er wieder herunter und nach dem Bett zu rollte. Er faßt ihn abermals, bemerkt dann aber, daß in ihm ſich etwas bewegt, und ſieht, da er ihn ans Fenſter bringt, zu ſeinem Erſtaunen den langen Schwanz eines Ratten. Er zieht ihn heraus, und das Räzel war aufgelöſt.

Ohne Zweifel wurde der Ratte durch einen Feind gejagt, und genöthigt, ſich durch die enge Oefnung des Kopfs hindurch zu drängen und darin ſeine Sicherheit zu ſuchen. Die Rückkehr aus demſelben war ſchwer, bis er mit Gewalt herausgezogen wurde. So etwas kann ein ganzes Städtchen in Bewegung ſetzen. Mann rennt in Haufen dahin, wo der Poltergeiſt ſeyn ſoll, und geht beſchämt nach Hauſe, wenn die Sache erklärt iſt. Mann könnte vielleicht Bücher mit Geſchichten dieſer Art füllen, die alle beweiſen würden, daß die Erwartungen von Geſpenſtern immer getäuſcht wurden: Aber wozu? würde man bei vorfallender Gelegenheit weniger neugierig, weniger abergläubiſch ſeyn?

Die Umſtände bei der Erzählung von Geſpenſtergeſchichten werden oft ſo verwirrt, daß man Mühe hat, die Veranlaſſung dazu zu entdecken. Oft bleibt die Geſchichte ganz unentwickelt, behält ihr Anſehen, geht von Mund zu Mund, erhält immer Zuſätze, und wird auf Kind und Kindeskind fortgepflanzt. Man wird daher nicht leicht dieſe Geſpenſterfurcht aus den Köpfen bringen, ohnerachtet die Zeugen ein altes, abergläubiſches Weib, eine einfältige Magd, ein dummer Knecht, (denn die ſehen die Geſpenſter gewöhnlich) ſo unzuverläſſige Zeugen ſind. Der größte Theil der Menſchen hat weder Verſtand, noch Aufmerkſamkeit, noch Muth genug, die Vorfälle einzuſehen, oder zu unterſuchen. Was Wunder, wenn ſie ſich von Vorurtheilen und Aberglauben nie losmachen, nie hinter die Wahrheit kommen? — „Ich ward, ſo erzählt K. ein Arzt, zu einem todtkranken Prediger gerufen, und da die Gefahr groß vorgeſtellt wurde; ſo ritt ich noch ſpät dahin. Der Mond ſchien hell, ich war der Gegend kundig, reiſte allein, und kam endlich in das mir wohlbekannte Holz. Kaum war ich hinein; ſo ſtutzte mein Pferd, und ich ſpornte es umſonſt. Nun lenkte ich um, und ritt durch einen Nebenweg auf die ordentliche Straſſe. Auf einmal ſtand es

wieder. Ich machte die Pelzkappe vom Gesicht zurück; Himmel, was sah ich? Einen Todten, mit einem mit Blut und Beulen bedeckten Gesicht, in einem Sarge unter einer Eiche. Nun fing meine Einbildungskraft an, zu wirken; ich sah wie sich der Todte aufrichtete, wie er mich anfah, und Miene machte, aus dem Sarg zu steigen und mich anzufallen. Kaum behielt ich noch so viel Muth, daß ich dem Pferd den Zügel schiessen und es nach Hause zurennen ließ. Da ich in der Schenke eines Dorfs, wo ich durchreiten mußte, Licht sah; so gieng ich hinein, mich zu erholen. Der Wirth merkte meine Bestürzung, und sagte, ich hätte im Wald gewiß das Gespenst gesehen? und fing an, greuliche Geschichten zu erzählen. Nun ritt ich zu Hause, und hörte schon am Morgen früh die abentheuerliche Geschichte, daß in voriger Nacht der Teufel, auf einem schwarzen Pferde reitend, einem Mann im Walde den Hals umgedrehet hätte, und daß er dann mit Zurücklassung eines häßlichen Gestanks verschwunden sey. Inzwischen kam ein neuer Bote, der mich zu dem Patienten holte, wo ich auch bald anlangte, und wo ich eben die Geschichte noch fürchterlicher hörte. Der Teufel, auf einem schwarzen Pferd, habe die im Wald unter die Eiche gesetzte Leiche holen wollen, und die Hüter verjagt: Weil sie sich aber mit Kreuzen gesegnet hätten, und der Schulmeister dabei gewesen wär; so wär er mit Zurücklassung eines gräulichen Gestanks unverrichteter Sache wieder verschwunden. Ich merkte nun wol, das man mich für den Teufel angesehen hatte, und erzählte, daß ich auf einem schwarzen Pferd, in einem Pelz, das rauhe auswärts gekehrt, und in einer schwarzen Kappe vermumt, in den Wald geritten sey, und einen Todten im Sarg habe liegen sehen." „Ganz recht, sagte der Schulmeister, ich bin bei denen gewesen, die die Leiche abholen sollten, welche auf der Grenze gefunden worden war. Herr Doctor, glauben sie mir, ich sah mich um, und die kamen mir die Zipfel an ihrer Reisekappe so vor, wie die Hörner welche der Teufel haben soll."

„Durch diese Geschichte, sagte der Doctor, bin ich in dem Unglauben noch mehr bestärkt worden, den ich bei den Gespenstergeschichten immer hegte, und glaube nun um so mehr

daß Erzählungen dieſer Art auf ähnliche Weiſe enſtanden ſind."

Die meiſten Menſchen haben die Geſpenſterhiſtorien von Hörenſagen; ſie wiſſen ſelbſt nicht, was Geſpenſter ſind, und laſſen ſich doch ſo ungern davon abbringen. Wie oft iſt der Betrug entdeckt worden, den Spasvögel, Verliebte, Betrüger u. ſ. w. als Geſpenſter ſpielten? Es war kein Zweifel, daß da der Unhold ſein Weſen habe, und nachmals war alles ruhig. Ja, ſagt der Abergläubiſche, es veraltert ſich! Mögten die Thorheiten unter den Menſchen ſich auch veraltern! Aber ſie behaupten ihre Rechte, und die Geſpenſter hören auf zu poltern? Hört folgende gräuliche Geſchichte:

Der Freiherr von **Bretiole**, Obriſter in Däniſchen Dienſten, erhielt vom König Befehl, ſich nach Rendsburg zu begeben. Er mußte wegen eines entſtandenen Ungewitters und ſchlimmer Wege ſich entſchlieſſen, in einem Dorf einzukehren, wo er in dem elendeſten Wirthshaus weder zu eſſen noch zu trinken kriegen konnte. Iſt kein Edelmann im Dorf, fragt er? nein! auch kein Pfarrer? ja! Der Prediger nahm ihn willig auf, bewirthete und unterhielt ihn gut. Das Geſpräch kam auf ein altes Schloß, das im Dorf lag, und in dem böſen Ruf ſtand, als wär es von mörderiſchen Geiſtern bewohnt. Jeder ſtarrte es an, wenn er vorbei gehen mußte: Nur **Bretiole**, der nie Geſpenſter geglaubt hatte, will noch ſelbigen Abend das Schloß und die Geiſter in demſelben ſehen. Alle Vorſtellungen des Predigers helfen nichts. „So viel beherzte Leute, ſagte er, haben gewagt, des Nachts da zu bleiben; aber man hat keinen wiedergeſehen" „O, ſagte B., ich will dieſe Nacht mit meinem Bedienten auf dieſem beſeſſenen Schloß ſchlafen." Er nähert ſich demſelben, trägt ſelbſt die Laterne, da inzwiſchen ſein Bedienter, und der Knecht des Predigers, Stroh und Betten herbeitragen. Als ſie hineingekommen waren, ſahen ſie gleich an der erſten Thür, zur rechten Hand eine Treppe; ſie ſtiegen hinauf, und fanden einen groſſen Saal, auf welchem ſie alte, zum Theil erloſchene Gemählde; auf beiden Seiten aber Thüren zu Zimmern ſahen. B. ſah ſich um, und blieb endlich in dem Zimmer zur Linken, das

zunächst an der Treppe war, und setzte die Laterne neben seinem Lager hin. Zur Rechten und zur Linken legte er eine scharf geladene Pistole, und zog den Degen. Um elf Uhr enstand ein entsetzliches Gepolter; es war nicht anders, als marschirten Soldaten mit Pferden und Waffen die Treppe herauf. Warlich, der Oberste war nicht feig; aber seine Haare fiengen allmälig an, sich in die Höhe zu richten, und die Knie zitterten. Immer näher kam der abscheuliche Lerm. Der Ritter faßte mit der einen den Degen, mit der andern eine Pistole, und wollte so das polternde Ungeheuer erwarten. Aber er läßt bei Eröfnung der Thür beides aus den Händen fallen. Die Lichter erlöschen, das Gespenst läßt feurige Augen blitzen, brüllt wie ein Bär, und rasselt mit feurigen Ketten. Ueber dem Schlafzimmer entsteht zu gleicher Zeit ein gräßliches Toben; es war nicht anders als würden hundert eiserne Kugeln hin- und hergewälzt, worunter sich ein klägliches Heulen hören läßt, als ob tausend Hunde und Katzen und Pferde unter einander schrieen und wieherten; es thut einen entsetzlichen Knall, als gieng eine Kanone los. Endlich hörte er ein Glockenspiel, und darauf mit durchdringender Stimme rufen: Victoria! Victoria! worauf bald eine grosse Stille erfolgt. Da liegt der Ritter wie todt; das Gespenst hatte ihn gekratzt und mit Ketten geschlagen, und entfernt sich dann, und steigt mit grossem Gepolter die Treppe hinab. Bretiole ermannt sich, und denkt: Ist dieses Ungeheuer ein Geist, so kann ich es weder erschiessen noch erstechen. Ist es ein Mensch, so wird es seinen Leib vor Blei und Eisen verwahrt haben. — Ich will, wenn es noch einmal kommt, ein Herz fassen, und ihm nachschleichen. Nach Verlauf etwa einer Stunde rasselt es wieder mit grossem Geräusch die Treppe herauf, mishandelt ihn und seinen Bedienten wie zuvor, und raset dann fort. B. ermunterte sich, wiederhohlte seinen Vorsatz, nahm den Degen in die eine und die Pistole in die andre Hand, und schlich leise nach. Der Bediente winselt jämmerlich hinterher, und glaubt, er werde seinen Herrn nie wiedersehen. Das Gespenst wändte sich zum Glück nicht um, bis es vor des Ritters Augen plötzlich verschwand. Stockfinster war alles um ihn her, und er wagte nicht, einen Schritt

weiter zu thun. Er hatte vor seinem Gespenst viele andere hergehen hören, die alle in dem finstern Gang verschwunden waren. Jetzt entschließt Bretiole sich, in demselben so lange fortzugehen, bis er ein Ende fände; aber kaum hatte er einige Schritte gethan, als er in eine Gruft hinunter fiel, und seine Pistole, an welcher der Hahn gespannt war, losgieng. Auf den Knall näherten sich ihm vier starke Kerle mit Lichtern. „Verwegner Hund, brüllt der eine ihn an, was unterstehst du dich, hierher zu kommen?“ Sie packten ihn bei den Armen und schlepten ihn in ein Zimmer, wo einige zwanzig Personen an einem Tisch sassen. Einer nach dem andern sahe ihn mit starren Augen an: man schien über seine Gegenwart so bestürzt, als B. über die ihre war. Dann fuhr ihn einer an: „Was für ein Frevel hat dich tollkühnen Hund [illegible]wegen, hieher zu kommen? Konntest du nicht denken, daß du deinen Vorwitz mit dem Leben würdest büßen müssen? Bereite dich zum Tode, du mußt sterben:“ „Sterben, versetzte Bretiole, ich schwöre euch bei dem König, daß mein Tod euch theuer zu stehen kommen soll.“ „Führt diesen trotzigen Hund weg, wir wollen sein Urtheil fällen, er muß sterben,“ schrie eins der Ungeheur. Die vier Kerls packten und schlepten ihn wie Henker in ein finsteres Loch. Nun war B. überzeugt genug, daß er es nicht mit Gespenstern zu thun habe. Er wurde jetzt eines Scheins gewahr, welcher durch das runde Loch in der Thür, in das Gefängnis fiel, legte sein Ohr dicht an, und vernahm, daß seine Richter über die Art, mit ihm zu verfahren, uneins waren. „Laßt ihn hinmorden, schrie der eine!“ „Nein, wir wollen ihn ausfragen, und dann richten.“ B. wurde vorgeführt und erzählte, wer er wär, die Ursach seiner Reise, die Veranlassung des Übernachtens in diesem Schloß, u. s. w. „Ich habe, setzte er hinzu, Königliche Ordre, an deren Beschleunigung mehr gelegen ist, als an meinem Leben. Sehen Sie hier das Königliche Siegel. Sie kommen in grosse Gefahr, wenn Sie mir das Leben nehmen. Der Geistliche dieses Orts weiß, wo ich geblieben bin: Der König wird das ganze Schloß umwühlen lassen. Ich bin ein Cavalier, und gebe ihnen mein Wort, daß ich dieses Geheimnis ewig bei mir behalten will, wenn Sie mir

das Leben schenken.“ Die Richter sahen einander an, keiner wollte den Anfang machen. B. wurde wieder weggeführt. Die Richter stritten, bis sie endlich übereinkamen, unter jenen Bedingungen ihm das Leben zu lassen. Man händigte ihm seine Ordre unbeschädigt ein, nahm einen Eid von ihm, und gab ihm höflich Abschied. Zwei Bediente führten ihn durch eine verborgene Thür bis an die Treppe: Der Ritter eilte mit seinen Bedienten aus der Mördergrube und gelangte zur grossen Freude des Predigers, der seinetwegen die ganze Nacht nicht hatte schlafen können, auf der Pfarrwohnung an.

Nach Verlauf eines Jahrs befand **Breriole** sich auf seinem Landgut. Ein Reitknecht mit zwei schönen kastanienbraunen Hengsten an der Hand, hielt vor dem Hof, und verlangte den Ritter zu sprechen. Er händigt ihm ohne Verzug einen Brief ein, läßt die zwei Pferde stehen, und fliegt wie ein Vogel davon. Der Ritter staunt bei Eröfnung des Briefs eine goldne Münze an, die man nachmals zwanzig Ducaten an Werth fand. Darinn wurde er seines Versprechens entledigt, und das Geheimnis hatte ein Ende. Es waren falsche Münzer, die dieses Schloß so unsicher gemacht hatten, und man hörte in demselben nichts wieder.

In einem Hause in **Annaberg** (im Erzgebirge) welches der Archidiaconus **Zobel** bewohnte, ließ sich ein Gespenst sehen, welches in der Gestalt eines alten Weibes, oder eines zottigten Hundes durch poltern, werfen mit Steinen, plätschern in den Wassertrögen, die Hausbewohner beunruhigte. Jeder glaubte, der Teufel oder ein böser Mensch durch ihn verursache dieß. Der Stadtrath ließ das Haus bei Tage und bei Nacht bewachen, und veranstaltete dabei, daß es immer einmal genau durchsucht wurde, wobei man aber nie etwas entdeckte. Daher hielt der Besitzer des Hauses täglich einige mal Betstunden, und that in der Kirche Fürbitten, daß die Spukereien aufhören, und weder für das Haus, noch die Stadt, Unglück anzeigen, und zur Folge haben mögten. Endlich wurde **Anton Friedel** bei geübter Dieberei gefangen, und gestand bei dem dritten Verhör, wider alles Vermuthen, daß er es gewesen sey, der in dem Zobelschen

Hauſe den Lerm getrieben habe. Auf die Frage: Ob er ſich der Hülfe des Satans bedient? antwortete er, daß er davon nichts wiſſe; und auf die: Wie er ſich in ein altes Weib, oder einen Hund habe verwandeln können? daß er zu Hauſe eine zottigte Decke habe, die ſo zugerichtet ſey, daß wenn er ſie anziehe, zwiſchen ihm und einem natürlichen Hund kein Unterſchied ſey. Er könne auch wie ein Hund laufen und bellen. Durch eben dieſe Decke, ſagte er, könne er ſich die Geſtalt eines alten Weibes geben, und er wolle alles dieſes gleich darthun, wenn man es erlaubte. In der Geſtalt eines Hundes habe er ſich in die Häuſer geſchlichen und verkrochen, um des Nachts zu ſtehlen. Seine kleine und ſchlanke Leibesgeſtalt ſey ihm bei alle dem zu ſtatten gekommen. Friedel wurde mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht. Nun da alles entdeckt, der Thäter ſelbſt geſtanden hatte, und beſtraft war, hätte man glauben ſollen, dieſe Geſchichte würde ein Beweis mehr ſeyn, daß es keine Geſpenſter gebe; der Aberglaube war aber viel zu groß, als daß man ſie nicht hätte für auſſerordentlich und übernatürlich halten ſollen. Vielmehr fuhr man fort, zu behaupten, daß doch der Satan dabei ſein Spiel gehabt habe. Und doch hatte Friedel noch kurz vor ſeinem Tode ſich erboten, die Zauberſtücke vor allen Anweſenden zu machen. So ſchwer iſt es, abergläubiſchen Leuten ihre Vorurtheile zu benehmen. Man hätte ſchon dadurch mistrauiſch werden können, daß nur zwei Mägde (die doch beſonders hierin ſo unzuverläſſige Zeugen ſind) den Poltergeiſt geſehen hatten.

Es gehört nur Unterſuchung dazu, um ſich zu überzeugen, daß nicht Geſpenſter lermen. Zu A. glaubte man, in einem Grabe ein Schmatzen zu hören. Viele Neugierige, die ſich davon überzeugen wollten, legten das Ohr an das Grab und ſagten, die Leiche ſchmatze. Nachdem man die Sache genauer unterſuchte, fand ſich's, daß nicht weit von dem Grabe in einem Mauerloch an der Kirche junge Eulen waren, die dieſen Schall verurſachten.

Der Furchtſame iſt ſchon oft betrogen; aber er hört darum nicht auf, es fernerhin zu ſeyn. Es könnte doch wohl ſeyn, daß es wahr wär — alle Zeiten ſind nicht gleich. — W. hatte ſich

in G. zu lange aufgehalten; er konnte erst um Mitternacht nach Hause reiten. Er hatte ein sicheres Pferd; desto auffallender war es ihm, als es in einem hohlen Weg zurückwich, und aller Peitschenhiebe ohnerachtet, keinen Schritt weiter gehen wollte. Nun sage man mir weiter, daß es in dem fatalen hohlen Wege hier nicht unsicher sey: Wo Pferde stutzen, da war es nie recht richtig. Der Mond war schon zurückgewichen, und das Licht der Sterne erleuchtete den Weg nicht ganz. Er stieg vom Pferd und führte es. Bald stieß er mit dem Fuß an etwas, er faßte Muth, that die Augen zu, und bekam etwas harigtes in die Hand, das sich bewegte. Das Pferd wich zurück, und die Angst trieb ihn ihm nach. Sollte es doch wahr seyn, dachte er, daß die mitternächtliche Stunde für Reisende gefährlich ist? Noch einmal wagte er zurückzusehen, sahe etwas allmälich sich erheben, und die Ohren in die Höhe strecken, und hörte zugleich einen bekannten Ton. Es war des Müllers Esel, der auf dem Felde zurück-

geblieben war. W. erinnerte sich, das die Mühle in der Nähe sey, und freuete sich über seine Entdeckung. — Dieß mag unter andern lehren, daß man sich hüten müsse, so wenig als möglich, bei Nachtzeit zu reisen, weil die Vorfälle so sonderbar seyn können, daß, wenn sie sich gleich nachmals erklären, man wenigstens einen Schreck davon trägt. Ein in der Gegend unbekannter

Furchtsamabergläubischer wär in vollem Galop zurückgeritten, und hätte den Vorfall für einen sichern Beweis gelten lassen, daß Gespenster die Nächte unsicher machen.

Die Geschichte zeigt Beispiele, daß auch ein ungebildeter Religionseifer Spukereien veranstaltet hat. Ein protestantischer Prinz von bekannter Stärke, wurde manche Nacht von einem Gespenst beunruhigt, das Ketten schlepte, und zweckmäßig auf die Kätzer schimpfte. Uiberdrüssig der strafenden Stimme, faßt der Prinz, stark wie Simson, das Gespenst und fühlt bald, daß es dichte Beine und Knochen hat, eilt mit demselben zum Fenster, und wirft es, ohne vorher zu catechisiren, alles Zappelns ohnerachtet, 2 Stock hoch in den Graben hinunter; und es erschien nicht mehr.

Eine gewisse Frau, der man die Hälfte des Hirnschädels hatte wegnehmen müssen, und die ihr Allmosen darin sammelte, wurde einst daselbst von jemand stark mit den Finger angerührt; sie schrie und sagte: Man hätte sie tausend Lichter sehen lassen. — Das harte Hirnhäutlein war bei ihr aufgedeckt; ein gewisser Druck und eine dadurch verursachte Bewegung, bewirkte in ihr die Vorstellung von Lichtern, wovon keins da war. Sollten nicht auch bei uns Bewegungen und Drücke (die wir aber nicht immer bemerken) Vorstellungen oder gar Schreckbilder erzeugen können? Hieraus lassen sich Erscheinungen erklären, an deren Glaubwürdigkeit man nicht zweifeln kann; die aber keine ausser dem Menschen vorhandene Bilder, sondern Wirkungen der getäuschten Sinne und der Einbildungskraft sind. — Ein ehrwürdiger, gelehrter Greis fragte, als er mit seinen Söhnen speiste: Wer das Mädchen wäre, das an der Seite seines Stuhls stände? aber keiner sah sie: Folglich müssen in den Gehirnfibern oder Sehenerven dieses alten Gelehrten gewisse Bewegungen erfolgt seyn, die soche Eindrücke machten, welche mit dem Bilde eines Mädchen würden verbunden gewesen seyn. Das Bild, das dieser Greis sah, konnte unmöglich ein Körper seyn, der ausser einer Vorstellung wirklich da gewesen wär; denn sonst hätten seine Söhne das Mädchen auch sehen müssen.

H. geht des Abends vor die Thür seines Hauses, um den gestirnten Himmel zu sehen. Indem er aus der Stube trit, sieht

er das Hausmädchen auf dem Stuhl sitzen, und spinnen. Sie kommt ihm an der Treppe entgegen und er biegt aus; er öffnet die Stubenthür, und sieht sie zu seinem Erstaunen auch da auf dem Stuhl sitzen und spinnen. Er selbst hält diese Erscheinung für weiter nichts, als eine erneuerte Erschütterung, die demjenigen sinnlichen Eindruck in seinem Gehirn ähnlich gewesen, der darin verursacht war, als bei seinem Herausgehen aus der Stube die Lichtstrahlen von dieser Person in seine Augen gefallen; welches um so glaubwürdiger ist, da er, um einige kleine Sterne wahrzunehmen, seine Sehenerven sehr angestrengt hatte. Erscheinungen sind also möglich, aber sie sind nicht wirklich vorhanden.

Vorwitz und Furcht; beide haben manchen in Unglück gebracht, von beiden muß man sich gleich weit entfernen. Geisterfurcht ist (freilich durch anderer Verwahrlosung) dem Menschen ganz eigen geworden. Angst und banges Entsetzen ergreift ihn, wenn der Augenblick da ist, wo er zeigen soll, was er vorher prahlte. Der vermeinte Muth, verwandelt sich in Zaghaftigkeit, wenn er den Gedanken lebhaft denkt, daß jetzt der Geist kommen, und ihm den Hals auf den Rücken drehen ꝛc. könnte. In einer Spinnstube kam, wie gewöhnlich, das Gespräch auf Gespenster; eine rückte näher an die andere hin: Nur eine Magd wollte Muth haben. „Wovor fürchtet ihr euch, sagt sie; nur die Lebendigen können uns was thun, die Todten nicht. Ich will, wenn ihr wetten wollt, jetzt hingehen, und mich auf das neueste Grab setzen. Und damit ihr seht, daß ich da gewesen bin, will ich diese Spindel in den Grabhügel stecken; Morgen sollt ihr sie da sehen.“ Sie geht und findet leicht den Ort, wo sie über die Kirchhofmauer steigen kann, und denn den Hügel, in welchen sie die Spindel wirklich einsteckt. Sie will nun wieder weg; aber sie kann nicht, es war, als würde sie vest gehalten; als sähe sie Hände aus dem Grabe hervorkommen, die sie hinabziehen wollten. Sie reißt sich mit Gewalt los, flieht halbtodt, fällt über alle Gräber, läuft an der Kirchhofmauer auf und ab, und kann den Ort nicht wieder finden, wo sie herüber gekommen war. Endlich findet sie ihn, und kommt erblaßt wieder. Indem sie die

Spindel in die halberfrorne Erde mit Gewalt eindrückte, hatte ſie unvermerkt durch den Schurz ſich ſelbſt mit angeheftet.

Ein anderer prahlte, unerſchrocken in das Gewölbe der Kirche zu gehen, und zum Beweiſe, daß er da geweſen ſey, einen Nagel in den Sarg zu ſchlagen. Er geht, bleibt lange aus, man befürchtete ſeinetwegen etwas, ſucht und findet ihn todt in dem Gewölbe neben dem Sarge liegen. Er hatte ſich ſelbſt durch den Rock an den Sarg geheftet. — Wozu dieſer Vorwitz? Wer Muth hat, kann ihn dadurch nicht zeigen, daß er auf Geiſter losgeht, oder ſich mit ihnen balgt. Schon oft wurde Vorwitz beſtraft! Wer wollte ſich durch ſchreckende Beiſpiele nicht warnen laſſen?

Aber auch unzeitige Furcht vor Geſpenſtern hat manchem das Leben gekoſtet, manchen abgehalten, ſeinem nothleidenden Nebenmenſchen zu Hülfe zu eilen. Die traurige Erfahrung lehrt es, daß Menſchen, die noch nicht todt waren, begraben worden ſind. Man fand zufällig die ſchrecklichen Anzeigen, wie ſie ſich dem Tode zu entringen, oder ihrem Leben das baldigſte Ende zu machen geſucht hatten. Mehrentheils war Furcht die Urſach, daß ſie nicht gerettet wurden. In E. gehen Weibsperſonen um Mitternacht aus der Spinnſtube nach Hauſe, und hören am Kirchhof, der in dem Städtchen ſelbſt war, ein hohles Pochen. Sie verdoppeln ihre Schritte, und des andern Tags breiten ſie die vermeinte Spukhiſtorie in der Stadt aus, die auch zu den Ohren der betrübten Familie kommt. Ach, er hatte ſich die Finger zerkratzt, ſich die Adern aufgebiſſen, aus Verzweiflung, oder ſein Leben bald zu endigen. Da lag er in ſeinem Blut, und war nicht mehr der nicht lange erblaßte, treue Vater.

Ein Bettler kommt im Winter Abends ſpät, halb erfroren in ein Dorf, und geht, da er das Schulhaus noch offen findet, hinein, um über Nacht darin zu bleiben. Des Morgens finden ihn die Kinder erſtarrt, machen ein Geſchrei und laufen davon. Er wird bei Seite gelegt und ſofort des Abends begraben. In der darauf folgenden Nacht hört der Nachtwächter ein Pochen im Grabe des Bettlers und eine klägliche Stimme. Er meldet es dem Schulzen, findet aber kein Gehör. Der Nachtwächter

hört dann wieder im Grabe ein dumpfes Geräusch, und seufzende Töne, und thut dem Schulzen abermals dringende Vorstellung. Der Schulze geht früh zu dem Oberamtmann, der an einem andern Ort wohnte, um Verhaltungsbefehle einzuholen, und da dieser noch schläft, sagt er nichts, bis er aufgestanden war. Man öfnet das Grab, Himmel, welch ein Anblick! Der Bettler war wieder aufgelebt, und nun wirklich gestorben. Alle standen erstarrt da; dem Schulzen gienge durch alle Adern, er erkannte, wiewohl zu spät, seinen dummen Aberglauben von Gespenstern, und wußte sich mit weiter nichts, als mit einem: **Das hätte ich nicht gedacht!** zu entschuldigen.

So schrecklich sind die Folgen des Gespensterglaubens; so unfähig macht er den Menschen zu jeder guten Handlung, wozu einige Entschlossenheit gehört. Sollte man sich davon nicht entfernen? Sollte man nicht jeden davor warnen, und besonders Kinder davor zu bewahren suchen? Die Geschwätzigkeit der Kindermädchen, welche den Kleinen, um sie ruhig zu erhalten, mit dem Popanz und andern albernen Dingen drohen, sie damit zu Bette jagen u. s. w., ist von grösserm Nachtheil, als man glaubt: denn da diese die Wahrheit oder Unwahrheit noch nicht unterscheiden können, alles was man ihnen vorsagt, auf Glauben annehmen; so halten sie auch das sonderbarste Geschwätz für wahr. Und da nichts schwerer ist, als Kindern das wieder auszureden, was sie einmal als wahr angenommen haben; so bleibt ihnen die Furcht vor Gespenstern auch bei zunehmenden Jahren, und werden von derselben unaufhörlich gequält. Eltern sollten es als die erste Pflicht ansehen, jenen Unfug zu verhüten, und das Zutrauen, welches die Kleinen zu ihnen haben, dazu benutzen, ihnen Wahrheit und richtige Begrife beizubringen. Wie unwillig würden sie werden, wenn sie sähen, daß man ihre Kinder am Leibe verstümmele? Wenn man aber ihren Geist verunstaltet; so bleiben sie ruhig und sehen es gern.

Die Seele

ist ein Geist, und derjenige Theil des Menschen, der da denkt, überlegt und will. Wir erinnern uns des vergangenen, empfin-

den und erkennen das gegenwärtige; freuen uns, sind betrübt u. s. w. Alles geschieht durch die Seele, die nicht, wie der Leib aus Theilen besteht; sondern ein einfaches, unzertheilbares Wesen ist, und daher nicht gesehen werden kann. Die Theile des Körpers verändern sich, werden größer und wieder kleiner; die Seele bleibt immer dieselbe; nimt aber bei Uibung und Anstrengung, mit zunehmenden Jahren auch in der Fertigkeit zu denken und zu überlegen zu, und wird vollkommner. Eine Empfindung von innerer Kraft überzeugt uns von dem Daseyn derselben, und sie hat wahrscheinlich in einem gewissen Theil des Gehirns ihren besondern Sitz; denn hier laufen alle Werkzeuge der Empfindungen: des Sehens, Riechens, Schmeckens, Hörens, Fühlens, zusammen, so daß sie da, von dem, was um und neben dem Körper vorgeht, am geschwindesten benachrichtigt werden kann. Selbst das Denken sagt es uns, daß die Seele in dem Haupt wohne. So lange die Seele mit dem Leib verbunden bleibt; so lange lebt der Mensch: Wenn diese Verbindung aufgehoben wird; so stirbt er. Die Fähigkeiten der Seele hängen übrigens auch von der Beschaffenheit des Körpers ab. Ein Gesunder kann schärfer denken, als ein Kranker. Je mehr die Krankheit den Körper angreift und schwächt; desto weniger kann die Seele denken. Wenn der Körper z. B. durch eine hitzige Krankheit in Unordnung gebracht ist; so kann die Seele weniger vernünftig denken, oft erfolgt Raserei. Wenn der Mensch schläft; so ist er sich seiner nicht bewußt: denn die Seele kann auf den erschlafften Körper nicht gehörig wirken. Wenn die Wirkungen des Körpers ganz aufhören, und der Mensch in einer Ohnmacht sich befindet; so kann die Seele gar nicht denken, und der Körper liegt in gänzlicher Unempfindlichkeit. Ohne Einwirkung der Seele ist der Mensch keiner Empfindung, keines Schmerzes ꝛc. fähig. Der Körper kann nicht ohne Seele, die Seele nicht ohne Körper seyn. Aus dem ergiebt sich, daß man die Frage:

Kann ein Mensch sich selbst anderswo sehen?

nur mit nein beantworten kann. Es wär das ein unbegreifliches Wunder! die Seele müßte aus dem Körper heraustreten, dann

einen andern Körper annehmen, um sich dem zu zeigen, dem sie eigentlich zugehört. Dieser müßte folglich indeß ohne Seele seyn; aber dennoch sehen und denken, und weder da die Seele von ihm geht, noch da sie sich wieder mit ihm vereinigt, eine Veränderung wahrnehmen. Wie wenig alles das möglich sey, ersieht man aus dem vorhergehenden. Beyspiele, wenn sie auch von dem erzählet würden, der sich selbst gesehen haben will, können hier nichts beweisen. Wer weiß, was der sah, der die erste Erscheinung dieser Art hatte? Andre hörten sie kaum, als sie dergleichen auch für möglich hielten, und endlich selbst einen ähnlichen Zufall hatten. Man dürfte nur nichts davon wissen, daß jemand anderswo sich selbst sehen könne, und keiner würde es selbst erfahren. Die Einbildungskraft wirkt hiebei ausserordentlich. Warum sollte Gott dergleichen zulassen? Jemand wovon zu benachrichtigen? Der Geist redet jo nicht! Den Sünder zu warnen? Dazu hat Gott andre Mittel, z. B. das Gewissen! Jemand den Tod anzukündigen? Wozu diese Vorherverkündigung, da Gott es für gut befunden hat, dem Menschen die Zeit seines Todes durchaus zu verbergen? Aber der Tod ist doch wirklich erfolgt, wenn jemand sich selbst gesehen hat! Hat man nicht andere Beispiele, daß Menschen aus Einbildung, noch mehr vor Furcht und Schrecken gestorben sind? Der Abergläubische wird etwas, das aus dem obersten Theil des Hauses hervorragt, für sein Bild halten, wird sich entsetzen, die Augen niederschlagen, und es nicht wagen, sie noch einmal auf jenen Gegenstand hinzurichten. Der Gedanke an den Tod, wovon jene Erscheinung seiner Meinung nach, der Vorbote ist, wird ihn überall verfolgen; er wird krank werden, er wird, je nachdem sein Glaube ist — früher oder später sterben.

Die Ahndungen

haben ein gewisses Ansehen erlangt. Man würde es für Schande halten, Gespenster zu glauben: Aber wenn von Ahndungen die Rede ist, da legt man die Hand auf den Mund, und — gesteht, daß sie möglich seyn mögten, und daß ja viele Erfahrungen ihre Wirklichkeit beweisen. Dieß ist die allgemeine Sprache,

die man fast überall hört. Man vereinigt die bei dem Gespenstergespräch getheilten Meinungen bei den Ahndungen wieder. Es ahndet, wenn etwas, das man aus sichern Gründen vermuthet, eintrit. So kann ein Kranker sagen, es ahnde ihn, daß er sterben werde: Er schließt das aus dem Gefühl von Schwäche. Ahnden heißt aber auch, durch ausserordentliche Zeichen etwas unbekanntes erfahren. Man hört im Schlafen oder im Wachen (denn mancher träumt auch wachend) einen Fall, ein Gepolter, Geklirr, Schlag oder Stoß im Hause, oder Klopfen an der Thür; anstatt zu untersuchen, was davon die Ursach sey, bleibt man still sitzen und rührt sich nicht, oder schließt die Thür ab. Nimt den Rest seiner Herzhaftigkeit zusammen, sieht zu, ob etwas da ist; aber es ist nichts zu sehen und zuhören; anstatt nun vernünftig zu schliessen: Ich habe geträumet, oder es mir eingebildet; so schließt er unvernünftig, daß es ein Geist gewesen seyn müsse. Die Katzen beissen sich, die Hunde heulen, die Eule schreit, die Todtenuhr schlägt; auf dem Boden hört man einen Fall: Nun so mag sich der Patient, der in solchem Hause ist, nur zum Tode bereiten. Vergebens sagt ein Vernünftiger die Ursach, warum sich die Katzen beissen, die Hunde heulen, die Eulen schreien, daß ein Handwerksmann in der Nachbarschaft noch arbeite, dessen Schläge man bei nächtlicher Stille weit höre, und daß der Fall auf dem Boden sich schon erklärt habe: Seiner Meinung nach, waren es die Anzeigen des gewissen Todes. Wenn in einem Hause etwas gehört wird, das man für Ahndung hält; so glaubt man, es bedeute etwas ausserordentliches. Nun denkt man herum, was etwa geschehen oder jemanden aus der Familie begegnen könne; und trifft es dann, daß ein Todesfall oder sonst etwas erfolgt; so ist der Schluß fertig: Es ahndete, und es ist eingetroffen. Man sieht leicht, daß diese Gedankenfolge sehr unrichtig ist. Eine Sache kann ganz natürlich zugehen, nur daß wir den Grund nicht entdecken können, und oft kommt es blos auf den Willen an, zu untersuchen, um den natürlichen Grund zu finden. Man prüft nicht streng genug, sondern nach vorher gefaßten Meinungen. Oft findet man den Grund von einer Sache nicht zu der Zeit, da man ihn suchte; sondern zufällig.

Wenn man glauben wollte, es werde nach einem ungewöhnlichen Gepolter, Unglück oder Tod erfolgen; so könnte man eben so sicher behaupten, daß nach dem Regen eine Feuersbrunst entstehen werde, weil dies zuweilen der Fall war. Der, welcher aus einer Familie stirbt, ist oft zwanzig und dreißig oder mehrere Meilen von dem Ort entfernt, wo es poltert. Mit seinem Körper könnte er an einem so entfernten Ort unmöglich eine Bewegung hervorbringen; denn der war dort. Die weggeschiedene Seele kann es noch weniger, weil sie keinen Körper hat, der doch nothwendig erfodert wird, wenn so etwas geschehen soll. Wer könnte behaupten, daß die Seele nach ihrem Abschiede aus dem Körper erst lange Reisen zu ihren Freunden thue, um sie zu erschrecken? Wollte man sagen, man wisse die Wirkungen der Geister nicht, so ist das eine leere Ausflucht. Treffen Ahndungen ein, so ists zufällig. Es ahndet in dem Kopfe des Abergläubischen oft, und es trifft nichts ein: Darauf aber achtet er nicht; nur wenn etwas merkwürdiges geschieht, sollen Anzeigen vorhergegangen seyn. Aber wer weiß nicht, wie sehr jene Vorfälle herbei gezogen werden, und wie wenig Zusammenhang — Erfolg und Anzeigen mit einander haben? Mancher hält jede Beängstigung, jede Furcht, die ihn anwandelt, für das Zeichen eines bevorstehenden Unglücks, und denkt nicht an sein dickes Blut und seine Hipochondrie. Einen andern überfällt mitten im Genuß der Freude, und ohne daß er etwas unangenehmes gedacht hatte, Angst und Schrecken; er selbst weiß die Ursach davon nicht. Jener ist im Begrif, ein Vergnügen zu geniessen, und noch ehe er es kann, wandelt ihn Aengstlichkeit an; es ist, als würde er von etwas zurück gezogen. Man kann aber bei diesen Anzeigen wohl glauben, daß der Mensch dann weniger zum Vergnügen aufgelegt sey; daß er daher alles unangenehme, was ihm begegnet, für Unglück hält, wenn es auch noch so klein ist; daß er durch seine Unaufgelegtheit andern Gelegenheit gebe, ihn zu beleidigen; und daß er dann geneigt sey, zu glauben, es habe ihm das geahndet. Man kann aus dem Zusammenhang der Dinge, aus gewissen sich ereignenden Umständen gewissermassen wenigstens, das Unglück vorhersehen; wenn es denn aber eintrifft, kann man nicht

sagen, daß es geahndet habe. Man schreibt die Ahndungen sogar den Einwirkungen der Engel zu, welche die Seele eines Freundes in den Stand setzen sollen, gewisse Wirkungen hervorzubringen. Ausserdem aber, daß diese Meinung ohne Grund und bloße Muthmassung ist, wird man dadurch in Schwierigkeiten verwickelt, die unauflöslich sind. Sie ist ein elender Behelf, den man darum wählte, weil man nichts anders wußte. Durch bloße Gedanken kann kein Anwesender, geschweige denn in der Entfernung jemand, in der Seele eines andern Gedanken oder Vorstellungen hervorbringen. Man denke lange und lebhaft an einen entfernten Freund, und frage ihn dann, ob er Anzeigen oder Empfindungen davon gehabt habe? Gewiß nicht! Man sage nicht, daß es anders mit der Seele eines Sterbenden sey; denn die Seele ist und bleibt was und wie sie ist, sie mag in einem gesunden oder kranken Körper wohnen: Ihr Wirkungskreis ist in beiden Fällen einerlei. Wer also auf diese Art Ahndungen erklären wollte, der würde unmögliche Dinge behaupten. Diejenigen, welche den Engeln Ahndungen zuschreiben, irren ebenfalls. Ehemals bediente Gott sich der Engel wol, aber nur in den wichtigsten Fällen, wobei es auf die Glückseligkeit, wenigstens des einen Theils des menschlichen Geschlechts ankam. Wie könnte man aber glauben, daß Gott auch in so unwichtigen Sachen, dergleichen die gemeiniglich sind, auf welche sich Ahndungen beziehen, Engel gebrauchen werde? Die Todesstunde hat Gott aus weisen Ursachen dem Menschen verborgen; er würde also wider sich selbst handeln, wenn er sie ihm auf irgend eine Art bekant machen ließ. Und sollen Ahndungen von Engeln herkommen; warum geschehen sie nicht bei Tage, und nur in der Stille der Nacht?

Aber, wird man sagen, was soll man denn von den Geschichten urtheilen, die von glaubwürdigen Personen erzehlt werden? —

Man muß dabei nur nicht gleich an sympatisirende Freunde, wirkliche Erscheinungen, Engelwirkungen ꝛc. denken, und nichts für Eingebungen halten; die von aussen in die Seele gebracht werden; sondern nur in gewissen Fällen, für Vorhersehungen,

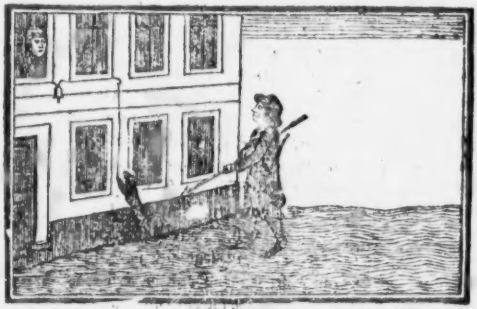
die in der menschlichen Seele (welche beständig wirksam ist, urtheilt und schließt) ihren Grund haben. Der Prof. Baumgarten sagte einst: Es sind noch acht Tage, dann sterbe ich; und es traf ein. Dem Professor Simonis träumte vierzehn Tage vor seinem Ende folgendes: Er fahre von Heyersdorf, (einem Amt bei Dessau) wo er sich damals aufhielt, in Gesellschaft einiger Freunde nach Raguhn; (einem Anhalt-dessauischen Städtchen) wo er am Eingang von den dasigen Predigern, Cantor und Küster empfangen, und in feierlicher Procession nach dem Kirchhof begleitet würde; Und der Traum blieb nicht unerfüllt. — Es kommt hier aber darauf an, ob der ahndungsvolle Traum die wirkliche Vorbedeutung des Todes gewesen; oder ob er nicht den Tod der genannten Männer beschleunigt habe, den sie sich nun gewiß dachten? Denn auch grosse Männer sind von Einbildungskraft nicht frei; ja sie sind derselben oft mehr als andere unterworfen. Beispiele von Ahndungen und deren Beleuchtung werden über das gesagte noch mehr Licht verbreiten. „Der Krieg riß einen Officier, aus den Armen seiner Geliebten. Sie hatte von Zeit zu Zeit Nachricht von ihm, und dieß machte die Trennung erträglich. Einst verfiel sie, nachdem sie einen angenehmen Brief durchlesen hatte, in eine Art von Schlummer, aus welchem sie plötzlich erwachte und dann bestürzt ausrief: Er ist dahin, ich hab ihn sterben gesehen! Ach! jetzt ist er an einer Wasserquelle unter Bäumen gestorben. Ein Officier in einem blauen Kleide bemühte sich vergebens, ihm das Blut zu stillen, und ihn mit einem Trunk Wasser aus seinem Hut zu laben. Man suchte sie zu beruhigen; sie ermattete aber, und verfiel zum zweiten mal in einen tiefern Schlummer, und würde durch dieselbe Erscheinung erschreckt. Vierzehn Tage verstrichen, dann kam der traurige Bote, und brachte die Bestätigung des Traums. Einst hörte sie in einer Kirche die Messe, erblickte nahe vor ihrem Stuhl einen Officier, that einen Schrei, und fiel in Ohnmacht. Nachdem sie wieder zu sich selber gekommen war, bat sie den Officier zu sich, der jenes schon halb vergessenen Vorfalls sich wieder erinnerte. Ich sahe ihn sterben, sprach er, und erwies ihm Beistand. Ihren Namen sprach er noch mit dem letzten Hauch aus,

und ich bemühte mich vergebens, nähere Nachricht von ihm zu erhalten."

Wenn man die ganze Erzehlung annähme, ohne etwas zu vermuthen, so könnte sie freilich wol das beweisen, was sie beweisen soll. Wenn das Frauenzimmer erfahren hätte, daß ein Treffen unvermeidlich oder schon geliefert, oder ihr Gemahl krank sey; so ließ alles sich aus der Einbildungskraft erklären. Sie sieht aber eine nie gesehene Gegend, das ganze Aeussere, eines nie gesehenen Mannes und seine Gesichtszüge so genau und richtig! Wer ist der Zeuge, der die Wahrheit des ganzen Vorfalls bestätigt? Hat er sich nach der Richtigkeit desselben genau erkundigen können und wollen? Wie hieß der Officier, der so menschenfreundlich handelte? Wie der Erblaßte? Wenn geschah die Begebenheit, und war damals Krieg? Sollte der Verstorbene keine Briefe bei sich gehabt haben, woraus man sein Herkommen hätte erkennen mögen; kannte ihn gar keiner? Frug der mitleidige Officier ihn nicht nach seinem Namen, da er doch den Namen seiner Gemahlin so oft nannte? Uiberhaupt wird die Geschichte dadurch schon verdächtig, daß der im Traum gesehene Officier zu derselben Zeit, und in dieselbe Kirche geht, da die Frau des Verstorbenen auch hinkommt, und sich da so stellt, daß er von ihr gesehen werden kann. Das Ganze mögte also vielleicht darauf hinaus laufen: Ein Officier gieng zu Felde, ließ seine Gemahlin zurück, die oft von ihm träumte, und ihn einst sogar sterben sah. Es fiel ein Treffen vor, der Officier blieb in demselben, und der Traum wurde erfüllt. Freilich erzählt man auch Geschichten als Beispiele, daß Ahndungen gewiß eintreffen; aber wer mag sie untersuchen, ihr Entstehen finden, das Unwahre von dem Wahren absondern; und sie, so wie sie es wol in den allermeisten Fällen verdienen, als Erdichtungen darstellen?

Die Anzahl der Geschichten, da man den lächerlichen Grund von den Ahndungen fand, ist ohne Zweifel unendlich gröſſer, als die, welche man nach hinlänglichem Untersuchen für ausserordentlich halten könnte. Morbine schlummert ein, hört einen dumpfen Fall, und seufzet: Ach was wird das bedeuten? Am Morgen sah man aus Merkmalen auf der Haustreppe, daß die

Katze den Rest des Hammelbratens aus der Küche geholt hatte. Ein andermal läutet es an der Hausklocke; sie sieht zu, und findet keinen. Es läutet zum zweiten und dritten mal; nun wagt sie es nicht mehr, danach hinzusehen: Der Hausherr muß es selbst thun; auch der sieht nichts, und ruft darüber den Nachtwächter an, welcher die junge Katze wegjagt, die mit dem Klockendrath gespielt hatte.



Wer eine Ahndung gehabt zuhaben glaubt, der betrübe sich nicht, im Fall er nicht Herzhaftigkeit genug haben sollte, darüber die gehörige Untersuchung anzustellen; sondern glaube fest, daß alles natürlich zugieng, und daß ihm darum kein Uibel begegnen werde. Insbesondere aber bewahre man die Kinder vor dem schädlichen Ahndungsaberglauben, und rede ihnen die Meinungen davon aus, die Unverständige ihnen beigebracht haben.

Manchem Menschen kommt es des Nachts im Schlaf bisweilen vor, als ob etwas schwer auf ihn falle, und ihn stark drücke, so daß er nicht reden oder schreien, sondern nur winseln kann; welchen Zufall man

Alpdrücken

nennt. Dieser Alp ist nichts anders als ein Krampf in den Füssen und auf der Brust, der besonders aus einem verdorbenen Magen, und von dickem Blut entsteht. Personen, die viel essen,

wenig trinken, viel sitzen und sich wenig Bewegung machen, sind diesem Zufall am häufigsten unterworfen. Wenn der Magen schwach ist, und doch mit Speisen überladen wird; so wird er aufgebläht; dadurch bekommt das Zwergfell (eine Haut, welche die Hölung der Brust von der Hölung des Unterleibes scheidet) einen Druck, wodurch der Kreislauf des Bluts und das Othemholen erschwert, die Sinne betäubt, die Stimme gedämpft wird; und eine Beängstigung entsteht, daß der Mensch glaubt, er werde von einer schweren Last gedrückt. Man hat bemerkt, daß die, welche auf dem Rücken zu schlafen pflegen, von dem Alp am häufigsten gedrückt werden: Wer in dieser Lage zu schlafen pflegt, hat gewöhnlich auch schwere Träume. Die Personen befinden sich dabei in einem Zustande, daß sie fest glauben, sie hätten gewacht, um so mehr, da sie die Schreckbilder, von denen sie ihrer Meinung nach beunruhigt wurden, beschreiben, und ihre Bewegungen so genau anzugeben wissen. „Da saß, sagt ein solcher, ein kleines schwarzes Männchen auf dem Stuhl. Auf einmal wurde es so groß, daß es bis an die Decke reichte, und auf einmal wurde es wieder klein, kam und legte sich über mich hin, und drückte mich bis zum ersticken. Dann verschwand es, und ich konnte um Hülfe rufen. — Da lag ein Hund neben mir auf der Erde; er stand auf, schüttelte sich fürchterlich, und ward zu einem kleinen Männchen. Das kam wie mit einem Fuß auf meinem Bette heran u. s. w." Es würde fast vergebliche Mühe seyn, solche Leute zu überreden, daß sie nur geträumt hätten; denn so lange noch das Uibel in ihrem Körper ist, dem der Zufall sein Entstehen dankt, werden sie nichts glauben, was ihrer Meinung entgegen ist. Bald denkt der Abergläubische, es sey ein Geist, der von einem andern Menschen, den er Alp oder Mahre nennt, ausfahre, und zu seinem Vergnügen andere drücke. Bald sollen die Hexen einen Geist oder den Teufel dazu beordern, bald es selbst verrichten. Man hat zur Schande des menschlichen Verstandes, Beispiele in der Geschichte, daß Menschen darum, weil man glaubte, sie könnten alpdrücken, vor Gericht gezogen, und weil sie nichts gestehen konnten, so lange gemartert worden sind, bis sie von Schmerzen betäubt, und aus Furcht vor grösserer

Pein gestanden: Sie hätten von der Base gelernt, wie man des Nachts zu den Leuten kommen könne. Zum erstenmal sey die Base selbst mitgegangen, und habe gezeigt, wie man sich auf die Leute legen, und sie drücken könne. Das zweitemal sey sie vor der Thür geblieben, um zu sehen; ob man es recht mache? Die Base habe gesagt, man müsse sich den Leuten aufs Herz legen; aber nicht zu Kindern gehen. Wenn jemand des Morgens was holen heisse, solle man nicht gehen, und bei Nacht nicht mit den Leuten schwatzen. Die Base habe mit einer Salbe die untere Schwelle an der Thür bestrichen, dann an der Thür geluftet, und davon sey sie ganz leise aufgegangen. ꝛc.

Vor diesem Alpdrücken, welches besonders die gut können sollen, denen die Augenbraunen in der Mitte zusammengewachsen sind, sicher zu seyn, kehrt der Abergläubische seine Schuhe oder Pantoffeln, wenn er zu Bette geht, so um, als wenn er in selbige treten wolle; oder läßt einen Topf beim Feuer sieden, oder rückt des Abends den Stuhl von der Stelle, auf welchem er gesessen hat.

Der Vielesser esse in Zukunft weniger unverdauliche Speisen, und trinke mehr dünnes Getränk. Der Müssiggänger beschäftige seine Hände und Füsse, und der Vielsitzende mache sich fleissiger Bewegung, und lege sich auf die rechte Seite zum Schlaf; so wird der Alp nicht wiederkommen. Oft mögen die Vorwürfe des verwundeten Gewissens, welches auch bei Schlafenden seine Macht behaupter, die Ursach dessen seyn, was man mit einem altdeutschen Ausdruck Alp nennt.

Mit dem Alpdrücken hat es übrigens in so fern seine Richtigkeit, daß es wirklich einen Zufall giebt, den man so nennt; anders aber ist es vielleicht mit den

Mondsüchtigen oder Nachtwanderern.

Man höre, was von ihnen erzählt wird: „Die Mondsüchtigen stehen des Nachts auf, und wiederholen oder verrichten alles, was sie bei Tage zu verrichten pflegen. Die mondsüchtige Bäuerin ist des Nachts im Hause geschäftig, schließt Thüren auf und zu, und weiß am Morgen nicht, daß sie es wirklich gethan hat; es hat ihr nur geträumt. Der Verwalter von gleichem

Uibel behaftet, ſattelt das Pferd, ſetzt ſich darauf und reitet im Felde herum. Die Nachtwanderer haben eine groſſe Geſchicklichkeit im Steigen: ſie klettern an Wänden hinauf, und fallen

nie. Sie ſingen, ſagen Hauptſtücke aus dem Catechismus her, und machen Verſe, die ſie wachend bewundern.

Wenn man dieß und anderes dergleichen hört oder lieſt; ſo vergißt man, darüber zu denken, und hört auf, etwas zu glauben, was man nach allem Unterſuchen unwahrſcheinlich finden würde. Die Mondſüchtigen haben die Augen offen, und ſehen z. B. keinen, der ihnen begegnet; vermeiden aber alle Gefahr glücklich, ſo daß ſie ſich an nichts ſtoſſen. Zuweilen leſen ſie ſogar. Gehen nicht die Wirkungen des Körpers im Schlaf eben ſo von ſtatten, als beim Wachen? Leiſtet uns nicht das Ohr auch des Nachts ſeine Dienſte? und werden uns die Gegenſtände nicht ſichtbar, wenn wir die Augen aufthun? Die Mondſucht, welche man wahrſcheinlich darum ſo genennt hat, weil man glaubt, ſie würde durch des Mondes Einfluß bewirkt, müßte demnach eine Art eines ſtarrenden Schlafs ſeyn, wobei das Gehirn auf eine beſondere Art gedrückt würde. Ein Mondſüchtiger ſteigt in den Brunnen; ein Zipfel vom Hemde wird naß, und berührt ihn, und er erwacht? Ein andrer legt ſich in die Dachrinne: Es entſteht ein heftiges Gewitter und Regen, das Waſſer läuft über

ihn weg; und er fühlt nichts. Bei diesem wird eine Pistole losgeschossen; und er hört den Knall nicht: Jener erwacht, wenn er bei Namen gerufen wird. — Diese Nachrichten von Mondsüchtigen sind widersprechend und machen die Sache in den Augen des Untersuchers verdächtig. Ehe der Anfall kommt, soll es ihnen heiß vor der Stirn werden, und wenn er aufhört, sollen sie mit den Augen flinzen, und die Stirn schrumpfen, wonach sie eine besondere Müdigkeit verspüren; welches, wenn anders die Sache richtig wär, sehr erklärlich seyn würde. Das bewährteste Mittel, sie zu heilen, soll seyn, ihnen erst einen Schreck zu verursachen, und sie dann mit Ruthen bis aufs Blut zu streichen. Ich gestehe, daß bei so mancherlei Zeugnissen, zu läugnen; und bei so unnatürlichen, ganz unerklärlichen, und zum Theil widersprechenden Nachrichten zu glauben — gleich schwer ist.

Von den Träumen.

Die Seele ist immer thätig; sie wirkt auch da noch fort, wenn der Körper wie ohnmächtig auf dem Lager liegt. Wenn wir einschlafen; so hören unsre Sinne auf zu wirken, oder verlieren doch den beträchtlichsten Theil ihrer Stärke. Den Augenblick, wo wir aus dem wachenden Zustand in den schlafenden übergehen, bemerken wir nicht; denn unsre Empfindungen und Vorstellungen werden nach und nach, und ohne daß wir im Stande sind, es zu beobachten, immer schwächer, und gehen endlich in Träume über. Die Einbildungskraft ist bei jedem Traum geschäftig, und setzt entweder die Vorstellungen fort, womit wir uns den Tag über beschäftigt haben, oder bringt neue hervor. Wer durch Lotterie glücklich zu werden hofft, dem träumt eine Nummer, und er besetzt sie in der gewissen Erwartung, daß sie herauskommen und er gewinnen werde. Trifft dann unter tausend Fällen nur einmal einer zu; nun ja, heißt es dann, wer Träume verachten will, der mag es; ich nicht. — Oder ein solcher träumt von einer Person, geht gleich früh hin, und erkundigt sich nach ihrem Alter, um die Zahl in der Lotterie zu besetzen. Abergläubische haben dieß und dergleichen erdacht; Leichtgläubige und Lügner es als zutreffend ausgeschrieen. Sonst sucht man

auch wol die gewinnenden Zahlen der Lotterie auszurechnen. Ohnstreitig richten die Träume sich nach dem Temperament, der Denkungsart, und nach dem, womit der Mensch beschäftigt zu seyn pflegt. Der Melancholische wird im Traum blutige Bilder sehen; der Sanguinische auf bunten Wiesen schwärmen; der Cholerische Hälse brechen; der Phlegmatische ein recht weiches Canapee finden. Der Geizige wird von Geldheben, von einem Kasten voll Gold und Silber; der Hochmüthige von Ordensbändern, oder je nach dem der Stand ist — von einem Tressenkleide, silbernen Schnallen ꝛc. der Soldat von Gefahren, der Bergmann von haltigen Ädern, u. s. w. träumen; und der Hungrige ein Stück Brodt sehen. Was wir den Tag über dachten und redeten, das bildet die Seele im Schlaf auf mannigfaltige Art aus, und macht dazu willkührliche Zusätze. In der Seele liegen tausend Dinge verborgen, deren wir uns nicht einmal bewußt sind. Die Seele, die im Schlaf von einem aufs andere, oft ohne Zusammenhang fortgeht, führt sie wieder zurück, und wir träumen von etwas, davon wir die Veranlassung nicht entdecken können. Vor zehn Jahren sahen wir einen Mann, an dem uns etwas merkwürdig war. Seitdem dachten wir nicht wieder an ihn; aber das, was wir uns von ihm gemerkt hatten, ruhte in der Seele, und wir träumen einmal von ihm. Die Seele kann auch im Traum Vorstellungen an einander ketten. Jener Mann hatte sehr langes Haar; heute sehen wir jemand, der es auch hat; und unsere Seele zeigt uns diesen und jenen im Traum. Wenn Schwäche, und Anlage zur Krankheit im Körper ist; so entstehen unregelmässige Träume. Ein gesunder träumt wenig, aber lebhaft und natürlich, und ist sich dessen bewußt, was er träumte. Die Seele wirkt im Traum oft desto freier, weil sie durch die Sinne: Gesicht, Geruch ꝛc. und durch äussere Gegenstände in ihren Betrachtungen nicht gestört wird. Wer sich den Tag durch müde gearbeitet hat, wird nur selten träumen; desto mehr und unordentlicher, wer nichts that. Ein Unwissender und Abergläubischer wird im Traum durch den gehörnten Pferdefuß erschreckt werden; der Aufgeklärte nicht.

Schlaf und Träume sind unerkannte Wohlthaten Gottes. Jener erquickt den matten Leib, und giebt ihm neue Kraft. Diese stellen uns unsre geheimen Neigungen im Bilde vor, und entdecken uns die Anlage unsers Herzens. Der Aberglaube hat sie sich zuzueignen gemacht, und herrscht durch sie. Es entsteht also die Frage: Können Träume etwas bedeuten? Sie bedeuten allerdings etwas; denn sie zeigen unsre wahre Denkungsart an, keinesweges aber das zukünftige. Auf Gottes weiter Welt ist kein elenderes Geschöpf, als ein Traumdeuter, der aus jedem seiner Träume, wenn er auch noch so abgeschmackt ist, etwas herausgrübeln will. Ein solcher Sclave seiner Einbildungskraft kann nicht ruhig oder frölich seyn, wenn diese es ihm verbietet. Ein böser, fürchterlicher Traum, wird man ihn daher beim Erwachen oft sagen hören; oder, das war einmal gut geträumt — was wird es bedeuten! Und je nachdem der Traum ist, je nachdem wird er den Kopf hängen, wenn andere um ihn her sich freuen; oder das gute begierig, wiewol vergebens, erwarten, was ihm im Schlaf verkündigt wurde. Ist der Mensch, der ohne Ursach so oft traurig und so wenig freudig ist, nicht unweise? Wir müßten entweder ausserordentliche Offenbarungen Gottes bei den Träumen annehmen, oder sagen, daß die Seele beim schlafenden Zustande des Körpers geschickter sey, in die Zukunft zu sehen, — wenn wir behaupten wollten, daß Träume was verbedeutendes enthalten: beides aber können wir nicht. Vor Zeiten zwar machte Gott seinen Willen in Träumen und Gesichten seinem Volk bekant; aber mit den Zeiten Christi und der Apostel hörte dieß auf. Wie könnte man jetzt von den Träumen noch etwas ähnliches glauben, da Gott seinen Willen nun nicht mehr auf ausserordentliche Arten bekant machen darf; weil alles, was geschieht, durch natürliche Mittel geschehen kann. Mancher Mensch träumt alle Nächte hindurch; sollte es ihm etwas bedeuten, so würde er täglich, neue und merkwürdige Begebenheiten erleben: aber wie mancher Träumer lebt das ganze Jahr zwischen seinen vier Wänden, und ihm begegnet nichts merkwürdigers, als daß heute etwa das Essen zu salzig ist, morgen gut schmeckt. Sollten ihm darüber besondere Offenbarungen gegeben werden? Alles was uns

begegnet, soll uns zum beßten dienen, wenn wir brav leben: warum brauchen wir vorher zu wissen, was uns begegnen wird?

Wenn wir wachen; so können wir unsre Vernunft weit besser gebrauchen, als im Schlaf. Wir sehen den Zusammenhang der Dinge deutlich, machen von dem Vergangenen und Gegenwärtigen auf das Zukünftige Schlüsse. Wenn wir einschlafen; so wird deutliches Bewußtseyn, so werden diese Wirkungen der Vernunft gehemmt, und wir wissen unsern eigentlichen Zustand nicht mehr; wie könnte nun die Seele in solch einem Zustande das Zukünftige vorhersehen, da sie es nicht einmal beim Wachen kann - Einbildung, und was ist ein Traum anders? kann doch nie Wahrheit seyn. Wir können nie etwas träumen, was wir nicht schon empfunden und gedacht hätten; wie könnten denn Träume die Zukunft enthüllen? Sie sind nicht Vorbedeutungen zukünftiger Begebenheiten; sondern Wiederhohlungen der vergangenen, wenn wir uns gleich derselben nicht deutlich erinnern können. Lehrt etwa die Erfahrung, daß Träume gewiß zutreffen? O dann würde die Welt ein Schauplatz der abgeschmacktesten Begebenheiten seyn; denn fast jeder Traum widerspricht den Regeln der Ordnung. Der Abergläubische vergißt tausend Träume, von denen keiner eintrifft: Trifft dann einmal der eine zu; so bleibt sein Satz richtig: **Träume sind nicht zu verachten!** Er dreht und deutet ihn so lange, bis er die Begebenheit darin findet, welche er für so wichtig hält, daß sie ihm in Traum soll verkündigt worden seyn. Wo ist je ein Traum nach allen seinen Umständen eingetroffen; und wo würde man den natürlichen Grund dazu nicht im vorhergehenden gefunden haben, wenn man darüber gehörig gedacht hätte? Wenn etwas von einem Traum wahr wird; so ist es nur das, was füglich in der Welt geschehen kann, ohne daß dabei die Ordnung der Dinge gestöhrt wird. Treffen auch kleinere Nebenumstände ein; so liegt die Ursach in dem, was wir im vorhergehenden dachten; welches, weil es mit Zuziehung der Vernunft geschah, wirklich eintreffen kann. So wenig wir sagen können: Dieß hat so kommen müssen, weil wir es dachten; so wenig können wir auch sagen: Dieß ist geschehen, weil wir es geträumt haben. Man hat sogar Re-

geln ausgedacht, nach welchen die Träume ausgelegt werden; und wer kennt nicht die betrügerischen Bücher, die dazu Anweisung geben? So soll z. B. der Traum oft das Gegentheil von dem bedeuten, was er wirklich besagt. Wenn man im Traum eine Hochzeit in seiner Familie sieht; so soll dieß den Tod, und wenn man jemand sterben sieht, sein langes Leben bedeuten. Freilich hat man Beispiele, daß Träume ausserordentlich zu nennen seyn würden, wenn sie in aller Absicht die Probe bestünden? M. hatte einen Bruder in B. der am hitzigen Fieber tödtlich krank lag: Er wußte nichts davon. Aber zu eben der Zeit, da die Krankheit seines Bruders am gefährlichsten war, träumt ihn, er gehe an einem ihm bekannten kleinen Fluß, der wider alles Erwarten die ganze Gegend tief unter Wasser gesetzt hatte. Auf demselben sieht er seinen Bruder in einem Kahn voller Ritzen in der augenscheinlichsten Lebensgefahr, der sich aber mit allen Kräften zu retten, und das Ufer zu erreichen sucht. Kläglich ruft er den am Ufer stehenden um Hülfe, dem es aber der hochangeschwollene Fluß unmöglich macht, dem Bruder zu helfen. Endlich gelingts doch dem, der in der Gefahr war, das Ufer zu erreichen; aber so entkräftet, daß ihm dieser kaum nach Hause führen kann. Kurz nachher meldet der in B. seine überstandene Krankheit; und man ersieht aus dem Schreiben, daß er an eben dem Tage in der größten Gefahr gewesen war, und der Arzt ihm das Leben abgesprochen, da dieser den Traum von ihm hatte. — M. versichert, daß er nichts weniger als eine Krankheit des Bruders vermuthet, und daß er vorher nicht von ihm geträumt habe. — Aber, was ist natürlicher, als daß ein Bruder, der, wie es hier der Fall war, in dem väterlichen Hause und unter andern Geschwister lebt, an den entfernten öfters denkt; und daß in seiner Seele Eindrücke zurückbleiben, wenn von dem Befinden des Entfernten ꝛc. gesprochen wird? Traum und Erfüllung trafen, wie das so selten der Fall ist, hier einmal zusammen. Einem Engländer träumte, sein Gärtner grabe mitten in seinem hinter dem Hause gelegenen Garten ein tiefes Loch, um einen todten Körper zu begraben. Er erwachte darüber, und weckte auch seine Frau; versuchte aber auf ihr Zureden wieder einzuschlafen. Er wurde

zum zweiten mal von demselben Traum geweckt, wo er denn wirklich auf dem im Traum gesehenen Platz seinen Gärtner fand, der ein Loch machte, welches, wie er sagte, ein Gurkenbeet werden sollte. Er wollte wieder in sein Schlafzimmer gehen, als ihm eine Magd völlig angekleidet auf der Treppe begegnete, welche nach verschiedenen Fragen endlich gestand, daß der Gärtner ihr die Ehe versprochen, und auch schon seit einiger Zeit die Rechte eines Mannes genossen; und da sie die Folgen davon verspürt, endlich mit ihr verabredet habe, sie den Morgen früh zu Pferde nach einem nahgelegenen Ort zu führen, um sich mit ihr trauen zu lassen, und noch vor Tage, ehe jemand im Hause aufgestanden sey, wieder zurück zu kommen. Er befahl ihr, sich wieder zu Bette zu legen, und rettete sie dadurch von dem ewigen Lager im Gurkenbeet. Wenn diese Geschichte, so wie sie hier erzehlt ist, nach allen Umständen wahr wär; aber wer steht uns dafür? so würden Träume Begebenheiten anzeigen, und die Zukunft eröfnen können. Aber man weiß ja, aus was für Absichten, dergleichen Geschichten öfters ersonnen, und daß sie unwahr befunden werden, wenn man sie näher untersucht.

Ein Geistlicher in W. der an der Entkräftung viele Monate krank lag, erwacht wenige Tage vor seinem Ende aus einem Schlummer, und sagt zu seinen, vor dem Bette stehenden Kindern, daß sein Schwager, der an einem vier Meilen weit entfernten Ort Prediger war, todt sey. Am folgenden Tage kommt ein Bote mit einem Brief, in welchem jene im Traum gesehene Begebenheit als wahr bestätigt wird. Man wußte nichts von der Krankheit des Predigers, und hatte daher das, was der Kranke sagte, für Phantasie gehalten.

K. steht des Morgens auf, und sagt zu seiner Frau: Wir werden unsre Kinder verlieren; ich hatte sie im Traum auf den Armen und sahe sie plötzlich hinwegfallen, daß sie aus meinen Augen verschwanden. Was geschah? die Kinder leben bis auf diesen Tag. Und was folgt daraus? daß es zufällig sey, wenn einmal ein Traum eintrifft.

Einem Mann in B. der eben im Bette eingeschlummert ist, kommt es im Traum vor, als höre er eine Stimme rufen: Stehe

auf, und rette dein Leben! er springt eiligst aus dem Bette, und geht in die Stube. Gleich darauf hört er etwas sehr stark in der Kammer niederfallen; und da er mit dem Licht hinein geht, sieht er zu seinem Erstaunen, daß der Balke an der Decke gebrochen ist, und das Bette zerschmettert hat, darin er noch kurz zuvor gelegen hatte. Die Stimme, die dieser Mann hörte, war weiter nichts, als eine Erinnerung seiner Seele, die so lebhaft war, daß er von aussen her zu hören glaubte: Steh auf, und rette dein Leben! denn der Balke muß wol sehr schadhaft gewesen seyn, und davon gewisse Anzeigen gegeben haben. Sollte der Mann nicht öfters daran gedacht haben, daß der Balke, der wahrscheinlich schon etwas fallen ließ, oder knackte, einmal brechen werde? Sollte dieser Gedanke an eben dem Abend, da er sich in das Bette legte, welches unter dem schadhaften Holz stand, nicht besonders lebhaft gewesen seyn, so daß er bei der Stille der Nacht eine Stimme zu hören glaubte? Sollten nicht vielleicht laute Anzeigen vor dem wirklichen Einsturz vorhergegangen seyn, wovon sein treues Ohr ihm benachrichtigte? Oft sind Träume so lebhaft, daß man nach dem Erwachen sich kaum überzeugen kann, daß es nur geträumt und nichts wirkliches gewesen. Durch den Spessart-Wald (im Fränkischen Kreise) reißte einst ein Mann ganz allein, und wurde von der Nacht übereilt. Oft hielt er das Pferd an, um etwa das Bellen von Hunden, oder das Horn eines Nachtwächters zu hören, das ihm ein nahes Dorf verrathen könnte. Endlich erblickte er von weitem ein Licht, das ihm zwischen den Bäumen entgegen schimmerte. Er eilte danach hin, und sah, als er näher gekommen war, mit Freuden ein Haus, das einsam in dem grossen Walde stand. Er stieg ab, und rief, und gleich war der Wirth da, der aber versicherte, daß das ganze Haus besetzt, und kein Bette mehr leer sey. Haben sie aber Muth genug, setzte er hinzu, nicht zu erschrecken, wenn ein Geist um ihr Bette herumstreicht, die Vorhänge aufzieht, und mit Ketten rasselt; so will ich ihnen das Zimmer zeigen, das noch leer ist. Der müde Reisende sagte: gut! Der Wirth ging mit dem Lichte voran, führte ihn eine Wendeltreppe hinauf, in die einsame, gefürchtete Stube, und ging geschwind wieder zurück. Das

Licht brennt, der Reisende legt sich zu Bette, und erwartet den Geist bis um Mitternacht. Endlich hört er ein entferntes Getöne und Kettenrasseln, welches sich immer mehr nähert. Der Geist kam mit fürchterlichem Schritt an das Bette, und riß die Vorhänge weit von einander. Da stand das schreckliche Bild in menschlicher Gestalt, entblößte seine dürre Brust mit Blut und Wunden bedeckt, wies darauf hin, und rang dreimal die Hände. Unserm erschrockenen Reisenden bedeckt kalter Schweis, sein Haar sträubt sich, und er betet, was er kann. Endlich ermannt er sich, und ruft: Sage, wer bist du, und was wilst du? Der bleiche Geist antwortet mit hehler Stimme: „Schon drei Jahre sinds, daß ich die Sonne nicht mehr sehe, daß ich wie du von der Nacht überfallen und von der Reise ermüdet, hier in diesem Zimmer schlief. Siehe noch klebt an den Boden mein Blut. Ich lag auf diesem Bette in festem Schlaf, da die grausame Wirthin, gereizt durch meine Kostbarkeiten, mir das mörderische Messer in die Brust stach. Sie vergrub sie tief in die Erde, ohnweit von hier im freiem Felde. Sey gutes Muths, steh auf, meine Tritte sollen dich dahin leiten: Dort grabe, nim alles, und behalt es. Aber dafür rufe laut um Gerechtigkeit, daß die gottlose Mörderin bestraft werde, und mein Geist zur Ruhe komme. Und wenn man meine Gebeine unter diesen Dielen gefunden hat, so sorge, daß sie in die Erde kommen." Hier schwieg der Geist. Der Fremde sprang vom Bette und folgte. Sie giengen die halbverfaulten Treppen hinunter, durch einen langen Bogengang, der mit Epheu bewachsen, und hin und wieder verfallen war — durch Sträuche und über eine weite Heide. Auf einmal blieb der Geist mitten in derselben stehen, und verschwand in einer Flamme. Bestürzt stand der Fremde da, und konnte nichts finden, die Stelle zu bezeichnen, wo er bei Tage graben wollte. Was sollte er thun? die Nacht war dunkel, die Angst wirkte auf ihn, er lief, und stieß sich bald an einem Zweig ins Auge; erwachte, und fand, daß ein Strohhalm das Auge berühre, und er — im Bette sey.

K. träumt, es beisse ihn ein Hund ins Bein; und schließt die Thüren zu, um recht sicher zu seyn; gießt aber seinem immer

treuen Mops heissen Thee ins Ohr, der plötzlich aufspringt, und den Traum erfüllt. — Unter Millionen Träumen trifft nur einer so zu, und es würde daher thörigt seyn, ihn als Beweis für die Meinung anzuführen, daß Träume Unglück oder Glück verkündigen, um so weniger, da K. nur vorsichtiger hätte seyn dürfen, um den schlafenden Mops nicht zu reizen.

In P. träumte jemand, daß er von einem Löwen, der an der Kirche in Marmor ausgehauen stand, gebissen würde. Er belachte dieß, und als er den folgenden Tag vor demselben vorbeiging, legte er die Hand in dessen Rachen, und sagte: Beiß zu! Allein, ob ihn gleich der Löwe nicht biß; so fühlte er doch einen durchdringenden Schmerz und zog die Hand schnell zurück. Es hatte sich ein Scorpion in den Rachen des Löwen verkrochen, der ihn tödtlich verwundete! Nur etwas mehr Bedachtsamkeit, oder weniger Verwegenheit, und der Traum wär, wie tausend andere, unerfüllt geblieben. Sehr richtig sagt jener biblische Lehrer: „Narren verlassen sich auf Träume. Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten und will den Wind haschen. Träume sind nichts und machen doch einem schwere Gedanken. Träume betrügen viele Leute, und fehlet denen, die darauf bauen.“ Der Abergläubische aber sagt: Wenn du zum erstenmal in einem Hause schläfst, so zähle die Balken, ehe du zu Bette gehst, und gieb acht, was dich dann träumt; denn das wird wahr. Wenn du von kleinem Gelde träumst, sollst du nicht spielen; denn dadurch wirst du vor Zank und Zwietracht gewarnt.

Wer dem allen ohnerachtet seine Träume für Ankündiger künftiger Begebenheiten und seines Schicksals hält, der mag es; nur falle er andern durch Erzählungen derselben, oder gar durch Traumdeuten, nicht beschwerlich. Es ist schon darum nicht zu rathen, ohne Unterschied jedem seinen Traum zu erzählen, weil man dadurch seine Wünsche und seine Denkungsart am sichersten verräth. Was kann auch wol daran gelegen seyn, oder was für Vergnügen kann es gewähren, Erzählungen von der Phantasie der Seele zu hören, in welchen oft so viel ungereimtes, widersprechendes und abgeschmacktes ist!

Der Kobold

ist nach der gemeinen Meinung eine Art von Teufel, den ein Mensch, nachdem er mit dem Hauptteufel in Verbindung getreten, oft aber ganz wider Willen in dieser oder jener Gestalt in sein Haus bekomme und seiner dann nie wieder los werden könne. „Ein Mann, der den Kobold gern los gewesen wär, bauete eine Hütte von Stroh, darin mußte der Kobold arbeiten; bauete sie dann zu, zündete die Hütte von allen Seiten auf einmal an, und jagte mit seinem Pferd davon. Da er sich aber umsah, saß der Kobold schon hinter ihm. — Die Leute hatten Flachs gekriegt, in dem Flachs war eine Schachtel, in der Schachtel eine Fliege gewesen, und das war der Kobold. Die Fliege kann verschiedene Gestalten annehmen, und dem Menschen alle Wünsche erfüllen. In Leipzig auf Auerbachs Hofe kann man den Kobold in Gestalt einer Schmeisfliege, die in einer Schachtel ist, für einen Ducaten kaufen.“ Thor, halt ein mit deinen Erzählungen! Die Koboldbetrügereien sind schon allzuoft entdeckt worden, als daß man sie fernerhin glaubwürdig finden könnte. Viele Abergläubige hörten den Kobold pfeifen und lachen, und sahen Steine sich um den Kopf fliegen, und wenn sie frugen: Hänsgen, wo bist du? so antwortete er: Hier! Hänsgen, wie heißt du? Hans! Am Ende entdeckte es sich, daß die verbuhlte Magd, um ungestörter zu seyn, oder sicherer zu stehlen, die Ursach davon war. Knecht Gürge stiehlst dem Herrn das Getraide, und füttert die Pferde damit, daß sie fett werden. Damit aber der leichtgläubige Herr es nicht merke, läßt er ihn glauben, daß der Kobold im Hause sey, der in Gestalt eines kleinen grauen Männchen die Pferde füttere. Andre entdeckte Betrüger gestanden, daß sie bei dem Koboldsspiel blos die Absicht gehabt, das Haus in Furcht zu setzen, oder durch Bannen und Vertreiben des Kobolds etwas zu verdienen, oder andern einen bösen Namen zu machen. Freilich gehört dazu ein Grad von Bosheit; aber die Erfahrung lehrt es doch, daß Menschen fähig dazu sind, daß Leute, die in aller Absicht dumm waren, Fertigkeit hatten, und schlau genug waren, diesen Betrug lange genug zu spielen, bis sie genauer beob-

achtet und entdeckt wurden. In dem Hause eines Predigers spielte eine Magd den Kobold eine ziemliche Weile. Es kam ihr zu statten, daß die Frau im Hause leichtgläubig war, und der Prediger nicht weit sehen konnte. Einst besuchte ein andrer Prediger diesen. Die Magd, die sich auf ihre Geschwindigkeit verließ, wollte auch jetzt ihre Rolle spielen, und warf, wie Kobolde pflegen, mit Steinen. Der fremde Prediger merkte sich die Gegend in der Stube, woher die Steinchen kamen, und gab acht auf die Magd, doch so, daß sie es nicht merkte. Bald sah er, daß sie einen Stein aus der Tasche holte und damit warf. Er bemerkte die geschwinde Bewegung der Hand und den Wurf des Steinchen. Ohnerachtet nun die Magd eine Miene annahm, die ihre Bosheit bemänteln sollte; so gieng er doch auf sie zu, und redete sie hart an. Sie kam bald ausser Fassung, gestand ihren Betrug, und der Kobold verschwand ohne Geisterbanner.

Auch dafür ist gesorgt, daß Leute, die Verstand und Herz genug haben, Kobolds- und andere Geschichten dieser Art zu untersuchen, sich nicht sobald daran wagen; denn man giebt vor, daß sie bald sterben. Vermuthlich tödtet der Kobold sie? Aber wer wird dadurch sich hindern lassen, dem listigen Betrüger nachzuschleichen und zu beobachten?! Jener Prediger, der die Betrügerei der Magd entdeckte, wurde achtzig Jahr alt. Einst soll der Kobold das Fleisch, das für viele Leute gekocht war, aus der Schüssel gefressen und der Frau unter dem gewöhnlichen Gelächter die Knochen an Kopf geworfen haben. So etwas kann kein Geist, unter welche auch der Kobold gehören soll; es müssen andre Kobolde gewesen seyn, die das Fleisch wegfressen und mit den Knochen werfen!

Der Neid ist die gewöhnliche Ursach, warum Koboldsgeschichten erdichtet werden. Wenn jemand durch Sparsamkeit, Fleiß und Geschicklichkeit reich wird; so sagt der Neider, er habe den Kobold. Von jenem fleissigen Schmid sagt man, der Kobold helfe ihm ohne Feuer schmieden. Ist das nicht unmöglich! Und wenn der Kobold solche Wunder thun könnte; warum bringt er seinem treuen Schmid nicht lieber Geld, und überhebt ihn dadurch der Arbeit. Der geschickte Wundarzt soll durch

Hülfe seines Kobolds so glücklich heilen; und der Hirte, der vom Heilen nichts verstehe, giebt nicht undeutlich zu erkennen, daß er den Kobold habe, und geht daher, ehe er einem Antwort, oder sogenannte Arznei giebt, in die Kammer, als ob er seinen Kobold frage, spricht darin auch wol so laut, daß es die Aussenstehenden hören können: und man läuft ihm haufenweis zu.

Was könnte für den, der einiges Gefühl für Tugend und Rechtschaffenheit hat, beleidigender seyn, als wenn man ihm beschuldigt, er habe den Kobold? Daher sind daraus unversöhnliche Feindschaften, Verfolgungen und gerichtliche Klagen oft entstanden. Wie könnte man jemand empfindlicher beleidigen, als wenn man ihm eine Verbindung mit dem Teufel selbst Schuld giebt? Der Kobold ist nach der Meinung des Abergläubischen nicht müssig, sondern giebt seinen Verehrern, was ihnen gut ist: Heckethaler z. B. Heckeducaten u. s. w. welches solche zauberische Münzsorten seyn sollen, die aller 24 Stunden ein Stück von ihrer Art hervorbringen. Dieß glaubt man unter andern auch von den Hänchenpfennigen.

Vom Nickert.

Man denke sich eine kleine Menschenähnliche Gestalt, die beinahe so dick als lang ist, mit einem ungeheuer dicken Kopf, rothen Haaren, rothen Augen und unter der Zunge eine Kröte; welche Figur! Aber man hat sie sich doch als wirklich gedacht, und nennt sie Nickert oder Nix. Die Nixe sollen, nach der gemeinen Meinung, vernünftige Geschöpfe seyn, die wie Menschen ihr Geschlecht fortpflanzen, und daher in Haushaltungen und Familien im Wasser ihren Aufenthalt haben. Sie sollen Menschen in das Wasser zu ziehen suchen, und vornemlich die Kinder gern mit den ihrigen vertauschen! Wenn aber den Nickerten daran gelegen ist, ihr Geschlecht zu vermehren, warum legen sie für das gestohlene Kind eins der ihrigen hin? „Ein Schäfer hatte sein Kind mit auf die Weide genommen, und sich von demselben etwas entfernt; da er an den Ort zurückkam, fand er an der Stelle seines Kindes einen Kielkropf (so heissen die Nickertskinder, weil es in ihrem Kropf stets kiekst oder kluchzet) den er aber

braun und blau ſchlug und dann wieder weggieng. Er ſahe in der Ferne die Nixe aus dem Waſſer kommen, ſein Kind wiederbringen und den Kielkropf abholen; gieng hin, und fand es braun und blau geknippen. — Ein andrer machte es auch ſo, da ihm ſein Kind ausgetauſcht war; aber er ſahe bald Blut aus dem Waſſer hervorkommen, und dann ſein Kind darauf ſchwimmen: Die Nixe hatten es todt gemacht. — In eine Stadt kam eine Nickertsfrau öffentlich, um einzukaufen; der Saum ihres Kleides war immer noch naß. Einem Fleiſcher pflegte ſie das Fleiſch allzuſehr zu durchſuchen und zu berühren; das gefiel ihm länger nicht, und hackte ihr endlich den Zeigefinger weg, da ſie auch dicht an das Fleiſch wies. „Wart Hundsfott, ſagte ſie, das will ich dir gedenken,“ gieng fort und kam nicht wieder. Kurz darauf holt der Fleiſcher ein Kalb; es hatte geregnet, und in einer vom Pferde getretenen Spur ſich Waſſer geſammelt; der Fleiſcher fällt, fällt mit dem Mund gerade auf das Waſſer gen, und erſäuft. Das machten die Nixe! Zu einer Kindermutter kam des Nachts der Nix, und nöthigte ſie, mitzukommen, um bei ſeiner der Niederkunft nahen Frau zu ſeyn. Wohl oder übel, ſie mußte mit, und der Nickert trug ſie auf ſeinem Rücken fort. Da er ans Waſſer kam, ſchlug er mit einer Gerte drauf, und ſiehe, es teilte ſich, und da war ein Weg hinab. Die Nickertsfrau

gab ihr den Rath, allen Kehrigt zu sammeln (denn sie mußte alle Tage die Stube kehren) um ihn mitzunehmen. Acht Tage mußte sie bleiben; dann trug sie der Nickert wieder heim, sie schüttete den Kehrigt in die Stube, und fand am Morgen, daß er lauter Gold geworden war. — — So erzählt der Abergläubische, und der Dumme horcht mit offnen Augen und Munde. Wer sieht aber dergleichen Geschichten nicht ihre elende Erdichtung an; und wer könnte eine Widerlegung derselben verlangen? Noch jetzt sollen Nixe sich zuweilen sehen lassen. Jedoch geschieht es weniger als ehedem, und man macht nur noch die Kinder damit zu fürchten, daß sie vom Wasser wegbleiben; welches vermuthlich zu der Meinung von diesem Wassergespenst Anlaß gegeben hat. Man sollte das aber nicht thun; denn die Vorstellung, daß sie hineinfallen und darin umskebens kommen können, kann ja eben die Wirkung haben, und ist unschädlicher, als wenn man ihnen den Kopf mit Dingen anfüllt, die nirgend sind, und die sie mit Furcht und Graus ergreifen, wenn es darauf ankommt, dem Bedrängten zu Hülfe zu eilen.

Einst fährt die Postkutsche mit Reisenden des Abends aus M. Bei schlechtem Wetter, sehr üblem Wege und einer ganz finstern Nacht verirrt sich der Postknecht, und kommt an ein Wasser, daß er nicht kennt, das aber nicht weit von einem Dorf entfernt ist. Unbekant mit den dasigen Wegen, und getäuscht von der Finsternis, wirft er von einer Anhöhe den Wagen um, und die Reisenden fallen in einen Sumpf von Thon und Lehm. Der Postknecht kommt unter die Pferde zu liegen, und kann sich nicht los arbeiten. Alle rufen um Hülfe, und erheben ein jämmerliches Geschrei. In dem nahen Dorf hört man die Stimmen dieser Unglücklichen. Einer der Einwohner, der vor der Thür seines Hauses steht, und das Geschrei zuerst vernimt, ruft seine Nachbarn, um das Winseln mit anzuhören. Verschiedene Leute kommen in dieser Absicht zusammen, und hören dem kläglichen Rufen zu. Aber keiner will hingehen an den Ort; denn ihrer Meinung nach, verursachten die Nixe dieses Winseln, um dadurch jemand herbeizulocken, und ihn denn unters Wasser zu ziehen. Sie bleiben daher bei dem Rufen der

Nothleidenden taub, gehen in ihre Häuser, und legen sich zu Bette. Den andern Tag kommt ein Hirt an den Ort, und erblickt den erbarmungswürdigsten Schauplatz des Jammers und Elends. Der Postknecht und drei von den Reisenden waren vor Kälte und Nässe in dem Sumpf umgekommen, und er sah die Merkmale der traurigen, aber vergeblich angewandten Bemühungen, sich zu retten. An zween andern bemerkte er noch schwache Zeichen des Lebens. Einer öffnete die Augen nochmals, und schloß sie dann in dem Augenblick auf ewig. — Seht die traurigen Folgen eurer irrigen Meinungen, ihr Abergläubischen.

Wechselbälge

sollen solche Kinder seyn, die aus Vermischung des Satans mit einer Hexe erzeugt, und den Sechswöchnerinnen für ihre Kinder an die Seite gelegt worden. Wenn man ein Kind **Wechselbalg** nennt, so bedenkt man wol nicht, daß man damit nichts weniger sagt, als: Du bist mein Kind nicht! Der Unhold hat mir meins genommen, und dich dafür hingelegt. — Vor Alters schrieb man die Verwechselung der Kinder einem Nachtvogel zu, den man **Strix** nennte. Kleine Kinder mit dicken Köpfen, die ungewöhnlich viel essen, einen aufgetriebenen Leib, blasses Ansehen, abgesetzte Glieder u. s. w. haben, sind der Gefahr, für Wechselbälge gehalten zu werden, am mehrsten ausgesetzt. Die Frau Gevatterin verwundert sich beim zweiten Besuch, daß das schöne Kind sich so sehr verändert habe; und giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß es damit wol so ganz richtig nicht sey, wodurch sie die Mutter in Angst und Schrecken setzt, und dem Kinde schon früh Unannehmlichkeiten des Lebens bereitet. Man wird es vernachlässigen, und ihm üble Wartung geben, damit es sterbe; denn was für Unheil kann man von einem Wechselbalg erwarten! bleibt es demohnerachtet am Leben; so wird man es verachten. Das arme Kind! muß es nicht die unseligen Folgen davon empfinden, daß die Frau Gevatterin und die Mutter so abergläubisch sind? Ist es doch, als ob das Geschlecht der Narren sich fortpflanzte! Freilich, wenn man das Geschäft der Erzie-

hung, als das unbedeutendſte anſieht, und es daher dem Geſinde überläßt; ſo können aus Kindern, die ſonſt wol gut geartet ſeyn würden, Bälge werden, welches die weiſen Alten unter der Fabel vom Striz verſtanden haben.

Wenn von Geiſtern, die in der Luft herrſchen, geredet wird, wem ſollte nicht der berüchtigte

wilde Jäger

einfallen? Er ſelbſt ohne Kopf; alle ſeine Bedienten, Hunde und Pferde ohne Kopf; der auf ſeinen nächtlichen Jagden durch Geſchrei die Menſchen ſchreckt, und den Leuten durch die Schornſteine Pferdekeulen auf den Heerd wirft, die man von ihm doch nicht verlangt hat, und die immer wiederkommen, wenn auch der alte Heerd weggeriſſen, und ein neuer dafür gebaut wird.

Der wilde Jäger wird da, wo er ſich am meiſten aufhalten ſoll, und wo man ihn beſonders geſehen und gehört haben will, Hackelberg genennt. Im Herzogthum Braunſchweig ſoll vor Zeiten wirklich ein vornehmes Geſchlecht derer von Hackelberg gelebt haben, von deren einem das Begräbnis noch jetzt bei Wilperode, an der Hildesheimiſchen Grenze, zwiſchen Oſterwic und Hornburg auf dem Kirchhof gezeigt wird. Der Stein, den man für ſeinen Leichenſtein hält, iſt etwa drei Ellen lang und zwei Ellen breit. Auf demſelben iſt ein Ritter in völliger Rü-

stung ausgehauen, der auf einem langohrigten Thier reitet. Von der Schrift, die rings um den Stein steht, ist weiter nichts zu erkennen, als die Jahrzahl 1581. Man erzählt, daß dieser Ritter, da er auf der Reise begriffen gewesen, krank geworden, gestorben und daselbst begraben sey. Und in einem nahe beim Kirchhof belegenen Wirthshaus wird noch ein ziemlich verrosteter Helm zu seinem Andenken aufbewahrt.

Dieser Ritter war vielleicht ein hitziger Jäger und ein wilder Mann, der nicht das beste Leben führte, und in diesem Zustand starb. Die Vermuthung der Leute, die bei dergleichen Fällen gewöhnlich ist: Daß er irre gehen werde, gab zu der Fabel Anlaß, die man noch jetzt von dem wilden Jäger hat. Diejenigen, die ihn gehört haben wollen, irren vielleicht aus Schwachheit, weil sie erfahren hatten, daß er hie oder da, wo ihr Weg vielleicht just zur Nachtzeit gieng, irre gehe, und daher in der Angst alles, was sie hörten, dahin deuteten, weil sie glaubten, daß sie ihn alle Augenblicke sehen würden. Diejenigen aber, die mit vieler Gewißheit behaupten, sie hätten ihn mit wachenden Augen, ohne Kopf, und seine Gefährten ohne Köpfe, oft vor sich vorbei fahren oder reiten sehen, sind Lügner, und wollen uns zu solchen Thoren machen, wie sie selbst sind. Es giebt eine Art von Eule, Uhu oder Schubut genannt, die so groß und so stark ist, daß sie den Adler selbst überwinden kann. Wenn ihrer etliche des Abends zusammen in der Luft fliegen; so machen sie ein Geschrei, das mit dem Bellen der Jagdhunde, wenn sie das Wild verfolgen, viel Aehnlichkeit hat. Dieß gab denen, die von der Sache nicht unterrichtet waren, vermuthlich die erste Veranlassung, von einem verwünschten Jäger eine Fabel zu dichten. Geben nicht auch die Rohrdommeln solchen Laut, daß man glauben könnte, es sey das Getöne vom wilden Jäger?

Ein loser Bube brachte einst die Nachricht in ein Städtchen, daß das wilde Heer (so nennt man den Hackelberg mit seiner Gesellschaft) die dasige Luft passirt sey, und fügte hinzu, es sey ein Geschrei gewesen, als wäre es von kleinen Kindern. Gleich gieng das Gerücht, es seyen Kinder gewesen, die ohne Taufe gestorben. Eine gewisse Mutter, die ein todtes Kind geboren

hatte, bekümmerte ſich darüber ſo, daß ſie in eine Krankheit verfiel, von der ſie nur mit Mühe gerettet wurde. Endlich geſtand der Junge, es ſeyen eine Menge Vögel geweſen, welche dieß Geſchrei gemacht, wie es auch wirklich war; denn ſie waren noch von andern geſehen worden.

Der dreibeinigte Haaſe

iſt unter allen Geſpenſtern das unſchädlichſte; er thut niemand was, auſſer wenn man ihn beleidigt; da man denn leicht ein Bein ſoll zerbrechen können. Die Hexen ſollen ſich gern in Haaſen verwandeln, und alsdenn auf drei Beinen laufen. Welche Schande würde es für die Vernunft ſeyn, ſo etwas zu glauben! Wenn man nur darauf Achtung gäb, indem man dieſen Haaſen zu ſehen vermeint; (er läuft, wie alle Geſpenſter, nur des Nachts) ſo würde man ohne Zweifel erfahren, daß es ein Hund oder eine Katze ſey, woran unſere Einbildungskraft den vierten Fuß nicht ſehen läßt, und darum ein Geſpenſt daraus macht. Wenn man über den dreibeinigten Haaſen ein Sieb deckt, und es nachmals aufhebt, ſo findet man Koth darunter; gewiß, weil man den Koth für den Dreibein ſelbſt anſieht. Denn nur des Nachts oder in der Dämmerung läßt er ſich ſehen, und wie leicht iſt da ein Irthum dieſer Art.

Der Biereſel

ſoll ſich in einigen Wirthshäuſern aufhalten, und wenn ihm nicht alle Nächte ein Krug mit Bier an einen beſtimmten Ort geſetzt wird, alles zerwerfen. Wenn er ihm aber ordentlich hingeſetzt werde; ſo thue er weiter nichts, als daß er umher tobe. Es iſt lächerlich, ſo etwas zu erzählen; aber noch lächerlicher zu glauben: Und doch giebt es Leute, die ihn ſelbſt geſehen und gehört haben wollen. Wie kann ein Geiſt etwas irdiſches zu ſich nehmen? oder wie kann er lärmen und poltern? Er hat ja weder Fleiſch noch Bein, welches doch erfordert wird, wenn ſo etwas geſchehen ſoll. Wir hören nie, daß z. B. der Schatten von unſerm Körper einen Schall oder Gepolter verurſacht: Kann dieß aber ein Schatten nicht, wie will denn ein Geiſt ſo ſonderbare Dinge vornehmen können, der noch nichts als ein Schatten ſeyn ſoll.—

Auch in den Bergwerken hat man ein Gespenst gefunden, welches man

Bergmännchen

nennt. Es erscheint den Bergleuten in den Gruben so klein wie ein Kind; aber ganz dick; also in der Gestalt eines Zwergs. Erst sehen und hören sie eine grosse Fliege brumsen, welche sich sodann in die beschriebene Geistergestalt verwandelt. Bergverständige, die vom Aberglauben entfernt sind, versichern, daß sie dergleichen nie gesehen; aber die Bergleute pflegten vor ihrer Einfahrt gewöhnlich hitziges Getränk zu sich zu nehmen, wodurch ihre Einbildungskraft gespannt, und ihre Vorstellungen verwirrt würden; da es denn leicht möglich sey, daß sie etwas sehen, was doch gar nicht da sey. Unter der Erde in unterirrdischen Höhlen und Bergwerken sammeln sich überdem leicht Dünste, die halbberauschten Bergleuten, (denn nur solche sehen das Männchen) besonders wenn ihre Einbildungskraft wirkt, allerdings in gewissen Gestalten erscheinen können; wozu denn gewöhnlich noch mehr hinzugesetzt wird.

Aberglaube bei Gewittern.

Hinz und Klinz, der mütterlichen Aufsicht müde, beschlossen, in die Welt zu gehen, um, wie sie sagten, sich etwas zu versuchen. Sie reisten nach mancher Vorbereitung und gutgemeinten Erinnerung ab, und hatten schon mancher Gefahr getrotzt, als sie den großen Wald gewahr wurden, durch den sie auf unbekannten Wegen wandern sollten. Sie näherten sich ihm nicht ohne Graus. Am Horizont thürmte sich ein Gewitter auf; schon ließ der Donner sich näher hören, und die Blitze fuhren häufiger daher. Sie naheten einem Berg, und wurden fast erschreckt. Ein Greis, dessen Gesicht aber zu ehrwürdig war, als daß sie länger hätten beben sollen, stand von einer Rasenbank auf, lehnte sich auf seinen Stab, und erwartete ihre Ankunft. „Fremdlinge, rief er ihnen entgegen, woher ihr in dieser einsamen Gegend, in der ich so lange keinen Menschen sah? Euer Weg hat euch irre geführt; ohne mich würdet ihr euch nicht ohne Schweiß aus diesen Irrgängen finden; aber seyd mir willkom-

men, und laßt es euch gefallen, in meine Hütte einzutreten, die auf dem Berg ist; ich will euch mit dem, was ich geben kann, erquicken, und euch den sichersten Weg zeigen. Hört ihr den Donner rollen? ihr könnt bei mir bleiben, bis das Wetter vorüber ist." Sie nahmen den Greis in ihre Mitte und stiegen langsam den Berg hinan. Jetzt begann der [illegible] also: „Jünglinge, ihr wundert euch, hier einen Abgelebten zu finden; aber hört meine Geschichte: Ich war — doch ich will euch nicht meine ganze Lebensgeschichte erzählen, sondern nur, wie ich hieher gekommen bin. Lange wandelte ich unter den Menschen, und that ihren Seelen wohl, und wollte sie besser machen. Nun, Gott weiß, daß ich es ehrlich meinte, wenn ich gleich meine Absichten an ihnen nicht erreichte, und die beßten Hoffnungen oft fehl schlugen. Beinahe dreißig Jahre lebte ich in dem Kloster zu ... Ich wollte da ruhig, ohne Neid und Verfolgung seyn; aber es schien, als ob ich es dort weniger gekonnt hätte, als in allem Weltgetümmel. Endlich sah ich, daß man, um als Mensch zu leben, fern von Menschen seyn müsse, begab mich hieher, und machte, zur Erhaltung meines, ach vielleicht nur noch kurzen Lebens, Einrichtungen, die ihr bald sehen werdet. O, ich bin hier sehr ruhig, genieße alles, was der gute Vater dort oben, den Menschen giebt, so ungestöhrt, ich athme freier, als ich es je in der schwarzen Gesellschaft konnte." — Sie stiegen immer mehr den Berg hinan, und erreichten nun die Hütte des Einsiedlers. Die Wolken näherten sich langsam vom Morgen her; der größte Theil der Wettermaterie lag noch unausgebrütet in seiner schwarzen Hülle; hie und da schoß ein Blitz hervor, und Regen träufelte herab. Man konnte von dem Berg die Fläche eines Sees überschauen, in dem jeder Blitzstrahl sich mahlte. Der Wald rauchte überall, es war das prächtigste Schauspiel; so etwas hatten Hinz und Flinz noch nie gesehen. Immer dunkler wurde es nun, und die zackigten Blitze schossen häufiger hervor. Ihnen folgte ein Platzregen, der den Einsiedler und seine Gäste nöthigte, in der Hütte Schutz zu suchen. Kaum hatten sie sich darin gesetzt, als ein heftiger Schlag am Fuß des Bergs eine Eiche zersplitterte. Hinz und Flinz erschraken; aber sie erholten sich, und

baten den Einsiedler, mit dahin zu kommen, um das Loch zu sehen, welches der Donnerkeil geschlagen habe, und etwas von dem vom Blitz berührten Holz mitzunehmen, weil es für Zahnschmerzen gar gut seyn solle. Hier nahm der Einsiedler das Wort, und begann also: „Die grosse Kraft, welche der Blitz überall beweist, da er Thürme und Mauern zerschmettert, und Eichen zersplittert, ist wol die Ursach, daß man ihm einen Donnerkeil zugeordnet hat, von denen auch mehrere, weil sie sollen gefunden worden seyn, in Naturaliensamlungen aufbewahret werden. Sie sind groß oder klein, sehen theils schwarz, theils aschgrau aus, gehen unten scharf zu, und haben gegen die stärkere andere Seite ein Loch, durch welches ein Stiel gesteckt werden kann. Sie werden daher für Waffen der Alten gehalten, die sich dieser spitzzulaufenden Hammer als Streitkolben bedienten, um einander die Köpfe einzuschmeissen; oder sie vielleicht auch als Opfermesser gebrauchten, denn einige sind dünn und ohne Loch: aber sehr scharf, und liegen gut in der Hand, woraus dieß wahrscheinlich wird. Man sagt, wer einen Donnerkeil im Hause habe, oder bei sich trage, sey sicher vor dem Blitz; und wenn man den Kühen die Euter damit bestreiche, so bekämen sie die durch Zauberei verlohrne Milch wieder. Sie schwitzten bei Veränderungen des Wetters, und wenn es donnere, bewegten sie sich, wenn sie in der freien Luft auf einem Stein lägen. Sie bewahreten auch einen dicht um sie gewickelten Faden vor dem Verbrennen, und röchen nach Schwefel, wenn man sie an einem andern Stein reibe. Aber gewiß sind die ersten zwei Stücke Miegeburten des Aberglaubens, denn die Erfahrung hat schon oft das Gegentheil bewiesen; und die übrigen Eigenschaften findet man auch bei andern Steinen. Jeder glatte Stein schwitzt bei veränderter Witterung, und also bei herannahenden Gewittern; er verhindert auch die Verbrennung eines dicht um ihn herumgeschlagenen Fadens, weil dann das Feuer den Faden nicht fassen kann. Jeder Kieselstein wird, wenn es seine Lage zuläßt, sich bei zitternder Luft bewegen, die bei Gewittern und besonders bei Donnerschlägen stark in Bewegung gesetzt wird, und jeder Kieselstein wird nach Schwefel riechen, wenn man ihn mit einem andern zusammenreibt.

Schon die Gestalt der vorgegebenen Donnerkeile zeigt, daß sie durch Menschenhände bearbeitet sind. Ob man gleich aus Feuersteinen scharf geschliffene Keile vorzeigt, und sie für Donnerkeile, die aus Gewitterwolken gefallen, ausgiebt; so begreift man doch leicht, daß es wider alle Regeln der Schwere ist, wenn sich ein Stein in der Luft erzeugen solle, weil er, vermöge seiner Schwere herabsinken würde, ehe er zu einiger Vollkommenheit gelangte. Man sieht auch an den vom Bliz erschlagenen nicht, daß ein Keil in sie gefahren sey, der nothwendig eine Wunde machen, und den Menschen zerschmettern müßte. Indeß ist nicht zu läugnen, daß nicht durch den Bliz auf der Erde ein Stein zusammengeschmolzen werden könne; aber das ist ja kein Donnerkeil; und wenn das geschieht, so hat ein solcher Stein bei weiten die Form und Härte nicht, die ein vorgegebener Donnerkeil hat."

„Das vom Bliz berührte Holz kann eben so wenig als jedes andere die Eigenschaft haben, Zahnschmerzen zu vertreiben. Es mag wol zuweilen geschehen, daß die Zahnschmerzen, wenn sie von stockendem Geblüt herrühren, aufhören, wenn man in den Zähnen stöhret; aber wer könnte glauben, daß dieß nur dann geschehe, wenn man es mit einem Splitter thue, den der Bliz berührte?"

Indeß hatte das Gewitter sich zurück gezogen; es schickte seine letzte Kraft in einigen schwachen Strahlen fort, und der Donner rollte nicht mehr. Sie giengen heraus, und sahen die neubelebte Natur, athmeten die frischen, erquickenden Düfte, die von allen Seiten ihnen zuströmten. Der Einsiedler fuhr dann wieder fort: „Warlich, keine Erscheinung in der Natur ist so prächtig, als die wir jezt gesehen haben. — Setz euch Fremdlinge hieher, noch ist es hoch am Tage, und ihr gelangt leicht an euren Ort: Ich will, wenn es euch gefällt, noch einiges von abergläubischen Meinungen sagen, die man bei Gewittern hat; ihr auch scheint davon nicht ganz frei zu seyn."

„Bei einem Gewitter redet man oft von einem kalten Schlag, der, wie man gemeinhin glaubt, solch ein Donnerstreich sey, welcher eine Kälte mit sich führt, und dessen Feuer nicht zünden kön-

ne; aber gewiß, so wenig man sagen kann: Das ist ein hölzernes Eisen; so wenig kann man auch glauben, daß es einen kalten Schlag bei dem Gewitter gebe — Alle führen gleiches Feuer. Zuweilen aber folgen zwei Blitzstrahlen unmittelbar und schnell auf einander, da denn der zweite wieder auslöscht, was der erste angezündet hatte, indem er durch seine grosse Schnelligkeit dem Feuer die Luft nimmt. So entzieht die Kugel einer Flinte, durch einen brennenden Schornstein abgeschossen, dem Feuer die Luft, und löscht es dadurch: Eben so der zweite Blitzstrahl, wenn er dem Feuer, welches sein Vorfahr angezündet hatte, die Luft benimmt, ohne welche kein Feuer brennen kann. Indeß sind auch nicht alle brennbare Sachen so beschaffen, daß sie von einem schnell vorbeistreichenden Feuer, wie das Feuer des Blitzes ist, entzündet werden können; da denn der Blitz, wenn er auf dergleichen trifft, seine Wirkungen auch nicht so äussern kann, und dann mit vielem Unrecht kalt genennt wird. Wenn man mit dem Finger schnell durch ein Feuer hindurch sticht; so zieht man ihn unverletzt heraus, und etwas ganz brennbares wird dann auch nicht ganz angezündet, weil die Flamme keine Zeit gewinnen kann, in die Zwischenräume einzudringen. Wenn daher der Blitz schnell über etwas wegstreichen kann, und keinen Widerstand findet, so zündet er oft nicht; aber kalt ist dann sein Feuer doch nicht."

„Wenn unter dem Holz, womit der Becker den Ofen heizt, ein Stück befindlich ist, das der Blitz berühret hat; so soll daher der sogenannte **Wolf** entstehen. Dieß ist ein Blitz oder Feuer, welches zuweilen aus einem Beckerofen hervorschießt, grossen Schaden thut, alles zerschmeißt und verbrennt, und dann mit einem starken Knall in Funken, oder einer Art von Feuerregen zerplatzt. Es ist aber wol mehr dieß die Ursach, daß in dem Beckerofen das Feuer sich nicht genug ausbreiten kann, da denn, besonders wenn fettes Holz unter dem übrigen ist, und in dem Feuer geschürt wird, solches massives, gewaltsam wirkendes Feuer hervorbrechen kann. Verhaltnes Feuer hat, wenn es zum Ausbruch kommt, unglaublich heftige Wirkungen; man darf aber den Grund davon nicht in einer daran klebenden Blitzmaterie suchen."

„Sollte auch wol der Bliz ein Haus nicht berühren, in welchem ein Feuer, oder ein Licht brennt? doch glauben das so viele, und denken dann sicher zu seyn, wenn sie ihr Licht angezündet haben. Rathsam ist es wol, bei entstandenem Gewitter ein Licht anzuzünden; um so wol das Auge vor der lebhaften und schädlichen Empfindung des Blitzes zu sichern, als auch im Fall einer Feuersbrunst selbst gefaßt zu seyn, und andern die nöthige Hülfe leisten zu können; aber wie könnte das Licht in einer Stube, oder das Feuer auf dem Heerd dem Bliz widerstehen? Letzteres ist vielmehr gefährlich, denn es verdünnt die im Schornstein befindliche Luft nach derselben aber schlägt der Bliz leichter, da ohnedem die Schornsteine, als die höchsten Theile des Hauses, dem vorzüglich ausgesetzt sind. Andere glauben wieder, das durch den Bliz entzündete Haus könne nur durch Milch gelöscht werden. Man fürchtet die Feuersbrünste, die vom Gewitter verursacht sind, darum weit mehr als andre, weil sie, wie man glaubt, nicht mit Wasser gelöscht werden können. Freilich ist die zähe, schwere Milch zum Löschen tauglicher, als Wasser; aber man darf nur nicht an eine Antipathie denken, welche Milch und Gewittermaterie wider einander hätten. Würde man jedesmal Wasser genug dahin ausschütten können, wo der Bliz gezündet hat; so würde das Feuer gewiß gelöscht werden: Weil aber das Feuer des Blitzes sehr heftig ist, und an mehr als einem Ort zündet; so steht das ganze Haus schon in Flamme, ehe noch die nöthige Hülfe herbeieilt, und es ist dann freilich schwerer zu löschen. Im Sommer sieht man bisweilen, entweder bei hellem Wetter, oder über einer kleinen Wolke, einen hellen Schein schnell entstehen und wieder verschwinden, der mit dem Bliz viel Aehnlichkeit hat, und nur durch sein schwächeres Licht von ihm unterschieden ist; man nennt es Wetterleuchten. Wegen der schwachen, mäßigen Ausdehnung und Erschütterung der Luft, ist kein Knall damit verbunden Oder es ist ein wirkliches Gewitter in grosser Entfernung, davon man nur den Wiederschein des Blitzes sieht; aber nicht den Donner hört: Denn das Feuer geht ungemein geschwinder als der Schall, und kann viel weiter gesehen, als dieser gehört werden. Wenn ein Jäger in einiger Entfer-

nung von uns, das Gewehr abdrückt; so sehen wir erst den Bliz, und hören dann den Knall: Und wenn es des Nachts in allzuweiter Entfernung geschieht; so kann man zwar den Blitz des Gewehrs sehen, aber nicht den dadurch gewiß verursachten Knall hören. So ist es bei dem sogenannten Wetterleuchten. Ein Gewitter, das nicht herauf kommt, sagt man, kommt in drei Tagen wieder. Aber wie könnte eine aus brennbaren Dünsten bestehende und vom Bliz verzehrte Gewitterwolke wiederkommen? das muß eine andere, und aus andern Dünsten bestehende Wolke seyn, die nach drei Tagen zurückkehrt. Vorbedeutende Anzeigen hat der Bliz gewiß nicht. Das Gewitter bleibt unter allen Umständen eine wohlthätige Erscheinung, vor der wir nicht zaghaft zittern sollen; und wenn erzählt wird, daß ein Gewitter einst schon sieben Tage über einer Stadt gestanden und gebebt habe, bis endlich eine Stimme vom Himmel gerufen: „Zündet Cardobenedicten an, daß ich mich verziehen kann", so sieht man wol, daß dieß eine einfältige Fabel ist. Wenn der Bliz ganz roth aussieht; so ist das Gewitter gefährlicher, als wenn er blaß ist. Wenn der Donner lange nach dem Bliz gehört wird; so ist das Gewitter entfernt: Hört man ihn gleich nach demselben; so ist es nahe. — Dieß sind die sichersten Anzeigen, die man daher nehmen kann: Wer weiß, wie viele der Abergläubische noch hat?"

„Zum Bier soll man beim Gewitter Nesseln legen; und die dazu gebrauchten werden daher Donnernesseln genennt. Die mit dem Gewitter verbundenen schwefelichten, sauren Dünste können zwar das junge Bier verderben; und vielleicht ziehen die Nesseln diese an sich: Daß sie aber, wenn sie nur auf den Rand des Biergefäßes umher gelegt würden, die Kraft haben sollten, alle jene Dünste abzutreiben; oder daß das Wetter sich vor den Nesseln fürchte, wie der Teufel vor dem Weihrauch — wie thörigt ist das!"

„In der Gegend, wo ein Selbstmörder begraben liegt, soll das Gewitter Schaden thun. Wenn alle Begebenheiten der Welt, wie es denn gewiß ist — von Gott abhangen und kommen; so müßte man sehr klein und unrichtig von ihm denken,

wenn man glauben wollte, daß er durch so etwas könnte bewogen werden, über eine Gegend sein Strafgericht zu verhängen, wo man einen, der sich selbst entleibte, ehrlich begraben hat. Nichts widerspricht auch der Erfahrung mehr; dennoch glaubt mancher es so fest, daß er lieber alles daran wagen würde, als dazu seine Einwilligung geben. Man hat davon die traurigsten Beispiele. Mitleiden sollte man mit solchen Unglücklichen haben, die sich das kostbarste, das Leben selbst nehmen, und wer weiß es immer, aus was für Gründen? — auf Gnade und Ungnade sich in die dunkle Ewigkeit versetzen; sollte ihren Leib nicht im Tode kränken. — Einige haben auch wol die gottlose Meinung, der Teufel könne Wetter erregen, und errege sie wirklich. Wenn der Teufel das könnte; so würde ers gewiß nicht, weil das Gewitter in aller Absicht so wohlthätig für die Menschen ist. Die Blitze verbrennen die unreinen Dünste in der Luft, welche sonst ansteckende Krankheiten und Pest verursachen würden: Der dadurch verursachte Donner aber lockert die Erde auf, und bringt die wässerigten Dünste in der Luft zusammen, daß sie in Tropfen herabfallen, das Land wässern, die matten Früchte erfrischen, und die heisse Luft abkühlen, so daß der Mensch wie neugeschaffen sich fühlt, wenn das Gewitter vorüber ist."

„Dem Menschen ist die Furcht vor dem Tode sehr natürlich; nichts ist ihm fürchterlicher als der Gedanke an denselben. Mancher ist daher bei entstandenem Gewitter fast ausser sich, wenn er daran denkt, daß er vielleicht unter den Tausenden der sey, der vom Gewitter erschlagen werden könnte. Daher sucht er sich ihm auf alle Art zu entziehen. Das sicherste Mittel, das auch die Erfahrung überall bewährt dargestellt hat, sind die

Wetterableiter.

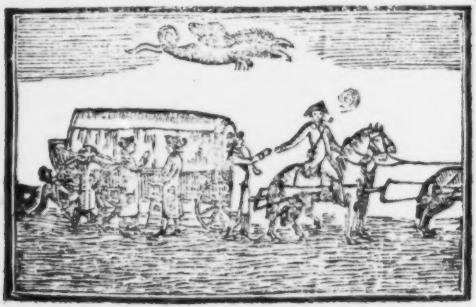
„Ein solcher besteht aus einer eisernen, mit einer kupfernen Spitze versehenen Stange, die mitten über dem Dach befestigt ist; an derselben geht ein Drath bis in die Erde herunter. Kommt nun der Blitz in die Nähe, so schlägt er anstatt in das Haus, auf die Kupferspitze, fährt daran herab bis in die Erde, und das Gebäude bleibt unbeschädigt. Da hat man denn aber

wieder gesagt: es sey unrecht, sich durch dieses Mittel den Strafgerichten Gottes zu widersetzen. Dieser Einwurf bringt denen, die ihn machen, im Grunde Ehre, weil daraus ihr zuversichtliches Vertrauen auf Gottes Fügung hervorleuchtet: Er ist aber von mehrern Seiten betrachtet, nicht genugsam geläutert, und kann gar leicht in blindes Vorurtheil ausarten, wenn man hartnäckig dabei stehen bleibt. Der uns vom Schöpfer tief eingepflanzte Trieb für unsere Erhaltung, rechtfertigt schon den Gebrauch dieses Mittels ganz, und sagt es uns, daß wir keine Eingriffe in die Rechte Gottes wagen, wenn wir uns dem Tod zu entziehen trachten; denn auch der Wurm, den wir mit Füssen zertreten, krümt sich gegen die Bitterkeit desselben. Sind nicht Wasserfluthen, und alle andre Feuersbrünste, eben so wol Strafgerichte Gottes, als die durch den Blitz verursachten? Warum setzt man den Wasserfluthen Dämme, und gebraucht bei einem entstandenen Feuer alle die Vorkehrungen, die man schon lange vorher dazu machte: wenn man glaubt, man widersetze sich dadurch den göttlichen Gerichten? Und muß es nicht eben so unsträflich seyn, die vortheilhaften Mittel gegen die Schädlichkeit des Blitzes zu gebrauchen, als den Wirkungen desselben zu wehren? denn warum steuert man der Feuersbrunst, die der Blitz erregt hat, wenn man glaubt, es sey Frevel, den Blitz selbst abzuhalten? Ist denn der Blitz das Strafgericht, das über uns ergehen soll, oder ist es der dadurch verursachte Brand? Auch Sturmwinde, ohnerachtet sie mannigfaltige Vortheile für die Welt und die Menschen haben, sind zuweilen Mittel in der Hand Gottes, zu strafen: Warum verwahrt man das, was von ihnen beschädigt werden kann, gegen sie, wenn man glaubt, man widersetze sich dadurch Gott?" — Der Einsiedler beschloß hiemit, zeigte dann den Reisenden den Weg, um bald aus dem Wald zu kommen, und wünschte ihnen gutes. Hinz und Flinz waren kaum aus demselben, da nahm Hinz seine Schreibtafel, und setzte alles auf, was der gelehrte Einsiedler über das Gewitter gesagt hatte, weil es jetzt noch im frischen Andenken war; und es ist hier zur Belehrung derer eingerückt, die von den Wirkungen des Gewitters, von dem, was man dabei zu thun habe ꝛc. abergläubische Meinungen haben.

Sie waren kaum fertig, als ſie im nahen Gebüſch das Poſthorn hörten, und kurz darauf den Wagen ſelbſt erblickten. Der Poſtillon hielt ungeheiſſen, ſie ſtiegen auf, und fanden da Gierig und Hager, zwei Kaufleute, Liſt einen Advocat, und einen Prediger Vollmuth. Unter abwechſelndem Geſpräch hatten ſie ſchon einen ziemlichen Weg zurückgelegt, als ſie, um friſche Luft zu ſchöpfen, aus dem bedeckten Wagen ſtiegen. Auf einmal rauſchte eine feurige Geſtalt über ſie hin; es war der

fliegende Drache.

Geſchwind kroch Liſt unter den Wagen und rief: „Halb Part, halb Part!“ Hager nahm vor Angſt den Hut ab, und



Gierig fühlte an die Taſche, ob er etwa von ſeinem Geld verliehre? Hinz und Flinz, die hinter dem Wagen ſtanden, bemerkten nicht undeutlich, daß er in einen Schornſtein zog. Geſchwind wollte Flinz ein Wagenrad abziehen, und es verkehrt anſtecken, um zu verhindern, daß er nicht wieder heraus könne: Aber der Poſtillon gab das Zeichen zum Wiedereinſetzen, und es gieng weiter. „Sahen ſie wol, meine Herren, die groſſen Augen, Rachen und Zunge, und die ſpitzigen Zähne, die kleinen Schweinsohren, und die Borſten auf dem Kopf?“ ſagte Liſt, „das war der Drache. Er

mußte schwer geladen haben, daß er so niedrig gieng. Ich rief, aber er wollte nicht speien. Meinen Grosvater hat er einmal recht beklekt; darum kroch ich unter den Wagen." „Und ich sahe ihn in den Schornstein fliegen," rief Flinz, „da hat er seine Butter, Würste und Eier ausgeleert. Ich mögte wissen, wer in dem Hause wohnt, da ists wahrhaftig nicht richtig." Gierig und Hager meinten, daß es gar nicht unrecht seyn würde, so einen Bringezu zu haben, wenn es nur an der Seeligkeit nicht schade. „Und was meinen Sie dazu, Herr Prediger," riefen endlich alle, „das war doch der leibhaftige Teufel?" — „Wenn Sie's glauben, „erwiederte dieser," so werden Sie von mir nicht das Gegentheil hören wollen." — „Wir mögten gern ihre Meinung wissen." — „Der fliegende Drache," sagte Vollmuth dann, „den Sie für den Teufel in sichtbarer Gestalt halten, ist eine Menge brennbare Luft, in zähen Materien, die sich in den niedrigen Gegenden des Dunstkreises befinden, und wegen der damit vermischten Feuchtigkeit nicht im Augenblick verlöschen, sondern in der Gestalt, die Sie gesehen haben, fortgetrieben werden. Er entsteht, wenn mehrere Dünste in der Luft sich vereinigen, und die darin enthaltene brennbare Luft, durch Electricität und Reiben, zum Leuchten und Brennen gebracht wird. Seine Bewegung ist Schlangenförmig, wegen der hoch und niedrig liegenden Theile und jedes Feuer, das durch die Luft bewegt wird, nimt diese Gestalt an. Wenn man mit einem brennenden Licht oder anderm Feuer schnell fortgeht; so folgt die Flamme Schlangenförmig nach. Auch Raqueten fliegen so. Er fliegt so lange fort, bis seine Theile verbrennt sind; eher kann er nicht verschwinden. Daß er sich öfters nach den Schornsteinen zieht, hat seine gegründete Ursachen: denn weil er selbst aus Feuer besteht; so zieht er sich auch nach dieser Materie. So sieht man von dem brennenden Licht sichtbar einen Theil zu dem eben ausgeblasenen übergehen, und es wieder anzünden, wenn dieß nahe genug an jenes gehalten wird. Die Luft in den Schornsteinen ist auch durch das auf dem Heerd den Tag über unterhaltene, oder wol noch befindliche Feuer verdünnt, und die äussere, dickere Luft zieht sich in denselben hinein, so wie sie sich in den Windofen zieht,

in welchem ein Feuer brennt. Kommt nun der fliegende, sogenannte Drache in diese Gegend; so folgt er dem Luftstrohm, und wird in den Schornstein fortgerissen. Der unschuldigste kann daher das Schicksal haben, daß in seinen Schornstein ein fliegender Drache einfällt: Man sieht ihn aber nie wieder herauskommen; denn sein Feuer verlöscht da, und man findet an den Wänden eine schleimigte Feuchtigkeit, die Uiberreste der für den Teufel gehaltenen Gestalt. Man weiß, daß in einer sehr verdünnten Luft (dergleichen in dem Schornstein ist, wenn auf dem Heerd ein Feuer brennt) das Feuer nicht brennen kann; so muß denn auch das Feuer, welches man den Drachen nennt, verlöschen, sobald es dahineinkommt, und man sieht es nicht wieder hervorsteigen. Ehedem kostete es manchem alten guten Mann oder alten Frau das Leben, wenn dieser Drache in ihren Schornstein zog; denn da war's schlechterdings nicht richtig, und Heren mußten verbrennt werden. Martin oder Stöppchen hat also gewiß kein Geld gebracht, sondern es war eine natürliche und prächtige Naturerscheinung. — Aehnliche Bewandnis hat es mit den

feurigen Kugeln,

die man bisweilen durch die Luft fahren sieht. Sie sind Klumpen, die aus zähen und wässerigten Materien bestehen, in welchen die brennbare Luft durch Reiben und Luftelectricität entzündet ist, oder leuchtet. Einige verschwinden ohne, andere zerspringen mit einem Knall, nachdem sie so geschwind wie eine Raquete auf die Erde niederfallen, und in viele Sterne zersprungen sind. Sie haben verschiedene Grösse, und wenn man dahin geht, wo sie hingefallen sind; so findet man eine zähe, gallertartige Feuchtigkeit. Ich glaube, es kommt blos auf eine gewisse Beschaffenheit oder Bewegung der Luft an, daß aus einer solchen feurigen Kugel ein fliegender Drache werde: denn wenn sie nicht sogleich auf die Erde fällt, sondern sich fortbewegt, so wird sie, so wie jedes Feuer, das fortbewegt wird, einen feurigen Schweif nachziehen, und dann Drache heissen. Wer da glaubt, daß solche Er-

scheinungen etwas vorbedeutendes haben, der wird erst ein Pfe
dann eine Kugel aus demselben werden sehen, und gewiß glauben
daß darauf Krieg erfolge. Diese Begebenheit, die sich nach E
schaffung der Welt gewiß Millionenmale zugetragen hat, bed
tete nichts anders, als daß Dünste aus der Erde in der höchste
Luft sich sammeln, sich durch ihre innere Bewegung entzünden
leuchtend niederfallen, und in der untern Luft mit oder ohn
Knall zerspringen. Sie führen die Dünste aus der höchste
Luft wieder auf die Erde zurück — dieß ist ihr Geschäft — un
gewähren dem Auge einen vortreflichen Anblick, ohne Krieg
oder Pest im voraus zu verkündigen." Indem Vollmuth noch
so sprach, sahe die Reisegesellschaft eine

Sternschnuppe

auf die Erde fallen. „Der Stern, der da herunter fiel hat be
jüngsten Tag gesehn," sagte List. „Nein," sagte Hinz, „e
war kein ganzer Stern, sondern es hat sich nur ein Theil dav
losgerissen." „Dem sey, wie ihm wolle," fiel Gutzig ein, „
entführt einem die Ruhe der Nacht:" Und ich denke, sagte Ha
ger, „daß dieß den Tod eines Kindes bedeute. Sie, Herr Pre
diger, glauben davon gewiß nichts." „Das können Sie wol
aus dem abnehmen," erwiederte dieser, „was ich eben vom flie
genden Drachen und den Feuerkugeln gesagt habe. Eine gro
se Menge von Dünsten, die aus der Erde nicht nur, sondern auch
aus Seen und Morästen, verfaulenden Pflanzen und Thieren
aufsteigen, Schwefel- Hel- Salpeter- und Säuretheilchen, befi
den sich in der Luft und vermischen sich da mit einander, wodur
in dem Dunstkreise allerhand Feuergestalten erzeugt werden; und
dahin gehören ausser den fliegenden Drachen und feurigen Ku
geln, auch die Sternschnuppen. Eine Sternschnuppe ist dah
die entzündete brennbare Luft in einer zähen Materie, welch
darin zu Boden fällt, und dem äusserlichen Ansehen nach di
Grösse eines Sterns hat. Sie schießt immer seitwärts in eine
schiefen Bewegung weg, weil die entzündete Materie dabei den
wenigsten Widerstand findet. Wegen der obern, dünnen Luft
kann sie nicht in die Höhe steigen, und wegen der untern dicken

nicht gerade (senkrecht) herunter fallen. Vielleicht folgt sie den leicht brennenden Dünsten in der Luft, und fällt, sobald sie verzehrt sind, wegen ihrer Schwere zu Boden. An dem Ort, wo eine Sternschnuppe niedergefallen ist, findet man eine weiche, gallertartige Materie. Daß in der Gegend, wo eine Sternschnuppe fiel, nicht jemand unruhig schlafen oder ein Kind sterben sollte; wer könnte das läugnen? Aber den jüngsten Tag, der noch zukünftig ist, kann die Sternschnuppe nicht sehen; es würde lächerlich seyn, so etwas zu denken: Und ein Theil von einem Stern kann sie darum schon nicht seyn, weil diese so weit von uns entfernt sind, und wir sie daher lange würden fliegen sehen. Ihr Feuer, das wir ausserdem in der untern Luft sich entzünden sehen, würde so lange nicht brennen können; denn sie würde zum Theil Jahre lang fliegen müssen, ehe sie auf die Erde käm. Der ganz unschickliche Name, mit dem man ein solches Feuer Sternschnuppe nennt, beweist nicht, daß die Sache wahr sey: Er ist vielmehr aus jenem Vorurtheil entstanden." Gierig und Hafer wußten nun, was Sternschnuppen wären; sie hatten aufmerksam zugehört, und konnten nichts dagegen sagen. Listi der eingeschlafen war, und jetzt erwachte, jähnte und sagte: „Ja das ist wahr." Flinz hatte ohngefähr aus dem Postwagen

Feuermännchen

gesehen, die dem Wagen immer näher kamen, stieß seinen Freund an, und ächzte: siehst du sie? „Was sehen Sie denn," fuhr Gierig auf, und griff nach der Pistole: er dachte es näherten sich Räuber. „Ach, Gespenster," sagte dieser, „und sie kommen immer näher." „Laßt sie nur kommen," knurrte der Postillon, „ich kenne sie, und will sie schon wegbringen." Bald waren sie da, bald waren sie dort; bald fuhren sie zusammen, bald über Berg und Thal. Einer aus der Gesellschaft erinnerte sich, daß ein Hochgericht in der Nähe sey, wo, wie er meinte, sich die Geister sammelten. Hätte er doch das nicht gesagt. Der Reisegesellschaft wird's immer banger, und der Schweiß dringt häufiger hervor. Von allen Seiten hörte Vollmuth Seufzer. „Was ist's denn," fragte er endlich? „Um Gotteswillen, sehen sie

dahin," sagte Hinz, „hier kommen wir nicht gut weg." — „H
ben Sie noch keine Irrwische gesehen, oder von den Tückebo
gehört," erwiederte er; „Sie sind doch nicht von heute? Di
hüpfenden Feuer sind ganz natürlich. Sie bestehen aus ein
Materie, die aus der Erde ausdünstet, und sich nicht entzünd
sondern nur im finstern leuchtet. Sie haben ja doch auch sch
Johanniswürmgen, faul Holz, oder auch faule, secte Seefisch
gesehen; und wissen, daß diese Dinge im finstern leuchten? Oh
fehlbar ist dort ein sumpfigter und morastiger Ort, oder e
Schindanger: Was ängsten Sie sich vergebens?" Der Posti
lon fing jetzt gräulich an zu fluchen: denn die Irrlichter ware
dem Wagen näher gekommen, hieb mit der Peitsche heftig in d
Luft, worauf sie sich entfernten, aber bald wieder näher kamen
Flinz war fest an seinen Freund angerückt, und wagte nur dan
seitwärts aus dem Wagen zu sehen, wenn der Postillon zu toba
aufhörte. Hager sagte, der Postillon mache es ganz recht; den
das sey die Absicht des Teufels, der Menschen zum fluchen zu ve
leiten; und wenn man bete, so komme er in dieser Feuergestalt im
mer näher. „Das wol nicht allein," sagte List, „er will da
Menschen verführen. Ich habe schon oft gehört, daß man von
rechten Weg abkommt, in eine Grube fällt, in einen Sumpf, un
ter ein Hochgericht, an einen Schindanger oder wenigstens Be
grabeplatz geräth, wenn man ihnen folgt." Der Prediger
konnte nun nicht länger zuhören; er bedauerte die Leute, die von
Aberglauben geplagt, etwas fürchteten, was doch so wenig furcht
bar ist, und fing an: „In der Ferne scheint der Irrwisch die Ge
stalt einer Lichtflamme zu haben; der Reisende sieht es daher o
für ein wirkliches Licht an, und folgt ihm in der Hoffnung, nac
einem Dorf zu kommen. Was Wunder aber, wenn er, inden
er nur nach dem Licht, und nicht vor sich hin sieht, einmal über da
andere, endlich in ein Loch fällt; und wenn er demselben weite
folgt, in einen Morast, oder überhaupt an einen solchen Ort ge
räth, wo viele Dünste aufsteigen, und daher die Irrlichter am
meisten sichtbar werden, und sich aufhalten; dergleichen Gerichte
stätte, Schindanger, Begrabeplätze oder solche Gegenden sind
wo ehemals Schlachten geliefert worden. Wenn ein Betrun

ter des Nachts den Weg verfehlt, und nachdem er lange herumirrte, endlich nach Hause kommt; so sagt er: „es hat mich verführet“ und man glaubt dann, daß es auf dem Wege sehr unsicher sey, weil da Gespenster den Menschen irre leiteten. Die Irrwische lassen sich von jeder leichten Luft bewegen; daher kommt es, daß sie bald hier bald dorthin, aus einander und wieder zusammen fliegen. Sie lassen sich von jeder Luft forttreiben, und folgen jedem Zuge derselben. Daher kommen sie dem fortgehenden Wagen, dem Reitenden und Gehenden näher, weil hinter solchen Dingen gewissermassen ein luftleerer Raum entsteht, nach dem sie sich sogleich hinziehen. Wer ruhig seinen Weg fortgeht, der wird ihrer bald los, wenn sie ihm gleich noch so nahe waren; denn bald wird sie ein leichtes Lüftgen wieder wegwehen. Wer vor ihnen läuft, den verfolgen sie, und wenn er noch so sehr rennte; so würden sie doch immer hinter ihm seyn. Wer dann thörigt genug ist, zu beten, der zieht die Luft ängstlich an, und die Lichtmänner, die so wie etwa eine Seifenblase jedem Lüftgen folgen, kommen ihm näher. Wer aber flucht, (ein starkes Schreien oder Blasen mit dem Munde würde noch mehr thun), der stößt die Luft mit Heftigkeit von sich, und entfernt sie dadurch. Es sind also keine bösen Geister, die durch ihr Näherkommen den Menschen vom Beten abhalten, und zum Fluchen reizen wollten; sonst würden sie sich vor der Peitsche des Fußemanns, welche die Luft in Bewegung setzt, nicht fürchten, und davor entfliehen. Scheue Pferde gehen zwar durch, wenn sich ihnen Irrwische nähern; daraus folgt aber noch nicht, daß es Gespenster sind; denn sie würden es auch, wenn man mit mehrern Laternen auf sie zugienge. Gott wird den bösen Geistern nicht so viel Macht in der Welt lassen, daß sie Menschen, die in ihrem Beruf sind, irre führen könnten; und das Gebet würde bei ihnen nicht entgegen gesetzte Wirkungen haben, da man dadurch sonst das Gute erlangen, und das Böse entfernen will. — Wer Lust hat, der komme mit, wir wollen auf diese Geister losgehen, und sie genauer betrachten. Wir werden gleich finden, daß sie sich entfernen, wenn man sich ihnen nähert; denn man stößt alsdann die Luft vor sich her, und vertreibt sie dadurch.“ „Nein, das thu ich nicht“ sagte

Hinz, „man könnte von den Geistern jämmerlich gemishandelt werden.“ Keiner wollte es versuchen, einen Geist oder, wie man glaubte, den Teufel selbst einfangen zu helfen. „Wir würden eben so wenig Gefahr laufen, wie Robert Fluth,“ sagte Vollmuth, der in Gesellschaft einiger anderer, „die Irrwische umzingelt und eingefangen, und dann gefunden hat, daß es blos eine zähe, schwarzfleckigte, dem Froschleich ähnliche Materie sey. Fast auf dieselbe Art,“ setzte er hinzu, „entstehen die

fliegenden Funken, die springenden oder hüpfenden Ziegen, die brennenden Fackeln und Balken, die lechzenden Flammen u. s. w.

Sie bekommen eine ohngefähre Figur, nachdem die Menge der ausgedünsteten Materie, oder die Beschaffenheit und Widerstand der Luft es mit sich bringt. Die letztern sieht man, wenn im finstern jemand gekämmt wird, oder man über einer Katze hinstreicht. Man wird so etwas nicht für ausserordentlich halten, wenn man es entweder gehörig selbst untersucht, oder von andern darüber Auskunft erhält.“

Das Nordlicht

stellt sich unsern Augen am mitternächtlichen Himmel als ein heller Schein dar, in welchem säulenförmige und wallende Strahlen entstehen, die sich von dem Horizont d. i. Gesichtskreis (wo unserm Auge der Himmel auf der Erde zu liegen scheint) bis an den hohen Himmel, oder in die höchste Luft erheben, und bisweilen mit einer sehr grossen Geschwindigkeit fortschiessen. Da dieses Licht sich immer im Norden d. i. Mitternacht zeigt; so muß es in jenen Gegenden auch seinen Ursprung haben. Hier aber sind wegen der in jenen Gegenden herrschenden sehr grossen Kälte die feinsten Dünste lauter Eistheilchen, die wegen ihrer Leichtigkeit sehr hoch steigen, und weil sie Spiegelflächen sind, das von den Sternen und dem Mond auf sie fallende Licht zurückwerfen, und in Farben verwandeln. Aus den schönen Farben und Strahlen, womit das Nordlicht spielt, macht der Abergläubische

Sümpfe voll Blut, zertretene Getraidefelder, lauter Spiesse, Schwerdter und Kriegsheere, die auf einander losgehen; und denkt dabei an nichts als blutige Schlachten. Wenn die Strahlen des Nordlichts, die bald weiß, bald roth aussehen, sich bewegen und gegen einander schiessen; so erschreckt er, und — ach Gott, was wird das bedeuten? Sieh Bruder, wie die Sterne so blaß aussehen? das Ende aller Dinge ist gekommen; der jüngste Tag ist da. Aber wie oft sieht man ein Nordlicht? wie oft müßte daher Pest, Hungersnoth, Krieg entstehen? Man sieht es nicht nur in dem nördlichen, sondern in einem grossen andern Theil von Europa: So müßten ja die Potentaten beständig in Krieg verwickelt seyn, wenn das Nordlicht davon eine Anzeige wär; denn man sieht es jährlich gewiß mehrmals. Und wenn Gott es beschlossen hat, einen Krieg entstehen zu lassen; warum sollte er einen so grossen Theil der Welt durch Zeichen im voraus erschrecken, da das Uibel, wenn es da ist, die Menschen züchtigt? Schon darum kann das Nordlicht nichts bedeuten, weil es aus natürlichen, uns nicht unbekannten Ursachen entsteht, und so oft gar keine Folgen hat. Wie viele Kriege entstehen und werden geführt, ohne daß ein Nordlicht da gewesen ist? Wie könnte man also etwas vorbedeutendes darin finden, da durch dasselbe noch nie die Dinge in Unordnung gesetzt sind? In einem Städtchen trat unter dem Volk, das unter freiem Himmel das Nordlicht beschaute, ein Zeichendeuter auf, zeigte denselben in den feurigen Strahlen allerlei Figuren, u. verkündigte daraus viel von Kriegen, der Pest u. anderm Unglück. Aber ihn traf seine Deuterei zuerst; denn ein Corporal mit einiger Mannschaft nahmen den Wahrsager auf die Wache, und am andern Morgen fiel einem empfindliches Unglück, in fünf und zwanzig Stockschlägen, auf seinen Rücken.

Der Regenbogen

ist derjenige grosse, siebenfarbige, halbe Zirkel, der in den Regentropfen sichtbar wird, wenn die Sonne hinter uns, die herabfallenden Regentropfen aber (hinter welchen sich eine schwarze Wolke befindet) vor uns sind: Eine der prächtigsten Lufterscheinungen! Bisweilen sieht man einen zweiten Regenbogen, in welchem sich

die Farben in umgekehrter Ordnung zeigen: Man nennt ihn Wassergalle. Er entsteht durch eine doppelte Brechung und zweimalige Zurückprallung der Sonnenstrahlen. Gott hat den Regenbogen zum Zeichen seiner Gnade gesetzt: Der Abergläubische aber denkt, daß Gott, der vorher zornig gewesen, nun wieder gut sey, und in jener Gegend tanzten die Engel. Man glaubt auch, das Regenwasser, welches gefangen werde, wenn ein Regenbogen steht, sey für alle Krankheiten gut. — Eber, ein junger, für seine alten Eltern Hofnungsvoller Mann, hatte schon lange an einer schmerzhaften Krankheit gelegen, von welcher ihn der Arzt jedoch herzustellen hoffte. E. hörte kaum, daß ein Regenbogen stehe, als er selbst aus dem Bette stieg, sich Regenwasser fieng und es so kalt wie es war, hineintrank. „Denn," sagte er, „Gott ist jetzt gnädig, er wird mir helfen." Von Stund an wurde die Krankheit schlimmer, und 3 Tage darauf starb er unter unsäglichen Schmerzen.

Der Aberglaube schreibt dem Regenbogen die Erzeugung und Ausstoſſung güldener Geschirre zu, welche man

Regenbogenschüsseln

sonst auch Sternschosse nennt. Sie sind wie grosse tiefe Pfennige gestaltet. Man sieht darauf Laub, Köpfe, Sterne von vier Strahlen, Schlangen, gekrönte Schlangen, Vögel, Ringe u. d. gl. Der Abergläubische hat ihren wahren Werth sehr erhöhet; denn in dem Hause, wo eine solche Schüssel aufbewahrt wird, soll Glück seyn; da es hingegen von dem weiche, der sie verkauft. Sie soll die schwersten Krankheiten, z. B. die fallende Sucht, das hartnäckigste Fieber ꝛc. heilen, wenn man sie in das Getränke des Kranken wirft; ja sogar auf die gute oder schlechte Denkungsart der Menschen Einfluß haben: den Menschenfeind, der sie bei sich trägt, gesellig ꝛc. auch jeden beliebt machen, und in Ansehen bringen; und diese Kräfte sollen sie nur von dem Regenbogen haben. — Aber der Regenbogen ist ja eine bloſſe Lufterscheinung, und nichts wesentliches, die nur so lange besteht, als die Sonnenstrahlen in den wässerigten Düsten gebrochen werden. Die Hitze der Sonne, die das Gold in den Bergen, nur

durch die Länge der Zeit zur Reife bringen hilft, kann es in der bloſſen Luft nicht erzeugen; noch weniger Schüſſelchen bilden, und ſie mit mancherlei Figuren ſtempeln. Menſchen haben das Gold aus den Eingeweiden der Erde gewühlt, und ihm dieſe Form gegeben, aber der Aberglaube mit wunderbaren Kräften verſehen. Nur ſehr ſelten findet man ein ſolches Goldſtück: Gäbe jeder Regenbogen nur eins; ſo würde man ſchon viele haben. Die Menſchen haben eine groſſe Begierde zum auſſerordentlichen; was Wunder, wenn ſie in die Luft und den Regenbogen Werkſtätte dichten, und darin Geſchirr ſchmieden laſſen? Aber entzieht man nicht durch ſolche Meinungen dem ſein Vertrauen, der es allein verdient, und der über unſere Schickſale wacht? Denn wenn ein Goldſtück mich aufrecht hält und ſchützt; ſo iſt Gott nicht mehr der Schöpfer meines Glücks, und meine Hoffnung. — Man bemerkt bisweilen um die Sonne oder den Mond einen groſſen Ring, der mit Regenbogenfarben ſpielt, und den man

Hof

nennt. Dem äuſſerlichen Anſehen nach ſteht er ſo hoch als die Sonne oder der Mond ſelbſt; aber es iſt gewiß, daß er in unſerm Dunſtkreis, wahrſcheinlich in der mittlern Luftgegend entſteht und geſehen wird. Indeß ſcheint es uns ſo, weil wir zwiſchen ihm und der Sonne oder dem Mond keinen andern Körper ſehen, wodurch wir ſeine Entfernung von ihnen abmeſſen könnten. Die Naturkündiger erklären dieß aus runden Hagelkörnern, die in der Mitte einen Kern von Schnee haben, von auſſen aber entweder mit hellem Eis umfroren, oder mit Waſſer umfloſſen ſind: da denn durch die Brechung der Sonnenſtrahlen dieſe Lufterſcheinung hervorgebracht wird. Der Abergläubiſche wird bei dem Anblick derſelben in Furcht und Schrecken geſetzt, und frägt ängſtlich, was ſie wol bedeuten möge? Allein es geht damit ganz natürlich zu; denn es werden dazu nur halb gefrorne Dünſte erfodert, darin die Sonne ſich ſpiegelt; und es iſt daher lächerlich, nach der Bedeutung dieſer Höfe zu fragen. Man ſieht bisweilen auch

Nebensonnen und Nebenmonde,

welche sich ebenfals nicht um die Sonne; sondern in unserm Dunstkreis befinden. Zu ihrer Erzeugung werden Eisblättchen erfodert, die einen Spiegel formiren, worin ein der Sonne oder dem Mond ähnliches Bild von diesen hervorgebracht wird. Abergläubische Leute halten diese für ein Wunder, und erschrecken, und erwarten alles das Unglück, das ihrer Meinung nach, gewiß darauf folgen muß. Aber wie thörigt ist es, aus so ungegründeten Muthmassungen böses zu erwarten, das darauf nie erfolgt. — Es giebt Weltkörper, die in verschiedenen oft sehr langen Zeiten sich um die Sonne bewegen, und

Cometen

heissen. Ihre Bewegung ist von der Bewegung der Planeten merklich unterschieden; aber sie laufen durch alle Bahnen derselben, in einer sehr langen und schmalen, in sich zurückkehrenden Linie. Aus dieser Ursach werden sie nur selten sichtbar, nähern sich mit einer vermehrten Geschwindigkeit der Sonne, drehen sich um sie herum, entfernen sich auf der andern Seite wieder sehr weit von ihr. Sie sind beständige Weltkörper; daher lassen sich ihre Bewegungen vorher verkündigen, ihre Laufbahnen berechnen, und ihre Wiederkunft bestimmen. Gemeiniglich erscheinen sie mit einem langen, durchsichtigen Lichtstreif, den man die Haare oder den Schweif des Cometen nennt: Jedoch hat man auch schon Cometen ohne Schweif bemerkt. Der Mensch kennt die Kräfte nicht, die auf den Comet wirken. Der leuchtende Schweif, der sich Millionen Meilen in den Weltraum erstreckt, ist ihm daher ein tiefes Geheimnis. Vielleicht gebraucht die Natur zu seiner Bildung weiter nichts, als Lichtstrahlen; durch was für Kräfte sie aber dieß wirkt, kann man nicht erklären. Bei vielen herrscht noch das Vorurtheil, daß die Cometen Unglückspropheten seyen, die Krieg, Pest und andre Landplagen, oder gar den jüngsten Tag verkündigen. Da sie aber besondere Arten von Planeten sind, die ihre bestimmte Laufbahn haben, zu ihrer Zeit wieder erscheinen, und nachdem sie eine Zeitlang sichtbar gewesen sind, verschwinden, um nach Jahrhunder-

ten der Nachkommenschaft wieder zu erscheinen; so darf man vor ihnen nicht erschrecken: Sie sind Werke der göttlichen Allmacht und Güte, die uns mit Bewunderung und Freude erfüllen sollten.

Den Mann, der Gottes Vorsicht traut,
Den schreckt kein Himmelszeichen;
Nur Wonne ist, wohin er schaut,
Und Schreckenbilder weichen.

Zu einem berühmten Mann kamen einst die Bürger der Stadt, und fragten ihn, was der fürchterliche Stern bedeute, der am Himmel stehe. Sie hatten kaum ausgeredet; so kamen seine Kinder und fragten, was dort für ein schöner Stern stehe? Die Kinder haben recht, sagte er.

Von den Sonnen- und Mondfinsternissen.

Beinahe sechstausend Jahre hängt die Erde, die wir bewohnen, hängen alle jene grosse und kleinere Welten, die wir in glänzender Ferne erblicken, in freier Luft, und bewegen sich nach unwandelbaren Gesetzen, in den ihnen von Gott angewiesenen Bahnen. Keiner ist von dieser Bahn je abgewichen, und dieß würde nicht geschehen können, ohne das Ganze in Unordnung zu bringen. Wie wär es sonst möglich, daß man Sonnen- und Mondfinsternisse auf eine Minute vorher ausrechnen könnte? Eine solche Finsternis ist ein würdiger Gegenstand der Betrachtung, werth, daß man auf sie hinschaue, um den Schöpfer aus seinen Werken zu erkennen. Unempfindliche Seelen, die sich kaum die Mühe geben, die Sonne in ihrer Verfinsterung zu betrachten, sind noch verächtlicher, als die dabei ihre Unwissenheit und die Schwäche ihres Verstandes verrathen. Schlaf, der Bette und Lehnstuhl als die vortreflichsten Erfindungen preist, und die Ruhe, als das höchste betrachtet, meint: Ihm gehe die Finsternis nichts an, und die Narren werden wol sehen, wie sie sich durch ihr Gassen die Augen verderben. Eine Pfeife Tabak ist besser, als in der kalten Luft zu frieren. Dort steht ein bedauernswürdiger Haufe, der die Finsternis betrachtet, und einmal über das andere ausruft: Ach seht, wie sich die liebe Sonne, der

liebe Mond quält! Gott, was wird das bedeuten? Es ist ohnedem schon viel Unglück auf der Welt; wohl dem, der todt ist. — Da sich alle Weltkörper um ihre eigne Axe und somit um viele andere, in näherer und weiterer Entfernung drehen; so begreift man leicht, daß durch diese ihre veränderte Stellungen, auch ihr Ansehen, das sie in unsern Augen haben, müsse verändert werden. Der Mond hat, so wie unsre Erde, sein eigen Licht nicht; sondern empfängt es von der Sonne. Er bewegt sich jährlich zwölfmal um unsre Erde, und mit derselben jährlich einmal um die Sonne. Kommt nun unsre Erde zwischen Mond und Sonne zu stehen; so daß diese den Mond nicht erleuchtet, indem ihre Strahlen durch die dazwischen stehende Erde nicht hindurch fallen können; so wird der Theil des Mondes verfinstert, vor welchem die Erde steht, und ihre runds Gestalt zeigt sich in demselben. Trit aber der Mond zwischen unsre Erde und die Sonne, so daß diese ihre Strahlen durch den Mond nicht auf unsre Erde schiessen kann; oder wir wegen dem dazwischen stehenden Mond, einen Theil der Sonne nicht sehen können; so entsteht eine Sonnenfinsternis, so wie jenes eine Mondfinsternis war. Das runde Bild des Mondes zeigt sich uns dann in der Sonne; so wie bei einer Mondfinsternis das runde Bild der Erde im Mond. Was könnte also eine verfinsterte Sonne oder Mond anders be-

deuten, als daß das Weltgebäude noch in unverrückter Ordnung ſtehe; daß Erde, Sonne, Mond, und gewiß auch die Sterne, ſo wie vor Jahrtauſenden, noch jetzt ihre Bahn wandeln. Noch nie iſt Peſt, theure Zeit, Blutvergieſſen ꝛc. auf eine Sonnen- oder Mondfinſternis eingetreten; und wenn ja einmal ein Uibel darauf erfolgte, ſo war ſie doch nicht die Urſach davon: Dieß würde auch ohne Sonnen- ohne Mondfinſternis eingetroffen ſeyn. Geht doch faſt kein Jahr hin, wo nicht der Mond oder die Sonne, wenigſtens einmal, verfinſtert würde; wir müßten ja beſtändig unglücklich ſeyn, wenn darauf unglückliche Begebenheiten folgten. Als 1654, d. 2 Auguſt eine groſſe Sonnenfinſternis entſtand; ſo wurden beſonders die Leute zu Nürnberg in die gröſte Angſt geſetzt: denn ſie hielten ſie für eine Anzeige und Folge der Blindheit des menſchlichen Herzens, und des kommenden göttlichen Zorns, für ein Vorbild des Todes und für den erſchrecklichen Herold des einbrechenden letzten Gerichts. Man verkaufte nichts auf dem Markte, kein Vieh wurde auf die Weide getrieben, alle Brunnen wurden zugedeckt, weil man glaubte, es falle Gift aus der Luft, und aus Furcht vor dem Tode communicirten 2285 Perſonen in den Kirchen.

Abergläubiſche Meinungen vom Mond und deſſen Wirkungen.

Die dunklern Flecken, welche im Monde wahrgenommen werden, hält man für einen Mann, der, weil er ein Holzbund geſtohlen, zur Strafe mit demſelben in dem Mond ſtehen müſſe. Eine Fabel, die ſchlechter erdichtet iſt, als alle Geſpenſtermärchen! — Kann man wol glauben, daß Gott (und der müßte doch den Mann mit dem Holzbund in den Mond geſetzt haben) dieſen kleinen Dieb ſchärfer beſtraft habe, als ſo viel grobe Diebe und Mörder, die je die menſchliche Geſellſchaft zerrüttet haben? Wer nicht das Sprüchwort: **kleine Diebe hängt man; die groſſen läßt man laufen**, auf Gott anwenden will, der wird dieſe Fabel nicht länger für wahr halten. Das wär ein rechter Mann, und ein ziemliches Holzbund, woran ein ganzes Herzogthum auf mehr als einen Winter genug hätte:

denn die Figur, die man für einen Mann mit dem Holzbunde hält, ist beinahe so lang, als der Mond: Das wär ein rechter Riese; beinahe vier hundert Meilen groß. Dinge, die von uns entfernt sind, scheinen klein, wenn sie auch groß sind; und desto kleiner, je weiter sie von uns sind. Der Schieferdecker auf dem hohen Thurm scheint klein, wenn er auch der größte Mann im Ort ist. Wie groß muß die Figur im Monde seyn, der über funfzig tausend Meilen von uns entfernt ist. Die Flecken im Monde, die man mit blossen Augen sieht, und woraus die Einbildungskraft der Menschen einen Mann mit einem Holzbund macht, sind Meere; denn sie geben weniger Licht von sich, als die hellern Plätze, da doch die Sonne den Mond aller Orten gleich bescheint. Weil das Wasser durchsichtig ist, so läßt es einen Theil der Lichtstrahlen hindurchfallen, und muß daher in der Ferne dunkler scheinen, als fester Boden, der die Lichtstrahlen zurückwirft. Durch gute Fernröhre hat man sogar gesehen, daß jene dunkle Flecken im Monde eben Flächen sind, so wie bei uns die Meere, hat Berge und Inseln, die Abwechselung des Tages und der Nacht, einen Dunstkreis um den Mond gesehen, welchem letztern zufolge, es in dem Monde, so wie bei uns, auch regnen muß. Höchst wahrscheinlicher Weise ist also der Mond ein Körper, eine Welt, wie unsere Erde, und von Geschöpfen bewohnt; denn wo ein bequemer Wohnplatz, wo Tag und Nacht, Erde, Wasser, Luft, Regen, Berge und Thäler sind, da sind gewiß auch Geschöpfe, um welcher willen diese Einrichtungen gemacht, und für welche diese Wohlthaten bereitet sind; denn Gott macht nichts vergebens. Bauet auch ein Mensch ein Haus, ohne die Absicht zu haben, daß es bewohnet werde? — Der Mond hat gewiß seine Bewohner.

Abergläubische Leute, die den Grund nicht absehen, woher die abwechselnden Lichtgestalten des Mondes kommen, haben darin etwas Geheimnisvolles gesucht, und dem Monde Wirkungen angedichtet, die er nimmermehr haben kann. So glaubt man, daß der volle Mond Krebse, Austern, Muscheln und Schnecken voller mache, als der abnehmende; daß die zur Zeit des vollen Mondes versetzten Blumen voller werden; daß das Holz im zu-

nehmenden Mond mehr Feuchtigkeit habe, als im abnehmenden; daß die im vollen Mond geſchlachteten Thiere fetter und ſchmackhafter Fleiſch haben, als die im abnehmenden geſchlachtet werden; daß die im vollen Mond abgewöhnten Kälber beſſere Kühe werden, und gröſſere und von Milch ſtrotzendere Euter bekommen, als die man zu einer andern Zeit gewöhnt hat; daß der Mohrrübenſaamen im abnehmenden Mond müſſe geſäet werden, weil die Rüben ſonſt zu ſehr ins Kraut wachſen; daß aus den Eiern, mit welchen eine Gans zur Zeit des neuen Monds geſetzt wird, Gänſe ausgebrütet werden, die blind ſind; daß, wer kein Geld hat, ſich hüren müſſe, damit nicht der Mond, wenn er neu iſt, ihm in den Beutel ſcheine, weil ſonſt, ſo lange dieſer Monat währt, Geldmangel bei ihm ſey — Thorheiten, welche auſſer der Vernunft, beſonders die Erfahrung widerlegt. Das Licht, das uns der Mond giebt, iſt das Sonnenlicht ſelbſt, welches von ihm auf unſere Erde zurück geworfen wird. Da wir aber täglich das viel ſtärkere Sonnenlicht haben; ſo kann das ſchwächere Mondlicht auf die Dinge keinen Einfluß haben. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß der Mond auf unſern Dunſtkreis wirkt, und daß nach ſeinem verſchiedenen Stand, dieſe Wirkungen verſchieden ſeyn, und zu der Zeit, wenn er Neumond heißt, durch die Wirkung der Sonne vermehrt werden können: Aber dieſe Wirkung auf die den Erdboden umgebende Luft iſt viel zu gering, und nicht von der Beſchaffenheit, daß dadurch das angeführte verurſacht werden könnte. Zur Zeit des neuen Mondes ſoll es ſchädlich ſeyn, Saamen auszuſtreyen, und einige Hauswirthe glauben dieß aus dem Einfluß des Mondes auf die Gewächſe erklären zu können. Warum aber ſollte gerade der neue Mond beim Säen und Pflanzen eine widrige Wirkung äuſſern? Die darüber angeſtellten Proben beweiſen ganz das Gegentheil. Laßt euch alſo, bei Bearbeitung und Beſtellung eurer Felder, durch das Alter des Monds niemals irre machen, ſondern ſehet vielmehr darauf, daß ihr euren Saamen, ſowol im Frühling als im Herbſt, nachdem ihr das Land gut bearbeitet habt, bei der beſten Witterung ausſtreuet. Einige glauben auch, daß der Waizen nicht brandigt werde, wenn man ihn auf den Tag, da der Mi-

chaelsmond voll iſt, ſäet. Auch dieſem widerſpricht die Erfahrung. Der Michaelstag *) iſt ein Tag, wie andere; daher das, was an demſelben geſchieht, von keinem beſondern Erfolge ſeyn kann. Eben ſo ungegründet iſt es gewiß, wenn man glaubt, daß der Weizen alsdann nicht brandigt werde, wenn man ihn zu der Zeit ſäet, da der Mond unter der Erde ſteht. Ich glaube durchaus nicht, daß der Mond auf die Pflanzen ſo merklichen Einfluß habe. Ich weiß zwar die wahre Urſach von dem Brand im Waizen ſo wenig, als andre ſie wiſſen; aber ſo viel mag doch wol gewiß ſeyn, daß der Mond dazu nichts beitrage, er mag über oder unter der Erde ſtehen. Die bekannten Verſe, welche unſre Bauern ſo oft gebrauchen:

Vom neuen bis zum vollen Schein,
Sä' Nachmittags; ſo wirds fein rein.
Vom vollen bis zum neuen Licht,
Sä' Vormittags, ſo wirds nicht brandigt. —

ſind weder richtig, noch beweiſen ſie etwas. Denn Verſe und Sprüchwörter beweiſen in allem nichts. Willſt du keinen Brand im Waizen haben, ſagt ein andrer Abergläubiſcher; ſo nimm den Sack mit dem Saamen ſtillſchweigend herunter, ſetze ihn auf den Kopf und ſprich: Waizen, ich ſetze dich auf den Band, Gott behüte dich vor Treſp und Brand. Das ſoll gut ſeyn; aber wer glaubt ſolcher Rede?!

Vom Blut- und Schwefelregen.

Man bemerkt bisweilen auf den Blättern der Bäume, den Gebäuden, und gar auf ſeiner Kleidung rothe Tropfen, die wie Blut ausſehen. Die Urſach davon ſind Schmetterlinge oder Buttervögel, die bekanntermaſſen ſich als Raupen einſpinnen, ſich verpuppen, auskriechen, und davonfliegen. Indem ſie ihre Puppengehäuſe verlaſſen, geben ſie einen rothen Saft in Tropfen von ſich, welches gemeiniglich zu Ende des Junius oder im Anfang des Julius geſchieht. Der Abergläubiſche hält dieß

*) Der Papſt Felix ordnete im Jahr 480 dieſes Feſt zum Andenken des Erzengels Michael an. Kann aber dieſer Tag dadurch eine beſondere Kraft überkommen haben?

für Blutregen, der groſſes Unglück bedeuten ſoll, und wird dadurch in Furcht und Schrecken geſetzt. Allein, da der Regen nur dann entſteht, wenn die in der Luft befindlichen wäſſerigen Dünſte zuſammenflieſſen; ſo kann es auch nur Waſſer regnen. Blut befindet ſich blos in lebendigen Körpern, nicht in der Luft. Auch von einem Schlachtfeld können, und aus einem See voll Blut würden keine blutige Dünſte aufſteigen; ſie würden immer die Farbe des Waſſers haben, weil die ſchweren Theile zurück bleiben, und nur die leichten ausdünſten.

Zuweilen ſoll es auch

Schwefel regnen:

Denn man ſieht nach dem Regen, auf dem Waſſer bisweilen gelbligte Stäubchen, die das Anſehen des Schwefels haben. Sie verbreiten ſich nicht leicht auf der ganzen Fläche deſſelben, ſondern geben ſich gemeiniglich am Rande zuſammen. Der Abergläubiſche fürchtet dann Krieg, weil zum Pulver auch Schwefel gehört; Peſt, weil, ſeiner Meinung nach, die Luft ſchon halb vergiftet iſt; Erdbeben, weil die in der Erde befindliche groſſe Menge Schefel bald losbrennen werde. Allein, dieſes gelbe Weſen iſt nichts anders, als der Staub von den im Mai blühenden Fichten und andern Bäumen. Schwefel können dieſe Stäubchen aus der Urſach nicht ſeyn, weil ſie keinen Schwefelgeruch haben, und wenn man ſie geſammelt und getrocknet hat, nicht leicht brennen. Sie würden ſonſt auch, wie es die Natur des Schwefels mit ſich bringt, nicht oben auf dem Waſſer ſchwimmen, ſondern unterſinken; denn der Schwefel, der faſt noch einmal ſo ſchwer als Waſſer iſt, geht, ſobald er naß geworden iſt, darin unter, wenn er auch zu Mehl gerieben würde. Dieſe Stäubchen aber, darf man durch Umrühren bis an den Grund vermiſchen, und ſie kommen doch wieder in die Höhe und ſchwimmen oben. Unter der groſſen Menge von Dünſten, welche täglich aus der Erde aufſteigen, ſind freilich auch Schwefeltheilchen; aber in ſo geringem Maaß, daß ſie nicht bemerkt werden, wenn ſie im Regen heruntergefallen ſind. Man hat ſich der genannten Erſcheinungen oft bedient, Furcht und Schrecken unter

Menſchen zu verbreiten, und dadurch geheime Abſichten zu erreichen.

Zur Zeit eines Donnerwetters ſoll es nach der Einbildung der Unwiſſenden bisweilen, wiewol ſehr ſelten

Feuer regnen,

ſo daß unter dem Regen feurige Tropfen bemerkt würden: Aber es iſt, wenn dieß geſehen wird, weiter nichts, als die electriſche Materie, die in den Regentropfen ſtark herabfließt, wodurch denn ein helles Glänzen hervorgebracht wird, welches man, beſonders wenn es dunkel iſt, bemerken kann.

Andere abergläubiſche Erzählungen, da es

Steine, Frösche, Fiſche, Korn, Wolle ꝛc. ſoll geregnet haben,

widerlegen ſich ſelbſt, wenn man bedenkt, daß ſolche Dinge weder in der Luft erzeugt, noch von der Sonne angezogen, noch auch von der Luft können getragen werden. Alles was die Sonne aufzieht, muß ſie in Dünſte verwandeln, die, weil die warme Luft, durch welche ſie erzeugt und ausgedehnt werden, leichter iſt als die äuſſere, ſich in die Höhe begeben. Es iſt unmöglich, daß die Sonne, Fiſche, Frösche ꝛc. in die Höhe ziehen, folglich auch unmöglich, daß ſie im Regen herabfallen können. Wenn das geſchehen könnte, ſo würde man zuweilen auch dergleichen in die Höhe fahren ſehen; aber wo hat man davon ein Beiſpiel? Sie kann auch das kleinſte Sandkörnchen nicht in die Höhe ziehen. Wer je einen Frosch ꝛc. hat in den Sonnenſtrahlen in die Höhe fahren, oder mit dem Regen wirklich aus der Luft fallen ſehen, der trete auf und behaupte es. Geſetzt aber, dieß könne geſchehen, wie es jedoch wirklich nicht iſt; ſo würde die Luft dergleichen ſchwere Dinge doch bald wieder fallen laſſen. Wenn Frösche, Regenwürmer und dergleichen nach dem Regen häufiger hervorkommen; ſo denkt der Dümme, der dieß ſieht, ſie ſeyen vom Himmel gefallen. Wenn heftige Sturmwinde, Korn, Heu, Flachs ꝛc. von der Erde aufheben, und es anderswo niederwerfen; ſo würde es ja unvernünftig ſeyn, wenn man glauben wollte, daß ſolche

Dinge vom Himmel fielen, oder in der Luft wachsen könnten; oder daß Gott sie den Menschen auf diese ausserordentliche Art gebe. — Ausserdem bildet man sich zuweilen ein, daß sich

das Wasser in Blut verwandle,

und hält es für die Anzeige eines sehr blutigen Krieges. Schon manchmal ist hiedurch eine ganze Gegend in Angst und Furcht gesetzt, bis man endlich fand, daß rothe Thierchen, die man Wasserflöhe nennt, sich so sehr vermehrt, und in so ungeheurer Anzahl auf der Oberfläche des Wassers verbreitet hatten, daß es, weil sie selbst roth waren, wie Blut aussah. Wenn ein Fluß besonders hoch steigt, und er dann irgendwo rothe Erde abwäscht; so kann sein Wasser auch roth, und von dem Einfältigen für Blut gehalten werden. Es entstehen bisweilen

neue Quellen,

die nach der Einbildung mancher Leute für alle Krankheiten helfen sollen, und daher von ihnen für Gesundbrunnen gehalten werden. Sie holen und trinken daraus fleissig, und glauben dann ohne alle Arzneien gesund zu werden. Aber man muß solchen Quellen nie trauen, bevor sie nicht von Aerzten untersucht und gut befunden worden sind. Man hat Beispiele, daß kränkliche Leute, die daraus tranken, gestorben sind; und gesundere das Bauchgrimmen und andre üble Zufälle bekommen haben.

Fast in jeder Gegend giebt es gewisse Quellen, die nur selten Wasser haben. Fliessen sie, so ist es eine Anzeige, daß es viel geregnet hat, und in der Luft, besonders in der Erde viel Wasser sey. Allzumasse Witterung aber ist beinahe allen Früchten schädlich, daher sagt man, die

Hungerquellen

fliessen. Es würde aber sehr sonderbar seyn, zu glauben, daß diese Quellen an und vor sich die Ursach von der darauf etwa erfolgenden Theurung wären.

Dann hat man wieder geglaubt, Gott thue besonders in theuren Zeiten dadurch ein Wunder, daß er auf eine ausserordentliche Art Brod gebe. Man fand Mondmilch, eine feine weisse

Kalkerde, die sich in Höhlen, Felsenritzen und Steinklüften findet, und aus mehligten, lockern, und sehr leichten Theilen besteht. Arme und unwissende Leute nennen sie

Berg- oder Himmelmehl,

haben sie für ein ordentliches Mehl gehalten, und zum grossen Nachtheil ihrer Gesundheit verkocht und verbacken. Alles dieß beweist nun, daß wir aus den Zeiten heraus sind, wo Gott ausserordentliche Dinge thut, und auf wunderbare Arten wirkt. Die Menschen aber sind einmal geneigt, zu glauben, daß dieß noch jetzt geschehe, ohnerachtet Erfahrung und Erfolg schon so oft das Gegentheil bewiesen haben. Mögte man sich doch einmal überzeugen, daß die natürlichen Wege, die Wege Gottes sind, und daß er auf denselben alles thue.

Aberglaube aus der Naturgeschichte.

Auch in die Naturgeschichte hat man viel Aberglauben gemengt. Die **Regenwürmer**, die in der Kühle der Nacht, oder wenn es geregnet hat, und daher der Boden feucht und locker ist, aus der Erde hervorkriechen, sollen, nach der Meinung der Unwissenden, mit dem Regen selbst aus der Luft fallen.

Der **Blutigel**, der in sumpfigten Wassern lebt, und Menschen das Blut aussaugt, darum, weil dieß seine liebste Nahrung ist, soll es deswegen thun, weil er bei dem Menschen Gift merke.

Manchem **Thiere** hat der Aberglaube sogar den Namen gegeben. Der längligte, hinten mit Schwanzgabeln versehene Wurm, der sich in Früchten und Blumen, besonders in Sonnenblumen aufhält, heißt **Ohrwurm**, weil er den Leuten in die Ohren laufen soll. Es ist ein blosses Mährchen, daß er darauf ausgehe; denn er kann eben so wenig, als andere Insecten das Ohrenfett vertragen. Der Wurm kriecht gern in alle Oeffnungen, und wenn er diesem Triebe nach einst jemand in die Ohren gekommen ist, so folgt noch nicht, daß es seine Natur so mit sich bringe.

Es giebt viele Arten von **Blatläusen**. Sie haben einen kleinen Kopf, einen Saugstachel, zwei Augen und darzwischen zwei Fühlhörner, und sechs Füsse; sehen nach Beschaffenheit der Bäume und Gesträuche, worauf sie jung geworden sind und fressen, schwarz, grün, gelb, roth, braun und weiß aus, und sitzen Haufenweis, zwei, drei bis vierfach dicht neben und über einander. Sie fressen unablässig, so daß Blätter und Knospen bald welk, schwarz und grau werden, und oft ganz verderben. Die Weibchen stechen die Blätter an, theilen die Häute von einander, und legen sodann ihre Eier dazwischen; daher werden die Blätter, worauf die Blatläuse wohnen, gleich krumm. Sie vermehren sich erstaunlich schnell, denn eine Blatlaus bringt den Sommer über (innerhalb 14 Tagen) drei bis viermal etliche hundert lebendige Junge zur Welt, und eine junge Blatlaus bringt gleich etliche Tage nach ihrer Geburt auch wieder Junge. Im Herbst legen sie Eier, damit im Frühjahr gleichwieder Junge da sind. Die das nicht wußten, haben geglaubt, sie fallen mit dem Thau aus der Luft, und nennen sie **Mehlthau**. Zuweilen wol, aber nicht immer haben die Blatläuse auch Flügel, so daß sie manchmal bei hunderttausenden in einem Garten können angeflogen kommen; wenn sie vom Winde aufgehoben und fortgetrieben werden. Sonst fliegen die geflügelten im Herbst auch wol von einer Pflanze zur andern, und suchen die ungeflügelten zur Begattung auf.

Die **Heuschrecken** oder Grashüpfer haben ihren Namen von **Heu** und **schrecken**; weil sie zur Zeit der Heuerndte besonders häufig auf den Wiesen angetroffen werden, und weil **schrecken** so viel heißt, als springen oder hüpfen; denn sie springen mit ihren zween Hinterfüssen über das höchste Gras weg, um ihre Nahrung zu finden, und ihren Feinden zu entgehen. Die, welche die Bedeutung jenes altdeutschen Worts nicht kannten, glaubten, sie hätten ihren Namen daher, weil Gott die bösen Menschen durch sie erschrecke, wenn sie nicht Busse thun wollen, indem er eine grosse Menge über ihre Felder kommen, und ihre Früchte verzehren lasse.

Die Grillen, Heimchen oder Zirpen, die gewöhnlich in Küchen, Brau- und Backhäusern und andern warmen Orten wohnen, machen das bekannte Geschwirr in den Küchen ꝛc. indem die Männchen ihre Oberflügel aneinander schlagen. Es giebt einfältige Leute, welche glauben, wenn die Grillen langsam und ängstlich schwirren, so entstehe ein Unglück im Hause, oder es sterbe gar jemand darin. Nur so viel ist wahr, daß es bald regnet, wenn die Grillen hastig singen. Andre glauben, man dürfe keine Grille tödten, ohne ein Unglück ins Haus zu bringen, oder sie zerfräßen dem Kleider und Schuhe, der eine von ihren Kameraden umgebracht habe. Welche Vorstellungen!

Die Schaum- oder Götschwürmer saugen im Mai oder Juni aus den Weidenblättern eine Menge Saft, und geben denselben als einen dicken weissen Schaum oder Speichel wieder so häufig von sich, daß man glauben sollte, die Weiden wären mit Schaum überzogen. Der Kukuk sucht die unter dem Schaum sitzenden Thierchen auf und frißt sie; daher nennt man diesen Schaum sehr unrichtig Kukuksspeichel, weil man fälschlich glaubt, der Kukuk lege ihn hin.

Im Mai oder Juni fliegen, besonders des Abends, eine Art von Schmetterlingen in den Stuben herum, welche man schlechtweg Motten nennt. Diese Motten legen ihre Eier in die Pelzwerke und wollene Zeuge, und die daraus kommende Maden zerfressen dasjenige sehr, wohin sie von ihrer Mutter gelegt sind. Es ist also das fliegende Insect selbst nicht, das die Kleider zerfrißt, wie viele glauben, sondern die aus seinen Eiern entstehenden Maden.

Die Königin der Ameisen legt vom Januar bis zum September, in jede Zelle etliche, und in alle Zellen zusammen, gegen 8000 Eier. Die Arbeiter- oder Zwitterameisen sitzen etliche Tage über den Eiern, da sie denn alle weiß, bald nachher rauh und mit kleinen Haaren bedeckt werden, und endlich sich als Maden zeigen, die sich aber noch nicht von ihrer Stelle wegbewegen können. Sobald nun diese Maden groß genug sind, werden sie von den Arbeitern an einen bequemen Ort, wo sie von der Sonnehitze beschienen werden, hingetragen. Jetzt fangen die Maden an zu

ſpringen, und wickeln ſich in ein ſehr dünnes weißligtes Gewebe, und werden Püpchen. Und dieß ſind diejenigen ſonderbaren Dinge, die man im gemeinen Leben fälſchlich Ameiſeneier nennt. Man darf alſo nicht glauben, als ob die ſogenannten Ameiſeneier von den Ameiſen, ſo wie ſie ſind, gelegt würden; ſie ſind nichts anders, als aus Maden entſtandene Püpchen, welche aus Eiern kamen.

Die Eichblatswespe bohrt mit ihrem Bohrer, den ſie am hintern Theil des Leibes hat, in die jungen Triebe, Stengel und Blätter der Eichen — ein Loch, und legt ihre Eier darein. Um ſo ein Ei her entſteht eine rundligte Erhöhung, die nach und nach hart, und endlich ſo groß als eine Haſelnuß wird. Dieſes Gewächs hat allemal ein Loch, das die Made (welche aus dem von der Weſpe hineingelegten Ei entſtanden) gebohrt hat, und wodurch ſie nachher als Weſpe geflogen iſt. Die Galläpfel ſind alſo eigentlich nicht ſolche Gewächſe, die ſo wie Früchte auf den Bäumen wachſen, ſondern durch eine Art Weſpen verurſachte Auswüchſe auf den Eichblättern.

Auf den ſauern Kirſchblättern bemerkt man bisweilen weißlich-gelbe Striche mit Krümmungen, die im kleinen die Geſtalt einer Schlange nicht undeutlich vorſtellen. Abergläubiſche Leute betrachten dieſe Abbildungen ſorgfältig, halten ſie für Vorboten des Unglücks, und machen davon allerhand Auslegungen; als wolle Gott dadurch ſeine Strafgerichte anzeigen, und das Getraide auf dem Felde durch Schlangen, Heuſchrecken, Mäuſe ꝛc. verwüſten laſſen. Im Jahr 1773 ſahe man dergleichen Figuren auf gedachten Blättern in Menge, und die darauf folgenden Jahre waren doch ſehr gute Kornjahre, und die Felder wurden weder von Heuſchrecken, noch von Mäuſen, vielweniger von Schlangen beſchädigt. Die Urſach davon iſt dieſe: Ein gewiſſes kleines Inſect, das man Minirer oder Schanzgräber nennt, legt ſeine Eier ganz einzeln auf die ſauern Kirſchblätter, die denn durch die Wärme der Sonne ausgebrütet werden. Aus denſelben kriecht eine Made, die ſich ins Blatt, und darin fortfrißt. Je gröſſer die Made, deſto dicker wird der Strich. Der Koth, welchen ſie von ſich giebt, macht die ſchwarzen Puncte. Ohnge-

sehr 14 Tage nach ihrer Ausbrütung aus dem Ei, geschieht ihre Verwandlung, da sie sich denn durch die Haut des Blats durchfrißt, welcher Ort den Kopf der Schlange vorstellt. Würde es daher nicht thörigt seyn, dieß für Vorboten des Unglücks zu halten?

An einigen Pflaumen, die man besonders süß findet, sieht man eine Art von Ueberzug, und sagt, der Fuchs habe sie beleckt.

Die Stubenfliegen legen ihre Eier an allerhand saftige und unreine Orte; aber nicht auf Kleider, Bücher, Fenster und Wände, wie mancher unwissend glaubt; denn das ist blos ihr Unrath. Wären es Eier, die nach und nach lebendig würden, so würden ihrer bald eine so grosse Menge werden, daß wir uns vor ihnen nicht bergen könnten. Die Schmeisfliegen, Aas- oder Fleischfliegen legen ihre Eier auf das Fleisch todter Thiere, oder überhaupt aufs Fleisch. Und diese werden gewöhnlich schon an dem Tage, wo sie gelegt sind, lebendig, und lecken und fressen sich innerhalb neun Tagen so dick und voll an, daß sie sich verpuppen, und in neun oder zehn Tagen darauf, schon als junge Schmeisfliegen davon fliegen können. Es ist durchaus nicht wahr, was doch viele immer noch glauben, daß in dem Fleische selbst der Stof liege, woraus nachmals die Maden entstünden. Man sieht dieß offenbar daran, daß wenn in ein Gefäß (welches etwa mit dichtem Flor oder mit Leinwand so verwahrt ist, daß kein Insect dazu kann) Fleisch gethan wird, welches noch ganz rein ist, keineswegs Maden hinein kommen, und daß es ganz in Fäulnis übergeht, ohne von diesen verzehrt zu werden. Man lasse aber das Gefäß offen, so daß Fliegen dazu können, und man wird bald die Maden darin sehen.

Eben so ungereimt wäre es, zu glauben, die Mücken entstünden aus dem Wasser selbst, weil sie sich dabei besonders häufig aufhalten? Sie legen vielmehr ihre Eier in Sümpfe, Teiche und Wassergraben, indem sie sich auf ein schwimmendes Blatt, Grässgen oder Hölzgen setzen, und ihre Eier allmählig ins Wasser fallen lassen. Aus diesen Eiern kommen Larven d. i. Maden, die da so lange Wasserflöhe und andere kleine Insecten fressen, bis sie sich verpuppen, und die Mücken heraus geflogen sind. Da

glauben denn nun aber wieder einfältige Leute, der Stof, woraus die Mücken entstehen, liege im Wasser selbst, und sie würden da ohne Zuthun ihrer Art erzeugt. Daß man doch immer bei den Sachen stehen bleibt, wie sie zu seyn scheinen, ohne nach dem Grund zu fragen. Unwissend seyn, ist keine Schande; aber unwissend bleiben wollen, das ist grosse Schande!

Wenn an Jemand eine **Spinne** herum gekrochen ist, so sagt man, es sey eine Anzeige, daß er Gift bei sich habe, den die Spinnen merken: und manche sind alsdann wol thörigt genug, zu laxiren, damit das Gift, wornach die Spinnen kriechen, von ihnen gehe. Es ist ein Ohngefähr, wenn an Jemand eine Spinne läuft, und daß sie keinen Gift bei ihm wittere, erhellet schon daraus, daß die Spinnen bei uns nicht giftig sind. Andre meinen, daß der glücklich sey, dem früh morgens eine Spinne auf dem Rock krieche. Es soll nicht gut seyn, und Unglück bringen, wenn man eine Spinne tödte. Noch andre glauben die Spinnen saugten das Gift aus der Luft an, und dulden sie deswegen in den Stuben gern, weil, wie sie denken, daß da gesunde Luft sey, wo recht viel Spinnen sich befinden — ganz unrecht! Die Spinnen sind, wie gesagt, selbst nicht giftig, saugen daher gewiß auch das Gift aus der Luft nicht, und es ist dieß kein Bewegungsgrund, sie zu dulden. Ihr Nutzen besteht vielmehr darin, daß sie die Fliegen und Mücken, die uns beschwerlich seyn würden, in den Netzen fangen und aussaugen, welches sie zu dem Ende ausgespannt haben. Sie selbst dienen den Vögeln wieder zur Nahrung, und diese nutzen uns Menschen. — So ist in der Natur nichts überflüssig und alles gereicht endlich zum besten der ersten Bewohner der Erde, zum besten der Menschen.

Die **Krebse** haben in dem Leibe kleine weisse Steinchen, die man in den Apotheken gebraucht, die man aber ganz unrichtig **Krebsaugen** nennt.

Es giebt eine Art von **Pilzen** oder **Erdschwämmen**, die man in den Apotheken kauft, und die wenn sie getrocknet sind, die besondere Eigenschaft haben, daß sie alle die Thiere tödten, die blind gebohren werden, z. B. Hunde, Ratten, Mäuse u. s. w. wenn man sie ihnen irgend worin eingiebt. Andern Thieren aber,

die sehend auf die Welt kommen, Katzen z. B. schaden sie nichts. Man nennt diese Pilze unweislich Krähenaugen.

Von der Grösse derjenigen Blumen (eigentlich sinds gelbausstehende Püschel) welche die Aloe trägt, hat man die übertriebene Meinung, daß man glaubt, der Knall, den die aufblatzende Knospe verursache, sey so stark, als wenn eine Pistole losgeschossen würde.

Sonderbar und merkwürdig ist es, daß der Stockfisch seine Gedärme und Magen zum Maul heraus strecken und ausleeren kann, um sich sodenn aufs neue wieder dick anzufressen. Alle Seeleute wissen das, und es wäre gewiß sonderbar, es deswegen zu leugnen, weil es wundersam scheint. Die Erfahrung muß in diesen und andern Fällen allein entscheiden. Thörigt aber würde es seyn, zu glauben, daß der Fisch, den man Petermännchen nennt, derjenige Fisch sey, in dessen Munde der Apostel Petrus ehedem einen Stater fand; denn man hat keine Gründe, warum man das glaubt — keine andere, als hergebrachte Sage, und etwas Aberglaube.

Die Neunaugen oder Pricken haben nur zwei Augen, ob sie gleich, dem Namen nach zu urtheilen, neun Augen haben müßten; denn die sieben Oefnungen an ihrem Halse sind keine Augen, sondern Luftlöcher zum Athemholen. Oben auf dem Kopf haben sie ein Spritzloch, oder eine Röhre, durch die sie das Wasser einsaugen, und es hernach seitwärts aus den Luftröhren wieder ausspritzen. Einige sagen, es geschehe umgekehrt.

Vom Propheten Jonas glaubt man gewöhnlich, daß er vom Wallfisch verschlungen, und wieder ausgespien sey: Allein die Kehle des Wallfisches ist nur so groß, daß er Heringe und andere kleine Fische verschlingen kann: Daher besteht aus Heringen sein gewöhnlicher Fraß, und deswegen jagt er auch hinter den Heringen immer hastig drein. Wahrscheinlich muß es einer von den Haifischen gewesen seyn, vielleicht der, der jetzt unter dem Namen Menschenfresser bekannt ist. Dieser ist zehn bis zwölf Ellen lang, und vier bis fünf Ellen dick, und hat einen so breiten Rachen, daß er einen Menschen auf einmal verschlingen kann. Der Menschenfresserfisch hält sich auch in eben dem Meere auf, wo Jonas verschlungen wurde, in dem Mittelländischen: Der

Wallfiſch aber in dem Nordmeer. Damals hatte man aus der Naturgeſchichte noch keine ſo genaue Nachrichten als jetzt, und nannte jeden groſſen Fiſch, alſo auch den, der den Propheten verſchlang, Wallfiſch.

Die Blindſchleiche wird wegen ihrer ſehr kleinen Augen ſo genennt: Einfältige glauben ſie habe gar keine.

Gehörnte Schlangen, die zwo kleine Erhöhungen über dem Kopf haben ſollen, gibt es zwar in Egypten; aber keine zweiköpfigte: Denn das, was man gewöhnlich fliegende Drachen nennt, ſind keine Schlangen, ſondern eine Art Eideren, die zwar mit ihren häutigen Flügeln (Flügeln von Haut) ſchnell von der Erde auf einen Baum, und von einem Baum auf den andern fliegen, ſich aber ſchlechterdings nicht ſo frei, wie die Vögel in der Luft, herum bewegen können, und werden füglich fliegende Eideren genannt. Der Baſiliske hält ſich in Egypten auf Bäumen auf, und frißt Fliegen und andere kleine Inſecten. Er iſt faſt eine halbe Elle lang, und von bläulig-grauer und weißgefleckter Farbe, und hat oben auf dem Nacken einen häutigen Kamm, den er wie Flügel ausbreiten, und damit ein wenig fliegen kann.

Ehedem glaubte man, die Hähne legten aller ſieben Jahr ein Ei, aus welchem, wenn ſie von einer Kröte ausgebrütet würden, Baſiliſken kämen, die jedes lebendige Thier, und auch den Menſchen,

der sie anhähe, mit ihrem Gift auf der Stelle tödteten. Dadurch aber könne er getödtet werden, daß Jemand sich über und über mit Stroh bewickele, und ihm einen Spiegel vorhalte. Wenn denn der Basiliske im Spiegel sich selbst sähe, so ergrimme er auf sich, als ein ihm unbekantes Thier, hauchte seinen Gift aus allen Kräften nach demselben hin, um es zu tödten, der aber von dem Spiegel auf ihn zurückpralle, und ihn selbst tödte. Der Basilisk soll wie ein welscher Hahn aussehen, eine grosse blaue Nase und feurige Augen haben. — Jetzt glaubt kein Vernünftiger mehr an so etwas, weil die Ungereimtheit davon allzuklar am Tage liegt. Wenn ein Brunnen nicht oft gebraucht und sein Wasser in Bewegung gesetzt wird; so sammeln sich zuweilen böse Dünste darin, welche einen Menschen auf der Stelle tödten können; dergleichen Exempel bei dem Aufgraben alter verschüttet gewesener Brunnen oft geschehen. So war einmal in der Stadt Lora in Spanien der Deckel von einem Brunnen in denselben hineingefallen, und drei Leute, die man nach einander hinabließ, ihn zu holen, nebst einem Hunde, wurden todt wieder herausgezogen. Man muß solche Brunnen fleissig öfnen, und alle Jahr wenigstens einmal fegen, auch sie nicht durch hineinwerfen von allerhand Unreinigkeiten verderben Man hat auch Exempel, daß Leute im Keller erstickten, wenn Bier, junger Wein, oder Aepfel- und Birnmost darin liegt, und in Gährung ist; oder wenn die Schmiede und Becker ausgedampfte Kohlen darin aufschütten. In und an solchen Orten gehen denn auch die Lichter aus: Aber es ist dabei weder an einen Basilisken noch an Gespenster zu denken: Die verdickte und verunreinigte Luft thut alles.

Der Salamander ist diejenige Eidere, von der man ehedem gefabelt und geglaubt hat, daß sie im Feuer nicht verbrenne, sie möge darin liegen, so lange sie wolle. Sie ist eine Spanne lang und kaum Fingers dick, sieht oben glänzend schwarz und unten gelblich aus, und hat auf dem Rücken zwo Reihen Warzen, aus denen eine weisse Feuchtigkeit fließt, wenn sie in ein Feuer geworfen wird. Sie löscht dadurch die Kohlen um sich herum allmälig aus, läuft unbeschädigt fort, und geht wieder auf ihre Fliegenjagd. Wirft man sie aber in ein allzustarkes Kohlenfeuer, daß ihre

Feuchtigkeiten nicht hinreichend sind, die Gluth zu löschen, so verbrennen sie gewiß. — Wie man doch so geneigt ist, das, was man bei dem ersten Anblick nicht gleich begreift, als Wunder darzustellen?! In der Gegend von Trident werden im Frühling und Herbst viele Salamander gefunden. Man hat mit ihnen die Probe gemacht, und sie ins Feuer geworfen; aber sie haben es keineswegs gelöscht, sondern sind davon verzehrt worden. In Ostindien besonders, giebt es diejenige Art Salamander, die sich, sobald sie auf glühende Kohlen geworfen werden, aufblasen, und aus den benannten Warzen eine schleimigte Materie spritzen, womit sie die nächsten Kohlen auslöschen, und sich also, wiewol nur auf eine kurze Zeit, darin halten können.

Man glaubt einfältiger Weise, es gebe Schlangenbeschwörer d. i. solche Leute, die durch hergesagte Formeln, oder Töne auf einer besondern Pfeife hervorgebracht, die Schlangen zwingen oder locken könnten, sich an einem gewissen Ort zu versammeln. Ein solcher steige unterdeß auf einen Baum, um nicht von ihnen angefallen zu werden. — Hiemit hat die Fabel einige Aehnlichkeit, welche man von einem Berge bei Hameln im Chur-Hannöverschen hat. Die Einwohner hatten eine sehr grosse Menge Ratten, deren sie auf keine Weise los werden konnten, bis ein unbekanter Mann gegen eine gewisse Summe sich dazu anheischig machte. Er gieng darauf mit einer Pfeife durch die Stadt und blies. Da kamen alle Ratten aus allen Häusern und Winkeln, und folgten ihn an den Berg; der that sich vor ihm auf und er verwies sie dahinein. Nun aber wollte man ihm das versprochene nicht geben; da gieng er, wärend das Gottesdienst gehalten wurde, abermals durch die Stadt, und blies auf seiner Zauberpfeife: Da folgten ihm alle Kinder der Stadt in den Berg hinein, welcher sich darauf zuthat; und man sahe sie nie wieder. Er soll sie nach Siebenbürgen unter der Erde weg geführt haben, und von ihnen sollen die dort befindlichen Lutheraner herkommen.

Der Krokodil legt sich ganze Stunden und Tage lang in das Schilf oder auf den Schlamm, ohne Bewegung hin, so daß man ihn für einen Holzstamm ansehen könnte, und lauert so auf die Menschen, die am Ufer gehen, schlafen oder baden, um sie zu

erwürgen. So bald er einen Menschen sieht, schleicht er langsam näher, und wenn er so nahe bei ihm ist, daß er ihn mit einem Sprung erreichen kann, so springt er plötzlich auf ihn los, und erdrosselt und frißt ihn. Ist er ihm aber noch zu weit entfernt, so sucht er ihn mit seinem Schwanz niederzuschlagen, denn damit kann er auch den stärksten Ochsen tödten. Man glaubte sonst, der Krokodil lege sich ins Schilf, schreie da wie ein Kind, und wenn denn jemand zu Hülfe kommen wollte, so würde er von dem betrügerischen Krokodill angefallen und getroffen.

Im Schlamm können Frösche und Kröten nicht erzeugt werden. Kein Geschöpf wird ohne Fortpflanzung seiner Art erzeugt. Es ist hierbei ein fast allgemeines Vorurtheil! Wenn Frösche und Kröten ihre Eier nicht in den Sumpf legten, die von der Sonne ausgebrütet werden, so würden dergleichen Thiere da nie zu sehen seyn.

Wenn die Laubfrösch knarren,
So magst du wol auf Regen harren —

So sagt das Sprichwort von diesen Wetterpropheten ganz richtig; denn sie haben eine Vorherempfindung von der Veränderung der Witterung, und sind sehr unruhig im Wasser und quaken, wenn es regnen will. Dieß ist kein Aberglaube; denn was die Erfahrung als wahr bestätigt, kann unmöglich abergläubisch heissen. Man kann sie daher in ein Glas mit Wasser gefüllt einsperren, sie mit Fliegen füttern, und das Glas irgend wohin setzen, um an ihnen die Wetterveränderungen wahrzunehmen? Wenn man den ersten Frosch im Jahr auf dem trockenen sieht, sagt der Abergläubische, so bedeutets ein trocken Jahr; sieht man ihn aber im Wasser — ein nasses. Aber einige werden ihn immer erst auf dem trocknen, andre im Wasser sehen, und damit die Meinung der einen oder der andern jährlich eintreffen.

Die Haupttheile eines Eis bestehn ausser der äussern harten Schale aus den Weissen und Gelben. Ersteres heißt wie bekant, Eierweis, das andere Dotter. Damit nun aber das Dotter in der Mitte schweben bleibe, und sich mit dem Weisen nicht vermische, so hat es auf den Seiten zwei Bänder, von welchen es fest gehalten wird. Man nennt diese Bänder gewöhnlich Hahnen-

trit, und verbindet damit ganz andere Begrife, als man damit verbinden ſollte

Der ſtärkſte unter allen Vögeln iſt wohl der **braunrothe Geier**, der ſonſt auch Greif genennt wird. Er iſt mit ausgebreiteten Flügeln 8 Ellen breit und ſo ſtark, daß er ein Schaaf in der Luft wegführen kann. Ja, wenn ihrer zwei beiſammen ſind, ſo fallen ſie auch wol einen Ochſen an, und machen ihn todt. Einer packt ihm die Augen aus, und der andere reißt ihm den Bauch auf, und zieht das Eingeweide heraus, bis er todt zur Erde fällt. Wem fallen aber hiebei die Märchen nicht ein, die von dem **Vogel Greif** erzählt werden? beſonders von dem, der den in eine Haut genäheten Robinſon übers Meer ſoll getragen haben, und von dem einige glauben, daß eine einzige Feder von ihm, ſo groß wie ein Baum geweſen ſey.

Die **Neuntödter** oder Würger ſind nur ſo groß als Lerchen und Sperlinge, freſſen die kleinen Vögel, die ſie bezwingen und erwürgen können, und im Nothfall auch Inſecten. Da glauben denn aber wieder einige, es ſey der Natur dieſer Vögel eigen, täglich gerade 9 Thiere zu tödten, und ſie könnten nicht eher ruhen, als bis ſie dieſe Anzahl gewürgt hätten.

Der **Paradiesvogel** ſieht ſehr ſchön aus, iſt ohngefehr ſo groß wie ein Staar, und hält ſich in Oſtindien auf. Er iſt derjenige Vogel, von dem viele Leute ehedem einfältiger Weiſe geglaubt haben, er komme aus dem Paradieſe her, habe keine Füſſe, ſchwebe immer in der Luft, und lebe von der Luft, und vermehre ſich auch in der Luft, indem das Weibchen ihre Eier dem Männchen auf den Rücken lege, und darauf ausbrüten laſſe, und falle nicht anders als todt zur Erde: Lebendig ſey noch keiner herunter gekommen. — Endlich aber entdeckte man den Betrug der Indianer, daß ſie dieſe Vögel jung fingen, und ihnen die Füſſe abſchnitten, und ſie ſo den leichtgläubigen Europäern als Wundervögel theuer verkauften. — Die Europäer betrogen damals und betrügen noch jetzt die Indianer mannigfaltig: Die Europäer aber waren doch auch ſo klug nicht, und die Indianer nicht ſo dumm, daß jene ſich nicht hätten betrügen laſſen, und dieſe ihre Betrüger nicht hätten wieder betrügen ſollen.

Ehedem schrieben grosse Gelehrte von dem Vogel **Phönix**, der nicht vorhanden war. Man glaubte von ihm, daß er unsterblich sey, denn aus seiner Asche komme immer ein neuer Vogel hervor. Endlich warf man die Frage auf: Giebt es einen Phönix? Man untersuchte und fand, daß es keinen gebe. — Nicht so ist es mit dem **Kraken**, dessen Daseyn man bezweifelt, und davon man die Erzählungen lange für Fabel gehalten hat. Es hat sich wirklich bestätigt, daß im Nordmeer zwischen Schottland, Norwegen und Island ein Thier sich aufhält, gegen welches der grosse Wallfisch vielleicht nur ganz klein ist. Am 5 August 1786 hat man ihn bei Schottland abermahls beobachtet, und ihn zwei bis drei Klafter d. i. sechs bis neun Ellen über dem Wasser hervorragen sehen. Gewiß aber war er noch tief unter dem Wasser. Die Gesellschaft der Schiffer hat ihre Bemerkungen darüber zu **Dundee** in Schottland eidlich ausgesagt. Sie sahen den Kraken, der eine englische Meile lang und hundert Klafter breit war, einige Meilen von der Insel **Mey**. Er soll in der äussern Gestalt viel einer Spinne gleichen, und mit baumdicken und haushohen Fühlhörnern versehen seyn. Derjenige Theil des Rückens, der über dem Wasser zu sehen ist, soll einer Insel gleich sehen, auf der drei Berge hervorragen, einen grossen Umfang haben, und mit allerhand bedeckt seyn. Der Krake soll auf dem Grund des Meers wohnen, und nur im Sommer bei stiller Witterung, und zwar jeden Sommer nur einmal, bis auf die Oberfläche des Meers, sehr langsam gerade herauf kommen. Bei dieser Gelegenheit glaubt man, fresse er sich auf ein ganzes Jahr satt; und um einen recht festlichen Schmaus zu halten, entledige er sich seines Unraths, der das Wasser trübe mache, und für die Fische einen so angenehmen Geruch habe, daß sie von allen Seiten in Menge herbei kämen. Nun öffne er seinen Rachen, und verschlinge sie. Habe er dann seinen grossen Wanst gefüllt; so sinke er langsam wieder in den Abgrund, und verdaue an seinem Fraß ein ganzes Jahr. Vielleicht ist es auch blos ein natürlicher Trieb, wenn der Krake sich sehen läßt, dabei der Schöpfer die Absicht hat, dieses Thier zur Bewunderung seiner Macht darzustellen. Oder wie, wenn die angenehme Witterung es dazu reizte? denn

man hat bemerkt, daß es bei Veränderung der Witterung wieder verſchwindet.

Ganz ungegründet aber iſt im Gegentheil die Meinung von den ſogenannten Seejungfern. Die obere Hälfte ſoll Menſch von jungferlichem Anſehen, die andere Fiſch ſeyn; und ſie ſollen durch ihren Geſang Sturm verkündigen.

Wem ſollte auch wol der Lindwurm unbekant ſeyn, den, nach einfältiger Sage Ritter Georg erlegt hat. Man beſchreibt ihn als einen auf zwei Füſſen ſtehenden, mit ſcharfen Krallen und Zähnen, beſonders aber ſehr gefährlichem Schwanz verſehenen, langen, dicken Wurm. Man findet ihn ſamt dem Ritter G., zur größten Stöhrung der Andacht ſelbſt in Kirchen, oft in Lebensgröſſe abgebildet.

Der Pelekan oder die Kropfgans iſt ſo groß als ein Schwan, ſieht faſt ganz weiß aus, hat beinahe einen ellenlangen und 2 Finger breiten Schnabel, und unter demſelben einen langen tiefen Sack hängen, und frißt Fiſche und Würmer. Er ſteckt ſeinen langen Schnabel ins Waſſer, ſperrt ihn von einander, und füllt ſeinen Sack mit Waſſer, Fiſchen und Würmern an. Merkt er, daß er eine Mahlzeit Fiſche gefangen hat, ſo zieht er ihn heraus, und frißt ſie nach Bequemlichkeit auf. Hat er Junge, ſo fliegt er mit vollem Sack zu ihnen hin, und ſpeiet ihnen alles vor, was darin iſt, Waſſer, Fiſche und Würmer. Und von dieſem Vorſpeien kommt vermuthlich die Fabel, daß er ſich die Bruſt aufhacke, und ſeine Jungen mit Blut füttere.

Weil die Ente alles ſehr bald verdauet, und wieder wegwirft; ſo hat man von ihr gefabelt, daß ſie nur einen Darm habe. Auch hat man geſagt, würden aus einer Ente, die man im Topf lebendig in die Erde grabe, lauter Kröten. — Welche Begriſe von der Fortpflanzung der Thiere!

Der Storch iſt ein bekanter Vogel. Er baut ſein Neſt auf Häuſer, Kirchen, alte Thürme und abgeköpfte Bäume, läßt auf ſich regnen und wehen, und fürchtet weder Blitz noch Donner. Das heiſſe Afrika, und die wärmern Gegenden von Aſien und Europa ſind ſein Vaterland. Zu uns nach Deutſchland kommt er erſt im März oder April, zieht drei oder vier Junge

groß, und fliegt mit ihnen wieder dahin, wo er hergekommen ist. Man liebt den Storch, weil er nicht nur keinen Schaden thut, sondern auch sehr nützlich ist, denn er frißt Schlangen und anderes Ungeziefer weg: Ja einige halten ihn sogar für einen heiligen Vogel, den man auf keine Weise beleidigen dürfe, und glauben, er bringe Glück in dasjenige Haus, worauf er wohne. Solche bauen ihm daher oft ein Nest auf ihr Haus, und sorgen eifrig dafür, daß es im guten Stande bleibe, damit es der Vogel das nächste Jahr wieder bewohnen könne. Denn so bald der Storch im Frühjahr wieder zurück kommt: so sucht er das Dorf und den Ort, wo er das vorige Jahr genistet hatte. Ist sein altes Nest noch da, und im guten Stande; so putzt er es aus und wohnt wieder darin. Ist es aber nicht mehr bewohnbar, oder gar nicht mehr da, so hohlt er im nächsten Gehölz Reiser und baut sich ein neues. So einfältig ist jetzt aber wol niemand mehr, daß er glaubt, der Blitz könne in das Haus nicht schlagen, wo ein Storch wohnt, oder es könne da kein Feuer auskommen, oder wenn etwas auskäme, so löschten die Störche es? Denn hundert Fälle haben das Gegentheil gelehrt. Der Blitz hat oft schon in das Haus geschlagen, auf dem ein Storchnest war, oft schon ist in einem solchen Hause Feuer ausgekommen, und die Störche flogen davon, und liessen es zusamt ihrem Nest verbrennen.

Unter den Schnepfen giebt es eine Art, welche Heerschnepfe oder Himmelsziege heißt: Sie fliegt so hoch, daß man sie nicht sieht, sondern nur meck! meck! schreien hört. Eben deswegen, weil sie fast wie eine Ziege schreien kann, aus keiner andern Ursach, nennt man sie Himmelsziege.

Nordamerika ist das Vaterland des **Welschenhahns** oder Puters: Von da ist er bis zu uns gebracht worden, und hat sich hier fortgepflanzt. Ehedem glaubte man Kalekut in Ostindien wär es: Daher nennt man ihn noch jetzt unrichtiger Weise **Kalekutschenhahn.**

Zuweilen legen die Hüner auch Eier ohne Schalen, welche man **Windeier** nennt; und dann findet man auch Eier, worin zween Dotter sind. Es liegt darin aber nichts vorbedeutendes, noch weniger kann man glauben, daß solche Hüner behext sind.

Die Schwalben werden von vielen für heilige Vögel gehalten, denen man ja nichts zu Leide thun dürfe. Nützlich ſind ſie wol, denn ſie fangen eine Menge Inſecten weg, die uns ſonſt beſchwerlich ſeyn würden; und deswegen iſt es unrecht ſie zu tödten. Aber Sünde begeht man damit eben nicht. Da wo Schwalben an ein Haus bauen, glaubt man, ſey Glück; und man läßt ſie ungeſtört die Häuſer beklecken: Wo aber Sperlinge anbauen, ſey Unglück; und man zerſtört ihre Neſter. Wo Sperlinge die Schwalben vertreiben, da denkt man, vertreibt das Unglück das Glück, und wird unruhig. Die Schwalben ſind nützlich, die Sperlinge ſchädlich; folglich bedeuten jene nach der gewöhnlichen Meinung Glück; dieſe Unglück.

Die Nachtſchwalbe, welche die größte unter allen iſt, heißt ſonſt auch Hexe oder Ziegenmelker — Here — weil die dumme Einfalt ehedem glaubte, ſie thue Menſchen und Vieh allerhand Tort an — Ziegenmelker — weil ſie ſich des Nachts in die Ställe ſchleiche, und den Ziegen die Milch ausſauge. So etwas glaubt jetzt aber kein Vernünftiger mehr! Sie fliegt des Nachts herum, um die Nachtſchmetterlinge zu fangen, die ihr zur Nahrung dienen; und daher kann es geſchehen, daß ſie des Nachts oder in der Dämmerung zuweilen an Scheunen und Ställen herumflattert: Allein dieß thut ſie der Nahrung wegen, nicht die Thiere zu melken, welches auch gänzlich mit dem Bau ihres Körpers ſtreitet.

Die Nachtrabe ſoll ein Vogel ſeyn, der durch einen lauten, einförmigen Ton, ſich des Nachts in der Luft hören laſſe. Man erzählt davon viel abgeſchmackte Dinge. Einige bilden ſich ſogar ein, daß der Teufel ſich in die Geſtalt der Nachtraben verſtelle, und daß er demjenigen Hals und Bein breche, der ſich unterſtehe, ihr nachzurufen; daher ihre Stimme dem Einfältigen immer ſchreckhaft iſt. Aber es giebt eigentlich keine Nachtrabe; ſondern der Rohrdommel und Fiſchreiher ſind es, die, wenn ſie des Nachts fliegen, dieſen lauten, einförmigen Ton machen.

Auch die Heerſchnepfen, welche ſonſt auch Haberböcke oder Himmelsziegen heiſſen, geben einen ſolchen Ton, der, beſonders des Nachts, dem Furchtſamen Grauſen erregt. Sie halten ſich

an sumpfigten Oertern auf, und das Männchen schreckt mit seiner meckernden Stimme, welche es so wol im Sitzen als im Fliegen hören läßt, den Abergläubischen, der einen Ziegenbock meckern zu hören glaubt, und dann, wenn er nichts sieht, wol gar denkt, daß dieser Ort ein Aufenthalt der Gespenster und Nachtgeister sey.

Der **Siebenschläfer** ist ein Thier fast so groß wie ein Eichhörnchen, und schläft gewöhnlich 7 Monate in einem weg; zuweilen länger, zuweilen kürzer, je nach dem der Winter heftig ist oder nicht, lange oder nicht lange dauert. Denn im Herbst legt er sich schon in sein Loch, rollt sich zusammen und erstarrt; im Mai erwacht er wieder und kommt hervor. Doch erwacht er zuweilen auch mitten im Winter, wenn es nemlich etliche Tage hinter einander recht warm gewesen ist, steht auf und sucht sich was zu fressen. Sobald es aber kalt wird, erstarrt er wieder, und seine Erstarrung ist so stark, daß man ihn in die Hand nehmen, rütteln und drücken, ja auf der Erde wegrollen darf, ohne daß er erwacht. Einige denken, er schlafe durch sein ganzes Leben, abwechselnd 7 Stunden, dann wache er eben so lange, und schlafe wieder ein; und daher habe er den Nahmen Siebenschläfer bekommen.

Daß es einen **Rattenkönig** mit zehn Köpfen geben soll, ist eine alberne Fabel, die vermuthlich auf folgende Weise entstanden ist: Es kommt zuweilen eine Menge Ratten zusammen, spielen und verwickeln ihre langen Schwänze, daß sie so leicht nicht wieder von einander loskommen können. Da dieß nun vermuthlich einst ein Unwissender sah, und nicht wußte, was er daraus machen sollte, sagte er, daß er eine Ratte mit zehn Köpfen gesehen habe, welche wol der Rattenkönig gewesen seyn würde. Andre glaubten das Wunderthier, und nun hatte man einen Rattenkönig. Aber er war nur in den Köpfen derer, die gern glauben, was albern ist, ohne es selbst gesehen oder untersucht zu haben. Wo ein Stückchen vom Rattenkönig im Hause ist, sagt man, da bleibt keine Ratte.

Des **Maulwurfs** stärkster Sinn ist der Geruch, nach diesem richtet er sich im Wühlen; aber er hat auch Augen und Ohren, sieht und hört also. Diese sind jedoch mit Haaren so dicht bewachsen, daß man sie nicht bemerkt. Daher glaubte man sonst,

der Maulwurf könne gar nicht ſehen und hören, weil er keine Augen und Ohren habe, ſondern er müſſe alles riechen und fühlen. Wenn die Maulwürfe im Frühjahr häufig aufwerfen, ſo prophezeihet der Abergläubiſche daraus guten Graswachs. Es mag zwar ſeyn, daß die von den Maulwürfen aus gutem Boden aufgeſtoßne Erde, wenn ſie zu rechter Zeit gut zerſtreuet wird, einen vermoſeten Raſenboden zu jüngerer und ſüſſerer Grasfrucht bringt; allein wenn man die Maulwürfe, aus dieſer Urſach ſich vermehren, und die Wieſen durchwühlen laſſen wollte; ſo würde der daher entſtehende Schade weit gröſſer ſeyn als der Nutzen. Man rottet ſie vor dem Winter aus, ehe ſie Junge bekommen, und es iſt viel beſſer, die Wieſen mit guter Schutterde oder anderm Dünger zu überfahren.

Der **Vielfraß** hat ſeinen Nahmen vom vielen Freſſen, denn er frißt den ganzen Tag und ſcheint doch nie recht ſatt zu ſeyn, er iſt räuberiſcher und unerſättlicher als der Wolf. — Es iſt aber eine Fabel, daß er ſich, wenn er allzuviel gefreſſen habe, zwiſchen zween, nahe beiſamſtehende Bäume dringe, und ſeinen dicken Wanſt hinten ausleere, um vom neuen freſſen zu können.

Der **Hund** hat unter der Zunge einen längligt fleiſchigten Theil, den man den Tollwurm nennt. Wenn ihm dieſer genommen ſey, glaubt man; ſo könne er nicht toll werden. Die Erfahrung aber lehrt das Gegentheil.

Die **Faraonsmaus**, Faraonsratte oder der Ichneumon, iſt faſt ſo groß als ein Marder, und wohnt vorzüglich in Egypten an den Ufern des Meers und des Nils. In Egypten macht man ſie zahm, und gebraucht ſie in den Häuſern, wie wir unſre Katzen zum Mäuſe- und Rattenfangen; aber ſie machen auſſerdem auf alles, was ſie lebendiges vorfinden und bezwingen können, Jagd, und fürchten ſich ſogar vor Hunden, Katzen und jungen Krokodillen nicht, ſondern fallen ſie an, und bezwingen und freſſen ſie. Die Krokodilleier, die ſie mit vieler Liſt aus dem Sand zu ſcharren wiſſen, ſind ihr beſter Fraß, und da ſie deren oft 300 bis 400 zerbrechen, ſo werden ſie für Feinde der Krokodille gehalten, welche die ſchädliche Vermehrung derſelben hindern. Aber das iſt ohnſtreitig ganz falſch, daß ſie den ſchlafenden Krokodillen durch

den Rachen in den Leib kriechen, und darin die Eingeweide auffressen, sodann aber wieder beim Rachen heraus spazieren, oder gar ein Loch durch der Krokodille Bäuche bohren und sodann hastig davon fliehen. — Diese Fabel mit dem Ichneumon entstand vielleicht daher, daß der Scinx oder das Erdkrokodill dem schlafenden grossen Krokodill in den Rachen geht, ihm die Uiberbleibsel von dem Fraße zwischen den Zähnen auszufressen.

Das Elendthier kann den Schlitten in einem Tage 40 bis 50 Meilen durch den Schnee fortziehen, ohne nur einmal still zu stehen, oder zu fressen. Seine Haut ist sehr dick, und wenn sie gegerbt ist, so hart und fest, daß man mit einer Flindenkugel kein Loch in sie schiessen kann. Es ist so groß wie ein Pferd, und kann einen Menschen oder ein Thier, mit einem Schlag seines Vorderfüsses tödten. Man darf nicht glauben, daß das Elendthier seinen Nahmen daher habe, weil es dem Elend oder der fallenden Sucht zuweilen unterworfen sey?

Das **Rennthier**, welches dem Elendthier und dem Hirsch ähnlich ist, auch wie diese, Geweihe trägt, kann, wenn es vor dem Schlitten gespannt wird, in einem Tage 20 bis 30 Meilen laufen. Sonst glaubte man, das Rennthier brauche keine Ziegel; sondern man dürfe ihm nur ins Ohr sagen, wohin es solle.

Das **Stachelschwein** ist mit langen knöchernen, weissen und schwarzen, oder röthligten Stacheln bedeckt, die es, wenn es will, erheben und niederlegen kann: Die mehresten sind etwas über eine Virtelelle, die größten aber fast eine Elle lang. Und mit diesen Stacheln wehrt es sich gegen seine Feinde; denn es kann sich so zusammenrollen, Kopf und Füsse so dicht anziehen, daß man nichts als die Stacheln sieht, und es herumwälzen, und von einer Stelle zur andern werfen darf, ohne daß es ihm Schaden thut. Wenn ein Feind ihm nahe kömmt, so fährt es schnell auf, schüttelt die Haut wie ein Hund, der eben aus dem Wasser gekommen ist, erhebt seine Stacheln und macht damit ein Geräusch, um sie zu schrecken. Kommt der Feind ihm näher, so rollt es sich zusammen, und bleibt unbeweglich liegen, und nun kann ihm auch der stärkste Löwe nichts thun. Ehedem glaubte man, das Stachelschwein laufe seinem Feind mit grossem Geraßel entgegen,

und schlesse einen Stachel auf ihn los: Aber das kann es nicht; denn seine Stacheln sitzen unbeweglich fest. Das aber ist wahr, daß es sich zusammenrollt, sich über Schlangen und Eidexen so lange her wälzt, bis sie todt sind, und sie alsdenn frißt.

Die Igel, welche mit dem Stachelschwein die größte Aehnlichkeit haben, rollen sich zusammen, und wälzen sich über die unter den Bäumen liegenden Aepfel und Birnen so lange her, bis etliche an den Stacheln stecken bleiben, und so tragen sie sie in ihr Loch. Daß sie auf die Obstbäume steigen, und reife Birnen und Aepfel abschütteln, um sie nachher zu fressen, den Kühen und Ziegen die Milch aussaugen, wie manche Leute glauben, ist nicht wahr. Unter

Hexen und Hexenmeistern

versteht man Leute, von denen man glaubt, daß sie durch geheime Künste, ausserordentliche Dinge hervorbringen können; wobey auch der Teufel geschäftig sey. Leider giebt es jetzt noch in manchen Klöstern Hexenpaters, d. s. solche Mönche, die sich auf Bannen und Vertreibung der Hexen und des Teufels legen; die Hexenpulver verkaufen u. s. w. Im Jahr 1786 wohnte noch ein Zauberer in der Grafschaft Lippe-Detmold, auf der sogenannten Knetterheide, ohnweit Schöttmar, der, weil er gestohlne Sachen nachwies, Curen unternahm ꝛc. besonders aus der Grafschaft Ravensberg viel Verdienst hatte. Vor ihm furchten sich die Diebe mehr als vor der Obrigkeit. Einst wurde in jener Gegend einem Manne alles sein Fleisch gestohlen, was er sich eben eingeschlachtet hatte, darüber er so aufgebracht ward, daß er öffentlich sagte, er wolle nach der Knetterheide gehen, und dem Diebe ein Auge ausschlagen lassen. Er gieng wirklich dahin, traf aber den Hexenmann nicht an. Während dieser Abwesenheit ward ihm jedoch sein Fleisch wiedergebracht. Hätte er den Hexenmeister zu Hause gefunden; so hätte dieser ihn vorerste mit dem Bescheid nach Hause geschickt, daß er, wenn sein Fleisch in 3 oder 4 mal 24 Stunden nicht wiedergebracht würde, wiederkommen mögte, und der Dieb solle denn ein Auge verlieh-

ren. — Während der Zeit nun konnte es der Dieb wirklich wiederbringen, wie es jetzt auch geschah; oder der Diebstahl konnte entdeckt werden, welches so oft der Fall ist; oder der Frager kam nicht wieder, weil ihm der erste Zorn vergangen war; oder es konnte jemand zu eben der Zeit, wiewol durch Zufall einen Schaden am Auge bekommen, und dann für den Dieb gehalten werden, wie es schon oft geschehen ist. Einst starb ein Bauer, den ein Zweig im Walde um das eine Auge gebracht hatte. Dieser Verlust fiel gerade in die Zeit, wo ein Bestohlner dem Diebe (wie er glaubte) ein Auge hatte ausschlagen lassen; und der Einäugige starb in dem Verdacht hin, daß er ein Dieb sey. Durch solche Zufälle wird das Ansehen der sogenanten Hexenmeister oft sehr groß. Wenn man einen sieht, der ein beschädigtes Auge hat, das besonders so aussieht, als sey ein Schnitt hinein geschehen; so ist man thörigt genug, zu glauben und zu sagen, daß er wol ein Dieb sey, und ein Hexenmeister ihm den Possen gethan habe. Je weiter man in die alten Zeiten geht, desto mehr findet man, daß das Ansehen derjenigen groß gewesen ist, die man für Hexenmeister oder Hexen hielt, und daß man geneigt gewesen ist, jeden für einen Hexenmeister zu halten, der etwas that, das man nicht gleich begreifen konnte. Dieses Schicksal hatte unter vielen andern auch Otto von Guerike, der Erfinder der Luftpumpe. Man fürchtete sie wie den Teufel selbst, weil man durch nichts vor ihrer Macht gesichert zu seyn glaubte. Endlich fieng man an, die, welche man dafür hielt, aufzusuchen, und zu martern; denn man wollte das schreckliche Hexengeschlecht ganz ausrotten. Wir sind glücklich, daß wir nicht mehr in den Zeiten leben, wo wir in Gefahr sind, durch die Folter zu dem Geständnis gebracht zu werden, daß wir hexen könnten, und mit dem Teufel zu thun gehabt hätten; wenn der Neid sich wieder uns erhebt, oder wir das Unglück haben, daß eine feurige Gestalt in unsern Schornstein zieht. Manches gute Mütterchen, mancher ehrliche Alte ist wegen rother Augen verbrennt worden; denn dieß hielt die Einfalt ehedem für das untrügliche Zeichen der Hexen. Aber auch unsere Zeiten sind nicht ganz frei von solchen grausamen, die Menschheit entehrenden Begebenheiten. Noch im Jahr 1783 ward

eine Weibsperſon nach richterlichem Spruch und Urtheil als Here geröͤdtet.

Eine neunjährige Tochter in Glarus war krank, und brach Stecknadeln aus. Mehrere Perſonen ſahen dieſe Nadeln; aber nicht das Ausſpeien derſelben. Wie wäre dieß auch möglich geweſen, daß nicht eine im Schlunde hätte ſollen ſtecken bleiben. Des Kindes Fuß war gelähmt, und der Vater, Rahmens Tſchudi, der ſelbſt ein Arzt war, ſagte: Er ſey ſo dürr geweſen, daß man ihn wie einen Zwirnfaden durch ein Nadelöhr habe ziehen können. Doch konnte das Kind mit dieſem dürren Fuß hohe Sprünge machen, und wuß e nichts anzugeben, als daß es einige Wochen vorher, von der Magd Anna Göldin, einen Honigkuchen erhalten hätte. Der Vater ſchickte zu einem Viehарzt, und dieſer Abergläubiſche gab den Beſcheid: In dem Honigkuchen ſey Stecknadelſamen geweſen, welcher in dem Magen des Kindes ausgebrütet werde, und da zur Reife gedeihe.— Die Stecknadeln kamen wohl poliert und mit den gehörigen Köpfen verſehen zum Vorſchein. Die Magd, welche eine Unterſuchung fürchtete, entfloh; aber man ward ihrer wieder habhaft. Nun ſollte ſie des Kindes dürren Fuß heilen; und ohnerachtet ſie dazu weder übernatürliche Kräfte, noch natürliche Mittel hatte, ſo mußte ſie doch, aus Furcht, die Kur anfangen, und ſie gelang

nach 18 Tagen wirklich. Man brachte nemlich das Kind um Mitternacht aufs Rathhaus; die Delinquentin berührte es, aber es half nichts. Endlich sagte sie: Sie könne es nur da heilen, wo sie es behext hätte. Man führete sie dahin, sie beugte den contrakten Fuß verschiedentlich zusammen; und nun konnte das Kind, von zween Personen unterstützt, einige Schritte gehen. Nun war es gewiß, daß die Magd eine Hexe sey; da sie aber nicht bekennen wolte und konnte; so wurde sie sechsmal auf das schärfste gefoltert, und sie bekannte nun, was man wollte. Aus Furcht vor ähnlicher Behandlung entleibte der, von welchem die Magd den Honigkuchen bekommen zu haben vorgab, Namens Steinmüller, sich im Gefängnis; die Magd aber ward als Hexe mit dem Schwert hingerichtet. Man hat die Sache nicht gehörig untersucht; sonst würde der dabei gewiß versteckte Betrug wol an den Tag gekommen seyn. Wenn das Kind wirklich Stecknadeln gespien hat; so sind sie ihm wol in einer schwer zu verdauenden Masse zu gewissen Absichten eingegeben worden. Nach Endigung dieses Processes fand sich in Weislingen, im Kanton Zürch, ein Knabe, der eiserne Nägel von sich zu brechen schien. Er ward endlich nach Zürch gebracht, und bekante, daß alles Betrug sey.

So gebührt Aberglaube noch jetzt Unsinn, Menschenqual und Mord. Es ist nicht zu leugnen, daß es immer Leute gegeben hat, die sich auf geheime Künste legten, und dadurch allerlei bewirkt und hervorgebracht haben, was in den Augen des Unwissenden und Abergläubischen ausserordentlich schien, und als ob es nicht ohne Hülfe einer höhern Macht geschehen könne: Aber das Forscherauge anderer entdeckte am Ende immer, was jene nicht zu sehen vermogten. Hier zeigte man die Nadeln, die das Kind sollte ausgespien haben; aber keiner sahe, daß dieß wirklich erfolge. So war es immer, so würde es noch jetzt bei allen Hexengeschichten seyn, wenn sich, Gott Lob, ihre Anzahl nicht so sehr verringert hätte. Mögten sie sich ganz verlieren, und ihr Andenken von der Erde ausgerottet werden! Betrüger, die ihr Ansehen bei andern erhalten, und dadurch den bisherigen reichen Gewinn beibehalten wollen, müssen ihre Kunst so ehrwür-

dig als möglich darzustellen suchen; müssen selbst lehren, daß eine unsichtbare Macht mit ihnen sey: Und was ist leichter, als unter einem abergläubischen Volk das Ansehen zu erhalten, daß man durch den Teufel Thaten thun könne? Gewinnsucht und Liebe zum sonderbaren waren die gewöhnlichen Ursachen, daß Hexen auftraten; Neid und Haß, daß man solche dafür ausgab, die nichts dafür gehalten seyn wollten. Liederliche und Faullenzer, die auf keine ehrliche Art ihr Brod verdienen können oder wollen, geben selbst dazu Anlaß, daß man sie für so etwas hält, und sehen es gern, wenn sich dieser Ruf weit ausbreitet; denn je grösser er ist, desto besser ist die Einnahme, und desto grösser das Vertrauen, desto glücklicher der Erfolg im Heilen. Auf der andern Seite ist der fleissige, sparsame Wirth in Gefahr, von denen, die ihn hassen, für einen Hexenmeister gehalten zu werden. Der Mann, sagt der erste, hilft sich seit einiger Zeit recht auf, und man weiß nicht, wie es zugeht. Der andere setzt mit bedeutender Miene hinzu, daß das Ding seinem Haken haben müsse. Der dritte, er habe schon davon munkeln gehört. Der vierte ist seines Glaubens gewiß; es ist in dem Hause nicht allzurichtig. Die andern setzen nach Belieben dazu; der eine hat darin ein ausserordentliches Pochen und Poltern gehört; der andere hat bemerkt, daß der Mann das Geld immer aus einem gewissen Kasten nehme, worin es nie alle werde, und daß darin ohnfehlbar der Kobold sey. Die Sage die alles zwölfmal vergrössert, fliegt damit in alle Häuser, durch Stadt und Land, und der Nahme des ehrlichen Mannes ist auf immer beschmutzt. Freilich bleibt in den Augen des Pöbels manches geheim, und darum ausserordentlich, wenn gleich der klügere die wahre Beschaffenheit davon leicht erfährt. Tausend Beispiele könnten davon aufgeführt werden! Zu Bilson in der Grafschaft Stafford, (in England) lebte ein Knabe, von welchem jederman glaubte, daß er vom Teufel besessen, und behext sey. Die Jesuiten besuchten ihn fleissig, beteten vor ihm, und wendeten ihre Künste an, den Teufel auszutreiben. Sie gaben den Eltern auch Hoffnung, und sagten ihnen, daß sie daher die Wahrheit und Heiligkeit der catholischen Religion erkennen sollten. Einmal besuchten sie

ihn allein, ein andermal in Gesellschaft anderer; aber immer wollte der böse Geist noch nicht weichen. Wenn der Knabe den Anfall hatte; so gab er durch Zeichen zu erkennen, daß eine gewisse alte Frau, welche nicht weit von seinem Vater wohnte, ihm einen bösen Geist zugeschickt habe; und wenn er ihn verließ, sagte er mit deutlichen Worten, daß sie eine Hexe und die Ursache seines Unglücks sey. Die Frau wurde daher, nebst dem Knaben vor das geistliche Gericht zu Litchfield gebracht; und ehe jene in die Gerichtsstube trat, bekam dieser den heftigsten Anfall, und schrie: Jetzt kommt sie, jetzt kommt mein Plagegeist. Endlich traten auch des Knaben Eltern, als Zeugen gegen die Frau auf; und da diese erschien, bekam der Knabe abermals den Anfall, daher die Geschworenen sie für schuldig erklärten und zum Tode verdammten. Der Bischof von Litchfield urtheilte, daß es eine Betrügerei der Jesuiten sey, und verschaffte, um sie zu entdecken, der Frau eine Frist, während welcher Zeit er den Knaben in seinem Hause behalten und genau bewachen wolle. Es geschah. Weil nun der Knabe hier keine Bewundrer fand, indem ihn keiner weiter sah, als die ihn bewachten, wurde er so verdrüßlich, daß er zuweilen in zwei bis drei Tagen nichts essen wollte. Sein Hals fing an zu schwellen, er lag in seinem Bett bald ohne alle Empfindung, bald sah er die Leute starr an, ein Schaum stand auf seinem Mund, und wenn Leute bei ihm stunden, schlug er um sich. Er redete kein Wort, ausser wenn er den Anfall hatte, aber dann ganz unverständlich, und stellte sich dabei ungeberdig. Der Bischof behandelte ihn abwechselnd gütig und hart; und da er ihm einmal sechs derbe Schläge mit einem Stock gab, blieb er dabey ganz unempfindlich. Einmal steckte man ihm zwischen die Nägel an Händen und Füssen Nadeln, hielt ein brennendes Licht so nahe als möglich an seine Augen; aber er bewegte sich nicht, und drückte die Augenlieder nicht zu. Endlich wurde er desperat, und gab, indem er auf Messer und dergleichen zeigte, nicht undeutlich zu verstehen, daß er sich ein Leid zufügen wolle. Man bewachte ihn daher noch genauer, und in diesem Zustande blieb er ein ganzes Vierteljahr. Der Urin wurde zuletzt schwarz, daß die Aerzte nicht wußten, was sie davon denken sollten, und der

Bischof sich entschloß, keine weitere Versuche anzustellen. Aber er bestellte noch einen treuen Bedienten, welcher durch ein Loch in der Mauer, das dem Knaben nicht bekant war, genau auf ihn acht geben sollte. Indeß geht der Bischof mit seinem ganzen Hause in die Kirche, und im ganzen Hause herscht Stille. Da der Knabe keinen bei sich sieht, und kein Geräusch hört, richtet er sich im Bett auf, horcht, ob sich wo was regt, steht auf, und nimmt aus dem Stroh ein Dintefaß, gießt auf Baumwolle etwas daheraus, und steckt diese unter die Vorhaut, worauf er das Dintefaß wieder verbirgt und sich zu Bett legt. Der Bischof fragt, nachdem er zurückgekommen ist, wie er sich befände? Er weist mit entstellten Geberden und mit Murmeln auf sein Wasser: Der Bischof aber sagt ihm, daß seine Betrügerei entdeckt sey, und droht ihn mit dem Zuchthaus, dafern er nicht bekennen würde; und er gesteht endlich: Ein Mann, welcher Sachen zum Verkauf herum getragen, habe ihm begegnet, und ihn beredet, mit nach Giffords Haus zu gehen, wo man ihm wohl begegnen würde. Er geht dahin und findet jene Priester, die ihm Geld geben und viel versprechen, wenn er das thun wolle, was sie ihm sagen wollten? Nachdem er drei Tage bei ihnen gewesen, habe er alles so gefaßt, daß sie ihn nach Hause gehen geheissen. Er kommt zum grossem Entsetzen seiner Eltern als ein Rasender dahin und spielt um so mehr, da seine arme Eltern seinetwegen von denen Gaben empfangen, die ihn sehen, seine Rolle noch länger, daher er auch den Teufel von den Priestern nicht habe wollen austreiben lassen. Diese hätten es ihm gesagt, daß er jene alte Frau, die ohnedem sehr zanksüchtig gewesen, für die Hexe angeben solle. Bei Gericht habe er von einigen, die bei ihm gestanden, gehört, daß sie käm; daher er gerufen: Sie kommt ꝛc. und zu Stafford habe er das Klingen der Ketten hören können, mit welchen die Frau gebunden gewesen, und habe daraus geurtheilt, daß sie auf dem Wege seyn müsse. Den Hals habe er damit schwellen gemacht, daß er die Zunge mit Gewalt und lange zurückgezogen; welches er selbst ausgefunden, das übrige hätten ihn die Priester gelehrt u. s. w.“

Wie oft haben kranke Personen sich selbst der Hexerei beschuldiget! — Zu Alvebrode, einem Hannöverischen Dorfe, lebte eine sieben und vierzigjährige, unverheirathete Frauensperson, Namens Steingrobin, deren Mutter seit 24 Jahren blind und lahm gewesen, deren Schwester nach einer langwierigen Auszehrung gestorben war, und deren Bruder seinen heftigen Beängstigungen nur dadurch abhalf, daß er durch starkes Arbeiten sich Bewegung machte. Manche Leute im Dorfe, die auch nicht wußten, daß der Spruch in der Bibel steht: Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre — schrieben diese Anfälle der Hexerei zu, ja einige hielten die Steingrobin selbst für die Hexe, und kreuzigten sich, wenn sie sie nur von ferne sahen. Nur die Vernünftigen im Dorfe hatten Mitleid mit ihr und ihrer Familie. Aber wider alles Vermuthen behauptete endlich diese Person selbst, sie sey wirklich und wahr eine Hexe, und habe, da sie mit einem gewissen Teufel im genauen Umgange stehe, ihre Mutter und Geschwister bezaubert. Zugleich beschrieb sie die Gestalt und Kleidung des Teufels, und erzählte, wie oft er sie besucht, wie manches unzüchtige Spiel er mit ihr getrieben, und wie er sie gelehrt habe, alles zu vergiften, was sie nur starr ansähe. Die ersten Proben habe sie an ihrer Mutter und Schwester, ihrem Bruder und an der Heerde Kühe im Dorf gemacht, welche letztere insgesammt gestorben wären. Dabei schrieb sie nicht nur diese, sondern alle andere Unglücksfälle, die sich in der Gegend begeben hatten, ihrer Zauberkraft zu, und warnte jedermann, sich vor ihrem Anblick zu hüten, weil sie auf Befehl des Teufels, auch wider ihren Willen schaden müsse. Aus Furcht, endlich das ganze Dorf zu bezaubern, beschloß sie, ihrem Leben ein Ende zu machen, entlief und sprang in ein Wasser, aus welchem sie nur mit Mühe gerettet wurde. Das Amt ließ nun die vermeintliche Zauberin in sichre Verwahrung nehmen, und der Arzt erkante an ihrer bleichgelben Farbe bald, daß sie eine körperliche Krankheit habe, wodurch sie verrückt gemacht würde. Man wollte ihr durch dienliche Arzneien helfen; aber sie konnte durch nichts zum Einnehmen bewegt werden.„ Ich, rief sie immer, ich bin so gesund wie ein

Fisch; und den Teufel könnt ihr mit Medicin nicht vertreiben. Wozu wollt ihr eine Hexe gesund machen? Den Tod hab ich verdient, und sterben will ich gern; aber verbrennt mich nur nicht, sondern richtet mich mit dem Schwert. Ihr werdet sehen, wie gut es in der Welt seyn wird, wenn ich erst todt bin." Auch essen wollte sie durchaus nicht, sie wünschte sich nur den Tod. Aber der kluge Arzt und die Richter sagten eines Abends zu ihr, daß der Scharfrichter da sey, ihren Hals zu befühlen und zu sehen, ob er mit einem gewöhnlichen Schwert könne durchgehauen werden. Bei dieser Nachricht sprang die Patientin bei aller ihrer Schwäche mit grosser Freude auf, und bat die Wachthabenden, für sie zu beten, weil sie selbst nicht beten dürfe. „Nun, rief sie, und setzte sich auf ihre Knie, nun sollt ihr sehen, wie gut es in der Welt seyn wird, wenn ich nicht mehr da bin. Hier Herr Scharfrichter, hier ist mein Kopf." Der Arzt, den sie für den Scharfrichter hielt, befühlte den Hals mit scheinbarer Geschäftigkeit, that aber den Ausspruch, daß man ihn mit keinem Schwert durchhauen könne, weil er durch das beständige Zaubern so hart wie Stahl geworden sey, und erst weich gemacht werden müsse. „Ach, kann denn das der Herr?" rief die Kranke — „o ja, wenn du einnehmen willst," versetzte der fürchterliche Mann. — „Von Herzen gern will ich einnehmen" sagte die Kranke. Sie nahm nun auch sehr willig alles ein, was man ihr gab, in der süssen Hofnung, bald einen weichen Hals zu bekommen, befühlte ihn täglich sehr oft, und gab dabei der Wache und andern Personen zu erkennen, wie gut es um die Welt stehen werde, wenn dieser verhaßte Theil ihrers Körpers erst durchhauen wär. Aber kaum hatte sie vierzehn Tage die Vorschriften des Arztes beobachtet, als sie ruhigen Schlaf und Appetit bekam. Nun wurde sie zu mäßiger Arbeit und Leibesbewegung angehalten, da sie denn endlich Teufel, Zauberei und den stählernen Hals vergaß, und nicht mehr geköpft zu werden wünschte. Das geschehene kam ihr wie ein Traum vor. Man empfahl ihr den fernern fleißigen Gebrauch der Arznei, und schickte sie wieder zu ihren Verwandten, wo sie sich drei Jahre wohl befand. Da sie aber aufhörte, die Arzeneien zu gebrau-

chen; so verfiel sie bald in Melancholie; wo sie nur von Mordthaten redete, die sie sich ungegründeter Weise selbst Schuld gab.

Die Hexen sollen ausserordentliche Dinge thun können; daher sind die Mittel, womit man sich gegen sie zu verwahren suchet, oft sehr seltsam. Wer Geld liegen hat, sagt man, der lege Kreide dazu, damit Hexen keinen Theil daran haben, oder etwas davon nehmen können; denn sie sollen die Kunst wissen, es unter allen Schlössern hervor, heimlich zu entwenden. Aber wer viel Geld einzunehmen hat, und Einnahme und Ausgabe nicht soba'd aufschreibt, der wird beim Nachrechnen gewöhnlich nicht wissen, woher das defect komme? Man mischt also zauberische Hände ein, was man aber bei gehörigem Gebrauch der Schreibmaterialien nicht nöthig hat. Wider das Beheren soll es gut seyn, etwas von der Kleidung eines armen Sünders zu haben; Auch soll ein Lappen dienen, die Pferde damit fett zu machen, die man damit putzt und — gut füttert. Wenn der Drache oder die Hexen nichts vom Gelde holen sollen, so soll man es mit reinem Wasser abwaschen, und ein wenig Brod und Salz dazu legen. Wenn damit angedeutet werden soll, daß man der Sparsamkeit ergeben, sich mit Brod und Salz und reinem Wasser begnügen soll; wer könnte leugnen, daß man wenigstens bei gutem Fleiß sein Vermögen bewahrt, und zu noch grösserm gelangt? Wenn eine Hexe fragt, soll man nicht ja anworten; sonst kann sie dem durch Zauberei etwas nehmen: Auch soll man sich von ihnen, am wenigsten des Freitags, wo ihre Macht besonders wirksam seyn soll, mit der Hand nicht über den Rücken fahren lassen, und drei Schritte weit von ihnen abtreten, weil man sich sonst vor ihren Zaubereien nicht hüten könne. Wenn die Hexen einen bezaubern, so sagen sie, wie man glaubt, folgendes zu ihrem Teufel: „Thue hin und fahre hin in N., und martre und plage und beisse den in aller und meines Teufels Nahmen.“ Wer sich denn aber ganz nackend auf den Mist setzt, und indem er seine Nothdurft verrichtet, Käs und Brod ißt, der wird das Uibel wieder los. Ehe man sich schlafen legt, verwahrt man noch die Thür mit dem Uiberwurf, (der Kettel) um die Hexen, so wie die Gespenster dadurch abzuhalten. Es mag auch bis jetzt noch, so

wie ehedem, Leute geben, die es selbst glauben, daß sie an dem mehr Macht haben, von dem sie ein dreimaliges ja herausbringen können. Aber wenn ich ein gut Gewissen habe, in meiner Pflicht auf rechten Wegen wandle, so kann ich dreist wol dreimal drei ja anworten, und darf im Vertrauen auf Gottes Schutz nichts fürchten. Wenn Hexen einen hanfenen Strick an die Thorsäule hängen, daran melcken, und sagen: „du Teufel (Strutzfedder, Wittfedder, oder wie er sonst heißt) bringe mir Milch;" so können sie alle Morgen und Abende so viel kriegen, als sie haben wollen; denn der Teufel melkt die Kühe eines reichen Nachbars so lange, als sie an dem Strick zieht, und bringt dann die Milch. Von dieser Milch läßt sich nicht gut Butter machen. — Wenn Hexen sagen: „Strutzfedder ꝛc. bringe mir Eier" so bringt er sie. Wenn ein Weib Butter machen will, soll sie ein dreikreuzigtes Messer an das Butterfaß stecken, oder drei Kreuze an dasselbe schreiben, um den Hexen die Macht zu nehmen, dabei zu schaden: Aber wie könnten drei Kreuze an ein Faß geschrieben, oder auf einem Messer befindlich, gute Butter machen helfen, wo keine gute Milch ist? Man weiß Mittel, das baldige Butterwerden zu verhindern, ohne an Teufel und Hexen zu denken. Hexenbutter, glaubt man, sey daran zu erkennen, wenn sie im Wasser untersinke. Das Fett, sagt man, schwimmt im Wasser oben; die Hexenbutter geht unter. Aber so kann auch ich und jeder solche Butter machen: Denn weil das Salz schwerer ist, als das Wasser; so braucht man nur ein Stück Butter stark zu salzen, um zu verursachen, daß es sogleich untergeht, wenn es ins Wasser gelegt wird. Es ist fast nicht zu zweifeln, daß nicht listige Menschenfeinde sich dieses Mittels bedient haben, diesen oder jenen in den Augen anderer verdächtig zu machen: Daher muß man sich wohl hüten, von jemand die so sehr beleidigende Meinung zu fassen, als ob er hexen könne, wenn auch Anzeigen vorhanden wären, welche man sonst für Merkmale der Hexerei hält. Die Katzen hält man für diejenigen Thiere, in welche die Hexen sich am leichtesten verwandeln könnten. Man fürchtet besonders die, welche man des Abends sieht; weil man glaubt, es könnten Hexen seyn; ob man gleich weiß, daß

dieſe Thiere am liebſten des Nachts ihrem Raub nachgehen, weil ſie da von Hunden und andern nicht gejagt werden. Wenn in und an einem Hauſe die Katzen ſich häufig beiſſen, da ſoll es nicht ganz richtig ſeyn; denn in dieſer Geſtalt gläubt man, machten die Hexen einander Beſuche: Aber ſo wär das Reich unter ſich ſelbſt uneins; denn die Katzen beiſſen ſich! Alte Matronen, die ſich der Welt entziehen und einſam leben, weil ihre Freunde geſtorben ſind, halten es am Ende mit den Katzen, die ihnen gemeiniglich ſehr vertraulich ſind. Man hält ohnedem die alten Weiber in einem gewiſſen Verdacht; kommt dieß noch dazu, ſo ſind ſie gewiß — Hexen. Wer kennt nicht das groſſe Feſt, das die Hexen in der verrufenen

Walpurgisnacht

auf dem berüchtigten Blocksberg * halten ſollen? Es iſt faſt nicht nöthig, zu ſagen, wie ſie ihre Reiſe dahin anſtellen, und auf was für Art ſie ſich dort beluſtigen; denn wem ſollte dieß unbekant ſeyn? Ein Beſenſtiel, ein Spinnewocken, eine Ofengabel, ein ſchwarzer Bock, worauf ſie ſich ſetzen, fährt ſie durch den engen Schornſtein, hoch durch die Lüfte, ſchnell an jenen Ort, wo der Teufel ihrer erwartet. Er ſitzt, nach der ſehr lächerlichen Meinung der Abergläubiſchen, auf einem erhabenen Ort, um ihn herum tanzen die Hexen mit Teufeln, die ſich zum Theil in Thiergeſtalten verwandelt haben, in einem Kreis herum. Die Muſic wird von ebenfalls teufliſchen Thieren beſorgt. Wenn denn herrlich geſchmauſet, Beelzebub die Huldigung eingenommen, und ſich die Treue ſeiner Verehrer aufs neue verſichert hat; ſo kehrt die Unholdsſchaar auf eben die Art zurück, wie ſie gekommen war. In der Mitternachtsſtunde von eilf bis zwölf muß alles geſchehen. Aber

Solch Narrenſpiel läßt Gott nicht in der Welt geſchehn.
Sagt, wer von euch hat es gehöret und geſehn?
Und doch glaubt ihr ſolch Zeug, das Einfalt ausgeheckt,
Und das ſonſt nirgends, als in euren Köpfen ſteckt?

*Anmerk. Was in Sachſen der Bloksberg iſt, das iſt in Schwaben der Heuberg, von dem man dort glaubt, daß auf ihnſelben die Hexen zu dem Bunde mit dem Teufel eingeweiht würden.

Wenn Menſchen und Vieh von Krankheiten befallen werden, die man nicht ſobald heilen kann; ſo glaubt der Einfältige gleich, es ſey durch Hexen geſchehen. Liſtige Betrüger machen ſich dieß zu Nutze und geben vor, ſie könnten die Hexerei wieder vertreiben; geben daher dem Kranken Kräuter ein, oder machen allerhand Poſſen, die oft mehr ſchaden als helfen. Wenn nun unterdeß die Natur ſich ſelbſt hilft; ſo heißt es, der oder die hat das gethan, und man nennt ihn oder ſie Hexenmeiſter und Hexe. Sie ſehen dieß gern, wenn ſie gleich nicht öffentlich ſo geheiſſen ſeyn wollen; denn ſie laſſen ſich dann ihre Künſte theuer bezahlen, leben davon gut, und lachen über die Dummheit anderer. Der alberne Glaube an Hexen ſtammt aus dem Heiden- und Judenthum her, und beruht auf lauter Lug und Betrug. Es giebt nemlich gewiſſe Kräuter und andere Dinge, welche den Menſchen ſo betäuben, daß er in einen tiefen Schlaf fällt, worin er ſo lebhafte Träume hat, daß er ſelbſt glaubt, es ſey alles wahr. Vor Zeiten gab es Betrüger, die ſolche Kräuter kannten. Wenn ſie nun eine Abſicht erreichen, und andere ums Geld bringen wollten; ſo ſchwatzten ſie ihnen vor, daß man durch Zauberei reich werden, und überhaupt alles erlangen könne, was man nur wolle. Bekamen dieſe Luſt dazu, ſo erzählten ſie ihnen, was dabei vorgehen müſſe: Daß man ſich dem Teufel mit ſeinem Blut verſchrei

be, daß man umgekauft werde und dabei einen Teufel zum Pathen bekomme; daß hernach jede Hexe einen Geist zum Bräutigam, und jeder Hexenmeister eine Geistin zur Braut haben müsse; daß auf Walpurgis die ganze Hexenzunft einen prächtigen Schmaus mit Music und Tanz auf dem Blocksberg halte, — und dergleichen albernes Zeug mehr. Sie nannten auch wol einen und den andern, der schon dabei wär. Wenn nun der Walpurgisabend kam; so gaben sie vor, man müsse dazu vorbereitet werden, gaben ihm etwas ein, davon er lebhaft träumte, bestrichen ihn hie und da mit einer Salbe, und suchten überhaupt seine Einbildungskraft auf alle Art zu erregen, und ihm die ganze Sache gewiß zu machen. Weil aber die Weiber am geneigtesten zu solchen Gaukeleien sind, und sich leichter überreden und irre führen lassen, so probirte man das vornemlich mit ihnen. Eine solche Frau träumte dann in der Nacht von dem, wovon ihre Seele so voll war, wie es bei Träumen gewöhnlich ist. Da dünkte es ihr, als ritte sie auf einem Besen, oder einer Ofengabel durch die Luft und tanze auf dem Blocksberg, wo der Teufel in Bocksgestalt erscheine. Erwachte sie nun wieder, so glaubte sie, es sey alles wirklich geschehen, erzehlte dieser und jener Vertrauten, besonders wenn sie dieselbe auf der Teufelshochzeit gesehen haben wollte, wie alles zugegangen sey, und gab ihr auch von der Hexensalbe. Diese, wenn sie gleich nichts davon wußte, wagte es entweder nicht, sich zu rechtfertigen und Anzeige davon zu thun; oder sie wünschte an diesem Fest Antheil zu nehmen. Kam nun die erwartete Nacht, so beschmierte sie sich auch mit Salbe, und glaubte und träumte wie jene. Dieß durfte nur einmal geschehen, so war die Sache gewiß, und so wurden manchmal die meisten Weiber in einem Dorf für Hexen gehalten; vielleicht glaubten sie es selbst, ohne übrigens zu wissen, wie es eigentlich damit zugehe. Ergaben sie sich dann vermeintlich geheimen Künsten; so war nichts gewisser, als daß sie Hexen wären, und in der Walpurgisnacht auf den Blocksberg reisten. Und dieser Glaube gieng von Haus zu Haus, von einem Ort zum andern immer weiter. Der Pabst, die Bischöfe und andere Geistliche, welche davon hörten, meinten endlich auch, es sey wahr, und verboten das Hexen und

Zaubern bei Lebensstrafe; reizten auch wol die weltliche Obrigkeit, diejenigen zu bestrafen und zu verbrennen, welche für Hexen gehalten würden. Wenn daher eine solche Unglückliche Person in den Verdacht kam, daß sie eine Hexe sey; so marterte man sie auf der Tortur so lange, bis sie sagte: Ja, sie wär eine. Dann marterte man sie wieder, daß sie ihre Bekannte angeben sollte, die mit ihr auf dem Teufelsschmaus gewesen wären. Da nannte denn die arme gemarterte in der Angst solche, die sie bisher selbst für verdächtig gehalten hatte. Diese wurden auch gefangen genommen, und so lange gemartert, bis sie von Schmerzen sinnlos gemacht, sich schuldig bekannten, um nur von der Quaal erlöst zu werden: Und nun führte man sie alle auf den Scheiterhaufen. Es geschah auch wol, daß eine ohne Marter aussagte, was und wie es die Richter wissen wollten, und bestärkte diese in der Einbildung, daß alles wahr sey. So sind vor Zeiten tausend unschuldige Menschen um der Hexerei willen gemartert und ums Leben gebracht worden, wovon sie doch nichts wußten. G. war auf einem Dorfe, als er einen Haufen Bauern sah, die einen Schäfer gebunden und geknebelt brachten. Er frug, was dieser Mensch gethan hätte. „Mein Herr," antwortete ihm einer, „er ist ein Hexenmeister, und wir wollen ihn der Gerechtigkeit überliefern." G. wollte hier selbst untersuchen, und befahl den Bauern, diesen Menschen zu ihm zu bringen. Sie gehorchten. „Freund," sagte G. zum Hexenmeister, da er mit ihm allein war, „du mußt mir aufrichtig gestehen, ob du ein Bündniß mit dem Teufel hast: Aber leugne nicht, du machst dadurch die Sache schlimmer". „Mein Herr," antwortete dieser, „ich gestehe, daß ich alle Tage in die Versamlung der Hexen komme. Einer von meinen Freunden hat mir den Saft gegeben, welchen man einnehmen muß, und ich bin seit 3 Jahren unter die Zauberer aufgenommen." Uiberhaupt redete der Schäfer von den Teufeln so, als wenn er wirklich täglich mit ihnen in Gesellschaft gewesen wär. „Höre," sagte G." du mußt mir die Arznei zeigen, welche du einnimst, wenn du in die Versamlung gehst; ich will dich diesen Abend dahin begleiten". „Das können Sie," antwortete der Schäfer, „sobald es Mitternacht seyn wird." Als die Mit-

ternachtsstunde kam, sagte G.. „Nun die Zeit unserer Abreise ist da". Da nahm der Schäfer eine Büchse aus seiner Tasche, darin er Opium hatte, (eine Materie, die erst lustig, dann schläfrig macht, und lebhafte Träume verursacht) er nahm für sich in der Grösse einer Nuß, und gab dem G. eben so viel, indem er sagte: „Dieß müssen Sie einnehmen, und hernach sich unter den Schornstein legen. Dann wird der Teufel in Gestalt einer grossen Katze kommen, und Sie in die Versamlung führen". Dabei versicherte er, daß die Zauberer gewohnt wären, auf solche Art zu reisen. G. nahm die Salbe an; stellte sich aber, als könne er sie nicht einnehmen, wenn er sie zuvor nicht in etwas wohlschmeckendes gewickelt hätte, gieng in die Kammer, nahm Backwerk, legte Oblaten drauf, und sagte, da er wieder zum Schäfer kam: „Nun bin ich bereit dir zu folgen". „Wir wollen uns beide auf den Boden legen," antwortete der Schäfer, „und so einnehmen. "Beide streckten sich nun auf die Erde unter dem Schornstein hin. G. aß sein Backwerk; der Schäfer sein Opium. Kaum waren einige Minuten vorbei, so schien dieser ausser sich zu seyn, wie ein Betrunkener, schlief ein, und redete tausenderlei Narrheiten. Nachdem er über 4 Stunden so geschlafen hatte, erwachte er, und sagte zu G: „Nun, Sie müssen mit der Art, wie Sie der Bock aufgenommen hat, zufrieden seyn. Es ist eine grosse Ehre, daß er Sie gleich den ersten Tag ihrer Aufnahme zugelassen hat, ihm den Hintern zu küssen." G. bedauerte den armen Mann ausserordentlich, gab ihm vor's erste seine Freiheit, und machte, daß er von seinem Irrthum befreiet wurde: Denn er gab in seiner Gegenwart einem Hunde von dem Opium ein, welcher sofort einschlief, Verzuckungen hatte, winselte und bellte; wobei er den Schäfer belehrte. So wurde dem armen Mann das Leben gerettet: Unter andern Umständen wär er gewiß verbrannt worden. Jetzt, Gottlob, sind die Zeiten vorüber! Die Gerichte nehmen wegen Hexerei gar keine Klage mehr an; sondern strafen den, der jemand derselben beschuldigt, als einen Verleumder: Denn man weiß ganz gewiß, daß es nimals eine wirkliche Hexe gegeben hat, und nun und nimmermehr keine geben wird.

Oder ist nicht die Sage von dem jährlichen Herentanz auf dem Blocksberg vielleicht auf folgende Art entstanden? Die Schäfer in jenen Gegenden sollen ehedem den Tag vor Walpurgis festlich zugebracht, und oft bis in die Nacht fröhlich gewesen seyn und getanzt haben. Da man nun in der Entfernung lichter und hüpfende Bewegungen auf dem Berg sah, welches man sich nicht erklären konnte, so gerieth man auf allerhand, unter andern auch auf die sonderbare Meinung, daß es etwas übernatürliches, Heren, mit ihnen der Teufel u. s. w. sey; welches sich von Mund zu Mund immer weiter verbreitete. Die wahrscheinlichste Erklärung hievon ist ohne Zweifel folgende: Vor tausend Jahren und drüber, ehe das Christenthum in Sachsen eingeführt war, wurde auf diesem Berge am ersten Mai ein heidnisches Götzenfest von Weibern und Mädchen gehalten, wobei keine Mannsleute seyn durften. Als nun Kaiser Carl der grosse die Sachsen nöthigte, den christlichen Glauben anzunehmen, blieben die Weiber auf dieses Fest noch lange so erpicht, daß sie es heimlich und des Nachts feierten. Die Geistlichen sagten daher den Leuten: es wäre ein Teufelsfest, wo der Böse in Gestalt eines schwarzen Bockes leibhaftig erschiene, und mit den Weibern allerlei Unfug triebe, die sich ihm verschreiben müßten, ihm nun eigen angehörten, und endlich ewig verdammt würden. Weil sich aber die Weiber heimlich dahin schlichen, daß es niemand merkte; so sagte man, sie ritten auf Besen und Ofengabeln durch die Luft dahin. Dieser Glaube gieng hernach von Mund zu Mund, und erhielt sich auch, seitdem jenes Fest nicht mehr gefeiert wird, — aus folgender Ursach: Der Brocken ist sehr hoch, seine Spitze ist oft mit Nebel bedeckt, und der Wind hauset so erschrecklich auf ihm herum daß in der Höhe kein Baum aufkommen kann. In den alten einfältigen Zeiten glaubte man nun, der böse Feind errege die Stürme und Gewitter, und man blieb daher bei der Meinung, daß er auf diesem Berge, wo es so viel stürmt, sein Residenzschloß habe.

Ich war einst selbst auf dem Brocken; man zeigte mir den Herenaltar und die Teufelskanzel, zwei grosse Steinhaufen, aus grossen Platten und zum Theil langen Stücken, ohne Ordnung

zusammengelegt, die kaum eines Menschen Kraft zu bewegen im Stande ist. Sie haben eine Art von Form, die, wenn grosse Erwartungen und Einbildungskraft dazu kommen, regelmässiger scheinen. Die Grösse der Steinstücken bewegte den Dummen, zu glauben und zu sagen, daß der Teufel sie wol dahin gewälzt habe, und die andern ruften es nach: So wie man denn überhaupt geneigt ist, dem Schwarzgehörnten alles zuzuschreiben, was blöden Augen unerforschlich ist. Ich suchte auch den berüchtigten Platz, auf dem die Hexen in der Walpurgisnacht tanzen sollen, fand aber keinen, wo sie es könnten, ohne über Steine zu stolpern. Die höchste Spitze des Brocken, die etwa eine kleine halbe Stunde im Umfang begreift, ist mit einem Stein bezeichnet; (vermuthlich der Stein, auf welchem der teufelische Bock sitzt, wenn die Hexen um ihn tanzen) rings um demselben wächst etwas Gras und Moos, auf dem übrigen Platz aber nichts. Die Ursach davon wird in der jährlichen Zusammenkunft des Teufels und seiner Verehrer gesucht; aber er würde gewiß eben so, wie der übrige Berg bewachsen seyn, wenn er nicht von denen gereinigt würde, die Reisende da hinauf begleiten: Denn er bekommt dadurch das Ansehen der Seltenheit; die Neugier der Fremden, diesen Platz zu sehen, wird vermehrt, und man erwartet grössern Lohn. Also auch Gewinnsucht erhält den Aberglauben? So gewiß und ausgemacht ungegründet nun auch jene Meinungen aus der Walpurgisnacht sind; so hat man doch Mittel erdacht, sich vor dem damit verbundenen schädlichen zu sichern. Man muß, sagt der Abergläubische, Abends vor Walpurg an alle Thüren und überall, wo man etwas verwahrt, drei Kreuze anschreiben, und über die Felder mit Röhren hinschiessen, damit die Hexen keinen Theil daran haben, oder Schaden thun. Hätten der Teufel, und wenn es Hexen geben könnte, diese die Macht, Schaden zu thun; so würden sie sich nicht daran kehren, wenn man auch das ganze Haus, alle Thüren und sich selbst mit Kreuzen übermahlte. Wir haben ja zu allen Zeiten so viele Kreuze an uns, und machen fast bei allen Beschäftigungen diese Figur, daß wir nicht nöthig haben würden, sie mit Kreide zu mahlen, wenn sie anders etwas helfen könnten, oder

etwas da wär, wogegen wir uns durch sie zu sichern Ursach hätten. Fast alle Kleidungsstücke bestehen aus kreuzweis über einander gehenden Fäden; der Hofjäger beschreibt die Figur eines Kreuzes u. s. w. Und noch einmal, wenn es Hexen geben könnte, die auf den Blocksberg reisten, so würde ja ihr Weg doch nicht durch alle Häuser und Kammern gehen? Und sollten sich die Hexen auch wol in hoher Luft vor dem Schiessen fürchten dürfen? Außerdem aber soll ja die Hexenfahrt nach der Meinung des Abergläubischen schnell gehen; wie könnten sie sich mit Verderbung der Felder, mit Stehlen ꝛc. aufhalten? Um die Hexen zu sehen, sagt ein solcher, müsse man sich in der Walpurgnacht ganz nackend auf einen Kreuzweg hinlegen. Wer aber hat dieß je probiert und je etwas gesehen? Die Spitze des Brockens dient der ganzen Gegend zu einem Wetterglas. Wenn sich des Abends ein Nebelfleck darauf zeigt; so giebt es den andern Tag gewiß Regen, dieß ist die Ursach, daß einfältige Leute glauben, die Hexen oder der Teufel könnten das Wetter machen. Es geht aber ganz natürlich zu: Denn wenn die Dünste besonders häufig aus der Erde aufsteigen (welches man an den Spitzen der Berge vorzüglich sieht) so fliessen sie in der Luft bald in Tropfen zusammen, und fallen herab.

Zaubern, oder Tort anthun

heißt: durch Worte oder Handlungen etwas ausserordentliches thun, oder jemand schaden wollen. Den Worten legt man abergläubisch eine Kraft bei, entweder durch Seegensprüche, etwas Gutes zu erlangen, oder durch Beschwörungen das Böse abzuwenden. Die heidnischen Priester gaben vor, daß ihre Worte die Kraft hätten, Geister zu bannen, Flüsse aufzuhalten, die Feuchtigkeit des Monds herabzuziehen u. s. w. Die Juden schrieben den Worten: Jehovah, Jah, Adonai, Schem Hamphorasch, ausserordentliche Wirkungen zu. Die Christen glauben, die Worte Jesus, Maria und das Zeichen des Kreuzes, könnten z. B den Teufel verjagen. Gewisse Sprüche der Schrift, geweihtes d. i. vom Priester eingesegnetes Wasser, Hostien, (Oblaten, die beim Abendmal gebraucht

werden,) könnten Wunderdinge thun. Man fieng an, Waffen zu seegnen, um sie glücklich zu machen; durch Worte und abergläubische Handlungen Krankheiten an Menschen und Vieh zu heilen, Raupen zu vertreiben, das Blut zu stillen u. s. w. Das Seegensprechen ist keinesweges darum erlaubt, weil dabei Gottes Wort und Name gebraucht wird; denn wo ist es verheissen, daß die Aussprechung eines Theils des Worts Gottes die Kraft habe, irgend ein Uibel abzuwenden, oder zu heilen? Was die Apostel vormals thaten, das thaten sie im Namen und in der Kraft Gottes und Christi; von Jesu hatten sie dazu die Macht. Wie könnte daher geschlossen werden, daß alle Christen auch so etwas thun könnten und dürften? Wo haben sie auch jemals solche Gaukeleien getrieben, dergleichen heut zu Tage heilige Männer vornehmen, die z. B. mit geweiheten Sachen Feuer löschen, Ungeziefer, Krankheiten, Gewitter und den Teufel vertreiben zu können, vorgeben? Ein Seegensspruch ist kein Gebet zu Gott, sondern Gott wird damit beschworen, er soll gleichsam gezwungen werden, etwas zu thun. Man vergißt dabei die rechten Mittel, und setzt sein Vertrauen auf nichtswürdige Tändeleien. Ein Knabe, der auf einer auswärtigen Schule war, nahm bei der Wegreise seinen Eltern einen Ring weg, dessen Werth ihm unbekannt war, der aber hundert Gulden gekostet hatte. Der Verdacht fiel auf ihn, und sein Vater schrieb ihm in den härtesten Ausdrücken einen Brief. Aber eben dadurch wurde dieser abgeschreckt, seinen Fehler zu gestehen; er versicherte vielmehr, daß er ganz unschuldig sey, und man glaubte es. Nun schickten die Eltern in ein benachbartes Capuzinerkloster, und baten, entweder den Ring wieder herbei zu schaffen, oder doch den Entwender desselben zu entdecken. Der Mönch versprach das letztere, kehrte mit dem Boten in das Haus zurück, kreuzigte und seegnete in der Stube herum, und sagte dann gewisse Formeln aus einem Buch her. Nun mußte man ihn allein lassen; dann zog er drei geweihte Wachskerzen hervor, welche angezündet wurden. Nach einer halben Stunde war er fertig und sagte, daß nun derjenige, der den Ring entwendet, nicht ruhig seyn könne, bis er sich selbst angezeigt habe. In der nem-

achen Woche wurde die Köchin des Hauses krank, und da sich ihre Krankheit mit Bangigkeit anfieng, so fiel die Herrschaft darauf, daß sie wol die Entwenderin des Ringes sey, und fieng an, sie mit Härte zu behandeln, um sie zum Geständnis zu bringen. Dadurch verschlimmerte sich die Krankheit der Köchin, welche nun einen Arzt soderte, aber die sonst so mitleidige Herrschaft kaum zu bewegen vermogte, ihr denselbigen zu gestatten. Indeß lebte der wirkliche Dieb auf seiner Schule ruhig, ohne durch die mönchischen Beschwörungen und Formeln in Leibes- oder Seelenleiden gesetzt zu werden, bis er endlich, da er erfahren hatte, daß die sonst immer treue Magd in Verdacht gekommen war, von selbst das Bekenntnis that, und den Ring freiwillig wieder zurück gab. Wenn ein Sterbender den, der ihn beleidiget hat, vor Gottes Gericht fodert, wovon man Beispiele hat; so folgt daraus nicht, daß dieser in der bestimmten Zeit sterben und da erscheinen werde: Denn Gott wird nach dem Verlangen eines Rachgierigen die Lebenszeit eines Menschen nicht abkürzen, der ohne dem seinem Gericht nicht entgehen kann. Man hat Beispiele angemerkt, daß solche Citirte wirklich in der bestimmten Zeit gestorben sind, und daher geschlossen, daß doch etwas dran seyn müsse. Kann denn aber die Lebenszeit des Citirten nicht ohnehin zu Ende gegangen seyn? Können nicht die Regungen des wunden Gewissens ihm den Tod zugezogen haben? Warum hat man nicht auch die Beispiele angemerkt, da Citirte nicht gestorben sind; und der mögten wol weit mehr seyn. Kleine Kinder soll man nicht kleine Krebsgen nennen, weil sie hernach ganz verkommen. Die Krebse, so philosophirt man, kriechen zurück; folglich, wenn man kleine Kinder so nennt, gehen sie in ihrem Leben zurück, sie sterben. Aber kleine Krebse wachsen, folglich würden kleine Kinder, wenn man sie so nennte, geschwinder groß werden müssen. Aber weg mit solchen Tändeleien, wer wird daran glauben, wer ihre Widerlegung fodern? Die Zimmerleute und Maurer werden beschuldigt, daß sie, wenn sie bei dem Bau eines Hauses wodurch verunglücklich gemacht würden, durch gewisse Worte ein Unglück darauf legen, oder mit hineinbauen könnten. Aber Worte bleiben Worte; sie können wahrhaftig

keine Wirkung haben. Wenn sie gesprochen sind, so sind sie dahin und können weder helfen noch schaden. Bei Niederreissung der Mauer eines Hauses will man einen Teller, auf welchem Würfel lagen, und eine hölzerne Hand gefunden, und sogar angemerkt haben, daß von Kind und Kindeskindern desjenigen, der das Haus erbauet hat, ihr väterliches Erbe zerstreut worden sey. Es hat vielleicht abergläubische Leute gegeben, die durch Hineinlegen genannter Sachen in ein zu erbauendes Haus Unglück hineinbauen zu können glaubten: Ob es aber den erwarteten Erfolg habe, das ist nicht zu glauben; und wenn jene Bemerkung gegründet ist, so war es blos Zufall, daß die Nachkommen dessen, der das verwünschte Haus erbauet hatte, so unglücklich waren. Hat uns Gott in einen so unsichern Stand gesetzt, daß unser Schicksal von dem Willen eines Feindseligen abhängt? O, wenn die Verwünschungen eines abergläubischen Thoren, oder die Worte des Böswichts auf unsre Schicksale Einfluß haben könnten, wie traurig würden dann unsre Tage, wie wenig gutes und wie viel böses in der Welt seyn? Wer einen grossen Bau anfangen will, oder sonst eine wichtige Sache unternimmt, und sich dabei niedrige Sparsamkeit, Bedrückungen und Ungerechtigkeiten erlaubte, der würde dadurch dem armen Arbeitsmann Gelegenheit geben, zu dem hinauf zu seufzen, der die Klagen des Nothleidenden hört, und ihm hilft. Wenn Eltern oder Lehrer ihren Kindern oder Schülern fluchen; so wird dabei vorausgesetzt, daß diese in einem hohen Grad gottlos sind; und wenn es ihnen dann nicht wohl geht; so waren nicht die Fluchworte die Ursach, sondern ihr fortgesetztes böses Verhalten. Man sieht oft, daß es mit einem Menschen, trotz aller seiner Bemühungen nicht fort will, und daß ihm nicht überall Unglück im Wege steht. Solche glauben dann wol selbst, daß ein Fluch auf ihnen ruhe, weil sie sich erinnern, daß ihr Lehrer, Vater und Mutter sie einst verwünscht habe: Aber wie könnte die Kraft jener Worte so weit reichen? sie würden gar keine üble Folgen haben, wenn ein solcher anfieng, besser als ehedem zu denken und zu handeln. Eltern und Lehrer aber sollten doch nicht so leicht, wie gewöhnlich sich bewegen lassen, den Kindern zu fluchen: Denn wenn dieß

gleich an und vor sich keine üble Folgen hat; so macht es doch diesen ein unruhigeres Gewissen und hindert sie vielleicht, ihr Glück zu machen. Das Nestelknüpfen ist die Knüpfung eines Knotens, wobei eine unbekannte Kraft vermittelst des Seegensprechens wirken soll. Man sagt, es könne dadurch einem die Mannheit benommen werden, wenn jemand während der Zeit, da verlobte Personen vor dem Altar stehen, um sich durch priesterliche Einsegnung zu verbinden, mit besondern Ceremonien und Worten in das Hosenband einen Knoten bände; welches besonders dann Kraft habe, wenn die Verlobten nicht nahe genug aneinander stehen. Es würde der Weisheit und Güte Gottes ganz entgegen seyn, wenn er neidischen und boshaften Menschen die Macht geben wollte, jungen Eheleuten auf diese Art zu schaden. Demohnerachtet braucht man gegen das Nestelknüpfen lächerliche Mittel. Man soll, sagt der Abergläubische, einen Ring am Finger tragen, worin das rechte Auge eines Wiesels eingefaßt ist; soll Hauswurzel essen, durch den Trauring sein Wasser laufen lassen, sich mit dem Zahn eines todten Menschen räuchern, von einem Grünspecht essen, über eine Thürschwelle gehen, unter welche Queckſilber in einem mit Wachs zugestopften Federkiel gelegt ist. Der Bräutigam soll, ehe er mit der Braut zur Kirche geht, das Bierfaß anzapfen und den Zapfen zu sich stecken: Aber wer sich eines keuschen Lebens und keines natürlichen Fehlers bewußt ist, der mag diese Mittelchen ungebraucht lassen, und wird sein Werk vollbringen. Ein anderer, der von Natur, oder durch Ausschweifungen untüchtig zum Ehestand ist, mag immerhin die Schuld auf Zauberei schieben; man wird es ihm nicht glauben. Wer sich des Raths eines klugen Arzts und bekant guter Mittel bedient, der wird den Zauberer nicht bitten dürfen, den Knoten aufzulösen, ihm das Genommene wieder zu geben. Schande, daß Christen mit dergleichen Thorheiten umgehen. Eine Pomeranze ganz verschluckt und nachdem sie so wieder weggegangen, gerieben — macht verliebt, wenn man sie einem irgendworin eingiebt. Aber wenn du weder äussere noch innere Vorzüge hast, dann werden weder Pomeranzen noch Froschspitzen deine Absichten befördern, die du auf eine

Person hast. Man glaubt nemlich, wenn man einen Frosch in einer durchlöcherten Schachtel in einen Ameisenhaufen setze, so finde man an dem zurückgebliebenen Gerippe eine Spitze, welche die Eigenschaft habe, den verliebt zu machen, der damit gestochen oder nur berührt werde. Viele stehen auch in dem Wahn, daß, wenn ihre Fußtapfen aufgenommen, und in den Rauch gehangen würden, sie ganz verkommen müßten: Andre, daß dieß durch das Anschreiben gewisser Zeichen und durch das Anschmieren gewisser Salben an die Hausthür, oder durch Vergrabung einer Kröte oder Eidexe unter die Thürschwelle geschehen könne. Wenn ein Böswicht einem Menschen Gift beibringt; so treten üble Fälle ein, oder er muß gar sterben: Aber wie kann etwas aufgenommene Erde, auf welche ein Mensch mit dem Fuß getreten hat, eine Auszehrung bei ihm wirken, wenn sie in dem Rauch aufgehangen wird? Wie kann ein an die Hausthür geschriebenes Zeichen, oder etwas an dieselbe gestrichene Salbe einem Menschen schädlich oder tödtlich seyn? Wie kann ein Mensch davon krank werden, wenn er über eine Thürschwelle geht, unter welcher dieß oder das vergraben ist? Zwischen diesen Dingen und den Menschen ist keine natürliche Verbindung; wie könnten sie ihn krank machen? Durch böse Geister kann so etwas nicht geschehen, denn die können auf unsrer Erde nicht wirken. Gesetzt aber, es wär wirklich ein Fall vorhanden, daß ein Mensch, von dem die Fußspur aufgenommen und in den Rauch gehangen worden, darauf krank geworden, oder gar gestorben wär; so darf man deswegen noch nicht behaupten, daß jenes die Ursach davon war: Denn zwei Dinge können wol auf einander folgen, ohne daß das zweite die Wirkung von dem ersten ist: Dies geschieht in der Welt sehr oft. Heute ist ein Gewitter; morgen stirbt der Prediger. Kann man deswegen sagen, daß Gewitter Predigern gefährlich sind? Und wenn man auch Beispiele anführte, daß dergleichen Fälle von der Obrigkeit untersucht und wahr befunden worden; so glaube ich es doch nicht: Denn die Obrigkeit hat ehedem auch untersucht, ob es Hexen gäbe, und hat sie verbrennen lassen; und doch hat es nie Hexen gegeben. Wenn sich in den ausgegrabenen Fußtritten seine Ausdünstun-

gen von dem Menſchen ſänden; ſo ſteht er doch mit dieſen von ihm ganz getrennten Theilen in gar keiner Verbindung mehr; wie ſollten ſie daher Wirkungen auf ſeinen Körper haben können? Eben ſo verhält es ſich mit dem Blut und Haaren, wovon man glaubt, daß es beſonders gefährlich ſey, wenn ſie in die Hände eines Zauberers geriethen. Daher rathet man, die Haare ſogleich zu verbrennen, und daß weggelaßne Blut in flieſſendes Waſſer zu gieſſen. Uiberhaupt glaubt man, durch etwas, das man einſt an ſich getragen und worin man geſchwitzt habe, behext werden zu können. Mag man doch damit vornehmen, was man will, es im Rauch aufhängen oder verbrennen! Was einmal von uns weg iſt, das kann in unſern Körper keinen Einfluß mehr haben, keine Veränderungen in denſelben hervorbringen. Keiner wird ein einziges Beiſpiel aufweiſen können, woraus ſich ein ſolcher Einfluß auf den menſchlichen Körper beweiſen läßt. Wenn man jemandes Exkremente verbrennt, oder darüber glühende Kohlen ſchüttet; ſo ſoll ihm dadurch das Geſäß verbrennt werden: Aber was für eine Menge von Exkrementen wird nicht in groſſen Feuersbrünſten mit verbrennt, und doch entſteht davon an den Körpern der Menſchen keine ſchädliche Wirkung. Wenn man Stecknadeln in die Exkremente bringt, und ſie auf Kohlen legt; ſo ſoll der Menſch, von dem ſie gekommen, ſo oft und ſo viele unangenehme Empfindungen haben, als dieſe ſich bewegen. Aber dem widerſpricht ja die Erfahrung überall. Wenn man merkt, daß jemand an der Thür horcht, ſoll man mit einem Bund Erbſchlüſſel dahin werfen; denn davon wird er taub. — Freilich wird er davon vor jetzt taub werden oder erſchrecken, und nichts mehr hören: Aber ſein gutes Gehör wird ihm gewiß bleiben.

Die Kinder, glaubt man, ſind dem Behexen und Beſchrienwerden vorzüglich ausgeſetzt. Man hat daher Kennzeichen ausfündig gemacht, woran man ohne Trug zu erſehen glaubt, ob es ſich wirklich ſo verhalte? Wenn man gewiß wiſſen will, ob ein Kind behext ſey, ſoll man es an der Stirn lecken. Schmeckt es hier ſalzig, ſo ſey es wirklich an dem. Nun gebraucht man Kehrig aus vier Winkeln, abgeſchabtes von vier Tiſchecken, räuchert

das Kind mit neunerlei Holz u. s. w. Stirbt es demohnerachtet, so heißt es, es sey auf den Tod behext gewesen. Aller Schweiß, besonders der von Kranken, ist salzig; man wird dieß aber an allen, auch an den gesundesten Kindern finden. Die beßte Probe, um zu sehen, ob ein Patient beschrien sey, oder nicht, soll die seyn: Man soll Frauenflachs oder Ruskraut kochen, damit den Kranken baden, und das Bad hinter das Bett setzen. Läuft es zusammen, so ist er beschrien; läuft es nicht zusammen, so ist er es nicht. Das Wasser dazu muß stillschweigend geholt, und nicht dem Strom entgegen, sondern ihm nachgeschöpft seyn, und die Ingredienzien zu einer gewissen Stunde geholt werden. Aber wer weiß nicht, daß die Säure, woraus so viel Krankheiten entstehen, bei dem Kranken, der besonders viel ausdünstet, auch aus den Schweislöchern hervor dringe; und daß, wenn man ihn mit Milch waschen wollte, diese davon auch zusammenlaufen würde; daß also jenes Verfahren eitler Betrug ist? Wenn man ein Kind mit dem Besen schlägt, so verdorrt es. Wenn es von Hunger, Durst, oder weil ihm etwas weh thut, schreit, so hat es den Pfifwurm, der es im Leibe kneipt. Man bindet ihm daher einen lebendigen Schmerlfisch auf den Nabel. Wenn nun dieser auf der Seite wo er auf dem Bauch des Kindes liegt, von der Wärme abfault; so glaubt man, der Wurm habe ihn abgefressen, obgleich kein Loch da ist, wo er herauskommen kann. Nun räuchert der Abergläubische mit Berufskraut, oder legt venedische Seife und Spießglas in einer Nußschale auf den Nabel des Kindes. Dieß hilft; — aber nicht eher, als bis das Kind satt zu essen bekommt, oder ihm nichts mehr weh thut. Wenn das Kind nicht gedeihet, rathet man, so wende einen Thaler dran, und laß es von einem Pater überlesen. Der Thaler wird dem Pater gut thun, wenn es auch — dem Kinde nicht hilft. Gottlob, denkt der Abergläubische, daß es noch Mittel giebt, wodurch man sich gegen schädliche Menschen sichern kann. Wer Brod und Salz bei sich trägt, soll vor Zauberei sicher seyn. Man soll die Kinder mit Koth an der Stirn bestreichen, um sie vor Zauberei zu sichern. Im ersten Fall würden die Heren, wenn es welche geben könnte, mit Brod und Salz, welches sie auch haben, entgegen wirken

können. Durch das letztere aber wollte man vielleicht unsaubre Menschen zur Reinlichkeit bewegen, indem man ihnen weismachte, daß sie, wenn sie sich ungewaschen sehen liessen, leicht behext werden könnten. Auch wenn man etwas von Wäsche ins anzieht, soll man nicht beschrien werden können: Wie soll das zugehen, und wer sind denn die, welche die Macht haben, andre zu beschreien? Antw. Kinder, die, nachdem sie einmal entwöhnt waren, wieder an die Brust gelegt wurden. Wie viel Unglück würde denn in der Welt seyn, wenn das, was dergleichen Leute böses aussprechen, wirklich einträf? Denn wie viel werden zum zweitenmale an die Brust gelegt, nachdem sie schon entwöhnt waren. Wie viel Kinder trinken aus zweierlei Brust, wenn z. B. die Mutter stirbt. Dergleichen Dinge glaubt kein Vernünftiger. Vor alten Zeiten, und noch jetzt glaubt man, es gehe nicht mit rechten Dingen zu, wenn jemand wunderliche Zufälle bekommt; sondern es sey ihm durch böse Leute angethan. Dieß geschieht aber vornemlich, wenn jemand etwas giftiges gegessen oder getrunken hat. Anstatt nun zum Arzt zu gehn, geht man zum Schinder oder zur klugen Frau; und so muß mancher sterben, der noch hätte können gerettet werden.

In einem Kloster, zu Rheinau im Elsas, wurde an einem Abend von Wegwartwurzeln oder Eichorien für die Mönche ein Salat gemacht. Unter diese waren aus Versehen etliche Wurzeln vom schwarzen Bilsenkraut genommen worden. Als nun der Pater Küchenmeister den Salat auf die Tafel brachte, assen alle, welche in der Gesellschaft speisten, begierig von den dicken fetten Wurzeln, dergleichen sie noch nicht gesehen hatten. Weil eine grosse Schüssel aufgetragen war, so blieb auch den Schülern und Schneidern im Kloster etwas übrig. Bald darauf gieng jeder schlafen, denn in vielen Klöstern ist die ungesunde Gewohnheit, gleich nach dem Abendessen zu Bette zu gehen. Da fingen einige Mönche an, über Schwindel im Kopf, andere über Trockenheit im Munde, über Bauchgrimmen und Schmerzen in den Gliedern zu klagen. Einer wollte sich durch Gurgeln helfen, aber die Zunge war ihm wie gebraten, und es half nichts. Nachts um zwölf Uhr, als man sie zum Gebet weckte, war einer schon von

Sinnen gekommen, daß man ihm die letzte Oelung geben mußte. Ein anderer bildete sich ein, er beisse Nüsse auf, werfe die Kerne seinen Finken vor, und trieb mit der Hand die Pfauen weg. Einer umfaßte in seiner Zelle den Ofen, und meinte, es wäre seine Braut. Ein andrer schrie: Die Eingeweide würden ihm im Leibe zerrissen. Die in den Chor kamen, ihre Andacht zu verrichten, konnten kaum die Augen öfnen, oder lesen. Einer unter ihnen, der vor sich beten wollte, hielt, als er das Buch öfnete, die Buchstaben für belebt, und glaubte einen Haufen Ameisen zu sehen, welche alle durch einander liefen. Der arme Schneidermeister, der den andern Morgen wieder arbeiten wollte, war blinder als sein Stuhl. Er konnte die Nadel weder einfädeln noch einen Stich thun, und wenn ihm ein andrer einfädelte, stach er sich in die Finger und Knie, und machte allerhand wunderliche Sprünge. Nun wurde ein Arzt gehohlt, und weil dieser erfuhr, daß die Kranken Bilsenwurzeln genossen hätten; so gab er ihnen Gegengift, wodurch sie wieder hergestellt wurden, bis auf einen, der das Gesicht verlohr. Die mannigfaltigen Krankheiten, die sich bei den zahmen Thieren, besonders bei dem Rindvieh äussern, sind einfältigen Hauswirthen eben so viel Gelegenheiten, abergläubische Handlungen zu begehen. Denn da sie die natürlichen Ursachen von der Krankheit ihres Viehes nicht kennen, und sich darum nicht bekümmern; so halten sie fast jedes Uibel, das demselben zustößt, für eine Wirkung der Zauberei. Wenn sich bei einer Kuh die Milch verliehrt, oder gartige Sane ansetzt, wenn die Butter sich davon nicht will absondern lassen, wenn sich auf der Milch blaue Flecken, oder rothe Streifen zeigen; so denkt der Abergläubische, das Thier sey behext. Anstatt nun auf Mittel zu denken, oder andere darüber zu fragen, sucht er durch räuchern mit sieben Kräutern die Hexe erst recht zu reinigen, und dann durch abergläubische Ceremonien das Uibel wegzubringen. Wenn bei einer Kuh die Milch sich verliehrt, so muß man vor allen Dingen dafür sorgen, daß ihr gutes nahrhaftes Futter gereicht werde. Dann gebe man ihr täglich etwa dreimal eine Hand voll von folgendem Pulver: Weisse Enzianwurzel, Altheewurzel, von jedem ein Viertel-Pfund, Pappelkraut, Wege-

breit, Altheekraut, Steinklee, von jedem vier Hände voll; Sadebaum, eine Hand voll; Anis, Fengel, von jedem ein Viertel-Pfund; durchgesiebte Holzasche ein Mäschen. Alles dieses wird zu einem Pulver zusammengestossen und dem Vieh eingegeben. Dadurch bekommt das Vieh die Milch wieder. Der abergläubische Thor läßt die Kuh in einen Topf pissen, daß kein Tropfen daneben kommt, rührt den Urin mit einem alten Besen um, und schüttet ihn sodann ins Teufels Namen mit Topf und Besen ins Feuer. Das macht zwar, daß es stinkt, nicht aber, daß die Hexe den Grind bekommt, wie man glaubt. Es ist unverantwortlich, daß vernünftige Menschen sich solcher Mittel bedienen, oder wenigstens einen betrügerischen Vieharzt gebrauchen, der zwar durch ganz natürliche Mittel den Fehler hebt, um aber seine Kunst verborgen zu halten, oder sie wichtig zu machen, Worte, Geberden und Fratzen einmischt, die, wie er selbst weiß, zur Heilung nichts thun. E. sahe, daß ein Hauswirth seinem mit Darmgicht befallenen Pferde, aus Camillen-Oehl und Queckſilber einen Trank bereitete, während dem Umrühren aber das Wort Abracadabra hermurmelte, einen Zettel klein schnitt und mit einrührte, auf welchem es geschrieben stand: Denn er glaubte fest, daß nicht der Trank, sondern das gebrauchte Wort die Wirkung habe. Eine Kuh, die ehemals die Häfen reichlich füllte, hörte auf, Milch zu geben. Man suchte unter der Schwelle der Stallthür, um die Hexereien zu entdecken, und traf nichts. Man rufte einen vorgebrichen Hexenmeister, der beim Eintritt in den Stall an alle vier Wände Kreuze, Druidenfüsse* und andre seltsame Figuren mahlte. Man mußte der Kuh etwas Milch abmelken, inzwischen Feuer auf dem Heerde anmachen, und sobald man die Milch in eine eiserne Pfanne gebracht hatte, die Kuh mit Dornenstöcken schlagen. Den folgenden Tag sah man begierig aller alten Weiber Gesichter an, die Hexe zu entdecken; aber man ward nichts gewahr, und die Kuh gab noch nicht Milch,

* Einen Druden- Trutten- Druidenfuß oder Alpkreuz, welches diese Figur hat ☆ und auch Partalpha heißt, weil es in einem Zuge fünf A vorstellt, hielt man ehedem und auch jetzt für ein Zeichen, wodurch man allerhand bewirken könne.

der Hirt aber gab nun auf die Kuh acht, wenn er sie auf der Weide hatte, und sahe endlich, daß sie sich selber die Milch aussaugte. Noch wollte man ihm nicht glauben, bis man durch den Augenschein, davon überzeugt wurde. So vest hangen diese Meinungen! Ein Hauswirth mußte mit seinen Kühen oft ändern; denn nach Verlauf einiger Tage fingen sie immer an, mit den Hinterfüssen auszuschlagen und zu stossen, wenn die Magd sie melken wollte. Er ließ dieß von einem andern verrichten, weil er glaubte, daß die Magd schuld daran wär, und war selbst dabei, wenn es geschahe, und sie gesüttert wurden; aber es blieb nach wie vor. Die Nachbarn schrieben wie es in solchen Fällen fast immer geschieht, das Bezeigen der Kühe der Hexerei zu, und die Frau ließ ohne des Mannes Wissen einen Beschwörer kommen. Dieser schloß sich mit einer neuen Schüssel voll glühender Kohlen, einem neuen Besen und einem Stock, in den Stall, und machte mit beiden letztern grossen Lärm. Auch konnte man zu drei verschiedenen malen drei dumpfe Schläge deutlich hören. Endlich kam er mit einer freundlichen Miene wieder heraus, und versicherte, daß es nun wol anders werden würde. Der Hauswirth, um sich von des Beschwörers Verrichtungen zu belehren, bemerkte, da er in den Stall trat, einen durch Harz und verbrante Federn verursachten Dampf, fand die Stände des Viehes, Trog und Rause rein abgefegt, und hie und da den Geruch von Hopfen. Ausserdem aber oben an dem Fenstergestell ein dreieckigtes Papier, welches dreimal mit seinen Ecken auf einander gelegt war, so, daß jedesmal wieder ein kleines Dreieck erschien. Durch die Mitte war ein schon gebrauchter Schuhnagel geschlagen, und folgendes stand darauf geschrieben*:

†
Pater
† Filius † Sandus †
Vug. At.
†

* Gewiß war er, wie saß alle seines gleichen, ein dasserü unwissender Mensch, der das selbst nicht verstand, was er schrieb: denn eigentlich müßte es heissen: Pater, Filius, Sanctus, sego Astaroth, d. h. (im Nahmen) des Va-

Nun schafte er abermals neue Kühe an, war bei dem Füttern, Tränken und Melken, und sie waren schon 10 Tage ganz still gewesen, als auf einmal bei der einen, welche noch dazu am nächsten bei dem Beschwörungszettel stand, der alte Lärm während dem Melken wieder anfing. Jetzt gab er, was er schon längst hätte thun sollen, auf alle Bewegungen genauer acht, und bemerkte, daß die Kuh nur dann, wenn die Magd das Eiter ausdrücken wollte, zu schlagen versuchte. Dieß war gewiß eine Anzeige von Schmerz, der ihr durch das Drücken verursacht wurde. Er ließ sie daher knebeln, und zu Boden werfen, suchte und fand einen schwarzgrauen Punct, der mit einer harten Geschwulst einer kleinen Haselnus groß umgeben war. Nun ließ er die kranke Stelle täglich mehrmals, besonders vor dem Melken in gesottene süsse, und noch warme Milch halten; nach dem Melken aber mit einem Lappen umwickeln, in welchem weisses, im Milch und Safran gesotrenes Brod war. In wenig Tagen war die Kuh ohne Hülfe eines Beschwörers wieder gesund. Vermuthlich rührte die Eitergeschwulst von dem giftigen Stich eines Insects her. Er ließ, um dieß künftig hin zu verhindern, die Eiter der Kühe mit Säckchen umhängen, die man nur zur Zeit des Melkens abnahm; und das Uibel zeigte sich nie wieder. Der Beschwörer aber ließ sich seit der Zeit nicht sehen, und kam nicht, ob er gleich genöthigt wurde; denn jetzt schämte er sich selbst seines Betrugs.

Hat eine Kuh den Fehler, daß sich die Butter von dem Rahm nicht sobald, wie gewöhnlich, will absondern lassen; so kann man ihr drei bis viermal des Tages eine Hand voll von folgendem Pulver, mit einem Nössel Biereſſig reichen lassen: Sauerrampf, weissen Andorn, Schaafgarbe, Brennesseln von jedem vier Hände voll. Roßschwefel 1 Viertel-Pfund. Alles dieses wird zusammen zu einem Pulver gestossen. Man kann auch bei dem Buttern nach Beschaffenheit der Menge des Rahms 1 Viertel oder ein halb Nössel starken Essig mit zu dem Rahm ins Butterfaß giessen. Auch die blaue Milch rühret nicht von Zauberei, sondern von einer natürlichen Krankheit an dem Viehe her. Man

tirs, des Sohnes, des heiligen (Geistes) fliehe aber den Astharoth. Astharoth soll ein böser, den Beschwörern gefährlicher Geist seyn.

nehme Eichenlaub, Sanickel, Schaafgarbe, von jedem 4 Hände voll; Tormentillwurzel 1 halb Pfund; rothen Bolus, Allaun, jedes ein Viertel-Pfund. Dieß zu einem Pulver gestossen, und dem Rindvieh davon jedesmal 2 Loth mit oder ohne Essig täglich 3 und 4 mal gegeben, hilft gewiß. Das Blutmelken, das im Sommer und im Winter erfolgen kann, entsteht aus folgender Ursach: Ein gewisses Kraut, das nicht alle Jahr wächst, hat die Kraft, die rechte Zubereitung der Milch bei dem Vieh zu hindern; daher man diesen Umstand nicht als etwas übernatürliches ansehen, und abergläubische Mittel anwenden, sondern nur dem Vieh andres Futter geben darf. Wenn der abergläubische Milch aus dem Hause weggiebt; so wirft er in den Topf, in welchem sie weggetragen wird, etwas Salz, damit dem Vieh kein Tort könne angethan werden. Wenn deine Kuh gekalbet hat, so gehe rücklings in den Stall und sprich: Rücken rein, Unglück naus! — so bist du drinne. Wenn sie nicht fressen will, lege beide Hände kreuzweis über einander, fahre ihr damit über den Rücken vom Kopf zum Schwanz, und sprich: Bist du besprochen bis an dein Ende; so streich' ich dich mit beiden Händen, im Nahmen ꝛc. so frißt sie — sobald sie wieder hungert.

Mit dem im der Krippe liegen gebliebenen Haser soll man dem Pferd über den Rücken hinfahren, um es vor der Zauberei zu sichern. Wer einen Todtennagel, der in der Erde auf dem Kirchhof gefunden ist, in die Fußspur eines Thiers, entweder im Nahmen der Gottheit, oder des bösen Geistes schlägt, der macht es dadurch lahm: Wie aber wär das möglich? Man soll einen Holunderstrauch vor die Stallthür pflanzen, um das Vieh vor Zauberei zu bewahren. Wer das Beten recht versteht, kann alle Viehkrankheiten curiren — es mag helfen oder nicht. Oder nim einen Erbsack, laß die Kuh darein pissen, und schlage ihn mit einer Dornenruthe; so wird die Trude (Hexe) tüchtig geprügelt — wenigstens der Sack. Von solchen Leuten, die, wie man glaubt, hexen, oder die etwas ausserordentliches thun, eine Krankheit leicht heilen ꝛc. können, glaubt man, daß sie einen

Spiritus familiaris

haben. Man verſteht unter dieſem lateiniſchen Ausdruck einen Geiſt, der mit einem Menſchen vertraulichen Umgang hat, ihn in ſeinen Angelegenheiten mit Rath und That unterſtützet, und ihm auſſerordentliche, die menſchlichen Kräfte überſteigende Dinge thun hilft. Aus der heidniſchen und jüdiſchen Geiſterlehre iſt dieſer Glaube auch unter die chriſtlichen Religionslehren gekommen, obgleich in der heiligen Schrift nichts davon ſteht, und hat eine Menge der ſchädlichſten Irthümer hervorgebracht. Zuletzt beruht dieſe Meinung auf unrichtigen Begriffen, und Mangel an Kenntnis von den Eigenſchaften der Seele. Jeder Menſch kommt in dem Laufe ſeines Lebens in Fälle, wo er ſchnellen Rath und Entſcheidungsgründe braucht; denn ſtrengt er ſeine Seelenkräfte an, ſeine Vorſtellungen und Gedanken, die vorher dunkel und verwirrt waren, werden hell; er wählt nun das beſte, oder das ſchlimmſte. Aber die Vorſtellungen zu dieſem oder jenem kamen wie gerufen; man denkt nicht daran, daß ſie in dem Gedankenvorrath lagen, und ſchreibt ſie guten oder böſen Geiſtern zu. Die Meinung, daß jedem Menſchen ein gewiſſer Geiſt zum Begleiter durch das Erdenleben gegeben ſey, iſt alt und wird zum Theil noch jetzt geglaubt: Man nennt ihn Genius, Schutzgeiſt, Dämon. Von chriſtlichen Gelehrten wurde dieſe Meinung mit der Lehre von den guten oder böſen Engeln vereinigt. Da man nun einmal glaubte, jeder Menſch habe einen oder zwei Geiſter um ſich, ſo ſchien es auch möglich, näher mit ihnen bekant zu werden. Man ſchrieb zu dieſer Abſicht den Geiſtern die Geſchicklichkeit zu, nach Gefallen einen Körper anzunehmen, man erfand das, womit man die Gunſt eines ſolchen Geiſtes erlangen zu können, oder ihn zum Gehorſam zu bringen glaubte, um durch ihn Wunderdinge zu thun. Man ſahe den Schutzgeiſt im Traum als einen ſchönen Jüngling, oder als ein holdes Mädchen im flatternden Kleide, hörte die liebliche Stimme, und fühlte einen ſanften Druck. Der böſe Geiſt zeigte ſich in der Geſtalt eines grimmigen Thiers, brüllte, und kratzte mit Bärentatzen. Und dieſe Wirkungen der Einbildungskraft

hielt man für wirkliche Erscheinungen, hielt für wahr, was man im Traum gesehen hatte.

Das Bannen

ist eine ungereimte alberne Kunst. Man will durch Zeichen, die man in die Luft hinmacht, und durch Aussprechung gewisser Worte einen Menschen dergestalt festmachen, daß er von einem Ort nicht wegkommen könne, sondern unbeweglich bleiben müsse. Auf solche Weise will man Diebe festmachen, daß sie nicht von der Stelle können; Vögel, daß sie nicht wegfliegen; wilde Thiere, daß sie nicht davon laufen. Aber wenn der Dieb auf der Flucht ist und ohne es zu wollen, auf einmal unbeweglich still stehen soll; so muß dazu nothwendig eine Kraft ausser ihm wirken: Es muß eine Hand oder etwas anders da seyn, das ihn festhält. Wer das Bannen versteht, glaubt man, kann alle Glieder des Diebes, die zur Bewegung erfodert werden, unwirksam machen, sie lähmen, und ihn wider davon befreien, wenn er erhascht ist. Wie lächerlich würde es aber seyn, zu denken, daß dieß durch blosse Zeichen und Hermurmelung gewisser Worte geschehen könne? Das gilt auch von dem Bannen der Vögel, oder der Thiere im Walde. Was einige Jäger davon sagen, ist Großsprecherei, wodurch sie sich ein gewisses Ansehen geben, oder bei andern fürchterlicher machen wollen. Wenn sie es aber selbst glauben; so verdienen sie verlacht zu werden, wenn sie in der Probe nicht bestehen, die man darüber mit ihnen anstellt. Ein Bube versicherte einst einen andern, daß sein Vater von dem Scharfrichter in C. für einen Ducaten das Bannen gelernt habe, und er könne es auch. Jener bat, es ihn zu lehren und er sagte „ja; aber du mußt hingehen, und an der Hausthücklinke lecken.„ Dieser thats, und blieb mit der Zunge kleben; denn es war sehr kalt. Jener aber lachte, und lief davon. — Von einem Schäfer sagte man, daß er Bannen könne. Einst frazte jemand ihn, ob es wahr sey? Gehe der Herr hin, antwortete der Schäfer, und nehme mir ein Schaf, dann soll er sehen, daß ich bannen kann.

Eben die Bewandnis hat es mit der sogenannten Passauer-Kunst, welche, wie man glaubt, darin besteht, daß jemand

ſich vor Hieb und Schuß feſtmachen

könne, ſo daß Kugel und Säbel von ihm apprallen. Der Henker in Paſſau, (ſie hat daher ihren Nahmen) gab den Soldaten papierne Zettel, eines Thalers groß zu verſchlingen, die mit einem meſſingnen Stempel gedruckt, und mit wunderlichen Zeichen und nichts bedeutenden, unbekannten Wörtern bezeichnet waren, wodurch ſie, ſeiner Sage nach, ſo feſt gemacht werden ſollten, daß keine Kugel ſie tödten, kein Schwert ſie verwunden könne. Sie brachte ihm wie man leicht begreifen kann, viel Geld ein. Die Officiers, die es wol einſahen, daß es Betrug ſey, lieſſen es geſchehen, weil dadurch die Soldaten muthiger wurden. Die in der Schlacht getödteten, konnten ſich nicht beklagen; und die beim Leben gebliebenen, ſchrieben ihre Erhaltung der Kunſt des Henkers zu. Die Sage vom Feſtmachen iſt ohnſehlbar daher entſtanden, daß mancher General, wenn er ſeine Soldaten an den Feind führte, für rathſam fand, ihnen ein Herz zu machen, und vorzugeben, er könne mit ſeinem Commandoſtab alle Kugeln abweiſen. Er ſelbſt hatte vielleicht ein Panzerhemd unter dem Rock; (welches aus ganz ſtarkem Eiſendraht, kettenartig geflochten iſt und bewies, indem er etwa aus einem ſchwachgeladenen Gewehr eine Kugel auf ſich ſchieſſen ließ, daß ſeine Kunſt probat ſey. Man hat ein Beiſpiel, daß jemand aus geladenen Gewehren durch ſeine Jäger heimlich die Kugeln ausziehen, dann aus denſelben auf ſich feuren ließ, aus der Taſche unvermerkt Kugeln hohlte und vorzeigte, als hätte er ſie aufgefangen, und dadurch andern begreiflich machte, ihm könne keine Kugel ſchaden; Wer aber nach ihm hinſchieſſe, der tödte ſich ſelbſt. Er wurde als ein Hexenmeiſter angeſehen und gefürchtet; denn das war ſeine Abſicht. Es giebt Leute, die dieß für eine natürliche Kunſt ausgeben, und ſich zu dem Ende auf die Gemſen, Hirſche und andre Thiere berufen, die, wenn ſie von gewiſſen Kräutern und Früchten gefreſſen, auf zwei oder drei Tage feſt wären, und durch keinen Büchſenſchuß verletzt werden könnten; Und andre, die da glauben, daß derjenige Schußfrei ſey, der eine Gemſenkugel bei ſich trage. Durch den Genuß eines Krauts, oder einer Kugel, die

man bei sich trägt müßte der menschliche Körper so hart wie Eisen werden, wobei er doch unmöglich leben könnte, weil in unserm Körper, der aus so vielen flüssigen und fleischigten Theilen besteht, der Umlauf des Geblüts zum Leben nothwendig ist. Man würde auch die in demselben durch jene Kräuter oder Kugel vorgehende Veränderung bemerken müssen, welches doch keiner sagen wird, wenn er auch zehn in Gemsen gefundene Kugeln bei sich trüge.

Diejenigen, von denen man erzählt, daß sie mit sich die Probe haben machen, und aus der Flinte eine Kugel auf sich ohne Verletzung abschiessen lassen, haben die Zuschauer durch ein Kunststück getäuscht. Man verfertigt nemlich Kugeln von dünnem Glas, und füllt sie mit Queckſilber an. Sie haben eben das Ansehen und die Schwere als eine Bleikugel, und man kann sie nicht leicht davon unterscheiden. Wenn man nun eine solche Kugel in die Flinte ladet, so wird sie mit dem Ladestock zerstossen, und kann daher keine Wirkung thun. Einige Taschenspieler gebrauchen zu dem Ende eine Pistole, in welche sie noch einen Lauf von dünnem Metall stecken können. Den eigentlichen Lauf laden sie vorher mit Pulver, stecken dann den dünnen Lauf hinein, lassen nun die Pistole von einem der Zuschauer selbst mit Kugel und Pulver scharf laden, machen dann allerhand Gaukeleien, ziehen unvermerkt den dünnen Lauf zusamt dem Schuß wieder heraus, und lassen Feuer auf sich geben. Wer das nicht weiß, staunt den Taschenspieler an, und wird in der Meinung bestärkt, daß man sich doch fest machen könne. Der 91ste Psalm vor einer Schlacht gesprochen, soll die Kugeln entfernen, und die Hiebe entkräften: Die tägliche Hersagung des 109ten Psalms aber einen Feind tödten.

Nicht weniger abgeschmackt ist der Wahn, die

Gewehre zu besprechen,

daß sie nicht losgehen sollen. Wenn einer, der im Walde oder auf dem Felde sich befindet, einen Schuß hört, und denn unter Benennung gewisser Worte, einen Strauch in einen Knoten bindet; so soll der Schütze seine Flinte nicht eher wieder abschies-

ſen können, als bis entweder der Knoten von ſelbſt aufgegangen, oder von einem andern aufgelöſet worden. Wenn das Schieß-pulver auf der Pfanne gut und trocken, und überhaupt das Gewehr in gutem Stande iſt, ſo wird es gewiß losgehen, wenn auch tauſend Knoten geſchürzt würden, und tauſend Banner es beſprochen hätten.

Ehedem und noch jetzt glauben viele, daß es Menſchen gebe, die ſich nach Gefallen

verwandeln,

eine andre Geſtalt annehmen, und dann wieder in der menſchlichen erſcheinen können. Aber welche Thorheit würde es ſeyn, wenn man glauben wollte, daß es Menſchen gebe, oder wenigſtens gegeben habe, die von dem Satan das Vermögen empfangen hätten, ſich in Haſen, Katzen, Hunde, Pferde u. d. gl. zu verwandeln. Ohne Zweifel entſtand dieſe Meinung aus Misverſtand der Fabeln der alten Weiſen, bei welchen die Verwandlung der Menſchen in Thiere eine bildliche Vorſtellung war, wodurch ſie zu erkennen geben wollten, daß die Laſter den Menſchen in Thiere und Ungeheuer umſchafften: Und dieſe Verwandlung findet noch jetzt ſtatt: Denn wenn die Menſchen die Neigungen der Thiere annehmen, ſo werden ſie ihnen dadurch ähnlich, werden durch Zorn in Löwen, durch Gefräſſigkeit in Wölfe, durch neidiſche Kargheit in Hunde, durch Wildheit in Stiere ꝛc. gleichſam verwandelt. Vornehmlich hat man geglaubt, daß die Menſchen ſich in

Wehrwölfe

verwandeln können, welche, nach der Meinung des Abergläubiſchen, ſolche Menſchen ſind, welche die Geſtalt eines Wolfs angenommen haben. Sie binden, ſagt der Abergläubiſche, einen Riem um den Leib, und bewirken dadurch ihre Verwandlung. In den Hintern ſtecken ſie einen Stock, und das iſt ihr Schweif. Dann ſtreichen ſie in genannter Geſtalt durch Wälder und Felder, und zerreiſſen und freſſen alles, was ihnen vorkommt. — Ein Knecht, der ſich in einen Wehrwolf verwandelt hatte, wurde von Hunden angefallen, die, ob er ſich gleich gegen ſie ſehr wehrte,

ihm dennoch ein Auge ausrissen. Am andern Tage erschien er wieder als Mensch, aber nur mit einem Auge. — Weg mit diesen Misgeburten der schrecklichsten Unwissenheit und des Aberglaubens! Wer könnte sich jetzt noch so etwas denken? — Vor alten Zeiten glaubten viele auch, daß ein Mensch

sich unsichtbar machen

könne; Sollten es jetzt noch einige glauben? Der Körper des Menschen, der aus vielen und mannigfaltigen Theilen besteht, müßte dabei in so kleine Theile zertheilt werden, daß man sie nicht sehen könnte; hernach müßten diese Theile wieder zusammengesetzt, und dem Auge dargestellt werden, oder unsere Augen müßten so geblendet werden, daß wir die vorhandene Menschengestalt nicht sähen. Aber hiezu würde eine unendliche Kraft erfodert, die kein erschaffenes Wesen hat. Kein Engel, kein Mensch ist im Stande, so etwas zu thun. Hätte man die geringste Kenntnis von der Beschaffenheit des menschlichen Körpers gehabt; so würde man eine so unsinnige Meinung, als die von dem Unsichtbar machen ist, nicht angenommen, oder am wenigsten in Gerichten, wie es ehedem hiebei, so wie bei Wehrwölfen, wirklich der Fall gewesen ist, darüber Fragen aufgeworfen haben. Auch das ist ein irriger Wahn, daß

ein Mensch an einem andern Ort zugegen seyn

könne, der von dem Ort seines wirklichen Aufenthalts verschieden ist; oder wie der Aberglaube redet, daß ein Mensch bei lebendigem Leibe spüke. Es ist unmöglich, daß der menschliche Körper an zween Orten zugleich gegenwärtig seyn kann; denn das streitet mit den Kräften der Natur, und kann nicht geschehen. Die Geschichten, welche man hievon erzählt, sind entweder erdichtet, oder sie haben der Einbildungskraft ihr Entstehen zu danken, oder es träumte jemand so lebhaft, daß er den Traum für etwas wirkliches hielt. Die Umstände treffen freilich zusammen, so wie man sie erzählt; aber wer steht dafür, daß sie nicht erdichtet sind? Der Mensch ist fast zu nichts so sehr geneigt, als wunderbare Dinge zu glauben, und selbst zu erzehlen. Der Ort, wo

jemand gesehen worden, ist von dem Ort seines wirklichen Aufenthalts oft sehr weit entfernt. Was soll nun dort von ihm erscheinen? Etwa sein Körper? — nein, der kann sich in solcher Geschwindigkeit nicht von einem Ort zum andern bewegen; und man vermißt ihn, zu der Zeit, da er dort erschienen seyn soll, an dem Ort nicht, wo er wirklich ist. Oder war es der subtile Körper, der sich in dem äusserlichen befinden soll? — welchen Beweis hat man, daß jeder Mensch solch einen feinen Körper in sich habe? War es die Seele, die dadurch sichtbar wurde, daß sie eine Art von Körper annahm? Aber woher könnte sie diesen Körper haben, und von was für Beschaffenheit sollte er seyn? Wie könnte unterdeß der Leib jenes Menschen fortleben? Woher weiß man, daß sie dazu die Macht habe? Vielleicht verursacht Gott dergleichen Erscheinungen durch eine unmittelbare Wirkung, oder durch ein Wunderwerk? — Das ist wider alle Wahrscheinlichkeit; denn Gott thut nichts ohne weise Absichten; diese Geschichtchen aber tragen sich oft bei sehr geringen Umständen zu. Vielleicht verursachen sie Engel oder Geister? — Es ist nicht zu glauben, daß weise und gute Geister, ohne die erheblichsten Ursachen, ihre Kräfte zur Hervorbringung solcher Erscheinungen anwenden. Und dann würde ja dieß die Person doch nicht selbst seyn. Die Geister hätten nicht nöthig, erst einen Körper anzunehmen; sondern sie dürften nur unsre Sehenerven auf eben die Art erschüttern, als es geschieht, wenn wir wirklich eine Person sehen: Es ist also mit dem sich anderswo sehen lassen nichts, eben so wenig als mit dem

Verblenden.

Wenn man den Gaukeleien eines Künstlers zusieht, der durch seine Geschwindigkeit etwas thut, was ausserordentlich scheint; so ist man geneigt zu glauben, er habe die Augen der Anwesenden verblendet, d. i. er habe gemacht, daß man etwas sehe, was wirklich nicht da sey. Aber wie wär das möglich? Unser Auge kann nicht so verändert werden, daß es etwas sehen sollte, was nicht da ist; oder daß es die Dinge anders sehe, als sie wirklich geschehen. Es ist ein gemeines Kunststück, daß herumziehende Künstler allerlei Sorten von Bano, mit ver-

ſchiedenen Farben, aus dem Mund heraus ziehen, und Steine Meſſer u. dgl. verſchlucken. Die umſtehenden ſagen dann, er habe die Augen verblendet; er verhalte ſich dabey ganz ruhig; ſie ſähen aber alles, ſo wie es der Künſtler haben wolle. Wer ein vierblätterichtes Kleeblatt bei ſich trägt, denkt man, der könne nicht verblendet werden ſondern ſehe alles mit natürlichen Augen, und könne dem Künſtler einen Poſſen ſpielen, daß ihm nichts von ſtatten gehe.

Sympathie und Antipathie

ſind leere Wörter, die nichts bedeuten. Erſteres ſoll eine Geheimnisvolle Vereinigung; letzteres eine natürliche, unerklärbare Abneigung der Dinge gegen einander ſeyn: Aber ſo etwas giebt es in der Natur nicht. Diejenigen, die ſich ſchämten, gewiſſe Dinge und Krankheiten mit allen alten Mütterchen für Hexereien und Wirkungen des Teufels zu halten, nahmen zu Sympathie und Antipathie ihre Zuflucht, und ſuchten die Möglichkeit und den Grund davon durch feine Ausflüſſe zu erklären, die aus dem menſchlichen Körper, oder in denſelben übergingen, und darin etwas bewirkten. Haſt du einen Kropf, ſagt der, der hieran glaubt; ſo ſtelle dich mit dem Geſicht gegen den Mond, nim einen Stein, der vor dir liegt, beſtreiche damit den Kropf dreimal, und wirf ihn hinter dich; thue dieß bei drei zunehmenden Monden nach einander! dann bleibt der Mond am Himmel, und der Kropf — am Halſe. Wenn dein Hals angeſchwollen iſt, ſo winde einen gelben Wachsſtock daherum: Oder wenn du die gelbe Sucht haſt, ſo ſtehle den Schmierkübel von einem Fuhrmannswagen, und ſieh hinein — ſo ſiehſt du, daß Teer darin iſt. Haſt du einen Schaden am Leibe; ſo nim ein Ei, trink es aus, laß deinen Urin in die Schale, verwahre es in einem Säcklein, und hänge es in den Rauch; ſo wird es geräuchert. Schneideſt oder ſtichſt du dich; ſo ſchmiere die Nadel oder das Meſſer mit Fett, verbinde es mit einem Läpchen, und lege es an einen temperirten (weder zu kalten noch zu warmen) Ort; die Wunde verbinde mit einem trocknen Lappen; ſo heilt ſie zu; — wenn du ſie reinlich hältſt. Wenn du Warzen haſt, nim einen Faden, umwickle ſie damit, und wirf ihn unter eine

Dachrinne: Wenn dann der Faden verfault; ſo gehen auch die Warzen weg. Oder gehe des Morgens früh, wenn es geregnet hat, ſtillſchweigend auf den Gottesacker, waſche dich mit dem Waſſer, das auf einem Leichenſtein ſtehen geblieben iſt; geh ſtillſchweigend wieder zurück, dann vergehen ſie. Oder nim ein Hölzchen, und ſchneide ſo viel Kerben hinein, als du Warzen haſt; wirf es heimlich dem Klingelmann in den Korb! dann hat er das Holz — und du die Warzen. Wenn dich ein Hund gebiſſen hat, ſo ſieh, daß du Haare von ihm bekommſt, lege ſie darauf, dann wird die Wunde heilen — wenn du ordentlich damit verfährſt. Wenn dir die Naſe blutet, ſo laß das Blut in eine auf Kohlen geſetzte Eierſchale, oder auf ein aus Strohhalmen gelegtes Kreuz laufen; dann hört es auf — wenn es genug geblutet hat. Wenn dir jemand ein Meſſer ſchenken will, und du nimſt es von ihm; ſo wird er dir gram — wenn er vorher ſchon dein Feind war. Wenn du das Brodt ißt, wovon ein andrer ſchon gegeſſen hat; ſo bekommſt du ſeinen Geiz — wenn du geneigt dazu biſt. — Wenn du L.. ſe haſt, und kannſt ihrer nicht los werden; ſo trage einen gedörrten Schlangenkopf bei dir, dann bleibt keine — wenn du dich oft genug reinigſt.

Schlage die Kuh, wenn ſie nicht ſtillſtehen und die Milch laſſen will, mit dem Stabe eines Bettlers, dann wird ſie ruhig — wenn ſie die Schläge fühlt. Es giebt wol in der Natur Dinge, von denen man nicht weiß, wie ſie erfolgen, ſo daß keiner ſie glauben, oder ſie für möglich halten würde, wenn er nicht durch Erfahrung davon wär überzeugt worden: Aber Sympathie bleibt immer ein elender Behelf. Der Löwe ſcheut Schlangen und Hahnengeſchrei, der Wolf das Feuer. Das ſind Naturtriebe, und man darf darin nichts von Antipathie finden wollen, und ſich in abergläubiſchen Meinungen verliehren; dergleichen die vom Eſchenbaum und der Schlange iſt: Denn die Schlange ſoll lieber ins Feuer gehen, als ſich unter oder nahe bei dieſem Baum aufhalten. Das ſtreitet aber wieder alle Erfahrung. Unter gewiſſen Bäumen ſoll eine Antipathie herſchen, die aber in nichts anders beſtehen kann, als daß einer dem andern den Narungsſaft entzieht.

Aberglaube von Dieben, Gehängten ꝛc.

Unter abergläubischen Leuten gehen mancherley Erzählungen herum, die dahin laufen, daß nachdem ein Unschuldiger vom Leben zum Tode gebracht worden, ein ausserordentlicher Sturm, Hagel, Regen, Gewitter, wol gar Erdbeben entstanden sey, den für einen Missethäter gehaltenen zu rechtfertigen. Wenn aber so etwas ausserordentliches geschehen sollte; warum geschah es nicht vor der Einrichtung und rettete dadurch das unschuldig vergossne Blut? Auch soll dann das Schwert des Scharfrichters in eine ausserordentlich Bewegung gerathen. — An dem Galgen vor H. hängt ein Dieb, der bald keinen Fetzen mehr an sich hat, und ganz verstümmelt ist. Er war der ruchloseste Bösewicht; doch hat ihn der Aberglaube im Tode brauchbar gemacht, daß er reissend weggeht. Der Fuhrknecht zwickt ihm die Theile der Finger ab, woran die Nägel sitzen, und womit die Diebsgriffe geschehen sind, und läßt sie in den Handgriff seiner Peitsche einflechten, woraus, wie er glaubt, die gewisse Wirkung entsteht, daß wenn die Pferde mit dieser Peitsche getroffen werden, sie den Wagen auch in dem tiefsten Morast nicht stecken lassen, sondern die letzten Kräfte anwenden, ihn heraus zu heben. Aber die Pferde fürchten ohnehin die Peitsche, und wenn sie jetzt nachdrücklicher auf ihren Rücken fällt, je zuversichtlicher die Wirkung davon erwartet wird; so ist ja das dem Theil vom Diebe nicht zuzuschreiben. Der Weinschenk sucht einen Diebsdaumen zu bekommen, um dadurch glücklich zu seyn. Gewinnsüchtige Spieler tragen ihn in eben der Absicht mit sich herum, und Wirthsleute glauben, daß dadurch viel Gäste herbeigezogen werden. Warum aber muß solch ein Daum gerade von einem Dieb seyn? - Weil man ihn am leichtesten bekommen kann! Der Strick, wodurch jener Frevler sein Leben verlohr, ist schon lange um nicht geringen Preis an abergläubische Weibsleute verkauft, welche ihn dem Vieh, wenn es die Würmer ꝛc. hat, oder gar behext ist, mit (wie sie glauben) grossem Vortheil umhängen. Der Verkäufer sagt es selbst, daß er schon einige Klafter Strick verkauft habe, und es erfolge davon gleiche Wirkung. Wer den Nagel bekommen kann, der bei dem Hängen gebraucht wur-

de, der glaubt dadurch gegen alle Hexereien und Teufeleien gesichert zu seyn. Bald wird man den Dieb ganz entblößt sehen; denn man reißt ihm eins nach dem andern von den Kleidern ab, und streicht damit das Vieh über den Rücken, wovon es wunderschön werden soll.

Vielleicht lag in dem Diebe selbst die Ursache davon nicht, daß er gehängt wurde, denn der Aberglaube denkt, wenn ein anderer das Brodt, welches man auf dem Tische habe liegen lassen, über den Galgen werfe; so könne man demselben nicht entgehen: Aber wer gehängt wird, der muß es verdient haben, und man darf darum das übrig gebliebne Brodt nicht zu sich stecken, um nicht reif dazu zu werden. Die Mutter muß, sagt ein anderer, den kleinen Kindern die Nägel zum erstenmal abbeisen, damit sie nicht stehlen lernen. Wer seine Kinder gut erzieht, der darf ihnen immerhin auch zum erstenmal die Nägel abschneiden, ohne zu fürchten, daß er sie dadurch diebisch gesinnt machen mögte. Wenn man des Abends zu Bett geht, und das Licht auslöscht, soll man es nicht umgekehrt in den Leuchter einstecken, sonst kann niemand vom Schlaf erwachen, wenn des Nachts Diebe ins Haus kommen. Aber nein, diese Art Lichter auszulöschen, ist darum schädlich, weil man sie im Fall der Noth nur schwer wieder anzünden kann. Wenn Diebe von einem ungebornen Kinde einen Finger anzünden (und sie sollen wie Lichter brennen,) so kann, sagt der Abergläubische, keiner im Hause aufwachen, und sie können ruhig stehlen. Daher ermorden sie schwangere Weiber, um von ihrem Kinde die Finger zu bekommen. — Kann durch solche Meinung nicht der Dieb zum schrecklichsten Mord verleitet werden? Wenn ein Missethäter geköpft wird; so haben schon epileptische Personen das Blut getrunken, um von der Krankheit befreit zu werden. Man hat sie dann so lange und weit gejagt, als ihre Kräfte es zuliessen, und sie laufen konnten. Sie wurden gesund; etwa weil das Blut, das sie tranken, von einem Delinquenten war? — gewiß nicht! sondern durch den Ekel und die heftige Bewegung, welche sie darauf zu machen gezwungen waren. Andere haben mit der eiskalten Hand des Todten sich den Kropf und andere Auswüchse bestrichen, um

ſie dadurch wegzubringen. Wenn ſo etwas je geholfen hat; ſo war gewiß nicht das gebrauchte Mittel die Urſach, ſondern die dabei gehabte heftige Gemüthsbewegung.

Man ſieht an der Erde bisweilen ein Feuer, das einen Platz von 2, 3 und 4 Schuhen einnimt; der Abergläubiſche nennt es

Geldbrennen.

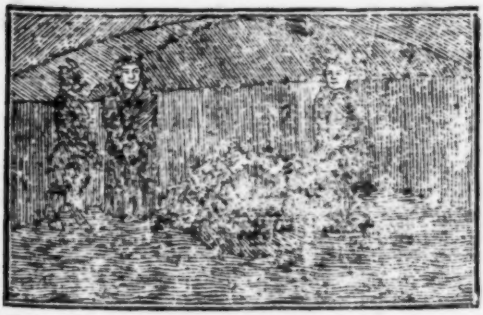
Er wirft, um den Schatz zu bekommen, das erſte was ihm in die Hände fällt, am ſicherſten (wie er glaubt) den rechten Schuh in dieſes Feuer, um damit den Geiſtern die Macht zu nehmen, das Geld unter der Erde fortzurücken. Oft ſchon ſah er ſeinen Schuh oder ſein Tuch in Aſche verwandelt, wenn er z. B. einen brennenden Rübſaathaufen für Geldbrennen hielt. Das was man Geldbrennen nennt, iſt aber weiter nichts, als eine brennende oder leuchtende Sumpfluft, die ſich an ſolchen Orten häufig befindet, und ſich von der Erde noch nicht aufgehoben hat. Denn es iſt ganz wider die Natur des Geldes und alles Metalls, daß es brennen ſollte; es müßte denn ein Wunder geſchehen, das man aber am wenigſten hiebei vermuthen darf. Durch dieſen Wahn iſt bei vielen die Begierde entſtanden, Schätze aus der Erde zu graben, und ſind Betrügern in die Hände gerathen, die ihnen auſſerdem, daß ſie ihre Hoffnung täuſchten, auch noch das abnahmen, was ſie noch hatten, und ſie der öffentlichen Schande und dem Gelächter bloßſtellten.

Vom Schatzgraben.

So lange noch Beiſpiele von dieſer Art des Aberglaubens vorkommen, und daß Betrüger ſich deſſelben bedienen, um andre auf eine ſchändliche Art zu hintergehen; ſo kann es nicht überflüſſig ſcheinen, vor demſelben zu warnen und Beiſpiele aufzuſtellen, wodurch die Bosheit des dabei geſpielten Betrugs auf der einen, und die Lächerlichkeit der dabei bewieſenen Einfalt auf der andern Seite in die Augen fällt.

Der Sattler Striedicke hatte ehedem ſchon einen mansfeldiſchen Prediger, einen übrigens ſehr braven Mann, zu überreden gewußt, ihn zur Hebung eines Schatzes zu unterſtützen,

und der gute Mann hatte seinen Heidenglauben durch einen Verlust von 180 Thaler und durch einen Verweis, den er vom Consistorio erhielt, büssen müssen. Striedicke aber hörte dennoch nicht auf, zu behaupten, daß ihm ein Schatz bestimmt sey, und kurze Zeit vor Weinachten 1785 verbreitete sich auf einmal das Gerücht, daß er ihn nun gefunden habe. Vernünftige Leute glaubten es zwar nicht: Da aber doch Striedicke sich und seine Frau kleidete, verschiedene Meubels anschaffte, und weit besser zu leben anfing, als er bisher gekonnt hatte; so machte das die Obrigkeit aufmerksam. Mehrere geheime Nachforschungen wußte er durch das Vorgeben einer aus der Ferne erhaltenen Erbschaft zu vereiteln; eine Wittwe aber, die er, weil sie die Miethe nicht bezahlen können, aus seinem Hause trieb, verrieth das ganze Geheimnis. Sie sagte auf dem Rathhause aus: In ihrer gehabten Stube, sey, wenn man ein Brett des Fußbodens aufhebe, eine Oeffnung, durch die man den darunter liegenden Keller des Striedicke übersehen könne. Gegen Weinachten habe sie einmal viele Personen darin gesehen, unter denen sie nur Striedicken, seine Frau, und einen Windmüller aus der Neustadt erkannt habe. die andern wären verkleidet gewesen, einer als ein Teufel, ein anderer als ein Geist, ein dritter als ein Mönch, u. s. w.



Es sey ein Kreis geschlossen worden, und nach vielen Ceremonien

habe man angefangen, mit Schaufeln die Erde aufzuwerfen, wodurch man auf einen Kasten gekommen sey; den man mit vieler Mühe habe heraus heben können. Während dem Heben habe der verkleidete Teufel so entsetzlich gebrüllt, daß ihr selbst Angst geworden sey. Man habe den Kasten nur einen Augenblick geöfnet, da alles wie Gold und Silber geglänzt habe; dann habe man ihn gleich wieder vorschlossen, und mit mehrern Petschaften versiegelt, zum Windmüller in die Neustadt geschafft. Von dem Tage an habe sich das Wohlleben in Striedickens Hause angefangen. — Nun ließ der Magistrat Striedicken und seine Frau, und nachher noch einige Personen einziehen, wodurch die eigentliche Bewandnis der Sache an den Tag kam. Striedicke hatte erfahren, daß der Windmüller einiges Geld liegen habe, und das war eigentlich der Schatz, den er heben wollte. Er geht in der Gegend der Windmühle in erkünstelterm Tiefsinn auf und ab. Der Müller ruft ihn an, ob er sich verirrt habe? und was ihn anwandle? Striedicke stellt sich, als fahre er aus seinem Tiefsinn plötzlich auf, sieht den Müller mit starrem Blick, und mit einem vielsprechenden Stillschweigen eine Weile an, und ruft dann, wie entzückt: „Gott! nun habe ich gefunden, was ich schon lange gesucht habe! Freund, Er ist der glückliche Mann, der mich und sich auf einmal in die blühendsten Umstände versetzen kann. Mit Ihm nur kann der Schatz gehoben werden, der mir zugedacht ist.„ — Der Mann wird erst für die Sache eingenommen, und nach verschiedenen Conferenzen überredet, Striedicken 200 Thaler vorzuschiessen, wofür er von dem Schatze 2000 erhalten, und, zu seiner mehrern Sicherheit, bis zu der Zeit, da man ihn angreifen dürfe, den Kasten in seine Verwahrung nehmen solle. Das war der Kasten, von dem der Teufel durch so schreckliches Brüllen Verzweiflungsvollen Abschied nahm. Ein abgedankter Postillon, Scharf, hatte die Rolle des Teufels gespielt, ein liederlicher Bergmann, Burkhard, die des Geists. Der unterpfändliche Schatz wurde aus der Neustadt auf das altstädtische Rathhaus gebracht, und der Teufel und der Geist mußten den, einige Centner schweren Kasten auf den Tisch der Richterstube heben. Die erwähnten Siegel waren noch un-

schädigt, und man fand folgende Schätze darin: Zu oberst einige 30 bleierne mit Zitter vergoldete Münzen, zunächst dann die schwerste Art von grossen Steinen, und zwischen und unter diesen, vermuthlich um das Klappern und Rollen zu verhindern, einen reichen Vorrath von Kiessand. Bei angestellten Haussuchungen hat man mancherlei Werkzeuge des Schatzgräbers z. B. Bücher mit den gewöhnlichen Mißbräuchen biblischer Sprüche und allerlei schrecklichen Formeln und Fragen, auch Schmelztiegel und etwas Stempelartiges gefunden.

Striedicke ist ein trauriges Beispiel, wie tief ein Mensch fallen kann, wenn er durch Vernachlässigung seiner Berufsgeschäfte zurückkommt, und, anstatt sich durch Einschränkung und Arbeitsamkeit wieder aufzuhelfen, vielmehr die Liebe zu faulen Tagen und zum guten Leben überhand nehmen läßt. Der Prediger und der Windmüller aber zeigen, wie sehr die Begierde, nach Gewinn übrigens recht gute Leute verblenden könne.

Die Meinung von der Macht des Teufels, auf die der Schatzgräber baut, kam durch Irrende und Betrüger auf, und erhielt sich durch sie bis jetzt. Wär es den abgeschiedenen Geistern möglich, bei den Sachen, die ihnen im Leben lieb waren, und die sie darum verborgen hatten, sich sehen und hören zu lassen, oder sonst zu wirken; so würden die Beispiele davon unzählig seyn. Aber wer hat davon sichere Erfahrungen, die er ohne Vorurtheil und mit Wahrheitsliebe untersucht hat? Die Erzählungen davon sind immer erst von Mund zu Mund gegangen und so mit Zusätzen mannigfaltig vermehrt worden. Was aber gehörig untersucht werden konnte, ist immer als Betrug befunden worden. Die erzählte Geschichte ist ein Beweis davon.

Aber wer sollte einem Geist nicht trauen? wer sollte nicht glauben, den Schatz gewiß zu haben, wenn er den ausgegrabenen schweren Kasten schon in Händen und im Hause hat? — und doch fand auch jene gute, wohlhabende Bauerswittwe, die Ruschkin, in einem brandenburgischen Dorf, Quappendorf bei Fürstenwalde, vor wenig Jahren bei diesen Umständen den sich betrogen. Anfangs mußte sie für eine vorgeblich mit Türkenblut bestrichene Wünschelruthe zehn Thaler geben. Es

kamen Bothen, die von nahliegenden Schätzen redeten, und den eigentlichen Schatzgräber, der noch kommen sollte, verkündigten. Er hat überstudirt, sagten sie, und ist Priester gewesen. Das gute Weib gab Geschenke und was man sonst foderte; ein Stück Speck, um es auf dem Kreuzwege einzugraben; ein Stück Leinwand zu Befriedigung des Geistes. Endlich kam der überstudirte Mann, ein lahmer Husar, und man schritt zum Werk. Er führte die Bäuerein um Mitternacht aufs Feld, ließ hier in einem von ihm bezeichneten Kreise ihren Knecht und Magd graben, und murmelte einige unverständliche Worte, um den Geist, der den Schatz bewache, zu citiren. Es erschien eine weisse Gestalt und redete: „Ich war ein alter General, ich habe meinen Schatz vor dem Fehde vergraben, und hatte auf Erden niemand, dem ich dieß offenbaren konnte u. s. w.„ Nun beschrieb er den eisernen Kasten, gab die Kostbarkeiten in demselben an, und das baare Geld zu zwei und siebenzig tausend Thaler. Um dieß zu heben, sollten nun hundert Thaler, Damast ꝛc. an eine katholische Kirche in der Lausiz gegeben werden; wo nicht, so würde allen dreien der Hals gebrochen. Der Schatz sey mit einem Hahn versetzt. Der Hahn ward gebracht, vom Schatzgräber dem Geist gegeben, und letzterer verschwand. Man grub weiter, und fand den Kasten. Die Wittwe half ihn in ihr Haus tragen, gab dem Geisterbeschwörer mehr, als er für Lesung der Gebete am katholischen Altar foderte, und ließ ihn gehen. Er versprach in einer bestimmten Zeit wiederzukommen; ohne ihn, sagte er, dürfe der Kasten nicht geöfnet werden. Was man denken kann, geschah: Er kam nicht wieder; und da der Kasten geöfnet wurde, fand man Steine und Sand. Der Geist ward übrigens entdeckt und körperlich bestraft.

Möglich bleibt es immer, daß ehedem, wer weiß, aus was für Ursachen, je zuweilen unter die Erde Geld vergraben worden ist, möglich, daß Personen dasselbe gefunden haben, und dadurch reich geworden sind. Daß es aber einem gewissen lediglich bestimmt sey, nur von gewissen Personen, die die Kunst verstehen, unter Hersagung gewisser Formeln, Darbringung eines Geschenks an den Geist, oder den Teufel, und Beobachtung gewis-

ſer Alfanzereien gehoben werden kö[illegible]; wer mag dieß glauben? Wüßte jemand, wo in der Erde Schätze verborgen lägen, ſo würde er nicht zaudern, ſie zu holen, um dann reich und angeſehen ſeine Tage in Ruhe zuzubringen; ohne ſich mit ſo lebensgefährlicher Arbeit, als das Geldheben ſeyn ſoll, ferner abzugeben. Wie oft iſt der Leichtgläubige betrogen? wie oft vielleicht (aber mögte es nicht geſchehen!) wird er noch betrogen werden? So widerſinnig das gewöhnliche Verfahren bei dem Geldheben iſt, ſo leicht laſſen ſich die Menſchen bethören. Durch Speck und Leinwand ſoll der Geiſt beſänftigt werden; man muß ihm einen Hahn, einen Bock, oder ſonſt etwas zum Opfer bringen, und den Schatzgräber vorausbezahlen. Man ſoll ſich weder beim Hin- noch Hergehen umſehen; denn man könnte von den verabredeten Betrügereien etwas gewahr werden. Man ſoll, um mit dem Leben davon zu kommen, kein Wort reden; denn es könnten dadurch Perſonen herbeigezogen werden, und die Gaukeleien ſtören. Die Geiſter ſollen den Schatz unter der Erde fortrücken, oder in Kohlen verwandeln, wenn man jemand davon ſage, daß man einen Schatz zu heben willens ſey. Aber wer merkt nicht, daß es betrügeriſche Liſt ſey, die darum ausgeſonnen iſt, daß die Sache nicht vor der Zeit entdeckt und gehindert werde. Der ſchwarze Bock, mit dem das Geld allein gehoben werden kann, darf kein weiſſes Härchen haben; der Teufel dreht ſonſt gar zu leicht den Hals um; wer merkt auch hier nicht, daß man den Betrogenen in Erwarten und Angſt zu ſetzen ſucht, damit er nichts wage, was den guten Erfolg des Unternehmens hindern könnte? Ein Student auf der berühmten Univerſität Jena, Nahmens **Weber**, welcher auch gerne ohne Mühe reich werden wollte, hatte ſich mit zwei Bauersmännern, die nicht klüger waren, als er, vereinigt, einen Schatz zu heben, der in einem vor der Stadt gelegenen Weinberg eines Schneiders ſtehen ſollte. Von den Bauern hieß einer **Gesner**, der andere **Zenner**. Dieſe drei begaben ſich in der Chriſtnacht in das im Weinberge befindliche Häuschen, und wollten den Geiſt citiren, der den Schatz bewachte. Nach der Meinung des Studenten hieß dieſer Geiſt **Och** und der ſollte ſeinen Diener **Nathanael**

schicken. Weber schrieb etliche unverständliche, nichtsbedeutende Worte an die Thür, und dann sezten sie sich alle drei nieder, legten Fausts Höllenzwang nebst gewissen Characteren und vier Beuteln zu den vermeintlichen Hecktalern, auch einige Pfennige vor sich auf den Tisch. So sassen die Narren bis 10 Uhr. Da machte der eine Bauer mit Webers Degen einen Kreis an die Decke, welches er alle Viertelstunden dreimal wiederholte, und Weber las die Beschwörungsformel aus Fausts Höllenzwang. (einem Buch). Es wollte sich aber kein Geist durch diese Possen bewegen lassen, zu kommen, und ihnen den Schatz anzuweisen. Da es nun sehr kalt und in dem Häuschen weder Ofen noch Rauchfang war; so hatten die Geisterbanner ein Feuer von Steinkohlen angemacht, um sich daran zu wärmen; und die Fensterladen und Thüren hatten sie fest zugemacht. Die aus den Kohlen aufsteigenden Schwefeldünste konnten sich also nicht verziehen, und stiegen den drei Leuten in den Kopf, wovon sie ganz verdüstert wurden, daß ihnen Hören und Sehen verging; bis sie endlich gar erstickten. Des andern Tages kam der Schneider von ohngefehr in sein Weinbergshäuschen und fand, zu seinem grossen Schrecken, die drei todten Männer darin, welche ganz fürchterlich aussahen. Gesner lag mit herabhängendem Kopf auf der Bank, und Zenner unter der Bank, den Kopf zwischen den Beinen, und die Zunge gräßlich herausgestreckt, auch mit rothen und blauen Flecken im Gesicht: wie es allezeit geschieht, wenn einer von giftigen Dünsten erstickt. Weber lag auf der Bank hinter dem Tische noch halb lebend, aber sprachlos und hatte eine Verletzung am Arm und rothe Flecke, Geschwülste und Blasen auf der Brust. Nun war in der damaligen Zeit der falsche Glaube, daß der Teufel den Menschen übel mitspielen dürfe, noch sehr gemein. Man wollte gern dahinter kommen, ob wirklich der Teufel das Unglück angerichtet habe, und stellte drei Wächter Nahmens Baier, Krempe und Schuhmann in das Gartenhäuschen. Als nun diese froren, machten sie auch ein Steinkohlenfeuer, und hielten Thür und Fenster zu. Es gieng ihnen daher eben so, wie den Geisterbannern. Sie wurden von den Kohlendün-

ſten betäubt, und des Morgens fand man ſie halb todt. Sie erholten ſich aber wieder bis auf Baiern, welcher ſtarb. Schuhmann ſagte nun aus: Es ſey ihm geweſen, als ob er auf der Bank eine Strecke fortgeſchoben worden; er habe aber nichts geſehen und gehört. Dagegen Krempe (um ſich ein Anſehen zu geben, wenn er die Sache recht wunderbahr machte,) vorgab; er habe den Teufel geſehen und ein Katzen an der Thür gehört. Als er nun im Verhör getragt wurde, wie der Teufel ausgeſehen habe? antwortete er: „Der Teufel ſahe aus, als hätte er keine Gewalt über mich.“ Mit dieſer ungeſchickten Antwort wurde er ausgelacht, und als er hernach Nachtwächter geworden, ruften die Spaßvögel, wenn er herumgieng und die Stunden abrief, aus den Fenſtern zu: He da! Krempe! wie ſieht der Teufel aus? ſo daß er ſein Lebelang damit geſeppt wurde.

Die katholiſchen Prieſter ſtanden ehedem, bei einigen noch jetzt, in dem Anſehen, daß ſie nicht nur Geſpenſter bannen und Geiſter citiren; ſondern auch Geld geſchickt zu heben wüßten. Einſt gieng ein ſolcher, der ſich den heiligen Chriſtoph zum Schutzpatron erſehen hatte, mit ſeiner betrognen Geſellſchaft in ein altes Gewölbe, davon noch die vier Wände ſtanden, und das oben mit Brettern leicht zugedeckt war. Sie ſtiegen um Mitternacht herab. Pater Franciſk machte einen Kreis um ſich herum, ſprengte Weihwaſſer gegen die vier Wände, ſprach das Ave Maria, und betete:

„Heiliger und ehrwürdiger Märtirer Chriſtoph, himmliſcher Fürſt, wir rufen dich an, als denjenigen, der du den größten König geſucht haſt, und zuerſt einen heidniſchen König, hernach den Teufel, endlich aber den Herrn Jeſum gefunden haſt, weil du die Leute durch den Jordan trugeſt; und da du in deiner Einſiedlerhütte ſchlieſeſt, ruſte Jeſus als ein Knab: Offery, Offery! da du das erſtemal und andremal aufſtundeſt, war niemand da. Das drittemal ruſte und ſagte der Knabe: Offery, Offery, nehme deine Stange und trage mich durch den Jordan. Du nahmeſt ihn auf deine Schultern und giengeſt durch das Waſſer. Der Knabe aber war ſo ſchwer, daß du in Lebensgefahr kameſt, und zu dem Knaben ſagteſt: Du biſt ſo ſchwer, daß ich meine,

ich trage Himmel und Erde. Der Knab antwortete: Du trägest wahrlich den, der Himmel und Erde erschaffen hat. Da dauchte dich der Knabe ins Wasser und taufte dich im Namen des Vaters † des Sohnes † und des heiligen Geistes † und veränderte deinen Namen, mit dem Beisatz: „Du sollt nicht mehr Offery, sondern Christoph heissen. Ich erschaffe dich zu einem Schatzmeister, und gebe dir Gewalt über alle in der Erde verborgenen Schätze, daß du sie unter diejenige, welche dich in meinem Namen anrufen, austheilest. Ich gebe dir auch Gewalt über alle böse Geister." Nun rufen wir dich, o heiligster und verehrungswürdigster Herr Märtyrer und Fürsprecher Christoph an, daß du dich unserer erbarmest, und uns nebst Gott und der heiligen Jungfrau Maria erhörest, und uns zum Behuf unserer Arbeit diese Nacht hunderttausend Gulden gutes Geld beschеerst. Wir rufen dich das erste andre und drittemal an, und beschören dich in dem Namen des Vaters † des Sohnes † und des heiligen Geistes † und der heiligen Marien, mache durch deine Fürbitte, daß wir reich werden, und aller Glückseligkeit geniessen. So wahrhaftig du Christo gedienet hast, und von ihm getauft bist, und du den heidnischen König und unzählige andere zu dem christlichen Glauben gebracht hast, und dir Gott Seele und Leib gegeben hat; hilf uns und bringe uns gutes lauteres Gold, gutes Geld durch Gott Vater † Sohn und heiligen Geist † Amen."

Nach Endigung dieses Gebets sprengte Franciſk noch einmal Weihwasser gegen die vier Wände, ließ vier Personen mit den bei sich habenden, und mit Kreuzen bezeichneten Hämmern dreimal gegen die vier Wände schlagen, und dieß zum zweiten und drittenmal wiederholen. Plötzlich stürzt eine Wand ein, Angst befällt sie; sie laufen alle zum Gewölbe hinaus. Aber die Liebe zum Reichwerden heißt sie still stehen, sie erholen sich, kehren um, suchen und finden nichts.

Auch der schändlichste Misbrauch des Namens Gottes, und dessen, was heilig ist, vermag nicht Geister zu zwingen, oder das unter der Erde befindliche Geld herbei zu rücken; so sehr auch der Abergläubische, wenn er so etwas hört, zittern und glau-

ben mag. Nie ist auf unsrer Erde ein heiliger Christoph gewesen; und wenn er auch wirklich einmal vorhanden gewesen wär, wie könnte er denen, die ihn anrufen, etwas gewähren?

Das sicherste Geldheben ist, sparsam und fleissig seyn, das Seine in Acht nehmen, und seine Pflichten gewissenhaft erfüllen. Ein sterbender Vater sprach: „Sohn, grabe den Acker und den Weinberg fleißig um, du wirst einen Schatz finden.“ Der Alte war kaum kalt; so fieng H. an, alles umzuwühlen; aber er fand nichts, nachdem er lange gegraben hatte. Nach Jahren fiengen der Acker und der Weinberg an, reicher als je zu tragen; und H. hätte nun merken können, was der Vater unter dem Schatz, den er finden sollte, gemeint habe? H. war seit des Vaters Tode fast täglich in der Schenke, wiederholte die letzten Worte des Erblaßten, und war oft sehr unwillig darüber, daß er den vom Vater vergrabenen Schatz nach so langer Zeit nicht gefunden habe. Ein Bergmann, ein listiger Betrüger, schlich ihm in die Schenke nach, und bemerkte bald, daß er an H. den rechten Mann gefunden habe, fieng vom Schatzgraben an, und sagte, er wisse selbst einen. H. bezahlte die Zeche für ihn, und sagte endlich: „Bruder, wenn du ihn weißt, warum hast du ihn nicht schon gehoben?“ „Ja, sagte der Bergmann, das geht nicht gleich, ich bin arm. Wenn ich 33 Thaler, 3 Groschen und 3 Pfennige in Gold, Silber und Kupfergeld hätte, womit ich den Schatz herauf locken könnte, so wollte ich ihn gleich heben.“ „Bruder, rief H. schon voll Freude, so viel habe ich eben bei mir; da hast dus.“ „Gut, sagte der Bergmann, diese Nacht um 12 Uhr gehen wir hin und heben den Schatz, und dann sind wir reich genug.„ H. mußte sich in gewisser Entfernung unter eine Eiche stellen, und bei Lebensgefahr sich nicht rühren, oder ein Wort sprechen. Er hatte schon drei Stunden unter grosser Angst da gestanden; die Zeit wurde ihm endlich lang, er wagte es, sich umzusehen, zu rufen, und dann an den Ort hinzugehen, wo der Schatz sollte gehoben werden: aber der Bergmann hatte sich fortgemacht; H. kam halb erfroren nach Hause und schämte sich, und wird bis jetzt seiner Leichtgläubigkeit wegen, von jedem geneckt und ausgelacht.

Mögten die hier erzählten Geschichten jedem eine Warnung seyn, sich Betrügern nicht anzuvertrauen, und dadurch sich lächerlich und unglücklich zu machen.

Zu dem Geldheben braucht man zuweilen auch die

Wünschelruthe.

Eine solche Ruthe ist ein von einer Haselnußstaude, in der St. Johannisnacht zwischen eilf und zwölf Uhr abgeschnittener Zweig, der die Gestalt einer Gabel hat, und gegen den Aufgang der Sonne gewachsen seyn muß. Der, welcher sie über dem Punct, wo die Nebenzweige herausgewachsen sind, abschneidet, muß in dem Zeichen der Wage gebohren seyn, und dabei folgende Worte, auch gegen den Aufgang der Sonne sprechen: „Gott grüsse dich, du edles Reis, mit Gott dem Vater such ich dich, mit Gott dem Sohne find ich dich, mit Gott des heilgen Geistes Macht und Kraft brech ich dich. Ich beschwöre dich Ruthe und Sommerlatte bei der Kraft des Allerhöchsten, daß du mir wollest zeigen, was ich dir gebiete; und solches, so gewiß und wahr, so rein und klar, als Maria, die Mutter Gottes eine reine Jungfrau war, da sie unsern Herrn Jesum Christum gebar: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!“ Sonst wird dabei auch wol das erste Capitel Johannis: Im Anfang war das Wort ꝛc. oder die Worte des 23. Psalms gesagt: Dein Stecken und Stab tröſten mich. Es mögen Buchen, Birken, Tannen, Eschen, Erlen, Eichen, Apfel- Birn- Lorbeer- oder Mandelbäume seyn; die Ruthe kann aus allen gemacht werden: Jedoch soll man eine gewisse Art Holz zu jedem Metall wegen Gleichförmigkeit ihrer Theile wählen, als: Haseln zum Silber, Eichen zum Kupfer, Tannen zum Blei, Zinn, Eisen, Stahl, Gold. Die von Weiden und Haselnus aber sollen die besten seyn, und auf alle Metalle schlagen.

Die Wünschelruthe wird auch aus Drath, Papier und Fischbein verfertigt; und es hat Leute gegeben, welche die geheime Wissenschaft zu besitzen vorgegeben, und sie theuer genug verkauft haben. Solche künstlich gemachte Ruthe besteht aus zwei

Stücken eisernen Drath, welche dergestalt zusammen gefügt sind, daß sie sich biegen lassen; sind über und über mit Leder überzogen, und mit Zwirnfaden bewunden. Nach dieser Beschreibung kann man sie sich selbst machen.

Durch das Schlagen dieser Ruthe sollen alle verborgene Dinge, vorzüglich die vergrabenen Schätze, auch Erzgänge, Wasserquellen, Marksteine; dann verirrtes Vieh, Mörder, Diebe, unbekannte Wege und Stege entdeckt, und sogar auf vorgelegte Fragen richtige Antworten gegeben werden. Z. wollte dadurch wissen, ob jemand tod oder lebendig, gesund oder krank; ob eine Frau schwanger sey, ob sie einen Sohn oder Tochter trage; wenn jemand gebohren, wie hoch die Sonne von der Erde, ob die Geschichte oder der Satz wahr sey; ob die Planeten bewohnt, der Feind fern oder nahe, und wo die im Meer versunkenen Waaren wären. K. sagte: Die metallischen Dünste giengen durch die Wurzeln in die Haselnußstaude über, und vereinigten sich mit den Zweigen und Blättern. Weil nun die zusammengezogenen Dünste eine Schwere hätten, und die aus der Erde kommenden Dünste, vermöge der anziehenden Kraft, welche die Körper aus einerlei Materie gegen einander äussern, sich mit ihnen vereinigten; so würde dadurch die Wünschelruthe schwerer gemacht und müßte sich niederbougen. W. vergleichs das Schlagen der Wünschelruthe mit der Bewegung der Magnetnadel. So wie diese sich drehet, wenn man ihr Eisen nahe bringt; so soll auch die Haselnußstaude eine natürliche Kraft haben, sich zu den Metallen zu neigen, und durch ihr Schlagen zu erkennen geben, wo dergleichen in der Erde stehe. Allein es streitet wider die Erfahrung. Andre sagen, die Ruthe schlage, weil sie eine Kraft habe, etwas anzuzeigen; und das ist doch so viel als nichts gesagt: Denn es wird dabei etwas als erwiesen vorausgesetzt, was noch nicht erwiesen ist. Man kann keinen einzigen glaubwürdigen Fall anführen, da durch die Wünschelruthe verborgene Dinge jemals entdeckt worden sind; und bei allen Geschichten, die man davon erzählt, liegen Betrügereien zum Grund. Kein vernünftiger Bergmann hat damit zu schaffen; jeder hält sie für etwas betrügliches. Die Wünschelruthe

schlägt nicht nur da, wo Metalle sind, sondern an jedem andern Ort: Der Grund davon liegt in der Federkraft (Elasticität) und Schwere. Nach der Vorschrift des Ruthengängers muß man, wenn die Ruthe schlagen soll, die Arme fest an die Brust drücken, die Hände vom Leibe abhalten, und sie so fassen, daß die Daumen an beiden Enden anstossen. Vermöge ihrer Schwere fängt sie nun an, zu wirken, und sucht sich herunter zu bewegen. Wenn man sie über einen Beutel mit Geld hält, so wird sie schlagen: Sie wird es aber auch, wenn man sie über ein Stück Holz oder über nichts hält. Kurz, sie schlägt immer, man mag sie halten wie und wo man will. Wer eine Probe damit macht und von Vorurtheilen und der Liebe zum Wunderbaren nicht eingenommen ist, der kann sich davon leicht überzeugen.

Die fleischichten Theile unsrer Hände und Arme können nemlich das starke Drücken nicht lange aushalten; sie lassen in ihrer Wirkung nach, ohne daß wir es selbst merken; daher drehet sich die Ruthe in unsern Händen herum, und ihr Schlagen rühret von ihrer Federkraft und Schwere und der seltsamen Art her, sie zu halten. Die Stunde der Geburt, Temperamente und Gestirne sollen bei dem Schlagen der Ruthe nicht unwirksam seyn. April, Mai, Juny, July, August bis zum 12 September, — sollen die besten Monate; die besten Stunden aber des Sonntags früh um 4 und 5, und Mittags um 11 und 12 Uhr seyn. Sonntagskinder, Sanguinische und Phlegmatische sollen die glücklichsten Ruthengänger seyn. Die, welche mit der Wünschelruthe etwas ausserordentliches erfahren wollten, bestanden zuletzt doch immer mit Schimpf, oder wurden als Betrüger entdeckt. So gieng es dem französischen Bauer Jakob Aymar, der mit seiner Wünschelruthe so viel Aufsehen machte, daß selbst die Richter mit ihm umher liefen, und vermöge derselben die Mörder zu finden glaubten. Die Proben, die er nach der Zeit anstellte, fielen so schlecht aus, daß er das Land räumen mußte. Ein abergläubischer Gerichtsschöppe glaubte durch die Ruthe den Dieb entdeckt zu haben. Dieser wurde aber unschuldig befunden, und der Schöppe in Strafe genommen, ausserdem er auch sechs Tage im Gefängnis büssen mußte.

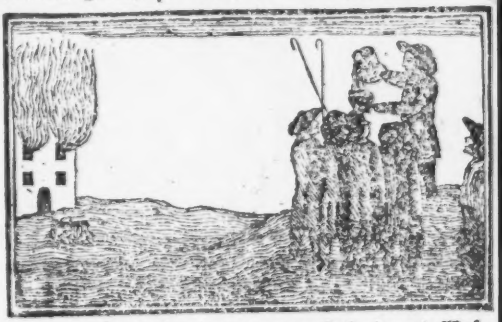
— Es iſt kein Zweifel, daß mit der Wünſchelruthe auch ſchon verborgene Dinge entdeckt worden ſind; aber alle Wahrſagerkünſte treffen und fehlen; in den allermeiſten Fällen ſchlagen ſie fehl, am Ende entdeckt ſich ihr Betrug.

Ein liſtiger Bergmann, der eine Wünſchelruthe hatte, wurde mit einem wohlhabenden Bauerburſchen bekant, und verſicherte ihn, daß er durch ſie ſchon verſchiedene Schätze entdeckt hätte. Sie giengen an den Ort, erſt ließ der Bergmann, dann S. die Ruthe ſchlagen, und ſchon in der nächſten Nacht um 12 Uhr ſollte der Schatz gehoben werden. — „Wenn wir nur das Geld anſchaffen können, ſagte der Bergmann, was zur Hebung des Schatzes nöthig iſt. Ich bin arm, und dieſe meine Armuth iſt eben die Urſach, warum ich durch meine Wünſchelruthe bis jetzt noch nicht reich geworden bin. Die unterirrdiſchen Geiſter werden den Schatz ohne Schwierigkeiten heben laſſen, ſobald ſie erkennen, daß ich 50 Thaler in der Taſche habe. Merken ſie aber, daß ich weniger, oder wol gar nichts bei mir führe; ſo werden ſie ihn ſtets fortrücken, wenn man gleich glaubt, ihn ſchon in Händen zu haben.“ Nun empfieng er das verlangte Geld. S. hatte es ſich mühſam erſpart; gab es jetzt aber gern hin, weil er dadurch mit einem mal reich zu werden hoffte. Sie giengen an den beſtimmten Ort, und fingen gerade um 12 Uhr an, zu graben. Die Erde war gefroren. Als ſie etwas hineingearbeitet hatten, fragte der Bergmann ſeine Ruthe, die ihm, wie er vorgab, ſagte, daß der Schatz nur noch einen Fuß tief ſtehe. Mit aller Argliſt eines geübten Betrügers gab er dem S. zu erkennen, daß kein Ungeweihter zugegen ſeyn dürfe, wenn der Schatz gehoben würde. Dieſer gehorchte zitternd dem Befehl des Schatzgräbers. — Die Geſchichte endigte ſich, wie man leicht rathen kann: Der Bergmann hatte ſich mit den 50 Thalern davon geſchlichen; auſſer daß S. noch in eine hitzige Krankheit verfiel, an welcher er in wenig Tagen, unter einer beſtändig anhaltenden Raſerei von der Wünſchelruthe, zur groſſen Betrübnis ſeiner Eltern, deren einziger Sohn er war, ſtarb.

Das Feuer hat eine auſſerordentliche Kraft. Es bringt wegen ſeiner Feinheit in die Zwiſchenräume des Holzes und der Metalle, verwandelt jenes in Aſche, und ſchmelzt dieſe. Das Feuer iſt eine ſehr groſſe Wohlthat für die Welt und die Menſchen; denn es bringt alle Früchte zur Reife, und giebt dem Körper die gehörige Wärme und Schmeidigkeit, und bewahrt ihn vor dem Erſtarren. Es belebt alles; aber Gott braucht es auch als Strafe. Schon aus der groſſen Gewalt, die es hat, erſieht man, daß es Thorheit ſey,

Das Feuer beſprechen

zu wollen. — Die Juden, Zigeuner, Köhler und Aſchenbrenner ſind die Helden, die das zu können vorgeben. Die Juden haben zweierlei Arten es zu thun. In dieſer Abſicht pflegt der Feuerbeſprecher das Feuer anzureden, und erwählt dazu einen erhabenen Ort, von da er alles, was brennt, überſehen kann. Er läßt ſich eine Pfanne mit glühenden Kohlen nebſt einer Gießkanne voll Waſſer geben; ſieht mit unverwandten Augen das Feuer an, murmelt die hebräiſchen Worte aus dem 4 B. Moſe, Cap. 11, V. 2. Da ſchrie das Volk zu Moſe und Moſes bat den Herrn, da verſchwand das Feuer — ſilben-



weis her, und bei Ausſprechung einer jeden Silbe ein wenig Waſ-

ser über die glühenden Kohlen; und glaubt dann, das Feuer müsse verschwinden, oder wenn es, wie immer, nicht geschieht, es werde nun mit leichter Mühe gelöscht. Andere Feuerbesprechende Juden suchen bei einer Feuersbrunst ein Haus, das noch nicht angegangen ist, dadurch zu retten, und dem weitern Vordringen des Feuers zu wehren, daß sie mit Kreide entweder die vorgedachten Worte, oder den Schild Davids, mit dem Wort Agla, oder den göttlichen Namen Adonai anschreiben. Unter dem Schild Davids denken sich die thörichten Feuerbesprecher, die bildliche, bedeutende (hieroglyphische) Figur, welche David, ihrem Vorgeben nach, auf seinem Schild gehabt haben soll. Sie besteht aus zween unter und etwas in einander stehenden Triangeln, in deren sechs Winkeln, wie auch in der Mitte das Wort Agla mit hebräischen Buchstaben geschrieben steht. Dieses Wort bedeutet an sich nichts, sondern es zeigt nur die Anfangsbuchstaben von den vier hebräischen Worten an: Attah Gibbohr Leolam Adonai — Du bist stark in Ewigkeit Herr. Siebenmal steht das Wort Agla in der Figur; denn die Zahl 7 ist unter den Juden so heilig, wie unter den Christen die 3. Ist das Haus schon angegangen, so schreiben sie jene Worte aus dem 4 Buch Mosis auf eine Brodrinde, Papier oder Teller, gehen, wenn sie können, dreimal um das Feuer herum, und werfen das so beschriebene hinein. Dieß soll gleichfalls die Wirkung haben, daß das Feuer davon verschwinde. Die Juden sind davon gar sehr eingenommen, daß gewisse merkwürdige Worte des alten Testaments, eine verborgene Kraft hätten, und sie glauben es fort, ohnerachtet sie schon oft von dem Gegentheil überzeugt sind. Wenn aber Christen sich ihrer bedienen, um durch sie das Feuer zu dämpfen: so ist dieß ja eine weit grössere Thorheit, und sie bestärken jene in ihrem Irrthum. Jenen biblischen Worten ist nirgends eine Kraft verheissen, das Feuer zu löschen; und es ist ein Misbrauch des Namens Gottes, wenn man ihn auf Papier, oder etwas anders schreibt, um dieß dadurch zu bewirken. Ist es nicht eine grosse Thorheit, zu glauben, daß in den, unter Besprengung glühender Kohlen mit Wasser silbenmäßig hergemurmelten Worten

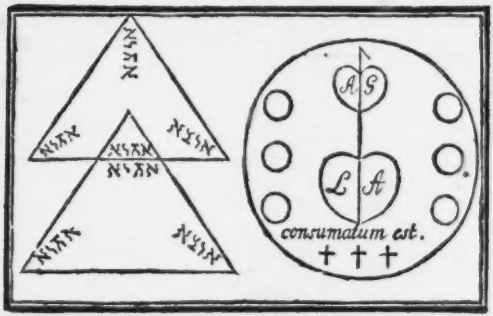
Mosis, oder in dem Worte Agla, eine Kraft stecke der Wuth des schrecklichsten Elements Einhalt zu thun?

Die Zigeuner und die Christen, die von dieser irrigen Meinung eingenommen sind, pflegen einen Feuerseegen herzusagen, in welchem sie das Feuer im Namen Jesu anreden, und überhaupt den göttlichen Namen unverantwortlich misbrauchen:

Feuer, steh still, um Gottes Will,
Um des Herrn Jesu Christi willen!
Feuer, steh still in deiner Gluth,
Wie Christus der Herr ist gestanden in seinem rosinfarbnen Blut:
Feuer und Gluth, ich gebeut dir bei Gottes Namen,
Daß du nicht weiter kommst von dannen
Sondern beholtest alle deine Funken und Flammen
Amen! Amen! Amen!

Oder der Feuerbesprecher sagt: Feuer heisse Glut und Flammen, dir gebeut Jesus Christus der grosse Mann: Du sollst stillstehn, und nicht weiter gehn; im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. — Er soll dabei dreimal um das Feuer reiten, jedesmal eine Strofe langsam sagen, und denn in einen Teich hineinjagen; weil nun das Feuer aus allen Winkeln hervorkomme und ihn verfolge, und wenn es ihn erreichen könne, ihn tödte und verzehre. Die Erfahrung lehrt ja, daß dergleichen Mittel nicht das geringste wirken. Und wenn die Juden das Feuer besprechen können, warum thun sie es nicht, wenn ihre eigene Häuser von der Flamme ergriffen, und, wie es schon oft geschehen ist, in die Asche gelegt werden? Sie sagen dann zwar, es müsse ein verfluchtes Feuer gewesen seyn; aber so wird jedes Feuer verflucht seyn; denn bei keinem hat je ihr Besprechen etwas geholfen: Und wer sieht nicht, daß ihre ganze Kunst eine abergläubische Einbildung sey? Einige unter den Christen bedienen sich zum Feuerbesprechen eines hölzernen Tellers, auf welchem nicht weit vom Rande drei Zirkel nahe unter einander, und in einer Entfernung von etwa einem halben Zoll, noch drei gezeichnet sind. In dem leeren Raum unterwärts

ſteht ein Herz, und über demſelben noch ein anderes, das ein



wenig kleiner iſt. Mitten durch dieſe beiden Herzen iſt eine gerade Linie gezogen, mit einem daran befindlichen Widerhaken. In dem kleinen obern Herzen ſteht zur rechten der lateiniſche Buchſtabe A; zur Linken der Buchſtabe G; in dem untern gröſſern, zur rechten L; zur Linken A, ſo daß durch Zuſammenſetzung derſelben das Wort Agla herauskommt. Ganz unten ſtehen die Worte: Conſumatum eſt (es iſt vollbracht), welche der Erlöſer nach Vollendung ſeines Leidens am Kreuze geſprochen; und unter denſelben ſind noch drei Kreuze gezeichnet. Mit dieſer Figur und Buchſtaben ſoll der Teller des Freytags, bei abnehmendem Mond, zwiſchen 11 und 12 Uhr mit friſcher Dinte, und einer neuen Feder beſchrieben, bei einer entſtandenen Feuersbrunſt im Namen Gottes ins Feuer geworfen und wenn das Feuer nicht verlöſche, dieß noch zweimal wiederholt werden. Aber wer könnte an ſo etwas glauben, oder zur Widerlegung Gründe fodern?

Das Feuerbeſprechen ſoll nur bei vollem Mond, des Freitags, Nachts, zwiſchen 11 und 12 Uhr, indem drei Lichter auf dem Tiſch brennen, ſo gelernt werden können, daß beide, der Lehrende und der Lernende vor- und nachher jedesmal drei Kreuze ſich

vor die Brust machen, und beim Lernen des Seegens die linke Hand auf das Herz legen müßten.

Der grosse Hauſe denkt, jeder Fürst könne das Feuer besprechen, weil, wenn der Fürst eine Weile da ist, gewöhnlich es sich zu vermindern anfängt. Allein, wenn der thätige, wachsame Fürst, bei entstandenem Feuer, den Unglücklichen zu Hülfe eilt, durch seine Gegenwart alle belebt, und dazu mit seinem vortreflichen Beispiel vorgeht: Wenn er, zur Tilgung desselben kluge Anstalten macht; so wird das Feuer ohne Seegensprechen gedämpft, worauf ein weiser Fürst sich nie einläßt. Haben die Häuser eine solche Lage, daß er um dieselben herumreiten kann; so können die Feuerlöschenden Maschinen besser angebracht und das Feuer geschwinder gedämpft werden.

Gott hat ein anderes Element, das Wasser, den heftigen Wirkungen des Feuers entgegen gesetzt. Kommt dann jeder den Nothleidenden zu Hülfe, wie es die Menschenliebe fodert, und folgt er bei gehörigem Fleiß den Anordnungen der Obern; so wird es ohne abergläubische, Gott entehrende Mittel gelöscht. Glücklich ist das Land, wo zum Feuerlöschen vortrefliche Anstalten sind, und wo der Unterthan so verständig ist, daß er den Gesetzen des guten Fürsten, die das Unglück abwenden sollen, gern folgt; wo durch Feuerkasseneinrichtungen das Land an der Last der Verunglückten tragen hilft.

Ein sicherer Mittel gegen die schnelle Ausbreitung der Flamme bei Feuersbrünsten ist gewiß dieses: Man nehme 3 Theile geschlemmten Thon, und einen Theil Mehlkleister, und bestreiche damit die Sparren ꝛc. nachdem man das Holz zuvor rauh gemacht hat. Nach dem Trocknen fülle man damit die entstandenen Rißen wieder aus; so wird dadurch die Flamme von dem Holz gar sehr abgehalten werden. Diese Absicht kann man auch dadurch erreichen, wenn das Zimmerholz zum öftern mit starkem Alaunwasser überstrichen wird. Oft schon war ein Feuerbesprecher die Ursach, daß die zu Hülfe geeilten in ihren Arbeiten nachliessen, und das Feuer von neuem aufloderte, und grössere Verwüstung anrichtete. In R. entstand eine starke Feuersbrunst. B. der sich das Ansehen geben wollte, als ob er das

Feuer beſprechen könne, nahm, da bereits einige Häuſer in die Aſche gelegt waren, und er vermuthen konnte, daß es nicht weiter um ſich greifen würde, zween Strohhälmer kreutzweis in die Hand, und murmelte den Feuerſegen her. Dabei aber ließ er es nicht bewenden, ſondern ſuchte die Leute zu bereden, ſich um weiter nichts zu bekümmern, weil das Feuer, ſo lange er die Strohhalme in ſeiner Hand halte, nicht weiter kommen könne. Viele lieſſen dadurch ſich wirklich von der Arbeit am Feuerlöſchen abhalten, verſammelten ſich um ihn her, und ſahen ihn als einen Herenmeiſter an, der mit ſeinen Strohhälmern den Elementen gebieten könnte. Aber die Flamme grif aufs neue um ſich, und ſchlug ſchon wieder aus dem Strohdach eines andern Hauſes hoch in die Luft, als ein kluger Beamter dazu kam, jenem Narren einige derbe Stockſchläge verſetzte, die Leute aufs neue zur Arbeit ermunterte, und Anſtalten traf, daß die Wuth der Flammen gehemmt wurde. Das Haus aber, welches nach dem Feuerbeſprechen angegangen war, konnte nicht gerettet werden; ſondern ward ein Raub der Flamme. Wär der Beamte nicht zugegen geweſen; ſo wär durch den Feuerbeſprecher das Unglück gewiß noch allgemeiner und gröſſer geworden. — Auch von dem

Entſtehen des Feuers

hat man abergläubiſche Meinungen. Wenn Hunde heulen, ſagt man; ſo entſteht ein Feuer. Freilich wenn der Hund die Flamme auflodern ſieht, oder ſie ihm gar nahe kommt; ſo heult er: Aber wie oft heulen Hunde, und es entſteht kein Feuer? Wenn geläutet wird, und die Uhr darein ſchlägt; ſo ſoll es Feuer bedeuten. Wie oft geſchieht auch das, ohne daß ein Feuer darauf erfolgt. In Städten, wo mehrere Uhren ſind, die nicht egal gehen, geſchieht es oft, daß Uhren darein ſchlagen, wenn z. B. zu Grabe geläutet wird, die Glockenläuter hören, beſonders wenn der Wind zuwider iſt, den Seigerſchlag nicht, und läuten während demſelben: Noch nie hat man darauf eine Feuersbrunſt entſtehen ſehen; und wie oft würde dann dieß Unglück geſchehen müſſen? Wenn es einmal geſchehen iſt, daß nach dieſem Fall ein Feuer ausbrach; ſo folgt daraus nicht, daß er ohne

Urſach des Feuers war; ſondern es war Zufall. Wenn der Unvorſichtige dadurch bewogen werden kann, mit dem Feuer behutſamer umzugehen, wenn der Seiger einmal in das Läuten geſchlagen hat; ſo könnte man ihm dieſe Meinung laſſen: Aber es würde auſſer dieſer Anzeige deſto unbedachtſamer ſeyn, und deſto mehr Unheil anrichten. Auch wenn ein Bienenſchwarm ſich an ein Haus hängt, ſoll es Feuer bedeuten. Wenn ein Bienenſchwarm ſich in die Stadt verirrt; ſo kann er ſich nicht leicht an etwas anders als an ein Haus hängen, und wenn es einmal geſchah, ſo folgte darauf doch das erwartete nicht. In D. hängte ſich ein ſolcher Bienenſchwarm an das Rathhaus, bald darauf ein anderer an die Hauptkirche. Man war beidemal darüber in groſſer Sorge; aber die Kirche ſo wol als das Rathhaus ſtehen noch unbeſchädigt. Einſt hängte ſich ein Schwarm an einen Galgen, und der Scharfrichter ließ ihn endlich einfangen; was ſollte nun das bedeuten? Wenn man mit dem Licht und Feuer vorſichtig verfährt, nicht mit Laternen oder gar brennenden Tabacspfeifen auf Heu- und Strohböden geht; ſo wird kein Feuer entſtehen, wenn ſich auch ein Bienenſchwarm an daſſelbe hängt, oder die Hunde davor heulen.

Von dem Hirſchkäfer glaubt man, daß er zwiſchen die an ſeinem Kopfe befindlichen Zangen, eine glühende Kohle nehme, ſie in Scheunen, Heuböden u. ſ. w. werfe, und dadurch Feuersbrünſte verurſache; daher er auch von einigen Feuerträger genennt wird. Als Made frißt der Hirſchkäfer im Eichbaume 6 Jahre Holz, dann verpuppt er ſich, und wenn er auskriecht; ſo iſt ſeine Haut weich, und vor ſeinem Kopf bleibt gewöhnlich etwas von zernagtem Holz einige Tage und ſo lange ſitzen, bis ſeine Haut an der Luft hart geworden iſt — welches denn gleich dem faulen Holz im finſtern einen Schein von ſich giebt, und zu jener Fabel Anlaß gegeben hat. Auch dieſes Vorurtheils hat man ſich bedient, um den gegründeten Verdacht abzuwenden, in den man wegen entſtandenen Feuers gekommen war. Oft bleibt die Urſach von der Feuersbrunſt verborgen, und am Ende muß ſie ein — Hirſchkäfer veranlaßt haben.

Abergläubiſche Mittel, eine Krankheit an den Schweinen zu heilen

Unter den Schweinen entſteht bisweilen eine Krankheit, die man Bräune nennt. Sie iſt anſteckend, und in kurzer Zeit können viele daran ſterben. Wenn ſich dieſe Krankheit unter dem Vieh einfindet; ſo pflegen die Landleute ein groſſes Feuer an einem engen Platz anzumachen, um mit Gewalt die Heerde dadurch zu jagen; und davon ſoll die Bräune aufhören. Dieſes Feuer wird nicht auf die gewöhnliche Art angemacht; ihrer Meinung nach muß es durch Reiben erregt werden. In dieſer Abſicht bohren ſie in einen Pfahl ein Loch, etwa wie ein Zweigroſchenſtück groß; in daſſelbe ſtecken ſie ein trocknes Stück Holz, das ſie überdem noch mit Pech und andern Feuerfangenden Materien beſchmieren, bewickeln es mit einem Strick, und zwei Perſonen an jeder Seite ziehen es nun ſo lange hin und her, bis der herumgeſchlagene Strick davon anbrennt. Dann

machen ſie ein groſſes Feuer damit an, in welches ſie zerriſſene Lumpen und andere Dinge werfen, die einen übeln Geruch verurſachen. Und dieſes Feuer nennen ſie Rothfeuer. Man glaubt, daß es zwei Brüder oder wenigſtens zwo Perſonen, die einerlei Taufnahmen haben, ſeyn müßten; auch müſſe es vor

Aufgang der Sonne geschehen, und im ganzen Dorfe dürfe während dieser Zeit kein Feuer auf einem Heerd seyn. Wenn das nicht beobachtet wird, heißt es; so kann man durch das Ziehen am Strick kein Feuer bekommen. — Das gewaltsame Treiben der Schweine durch das Feuer und der Schreck, in den sie dadurch gesetzt werden, können allerdings von gutem Erfolg seyn, und die Bräune stillen: Aber man entferne nur die abergläubischen Gebräuche und Meinungen, schlage gleich Feuer an, oder nehme es vom Heerd; und es wird denselben Erfolg haben. Man mag den Strick vor Sonnenaufgang ziehen, oder wenn sie schon hoch am Himmel steht; es mögen Brüder und Personen mit einerlei Taufnahmen, oder ganz fremde und mit ungleichen Nahmen seyn; man mag dabei stillschweigen oder sprechen; es mag auf allen oder auf keinem Herde im Dorf Feuer seyn; so wird dennoch das Feuer durch das Reiben auf beschriebene Art gewiß erregt werden.

Eine andere abergläubische Art, die Bräune zu heilen, ist die, daß, wenn die jungen Schweine damit befallen werden, man eins davon lebendig in die Erde gräbt, und dann sich einbildet, daß dadurch die andern von ihrer Krankheit befreit werden. — Zu was für Grausamkeit kann der Aberglaube die Menschen verleiten! Wenn die Bräune entsteht; so muß der Hauswirth dafür sorgen, daß die daran krepirten Schweine sofort beigescharrt werden; denn man hat Beispiele, daß die Hunde, wenn sie davon gefressen haben, sehr beissig geworden sind, und daß denn fast alles von ihnen durch den Biß verwundete Vieh ebenfals krepirt ist.

Abergläubische Mittel, das Fieber zu vertreiben.

Zwischen Glauben und wirklichem Erfolg, Handlungen und Wirkungen, ist ein sehr grosser Unterschied. Man kann etwas so fest glauben, daß man sich das Gegentheil als unmöglich denkt, und es geschieht doch nicht: Man kann eine Handlung unternehmen, von der man die sichersten Wirkungen erwartet; und sie bleiben aus. Dieß ist besonders bei dem aber-

gläubischen Heilen der Krankheiten der Fall. Man traut da gewiſſen Worten oder Alfanzereien etwas zu, was ſie unmöglich bewirken können. Zwiſchen Worten, die man entweder ausſpricht, oder auf einem Zettel geſchrieben an ſich hängt, iſt nicht die mindeſte Verbindung. Bei keiner Krankheit hat man wol mehr abergläubiſche Mittel, als bei dem Fieber. Das Wort Abracatabra, wenn es auf Pergament geſchrieben, in Leinwand eingewickelt, dem Fieberhaften um den Hals gehängt wird, ſoll die Kraft haben, es zu vertreiben. Gleichwol iſt dieſes Wort ein bloſſer Schall, der gar nichts bedeutet, es iſt kein Wort aus keiner Sprache. Wenn jemand davon das Fieber verlohren hat; ſo kam das nicht von der geheimen Kraft deſſelben, ſondern von der Einbildungskraft: Denn wenn die Einbildungskraft ein verſtopfendes Arzneimittel zum laxiren machen kann, wie man davon Beiſpiele hat, warum ſoll ſie nicht auch das Fieber vertreiben können? Vielleicht war die Krankheit gerade am Ende, da man dieſes letzte Mittel gebrauchte; oder die vorher genommenen Arzneien äuſſerten jetzt ihre Wirkung, oder die Natur half ſich ſelbſt. Man hat einen beſondern Fieberſegen, in welchem der Nahme Gottes, die Kreuzesfigur, wie bei dem Feuerſegen ſehr gemisbraucht wird; und mancher glaubt dadurch das Fieber losgeworden zu ſeyn, wenn es gleich unter jenen Umſtänden geſchah. Es giebt Leute, die aus dem Fieberverſchreiben ein Erwerbsmittel machen, die darin berühmt ſind, und denen man darum von allen Enden zuläuft. Sie laſſen ſich für jedes Zettelchen etwa 2 Gr. zahlen, und es hilft oft, — oft nicht, wenn kein Glaube dabei iſt. Man hat Perſonen, die ſich dieſes abergläubiſchen Mittels zur Vertreibung des Fiebers nicht bedienen wollten, ſolch einen Zettel unvermerkt umgehängt; und der Verſchreiber legte an ihnen keine Ehre ein: Deſto mehr aber bei denen, die danach ſehnlich verlangten. Jenen blieb, dieſen verging das Fieber: Warum? bei dieſen wirkte die Einbildungskraft, bei jenen nicht. Wenn der Fieberzettel 9 Tage getragen iſt (denn am neunten Tage ſoll die Krankheit am heftigſten ſeyn) ſo muß er abgenommen, und ſtillſchweigend rückwärts in flieſſendes Waſſer geworfen wer-

den, damit nicht jemand das ungehirnte darin lese, und den Glauben daran verliehre; damit nicht jemand die Kunst ablerne, oder wie es schon der Fall gewesen ist, finde, daß auf dem Zettel nichts geschrieben sey. Die Fieberverschreiber lachen selbst über die Thorheit derer, die sich ihrer Hülfe bedienen, um eine Krankheit los zu werden, zu deren Wegbringung sie nichts thun können. Wenn das Verschreiben nichts hilft; so entschuldigen sie sich damit gewöhnlich, daß es nicht recht gebraucht seyn müsse: Oder sie sind unverschämt genug, zu sagen: Wenn das nicht hilft; denn hilft nichts. Ausserdem glaubt man, das Fieberverschreiben dürfe der Mann nur von einer Frau, und die Frau nur von einem Mann lernen; sonst helfe es nichts. Wer mag die Thorheiten alle nennen, die hiebei, so wie bei andern Dingen dieser Art obwalten? Wer das Fieber hat, sagt man, der soll einem Esel ins Ohr schreien, es hätte ihn ein Scorpion gestochen; so werde er es los. Wie die Eselscur ablaufen werde, kann jeder leicht ermessen! Für das Fieber drei Bissen gestohlnes Brodt genommen, sagt ein andrer, in zwei Nußschalen gespieen, in ein Briefgen geschrieben und gesagt: „Kuh, willt du zu Stalle; Fieber, so geh du zu Walle! Ich zähl dir das zur Buß auf, im Nahmen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Oder. — „Alte, liebe Alte! Schüttelt dich das Kalte; so komm Hans Nickel und breune dich, so schüttelt dich das Kalte nicht.„ Oder an eine gegen Morgen gelegene Thür drei- oder siebenmal geschrieben: Fieber bleib aus, ich bin nicht zu Haus„ — hilft gewiß. Wenn man so etwas hört oder liest; so mögte man erst vor Schauer, dann vor lachen das Fieber kriegen. Dort ist sündlicher Misbrauch des verehrungswürdigsten Nahmens; hier sind die possenhaftesten Knittelverse. Wer das Fieber hat, ist entweder so entkräftet, daß er kein Brodt stehlen kann, oder er hat keinen Appetit es zu essen. Durch Auswurf und Vomitive mag wol ein Fieber gehoben werden können; aber nicht wenn der Patient in ein paar Nußschalen speit. Wer den ersten Maikäfer sieht, soll ihn zu fangen suchen, ihm den Kopf abbeissen, und essen; oder er soll das erste Veilchen essen, das er im Jahr sieht — davon soll das Fie

ser vergehn, und wer es nicht hat, soll das ganze Jahr frei davon bleiben. Das Fieber wird mehr, als fast irgend eine Krankheit gefürchtet; denn man glaubt, es könne durch alles beigebracht werden: Und doch ist es eine wohlthätige Krankheit, die alles Uibel aus dem Körper wegschaft, und wenn sie überstanden ist, deste gesundere Tage giebt. Dort hängt ein Geldbeutel auf einem Strauche, da liegt ein Tuch; aber wer wird es anzugreifen wagen, das Fieber könnte daran gebannt seyn. Nimm eine Handvoll Salz, geh damit stillschweigend ans Wasser, streue es demselben nach, und sprich: „Ich streue diesen Samen, in Gottes Nahmen, und wenn dieser Same wird aufgehn, werd ich mein Fieber wieder sehn.“ Mache dann ††† und geh, wie du gekommen bist, stillschweigend nach Hause. —

Dieß Mittelchen gewiß besteht:
Wenn dein Fieber von selbst vergeht.

Man muß, besonders in solchen Zimmern, wo viele bei einander wohnen, folglich die Luft unreiner und ungesunder ist, nicht weniger in Schlafzimmern mit Wacholderbeeren räuchern, und bei neblichter und ungesunder Luft, sie käuen, und von denselben ein gejährnes Getränk trinken, den schwachen Magen zu stärken, Verstopfungen der Säfte vorzubauen, und die Ausdünstungen zu befördern; welches die gewöhnlichen Ursachen des Fiebers sind, und die Hartnäckigkeit desselben unterhalten: Dann wird man vor demselben sichrer, und ohne Furcht seyn dürfen, damit behext zu werden.

„Giegb und Giegdi, Giegda und Giegdai! das verbiete ich euch allen, daß du dich aus (hier wird der Nahme genennt) ihren Gliedern wegbachsest; so wahr und gewiß der heilige Priester den vergangenen Sonntag das heilige Evangelium auf der Canzel verlesen hat! †††.“ Diese Worte mit den drei Kreuzen schreib auf einen Zettel, leg ihn in ein Viereck zusammen, benähe jede Ecke mit drei kreuzweisen Knoten, und hänge ihn dem Patienten an den Hals: Hilft wider die Gicht, wenn man sie nicht hat.

Von der Roſe.

Ein weiſer Mann denkt ſchon in geſunden Tagen daran, welchem Arzt er ſich im Fall einer Krankheit anvertrauen wolle; und wenn ſie wirklich einbricht; ſo vertraut er ſich dem, von welchem er die ſicherſte Hülfe zu erlangen hofft. Der Thor beſchäftigt ſich nur mit abergläubiſchen Mitteln. Was iſt thörigter, als die Roſe, welche auch ſonſt Anſchuß, Rothlauf, oder Uiberröthe, das heilige Ding genennt wird, durch böten oder büſſen, d. h. characteriſtiſche Beſtreichung der kranken Stelle und Ausſprechung einer gewiſſen Segensformel, bibliſchen Spruchs u. ſ. w. zu vertreiben? denn wie könnte durch Berührung oder Ausſprechung gewiſſer Worte, ein Uibel gehoben werden? Bei der Roſe wird die Haut aufgeſpannt, rauh und roth. Wenn man ſie mit den Fingern drückt; ſo verſchwindet die Röthe: Sobald man aber nachläßt, zeigt ſie ſich wieder. Der Kranke empfindet in dem angegriffnen Theil eine brennende Hitze; und wenn das Uibel ein Ende hat, ſo fällt die kranke Haut wie Schuppen ab. Die Roſe kann alle Theile des Leibes angreifen; zuweilen verändert ſie ihren Sitz. Sie hängt entweder von einer ſcharfen, gemeiniglich galligten Feuchtigkeit ab, welche ſich in das Geblüt gezogen; oder von verhinderter Ausleerung der Feuchtigkeiten durch die Ausdünſtung. Man muß durch gute Lebensordnung und häufigen Gebrauch des Salpeters oder Holunderthees, eine häufigere Ausdünſtung zu erregen und zu unterhalten ſuchen, dem Fleiſch, Eiern und Wein entſagen, und lieber von wenigen Gartengewächſen und Obſt leben: Oder der Leib muß von der verſeßnen Galle gereinigt werden. Der Arzt weiß, ob eine Ader geöffnet werden darf. Aeuſſerlich gebraucht man Ruprechtskraut (Gottesgnade, Storchenſchnabel) Körfel, Peterſille oder Holunderblüthe. Man taucht ein Flanelltuch in ein ſtarkes Getränk von Holunderblüthe ein, und ſchlägt es lau über. Was könnte aber dabei das böten oder büſſen helfen! Ein Feuerſtein in Bier abgekocht, ſoll, nach des Abergläubiſchen Meinung, gleichfals für die Roſe gut ſeyn.

Von den Tarantaten.

K. erzählt aus dem B: „In dem Hafen Civitavecchia sah ich einen Menschen wie rasend mit entblößtem Degen und seltsamen Bewegungen des Leibes, nach dem Ton der Saiten tanzen. Ich konnte mir das Lachen nicht erwehren; aber ein Verwandter dieses Tänzers bedeutete mich, daß derselbe eher Mitleid als Verspottung verdiene; denn er sey ein Tarantat. Dergleichen Tänzer pflegt man, wenn sie ganz ermattet sind, wieder zu erquicken. Diesem wurde ein Hemde oder Unterkleid von rothem Tuch, nebst einem Gefäß mit Wasser gereicht, davon er wieder neue Kräfte zum Tanzen bekam, und also seinen elenden Tanz bis zu Sonnenuntergang fortsetzte. Nachdem derselbige geendigt war, und er sich einige Zeit erholt hatte, nahm er Speise und Trank zu sich, und schlief die ganze Nacht: Sobald aber die Sonne aufgegangen war, fieng er seinen Tanz vom neuen an, und setzte ihn drei Tage fort, nach deren Verlauf das Gift verschwunden war, so daß er mit guter Vernunft zu seinen Geschäften zurückkehrte. Schon fünfmal hatte er nun diesen Anfall überstanden.

Das Thier, vom welchem dieß herkommen soll, ist die Tarantel, eine Spinne, von der man viel gefabelt hat. Sie soll ein langes Leben haben, und an demjenigen, welchen sie gestochen hat, auch in der Ferne eine geheime Kraft äussern: Wenn aber das Thierchen ums Leben kommt, soll auch der Tarantismus aufhören. Der Fluch eines Priesters soll die Ursach seyn, daß die Tarantelspinnen ihren Gift blos auf die Einwohner Apuliens auslassen. Denn, als dieser einst die Monstranz zu einem Sterbendkranken getragen, und die Leute auf einem öffentlichen Platz einen Tanz gehalten, und ihm nicht die gehörige Ehre erzeigt, ohnerachtet er sie dazu ermahnt hätte; so hätte er ihnen geflucht, und gewünscht, daß sie ihre Bosheit mit einem dreitägigen Tanz büssen mögten, welches auch eingetroffen sey, so daß die Nachkommen die Schuld ihrer Voreltern bis auf den heutigen Tag tragen müßen. Die Tarantel hält sich in Italien vorzüglich bei der Stadt Tarant im Königreich Neapel,

an Weinstöcken, Feld- und Gartenfrüchten auf, und ist deswegen merkwürdig, weil sie die Leute gefährlich stechen soll, daß sie davon wie rasend würden, und ihre Krankheit mit sonst nichts als Music, Springen und Tanzen vertrieben werden könne. Allein nur bestellte Lügner, boshafte Bettler und Faullenzer geben vor, daß sie von der Tarantel gebissen wären; stellen sich so unklug, und tanzen wie rasend, damit sie von andern bedauert werden; und Geld bekommen, um nicht arbeiten zu dürfen. Der Ort, wo die Tarantati, (die von der Tarantel vorgeblich gebissenen) tanzen sollen, wird mit Weintrauben und Bändern behangen. Die Patienten werden weiß angekleidet, mit rothen grünen oder gelben Bändern geschmückt. Uiber ihre Schultern hängen sie eine weisse Schärpe, lassen ihr Haar ungebunden um den Kopf fliegen, und werfen ihn so weit zurückwärts, als es möglich ist.

D. Serrao, welcher auch behauptete, daß die Tarantaten einen Betrug spielten, fand dort viel Widerspruch. Man behauptete nemlich, daß die Tarantelspinnen, welche man ihm nach Neapel geschickt hatte, um Versuche damit anzustellen, von einer unschädlichen Gattung gewesen, und daß die Länge der Reise, auch Mangel an Futter ihre Kräfte sehr geschwächt hätte. Die Brindisier führen mehrere Personen als Beispiele an, die in den heissen Monaten nach dem Tarantelbisse ganz träge und stumpf geworden, und Muth und Schnellkraft verlohren hätten, bis sie die Music irgend eines Lieblingsstücks zum Tanz bewogen, und dadurch das Gift fortgeschafft worden. Indessen macht doch der Umstand, daß nur Leute aus der niedrigsten Classe einen Anfall von dieser Krankheit haben, und daß nie der Tod darauf folgt, das Vorgeben sehr verdächtig. Vielmehr sieht man es als Folgen von hysterischen Zufällen, von der grossen Hitze, von unterdrückter Ausdünstung u. dergl. an.

Aehnliche Bewandnis mag es mit dem

St. Vitztanz

haben. Dieser soll eine so heftige convulsivische Bewegung seyn, daß die Leute, die davon befallen würden, unaufhörlich

so lange forttanzten, bis sie ganz ohnmächtig dahinfielen; und sobald sie sich in etwas erholt hätten, machten sie, wie man sagt, wenigstens mit den Füssen solche Bewegungen, als ob sie tanzen wollten. Entweder erhielten sie dadurch ihre Gesundheit wieder, oder sie tanzen sich zu tode. — Aber man könnte andere Beispiele anführen, daß Betrüger die unnatürlichsten, Grausen erregende Bewegungen des Leibes erzwungen haben, um entweder eine geheime Absicht zu erreichen, oder das Mitleiden zu erregen. Dieß mögen auch wol die Ursachen des St. Vitztanzes seyn, von dem man übrigens kein glaubwürdiges Exempel aufstellen kann, so daß dadurch der nicht ungegründete Verdacht entsteht, die ganze Sache sey eine Fabel. Bei Kelbigk, einem Anhaltischen Dorfe, zeigt man eine Trichterförmige Höhlung in der Erde, davon man folgendes, hierhergehöriges erzählt: „Die Leute des Dorfs tanzten dicht bei der Kirche während der Predigt, störten den (damals katholischen) Pfarrer. Er ließ sie dreimal erinnern, noch zu warten; aber sie hörten nicht auf, bis er sie verwünschte, da sie denn alle — zusammen 15 Paar — ein ganzes Jahr um diese Erdhöle tanzten. Die andern starben in dem Augenblick, da sie aufhörten, bis auf drei, welche nach drei Tagen auch starben. Der Priester wollte seine Tochter, die auch dabei war, herausziehen; aber er zog ihr den Arm aus, und sie tanzte fort.

Von Marktschreiern und Wunderdoctoren.

Immer ziehen noch die sogenanten Marktdotoren herum, und machen ihr Glück. Die Menge ströhmt ihnen zu, und kauft. Dieß zu befördern reitet der Herr Doctor selbst herum, vor ihm her ein Trompeter und Hanswurst hintendrein. Jetzt hält er, stemmt den Arm in die Seite, und schwingt pathetisch den Hut: Dem hohen Publicum wird bekannt gemacht, daß allhier ankekommen ist Johann Casper** Königlich** scher, privilegirter**** dessen gleichen alhier nit kewesen ist. Er heilt alle Patienten in der Keschwindigkeit, so daß kedermann sich darüber verwundern muß, bittet sich kehorsamst Zuspruch aus, und logirt „— —. Man war schon vorher von

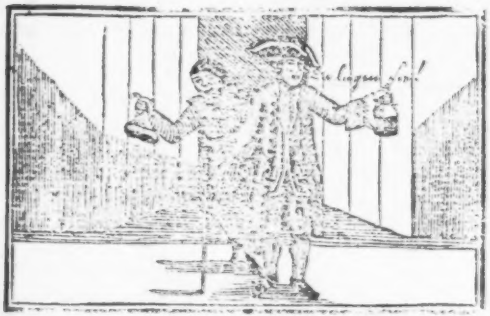
der Erscheinung des Königlich**schen, privilegirten**** unterrichtet, und welche Wunderthaten er dahier zu verrichten vorhabe; denn er hatte an den Ecken der Gassen, an den Thoren u. s. w. Zettel anheften lassen. Nach denselben heilt er alles ohne Schmerzen. Seine Arzeneien sind englich, köstlich, verlabel, weltberühmt, gerecht, vielmals approbirt; besitzen kostbare Tugenden; widerstehen allen Zufällen. Er hat eine ausländische, sehr bewundrungswürdige Wurzel radix** va genannt; welche, wenn sie — — ausserordentliche Wirkungen thut, und bei Hohen und Niedern probat befunden worden. Er besitzt ein untrügliches remedium wider — und wider; alle — sie mögen Nahmen haben, wie sie wollen, in kurzer Zeit zu vertreiben. Er führt Wunderbalsam, und verobligirt sich, unter göttlichem Beistand, wenn es die Beschaffenheit des Patienten leiden will, alles aus dem Fundament zu curiren.

Gott allein die Ehre!

Johann Casper u. s. w.

Wer erkennt hier nicht den Grossprecher, der unverschämt und listig genug ist, bei seinen Betrügereien, selbst Religion zu gebrauchen?

Das Pulikum ist zu einer Comödie eingeladen; und man hat sich zahlreichen Zuspruch unterthänigst und gehorsamst ausgebeten: Denn unter der Menge von Zuschauern werden sich ja Käufer finden? Hanswurst ist Hauptperson, und obgleich sein Witz elend ist, so hört man doch ohn Unterlaß aus dem versammelten, hochgeehrten Publikum lautes Gelächter schallen. Indeß gehn Personen umher, Geld zu sammeln, und das hochgeehrte Publikum kann nun schon bemerken, daß hier der Beutel in Anspruch genommen werde. Das Narrenspiel ist aus, und die Music schweigt. Herr Casper** in einer rothen, goldbesetzten Weste, das spanische Rohr in der Hand, der die Uhrkette fast eine halbe Elle lang herunter hängen läßt, trit auf, recommandirt seine Arzeneien nochmal, nennt ihre Tugenden alle, und versichert, er reise nicht um des Geldes willen; sondern Elenden zu helfen: Aber wer kann es ihm glauben; er wird ja unwillig, wenn der Abgang so gut nicht ist, wie er gehofft hatte?



Er erbietet ſich, dem ſeine Arzeneien umſonſt zu geben, der ſo arm ſey, daß er ſie nicht bezahlen könne; er weiß aber wol, daß um ein paar Groſchen keiner ſich als den ärmſten zeigen, und von Hanswurſt werde necken laſſen. Kommt denn ja der Fall; ſo findet der Herr Doctor in dem Verkauf an das hochgeehrte Publikum ſeine Rechnung. Er war in ſeiner an tauſend Orten ſchon gehaltenen Rede ſehr wortreich, zog gegen ſeines gleichen los, und ſtichelte auf gelehrte Aerzte: Aber er hatte ſich vorher Muth getrunken; denn er weiß, daß die Dummen durch viel Worte und zuverſichtlichen Ton ſich leicht überreden laſſen.

Solche Menſchen richten gröſſere Verwüſtungen an, als die Peſt. Sie verkaufen ihre Arzeneien, ohne oft den Kranken geſehen zu haben, geben Menſchen und Vieh aus einer Flaſche. Man hat davon die entſetzlichſten Wirkungen geſehen, und nicht leicht ſchlägt wo ein Marktſchreier ſeine Bude auf, daß es nicht einigen Einwohnern das Leben koſtete. Sie nehmen immer eine Menge Geldes aus dem Lande, und entziehen es beſonders den Einwohnern, welchen es ſchätzbar iſt. Oft ſahe man, daß Leute borgten, um ſich von dem Marktſchreier ſogenannte Arzneien in einem hohen Preis zu kaufen, die, anſtatt das Uibel zu heben, es vermehrten; und ſo das Elend vollkommen machten. Oft verurſachten ſie auszehrende und andere

Krankheiten, und brachten dadurch ganze Familien an den Bettelstab. Sie bedienen sich unter andern auch des Kunstgriffs, die Leute bei ihren Vorurtheilen zu lassen, und sie darin zu bestärken: Daß das beim Aderlassen weggegangene Blut in fliessendes Wasser gegossen werden müsse, weil es sonst, wenn es faule, hitzige Krankheiten zuwege bringe. — Daß die abgeschnittenen Haupthaare verbrennt werden müssen, weil, wenn die Vögel sie zum Bau ihrer Nester nehmen, dadurch Kopfschmerzen veranlaßt würden. — Daß das Fieber wol daher entstanden seyn könne; weil die Eierschalen nicht zerdrückt worden — daß man Thörigkeit im Kopf und Lähmung der Glieder vielleicht daher bekommen habe, weil man über eine Stelle gegangen sey, wo Abends zuvor jemand einen beherdt habe. —— Der Marktschreier kennt den Eigensinn der Patienten, weiß, wie wenig Widerspruch sie vertragen können, und wie auf der andern Seite man dadurch sich ihr Vertrauen erwirbt, wenn man ihnen überall Recht giebt.

Solch ein unwissender und gewissenloser Betrüger kann durch seine Lügen den leichtgläubigen und Dummen, der ausser Stand ist, etwas zu beurtheilen, oder nach seinem Werth zu schätzen, leicht hintergehn. Ganz ohne Kenntnisse und Erfahrungen, mit drei oder vier Arzeneimitteln, deren Bestandtheile und Wirkungen er eben so wenig kennt, als die Ursachen und Beschaffenheit der Krankheit, verschlimmert der Marktschreier das Uibel, das die Natur selbst würde geheilet haben, wenn man sie ungestört gelassen hätte; oder macht es gar tödtlich, weil seine Arzeneien mehrentheils starke, aber zweckwidrige Wirkungen haben, und demnach in seinen Händen das sind, was das Schwert in der Hand des Rasenden ist. Gegen einen Räuber kann man sich wehren, oder von andern Hülfe erhalten; wenn aber ein Landstreichender Arzt sich das Zutrauen des Einfältigen stiehlt, und ihn dann vergiftet; so ist er ja weit gefährlicher, als jener, und nicht weniger strafbar. O daß ich ein Verzeichnis ihrer blutigen Thaten beifügen könnte! vielleicht, daß denn manchem eine heilsame Furcht eingeflößt würde, sich diesen Henkern nicht als Schlachtopfer anzuvertrauen. Wenn man ihre Arze-

neten untersuchen, und sie mit den Bedürfnissen der Kranken, denen sie gegeben werden, vergleichen würde; so würde man sich entsetzen, und die Unglücklichen bedauern, die ihr Leben der mörderischen Brut anvertrauen! Ein Knabe in Oberschlesien, Thomas Gabluzec, hatte die Krätze. Ein Quacksalber rieth, ihn in den Backofen zu stecken, nachdem das Brodt drei Stunden darin gebacken hätte. Es geschah. Die Mutter gieng in die Stube, kam in einer Weile wieder, und fand den Knaben ausgestreckt, ohne Lebenszeichen. Er war über und über verbrannt. Nach viel angewandter Mühe kam er wieder zu sich, fiel aber in Verzuckungen, und starb nach 2 Tagen. Fälschlich glaubt man, die Arzeneien bei gelehrten Aerzten wären kostbarer, als die bei den Marktdoctoren! Wenn der Medicus die Krankheit so heben will, daß davon nichts in dem Körper zurückbleiben und künftig keine üble Folgen weiter zu fürchten seyn sollen; so muß er den Körper zu der eigentlichen Cur erst vorbereiten, muß die Arzeneien anders geben, wenn die Krankheit sich ändert, und nachdem diese ganz gehoben ist, den Körper vor Rückfällen bewahren. Wenn er dann am Ende die Rechnung macht, so kömmt freilich eine grössere Summe heraus, als die man dem Marktschreier giebt, der, wenn es die Beschaffenheit des Patienten leiden will, die Krankheit mit einemmal aus dem Fundament zu curiren verspricht. Er verspricht nicht zu viel! Mislingt die Cur, so bleibt ihm der Ausweg, daß es die Beschaffenheit des Patienten nicht zugelassen habe. Gelingt sie einmal, o dann macht man grosses Geschrei, läßt sich Zeugnisse (testimonia) geben, die man in allen Gegenden und Enden vorzeigt, ohnerachtet vielleicht der gute Arzt den Grund dazu schon gelegt hatte. Mit Sorgfalt sucht der Bauer für sein krankes Vieh die Hülfe auf, und scheut dabei keine Kosten: Wenn es aber um ihn selbst, um sein Weib und Kind zu thun ist; so versäumt er alle Hülfe, oder bedient sich der ersten als der besten, wenn er sie nur wohlfeil haben kann. Wenn gleich die Mittel, deren der Marktschreier oder Wunderarzt sich bedient, unnatürlich und abscheulich sind; so läuft man ihm doch Haufenweis zu.

Mit Mondschein und Gebet heilte ein wunderthätiger Arzt in Berlin, in den Jahren 1780 und 81 eine Menge Krankheiten, vorzüglich äussere Schäden. Er heilte sie mit Mondschein, obgleich oft der Mond nicht zu sehen war, und seine Frau die Operationen zu derselben Zeit in einem andern Zimmer vornahm, das eine ganz entgegengesetzte Lage hatte. Er heilte unentgeltlich, um desto mehr Zulauf zu haben; aber die Billette, beim Eintrit in das Haus mußten bezahlt werden; denn man wußte wol, daß auch Gesunde neuglerig seyn würden, das Verfahren mit anzusehen. Die Frau nahm Geschenke, obgleich nur wenig besser wurden, und sogar starben. Demohnerachtet hielt sein Ruf sich lange. Einst nahm er einen vierzehnjährigen Knaben, der von seinem Vater zu ihm geführt war, stellte ihn aufs Fenster, nahm das Bruchband weg, legte die linke Hand auf die kranke Stelle, und schien, indem er einige unvernehmliche Worte murmelte, den Mond anzusehen, der aber in der That nicht zu sehen war. Darauf faltete er seine Hände gegen den Mond, sprach leise einige Worte, und damit war es aus. Er setzte den Knaben herunter: Der Vater nahm ihn auf die Seite, verband ihn wieder, und fragte: „Wie ist es, mein Sohn, thut es noch so weh?“ — „O ja Vater,“ erwiederte dieser. Die Einbildungskraft konnte hier nicht wirken: Der Vater, an der Stelle des Kindes, hätte gewiß Erleichterung verspürt.

Nicht leicht hat ein Charletan gröſseres Aufsehn gemacht, als Cagliostro, der sich einen Graf nennte, und bald vorgab, er stamme aus fürstlichem Blut; bald von einem Maltheser-Ordensgroßmeister; bald von einem arabischen Prinz: bald in Asien, bald in Europa geboren seyn wollte. Er gehört mit zu den medicinischen, wunderthätigen Abentheuern. Seinem Vorgeben nach, unterrichteten ihn morgenländische Weise; Reisen nach Egypten und Einweihungen in die unterirdischen Geheimnisse der Piramiden verschafften ihm den Besitz der verborgensten Kenntnisse. Er hatte grosse Aufmerksamkeit erregt und grossen Anhang; aber das ist nun vorbei, seine zahlreichen Anhänger sind verschwunden, und man lacht über ihn. Am

Ende des Jahrs 1789 wurde er in Rom auf der Engelsburg gefangen geſetzt. — So geht es am Ende Betrügern!

Die Verblendung und Verwirrung des Volks iſt oft unbegreiflich! Des glänzenden Anſcheins ohnerachtet, den ſich die Marktſchreier durch Ringe, durch Treſſenweſten und Hüte u. ſ. f. in den Augen der Einfältigen geben, ſind ſie Leute, welche ihre Erhaltung durch Unverſchämtheit und Leichtgläubigkeit des Volks ſuchen, weil ſie unfähig ſind, durch eine andre Beſchäftigung ihren Unterhalt zu verdienen. Sie ſind von aller Einſicht entblößt, ihre Titel und Beglaubigungsſchreiben haben keine Gültigkeit; denn jene können um einen eben ſo wohlfeilen Preis erkauft werden, als die Goldverbrämten Kleider bei der Trödelfrau: Dieſe ſind untergeſchoben oder erſchlichen. Je zuweilen gelingt es dem Marktdoctor wol, unter den tauſenden, welche er mordet, einen zu heilen, der vielleicht ſchon unter den Händen eines geſchickten Arztes geweſen iſt; aber das iſt nur Zufall: Die Natur würde ſich jetzt, auch ohne Arzeneimittel geholfen haben; oder der Kranke hatte Kräfte genug, den verderblichen Wirkungen ſeiner Arzenei zu widerſtehen, die andern tödtlich geweſen ſeyn würde. Die Kranken, die ſich Marktſchreiern übergeben, ſind gemeiniglich von dem Arzt verlaſſen, weil ſie ſich an die Vorſchriften, deren Beobachtung ihre Krankheit foderte, und die er ihnen vorſchrieb, nicht binden wollten oder ihn durch ihre Widerſpenſtigkeit erbitterten. Wenn doch die, die um den Marktſchreier neugierig herumſtehen, Augen und Mund aufſperren, und ſich glücklich ſchätzen, daß es ihm beliebt, ſie um ihr Geld zu betrügen, indem er ihnen etwas ganz unnützes um einen funfzehn bis zwanzigmal über ſeinen wahren Werth erhöheten Preis verkauft — wenn doch dieſe bedenken wollten, daß der daſtehende, ſo geheiſſene Doctor nicht mehr verſtehe, als ſie ſelbſt, und daß ſie nur Unverſchämtheit genug haben dürften, um bald eine gleiche Geſchicklichkeit in die Hand zu bekommen, bald ſo geläufig zu ſprechen, wie er, und dadurch Anſehen und Zutrauen zu erlangen.

Jedes, auch das ſchlechteſte Handwerk muß erlernt werden — und dieß ſollte bei der Arzeneiwiſſenſchaft nicht geſchehen dür-

sen, die von so weitem Umfang ist, die so viel Fleiß, Nachdenken und Erfahrung erfodert, ehe jemand darin nur zu einer gewissen Vollkommenheit gelangt? Man giebt einem Unkundigen keine Uhr auszubessern; aber die aus so vielen, ganz zarten Theilen zusammengesetzte Maschine, den Leib, vertrauet man Leuten, die dessen innere Einrichtung nicht kennen, und daher, anstatt zu verbessern, ihn zerstören. Man giebt keinem etwas kostbares zu verarbeiten, wenn man nicht Beweise seiner Geschicklichkeit sieht; aber das kostbarste, das Leben, vertrauet man jedem Grossprecher, und bezahlt ihn theuer, daß er den Uiberrest desselben vergiftet. Menschen, die von der Natur mit den beßten Geistesgaben versehen, in den schönsten Jahren ihres Lebens auf fleissige Untersuchung des menschlichen Leibes ununterbrochenen Fleiß wendeten, die desselben Verrichtungen, und die Ursachen derselben kennen gelernt, unter tausend Kranken in Spitälern Beobachtungen angestellt, und damit die Erfahrungen aller Zeiten und Orte verbunden haben, selbst die finden sich so fähig nicht, als sie wünschen, das köstliche Unterpfand der menschlichen Gesundheit in Verwahrung zu nehmen; und man sollte sich schlechten Menschen anvertrauen, die ohne alle Anlage geboren wurden, keine Erziehung und Unterricht hatten, die oft nicht einmal lesen können; die von der Arzeneikunst gar nichts verstehen, und dieses schreckliche Handwerk nur darum treiben, um Geld zu gewinnen, damit sie Nächte hindurch saufen können; die darum nur Aerzte wurden, weil sie zu allem andern untüchtig waren? Einige von ihnen, welche wol einsehen, daß es nicht ungegründet sey, wenn man ihnen vorwirft, daß sie von allen Wissenschaften entblößt sind, bedienen sich eines Behelfs, der unter einem abergläubischen Volk nur allzuleicht Glauben findet; daß nemlich ihre Kenntnis in der Arzneiwissenschaft übernatürliche Gabe sey, und daher alles menschliche Wissen übertreffe; daß sie ihre Nacht dem Himmel oder der Hölle zu verdanken hätten.

Ein paar Jahr nach jenem Monddoctor warf sich ein Wundermann dieser Art in Berlin auf. Er war ein Heuchler und schlauer Bösewicht, der die Gemüther schwacher Menschen ein-

zunehmen wußte, und gutherzigen Leuten unvermerkt das Geld ablocken konnte.

Seinem Vorgeben nach, brauchte er geheime Naturkräfte (denn worauf setzt man gröſſeres Vertrauen?) und Religionsübungen. (und wodurch könnte man Einfältige leichter hintergehen?) Er wartete immer bis zwölf Uhr, um, wie er sagte, die Krankheit zu bestimmen, und befahl auch seinen Patienten, sobald er sie besuchte, vor dem Schlag 12 den Mund zum Reden nicht zu öfnen. Er schnit ihnen Haare ab, legte sie kreuzweis über einander, verbrannte sie dann, und gab ihnen das Pulver ein. Er murmelte Gebetsformeln, sprach seinen Kranken viel von Bezauberung, Besitzung des Teufels vor, und hatte eine Essenz, von der er sagte, er könne sie sich nur in einer einzigen Stunde, die er aber wohl in acht nehmen müsse, im ganzen Jahr verschaffen. Es fehlte ihm an Dreistigkeit so wenig, als an Lügenhaftigkeit. Den Augenscheinlichst-Kranken sagte er trotzig: „Ihr habt die Krankheit nicht.“ Bei den fürchterlichsten Anzeigen, die er zum Theil selbst veranlaßt hatte, sagte er kaltmüthig: „Das ist gut, das muß so seyn“ — und gab nicht undeutlich zu verstehen, er sey so etwas von allgegenwärtig und an Allmacht fehle ihm nur wenig. Wenn er durch alles dieß seinen Kranken Ehrfurcht und Glauben beigebracht hatte, so erzehlte er, der falle zur Strafe in eine andere schwere Krankheit, der ihm nicht ordentlich bezahle: und man kann denken, wie geschwind und gern die gläubigen Seelen ihm bezahlt haben. Den Puls, welchen er die Lebenslinie nennte, befühlte er fleissig. Einem ohne Zweifel wassersüchtigen Mann sagte er, wie gewöhnlich: „Ihr habt die Wassersucht nicht! Wenn das wahr ist, will ich mir ein Messer in den Leib stechen lassen. Euer Lebenslicht brennt noch 25 Jahr, und ihr lebt noch länger, als das Licht brennt:“ Aber der arme Mann fiel bei der ungeschickten Behandlung des betrügerischen Gauklers in Wahnsinn, welches auch das Schicksal seiner andern Kranken war. Er sagte zwar auch hiebei ganz gelassen: „Das hat nichts zu bedeuten, das muß so seyn;“ aber der Mann starb, trotz des langen Lebenslichts, und zwar höchst wahrscheinlich durch seine Schuld. Man

brachte den Wunderthäter endlich ins Zuchthaus, und er heilt seitdem nicht mehr.

Sollte die Obrigkeit nicht überall dem Unwesen solcher Betrüger steuern, und ihnen den Eingang in das Land verwehren, die das schätzbarste Gut desselben, die Menschen ausrotten, und den übrbleibenden das Geld abnehmen? Sollte endlich nicht auch das Volk so vernünftig werden, ihnen nicht mehr Gehör zu geben? Wenn man in Montpellier einen Marktschreier entdeckte; so war man berechtigt, ihn auf einen magern Esel, das Gesicht nach hinten gekehrt, zu setzen, und ihn so durch die Stadt zu führen, mit Koth zu werfen, und mit aller ersinnlichen Schande zu überhäufen. Das beßte Mittel für so schädliche Menschen, sie zur Ergreifung einer weniger schädlichen Lebensart zu nöthigen!

Aberglaube aus dem gemeinen Leben.

Wer Grabschriften liest, verliehrt das Gedächtnis. Freilich wer es zu seiner einzigen Beschäftigung machen wollte, Epigrammen zu lesen, zu behalten oder selbst zu machen, der würde seine andere Beschäftigungen vergessen oder vernachlässigen, so daß man glauben könnte, er habe sein Gedächtnis verlohren.

Wenn der Blutfluß davon vergeht, daß man einen Frosch in die Hand nimt, oder eine getrocknete Kröte unter die Achsel bindet; so rührt dieß wol von dem Abscheu her, den man vor diesen Thieren gemeiniglich hat. Dieser zieht die Gefässe der Haut zusammen, und verhindert dadurch den Blutausfluß. Wer sich vor diesen Thieren nicht ekelt, der verspürt davon die genannte Wirkung gewiß nicht.

Garn von Mädchen gesponnen, die noch nicht sieben Jahr alt sind, ist von herrlicher Wirkung; denn die daraus gewebte Leinwand ist gut für die Gicht, und bewahret vor Hexereien. Wer sie am Leibe trägt, ist Schuß- und Stichfrei. Wenn man Gewehre damit ladet, so schießt man nicht fehl. Sollten damit etwa die Töchter zum frühern Garnspinnen bewegt werden?

Wenn eine Maus am Kleide nagt; so bedeutet es Unglück. Freilich immer ein Unglück, wenn Mäuse Kleider zerfressen;

das man aber dadurch verhütet, wenn man das Haus von diesem Ungeziefer rein hält. Wer die zerfreßnen Kleider durch andre ersetzt und bei Ermangelung des Geldes zu dessen Herbeischaffung unrechtmäßige Mittel gebraucht; dem könnte daraus leicht noch ein anderes Unglück entstehen. Zum Kato, einem weisen Mann, kam jemand früh und klagte ihm ängstlich, er habe seine Hosen von Mäusen benagt gefunden. Kato antwortete: Es ist kein Wunder, daß die Mäuse die Hosen benagt haben. Wenn aber die Mäuse von den Hosen wären benagt worden, das wär ein Wunder.

Wer viel in der Märzenluft ist, oder sich auf die Erde legt, sagt man mit bedeutender Miene, der bekommt Kopfschmerzen. Sehr natürlich! denn in diesem Monat steigen die Dünste besonders häufig aus der Erde auf, und berürsachen dem Schmerz im Kopf, der nicht jede Luft gewohnt ist. Wer sich auf die Erde hinstreckt, der athmet die dicken Dünste ein, sobald sie daraus aufsteigen, ehe sie sich noch verdünnen und zertheilen konnten; und Kopfschmerzen sind die sichre Folge.

Wenn ein Fremder in die Stube kommt; so darf man ihn nicht weggehen lassen, ohne daß er sich niedergesetzt hat, sollte es auch nur auf einen Augenblick seyn; sonst nimt er den Kindern die Ruhe mit. Höflich ist es wol, dem Fremden einen Stuhl zum sitzen anzubieten, wenn man es aber in der Absicht thut, daß dem Kinde die Ruhe nicht hinausgetragen werde; so handelt man thörigt.

Wenn eine Henne krähet, so bedeutet es Unglück. Wenn die Hüner allzugut gefüttert werden; so werden sie fett und übermüthig, und krähen, und hören auf, Eier zu legen — welches für die Haushaltung freilich nicht gut ist.

Wer früh nieset, kriegt selbigen Tag neues zu erfahren, oder etwas geschenkt. Man hielt ehedem den Schnupfen für etwas heilsames. Freilich ist er besser als eine schlimme Krankheit — aber besser noch keinen Schnupfen zu haben. Wenn man des Morgens oft nieset, so ist ein Schnupfen auf dem Weg, den jeder, wenn er will, für ein Geschenk halten mag. Man pflegt dem, der nieset, dabei Gesundheit zu wünschen, welches so sehr zur

Gewohnheit geworden ist, daß man den, der es unterläßt, für unhöflich hält. Im Jahr 577 soll unter des Pabst Pelagius II. Regierung eine allgemeine Seuche in Europa geherrscht haben, bei welcher, wie man glaubt, die Leute beim Niesen plötzlich umgefallen wären; allein, das ist irrig: Die Mode kommt vom Römischen Kaiser Tiberius. Dieser befahl, daß, wenn er durch Rom fahre und niese, jeder ihm Glück (salutem) wünschen sollte. Die Alten glaubten von allen Kleinigkeiten, daß sie gutes oder böses bedeuteten, jeder sollte daher wünschen, daß das Niesen Sr. Majestät etwas gutes bedeuten mögte. Wenn der eine etwas erzählt, und der andre nieset dazu; so glaubt man, dieß sey eine Anzeige, daß das erzählte wahr sey, in welchem Fall man alberner Weise sagt: Es ist wahr; denn es ist benieset. Wer des Morgens niset, der kriegt selbigen Tag etwas geschenkt, oder erfährt was neues. Wer jede Kleinigkeit, die ihm den Tag über begegnet, dahin deuten wollte, der würde immer glauben, daß frühes Niesen etwas bedeute. Das Niesen ist nichts anders als eine schnelle Bewegung der zum Othenholen nöthigen Werkzeuge; wie könnte es etwas zukünftiges verrathen? — Wer bei Anziehung der Schuhe niset, dem bedeutets Unglück.

Wenn in einer Stube, in welcher eine Wöchnerin liegt, jemand mit einem Tragkorb kommt; so muß man einen Span vom Korb abbrechen, und in die Wiege stecken, sonst nimt er der Mutter oder dem Kind die Ruhe mit.

Wenn die Weiber Garn sieden; so müssen sie dabei recht lügen, sonst wird es nicht weiß. Könnte diese lächerliche Meinung, an welcher gleichwol manche hangen, vielleicht nicht auf folgende Art entstanden seyn? Es ließ jemand sich aufschreiben, wie man das Garn schön weiß siede, und las, statt gute Laugen müssen das beste thun — gute Lügen ꝛc. Man probirte; das Garn gerieth, und nun entstand die Sage, man müsse beim Garnsieden recht lügen, um es weiß zu kriegen.

Es ist nicht gut, wenn man über den Kehrig geht. — Freilich nicht gut, denn man trägt den Unrath wieder dahin, wo man ihn vorher weggekehrt hatte; und es ist daher besser ihn gleich wegzubringen. Nein, sagt man, wer über den Kehrig geht, der hat

kein Glück! Wie mancher, der über den Kehrig gieng, fand einen Ring ꝛc. War das nicht Glück?

Es iſt nicht gut, den Krug, woraus man trinkt, mit der Hand über den Deckel anzufaſſen, daß er hierdurch überſpannt werde; denn das ſchadet dem andern, der daraus trinkt; denn wer zuerſt daraus trinkt, ſagt man, bekommt den Herzſpann.

Die Eltern ſollen den Kindern nicht ſelbſt Klappern kaufen ſondern ſie ihnen von andern ſchenken laſſen, ſonſt lernen ſie langſam und ſchwer reden. — Aber gewiß werden die Kinder bei den geſchenkten nicht früher ſprechen lernen, wenn man ſie darin nicht gehörig übt.

Wenn die Kinder ſchwer reden lernen, ſoll man ihnen Bettelbrodt zu eſſen geben. — Wohl könnte man von dieſer Kunſt ſagen, daß ſie betteln gehe. Soll etwa das auf das leichtere Sprechenlernen der Kinder Einfluß haben, weil die Bettelleute viel zu ſprechen pflegen?

Wenn man ausgeht oder verreiſt, ſoll man nicht wieder umkehren, wenn man etwas vergeſſen hat; ſondern ſoll es lieber durch einen andern nachbringen laſſen; denn wer das thut, dem ſollen ſeine Verrichtungen nicht wohl von ſtatten gehen. Es iſt freilich beſſer, wenn man nichts vergißt und daher nicht umkehren darf: Daß man aber, wenn dieß doch geſchehen müßte, unglücklich ſeyn werde; wer könnte dieß glauben?

Wenn die Weiber Federn in die Betten füllen, ſollen die Männer nicht zu Hauſe bleiben. Die Federn ſtechen ſonſt durch das Inneit.

Wenn die Leute eine Gluckhenne ſetzen wollen, ſo legen ſie die Eier vorher in eine Pelzmütze, woraus ſie dieſelben ſo geſchwind als möglich in das Neſt ſchütten, damit die Küchlein alle auf einmal heraus kommen.

Wenn die Küchlein nicht ſobald herauskommen; ſo brennen ſie Hollunderſtengel auf dem Heerd; denn ſo wie der Hollunder knickert, ſo glaubt man, knickern die Eierſchalen entzwei, und die Jungen kommen heraus.

Wenn man großkoppige Hüner bekommen will; ſo muß man zu der Zeit, wenn man die Gluckhenne anſetzt, einen feinen Stroh-

hut aufsetzen. — Man glaubt, aus der Bibel hiezu Ursach zu haben. Jacob machte bunte Stäbe, und legte sie über die Trankrinnen, um bunte Schafe zu bekommen: Wer etwas grosses auf dem Kopfe hat (schließt man indem er der Gluckhenne Eier unterlegt, der macht dadurch, daß die jungen Hüner grosse Koppen kriegen. Jacobs Verfahren kann hier nichts beweisen; denn er verfuhr zweckmässig, und seine Stäbe konnten von den trächtigen Schafen gesehen werden: Wird aber die Gluckhenne auf den grossen, seinen Strohhut merken, da ihr Eier untergelegt werden? Oder wird sie durch das Brüten ihren Hünern gröſſere Koppen geben können?

Der Abergläubische weiß auch Verhaltungsregeln bei dem Ansetzen einer Gluckhenne, um so viel Hüner zu erhalten. Man soll das Stroh zum Nest aus einem Ehebett von der Weibsseite nehmen; wenn man gern viel junge Hüner haben will: Hingegen von der Mannsseite, wenn man sich viel Hähne wünscht. Ein sonderbares Geheimnis, das die ergründen mögen, die daran glauben.

Wenn man sich früh gewaschen hat, soll man das Wasser nicht von den Händen abschleudern, weil man sonst die Nahrung des Tags wegschleudere. — Ein ordentlicher Mann wird nicht unterlassen, sich des Morgens die Hände zu waschen; und wenn er gesittet ist, mit den nassen Händen nicht schleudern, um andere nicht zu bespritzen. Geschehe es aber doch; so würde er in seiner Nahrung darum keinen Abfall verspüren, wenn er sonst ein fleissiger und guter Arbeiter ist.

Es ist nicht gut, wenn man eine ledige Wiege wiegt. — Warum sollte es auch gut seyn, da es ohne Nutzen ist? Wer wird es aber glauben, daß man dem Kinde, welches nachher darin schlafen soll, die Ruhe wegwiege?

Mit einem kleinen Kind soll man unter einem Jahr nicht in Keller gehen, es wird sonst furchtsam. In den Kellern ist es finster, wenn man aber den Kindern vor allem, was schwarz und finster ist, schon früh Furcht beigebracht hat; so werden sie, wenn man sie an einen solchen Ort führt, schon früh Furchtsamkeit zeigen.

Die Mutter soll den ersten Zahn, der dem Kinde ausfällt, verschlucken; alsdenn bekommt es schöne Zähne. Uible Zufälle könnte ein verschluckter Zahn wol verursachen; aber nicht dem Kinde schöne Zähne machen: Denn wo wär zwischen dem Zahn in dem Magen der Mutter, und dem Zahnwachs bei dem Kinde ein Zusammenhang?

Man soll die Kinder nicht alt Männgen oder alt Weibgen nennen, sie verkommen sonst und kriegen zeitig Runzeln an die Stirn; denn Eva nannte ihren Sohn Mann, und er wurde ein grimmiger Kerl, der die Stirn runzelte. — Warum sucht man den Grund, wenn Kinder schon frühzeitig die Stirn runzeln, nicht vielmehr in schlechter Erziehung? Man sollte ihren starren Sinn beugen, ihrem Eigensinn nicht folgen, und ihnen den Willen nicht thun, wenn sie mit dem Fuß stampfen: Dann würden sie nachgiebiger werden, freundlicher aussehen und die Stirne nicht in Falten legen. Wie oft nennen Eltern ihre Kinder Rabenaas, Donneraas, junge Teufel ꝛc. schadet das ihnen nichts?

Wenn man die Kinder unter einem Jahr in den Spiegel sehen läßt; so werden sie stolz. — Die Spiegel sind eine sehr gute, aber auch sehr gemisbrauchte Erfindung. Sie zeigen die Flecke, und befördern die Eitelkeit. Kinder aber haben im ersten Jahr noch nicht so viel Nachsinnen, daß sie sich auf ihr gutes Gesicht oder Gestalt schon etwas einbilden könnten. Des Nachts soll Niemand in den Spiegel sehen, weil man darin leicht den Teufel sehe. Man erzählt schreckliche Geschichten, wie der Teufel überdem, der des Nachts in den Spiegel gesehen, zwei Finger gehalten habe, wovon dieser ganz schwarz geworden, und lebenslang geblieben sey.

Wenn ein Hund in den Backofen sieht; so bäckt das Brodt ab. Freilich, wenn man den Backofen lange offen stehen ließ, so daß die kalte Luft hineinschlagen könnte; so würde das Brodt abbacken. Das hineinsehen des Hundes aber kann dazu so wenig thun, als wenn es von einem Esel geschehe.

Man macht drei Kreuze über den Teig, damit er desto gesegneter seyn soll; und drei Kreuze an das Brodt, ehe man es anschneidet. — Welcher Misbrauch!

Wenn Teig im Backtrog steht, soll man die Stube nicht auskehren; man kehrt sonst Brodt mit hinaus. — Etwas für faule Weiber und betrügerische Mägde, die gern von dem Teig nehmen und Kuchen backen. Die Bäcker kehren ihre Stuben aus, wenn gleich der Trog ganz voll ist, und sie verspüren keinen Abgang.

den Essigkrug soll man nicht auf den Tisch setzen, der Essig verdirbt davon. — Wer Essig ansetzen will, muß sauer dazu sehen und böse seyn, sonst geräth er nicht. — Wenn mürrische Leute durch ihre üble Laune dem Essig Säure mittheilen könnten; so würde daraus folgen, daß der Essig freundlichen Leuten umschlage, oder daß durch sie das Saure süß werden könnte. Essig giebt man nicht ohne Geld weg; denn sonst, glaubt man, könne man keinen wieder sauer kriegen: Es muß wenigstens etwas, sollte es auch nur eine Stecknadel seyn, dafür gegeben werden.

Wenn man den kleinen Kindern den ersten Brei nicht bläst, so verbrennen sie sich hernach an heissen Suppen das Maul nicht: Aber müßte sich dann nicht die ganze Einrichtung des Körpers ändern?

Wer reich werden will, der schneide das Brodt fein gleich. — Man kann an dem Brodt gewissermassen sehen, wie die Haushaltung ist. — Wenn Kinder und Gesinde bei Tische Freiheit haben, es überall nach Gefallen zu beschneiden; sollte man davon wol auf eine ordentliche, regelmässige Haushaltung schliessen? Wer in der ganzen Haushaltung ordentlich ist, der wird auch dahin sehen, daß das Brodt ordentlich geschnitten werde, daß keiner sich mehr nehme als er zur Sättigung nöthig hat, und das etwa übriggebliebene nicht umkomme.

Wenn zum Grabe geläutet wird, soll man nicht essen, sonst thun einem die Zähne weh. — Wenn man in Städten, wo um die Mittagszeit oft zu Grabe geläutet wird, darum nicht essen wollte, so würde man die Mahlzeit oft übergehen müssen. Vielleicht entstand dieser Aberglaube durch Scherz; denn gewiß thun irgend einem die Zähne weh, wenn geläutet wird, er mag übrigens seyn wer oder wo er will.

Wenn einem Kinde unter einem Jahr rothe Schuhe angezogen werden; so kann es hernach, wenn es erwachsen ist, kein Blut sehen. Jene Schusterfrau sagte das, weil ihr Mann kein rothes Leder hatte, da für ein kleines Kind rothe Schuhe bestellt wurden. Es ist nicht gut, wenn man am Leib flickt. — Freilich ist es besser, wenn die Kleidung so beschaffen ist, daß sie nicht geflickt werden darf. Wenn es aber geschehen soll; so wird es immer unvollkommen geschehen, wenn man es am Leibe thut. Von einem ordentlichen sieht man das nicht. Von einem Menschen, der ausgewachsen ist, oder irgend einen Leibesfehler hat, sagt man: Den hat Gott gezeichnet — und giebt damit zu erkennen, daß man sich vor ihm als einen gefährlichen hüten müsse. Dergleicher Leute sind durch den Fehler elend genug; werden sie es durch jene ganz grundlose Meinung nicht noch mehr? In krüppeligten Körpern wohnen oft die edelsten Seelen.

Wenn man über ein Kind hinschreitet; so wird es nicht grösser. — Wo lebt wohl ein Mensch, über welchen nicht irgend jemand geschritten wär? Uiber das Kind, welches man überschritten, und dadurch verwahrloft zu haben glaubt, pflegt man nachmals wieder herüber zu schreiten, und dadurch den Schaden wieder gut zu machen. Ein Bauer sahe einen Fuhrmann über seine Wiese fahren, holte ihn am Ende derselben ein, und drohete, ihm ein Pferd auszuspannen, dafern er nicht wieder zurückkehren werde. Wodurch wurde die Wiese am meisten beschädigt?

L... und F... soll man nicht auf dem Tisch knicken; man bekommt sie sonst alle wieder. — Es ist eine sichere Anzeige von der größten Unreinlichkeit, wenn genannte Thiere auf dem Tisch geschlachtet werden. — Wenn daher eine ordentliche Hausfrau, um dieß zu verhüten, Kindern oder dem Gesinde jene Meinung beibringt, wer wird ihr widersprechen? Denn daß L.. oder F.. darum, weil sie auch dem Tisch erschlagen wurden, wieder ins Leben zurükkehren sollten, wer könnte das denken? Wenn man mit dem Besen Tische und Bänke abkehrt; so bekommt man F...; aber gewiß nicht darum, weil man

mit dem Besen gekehrt hat, sondern weil damit die Unreinlichkeit so überhand nehmen wird, daß die F... darin ungestört nisten können.

Wer im Holz arbeitet, wird nicht reich. — Sind etwa die, welche in Sein, Eisen, und Thon arbeiten, reicher? Und hat man nicht auch reiche Drechsler, Wagner, Rademacher ꝛc?

Wenn man des Abends bei Tische sitzt, soll man mit dem Licht nicht da unter leuchten, es entsteht sonst Zank. — Dieß ist etwa nur beim Kartenspiel der Fall; weil man wann jemand das Licht nimt, eine verlohrne Karte, oder Geld wieder aufzunehmen, Betrug vermuthet oder wirklich gespielt wird, welches denn zum Streit Anlaß giebt.

Wer mit Holz, Stroh, oder andern brennbaren Materien im Feuer oder Licht gaukelt, der harnt hernach ins Bette. Aus dem Spielen mit Feuer und Licht ist schon manncher Schade entstanden; daher suchte man die Kinder dadurch davon abzuschrecken, daß man ihnen weismachte, es erfolge darauf, warum sie schon öfters Schläge bekommen hätten.

Wer bei dem Spiel Geld wegleihet, der verliehrt. — Wer sein eignes Geld schon so weit verspielt hat, daß er zu borgen genöthigt ist, der ist nachher oft nicht im Stande das geborgte wieder zu geben; oder er wird dadurch in den Stand gesetzt, wieder mit spielen zu können, und nimmt, wenn sich nun das Glück auf seine Seite wendet, den andern ihr Geld ab. Und so kann es geschehen, daß man verliehrt, wenn man beim Spiel andern borgt.

Auf der andern Seite sagt man. Man muß das Geld zum Spielen borgen, um zu gewinnen. Es ist ein Grad von Liederlichkeit, wenn man dem Hang zu Spiele so sehr folgt, daß man das Geld dazu borgt, im Fall man nichts hat. Darum kann man dabei nicht glücklicher seyn.

Wer zu Markt zieht und die erste Lösung wegborgt, der verborgt sein Glück. — Wer auf dem Markt etwas feil hat, soll den ersten Käufer nicht gehen lassen, sonst hat er kein Glück. Abergläubische Käufer und Verkäufer, beide können dadurch betrogen werden. Der erste wird kaufen, sobald der Hand

delsmann seine Bude aufgeschlagen hat; der andere verkaufen, wenn es gleich mit Schaden geschehen sollte.

Wenn ein Weib zu Markte gehen will; so muß sie den rechten Schuh zuerst anziehen; dann wird sie ihre Waare theurer los.

Wer des Morgens rückwärts aus dem Bett steigt, dem geht selbigen Tag alles verkehrt. Wenn das, was man unternimt, nicht recht von statten gehen will; so pflegt man wol zu sagen: Es ist, als wäe ich heute verkehrt aufgestanden. Es ist wider Gewohnheit, aus den Bett rückwärts zu steigen: Wenn es aber durch Zufall einmal geschehe; so würde das doch auf die Geschäfte des Tages keinen Einfluß haben. Es kommt vielmehr darauf an, wie man dabei zu Werk gehet.

Bei ganz kleinen Kindern sieht man während dem Schlaf oft die Augen halb offen, sie wenden die Augäpfel in die Höhe, als wollten sie nach etwas sehen, lächeln, und schlafen denn wieder fort, oder fangen an zu weinen. Dann sagt man: Das Jüdel spielt mit dem Kinde. In diesem Fall soll man ein kleines neues Töpfgen, samt einem Querl kaufen, und dieß so theuer bezahlen, als gefodert wird: Darein soll man das Wasser giessen, womit das Kind gewaschen ist, und es auf den Ofen stellen, daß das Jüdel damit spielen und das Wasser herausklötschern könne, bis nichts mehr drin ist. Wenn man nach etlichen Tagen wegen der Ausdünstung an dem Wasser einen Abgang bemerkt; so soll es denn das Jüdel heraus gespielt haben. Was das Jüdel ist, von dem man redet, weiß man selbst nicht.

Andere blasen Eier aus in des Kindes Brei, und hängen denn die leeren Schaalen, etliche Kartenblätter und andere leichte Sachen, mit Zwirn an des Kindes Wiege; wenn sich denn dieß durch Erschütterungen in- oder ausserhalb der Stube, Auf- und Zumachen der Thür, Zugluft oder Wärme bewegt; so sagt man, das Jüdel spielet damit.

Von Kindern, die bei starkem Essen dennoch nicht gedeihen, sagt man, daß sie das Aelterlein haben. Man weiß eben so wenig, was das Aelterlein, als was das Jüdel ist.

Wenn das Kind das Aelterlein hat, soll man es lassen in den Backofen schieben. Vorzeiten hat man bedaurenswürdige Kinder wirklich auf Schiebergebunden, und verschiedene male in den Backofen geschoben, anstatt die Ursach der Krankheit, welche eine Menge Säure im Magen ist, zu heben.

An der Wiege muß ein Drottenfuß gemahlt seyn, sonst kommt der Schlenz und drückt oder saugt das Kind aus, ob es gleich keinen Schlenz giebt.

Im langen Korn, glaubt man, hielten sich gewisse Geister auf, die man Kornengel nennt. Sie sollen besonders den Mägden gefährlich seyn. Wie diese Meinung entstanden, oder was für Engel sich da mögen sehen lassen, kann man leicht wissen.

Wenn eine Kuh gekalbet hat, so läßt man sie den Sonntag zum ersten mal wieder aus dem Stall, denn glaubt man, kalbt sie künftig allemal Mootschenkälber.

Wer einer Katze Schaden thut, oder sie todtschlägt, dem steht ein Unglück vor. — Beruht diese Meinung vielleicht darauf, daß man glaubt, die Hexen können sich am leichtesten in Katzen verwandeln?

Wem ein Floh auf die Hand hüpft, der erfährt neues. — Es ist der Natur dieser Springer gemäß, sich überall hinzusetzen, wo sie Nahrung wittern; warum sollte man glauben, daß sie dem neues verkündigen, dem sie sich auf die Hand setzen.

Wer auf den Daumen viel weisses hat, oder wem die Zähne über einander stehen, dem bedeutet es, daß er in seinem Vaterlande bleiben wird.

Wenn man aus einem Fluß Wasser holt, so muß man es von oben her hinabwärts schöpfen; denn im entgegengesetzten Fall würde man sich widerwärtige Schicksale zuziehen. Wie viele Menschen, die von dieser Meinung nichts wissen, oder nicht darauf acht geben, schöpfen, wie sie dazu kommen, und ihr Schicksal bleibt ungeändert. Wie viel Abergläubische schöpfen den Strom herab, und sind sie darum glücklicher?

Beim Schlafengehen soll man nichts auf dem Tisch liegen lassen; es kann sonst das älteste oder das jüngste im Hause nicht schlafen. Wenn man etwas von Werth auf dem Tisch

legen läßt, und glaubt, es könne Schaden leiden, oder gar weggenommen werden; so verursacht dieß freilich Schlaflosigkeit.

Wenn ein Weib zu Bette geht, und die Sterne grüßt; so nimt ihr der Geier oder Habicht kein jung Huhn.

Wenn man frisches Stroh in ein Bett thut, soll man die Knoten nicht an den Strohbändern lassen, sonst kann niemand darauf schlafen. Wenn im Bettstroh viel solche Knoten sind; so verursachen sie wol Beschwerde.

Es ist nicht gut, daß man sich Feuer oder Licht durch einen Fremden aus dem Hause tragen läßt. Sollte man sich dadurch abhalten lassen, jemand Gefälligkeit zu erweisen?

Wenn eine Magd zu einem neuen Herrn zieht; so soll sie bei ihrem Anzuge sogleich ins Ofenloch hineinsehen, damit sie es bald gewohnt wird. Jene Magd lief nach vierzehn Tagen schon wieder davon, und sie hatte bei ihrem Anzuge ins Ofenloch gesehen. Neue Mägde sollen sich bei ihrer Ankunft überall umsehen, um von dem, was sie zu thun haben, Kenntnis zu bekommen: Wenn sie denn an Arbeit gewöhnt, treu und fleissig sind; so werden sie es bald gewohnt, und nicht sobald ausser Dienst gehen dürfen.

Die Mägde ziehen an Fleischtagen an, damit ihnen das Jahr nicht lang deuchten soll. Viele lassen sich an Fleischtagen copuliren.

Wer in ein neues Haus ziehet, soll einen neuen Besen ein Brodt und Salz vorher in dasselbe schicken. — Aber wer zur Unreinlichkeit geneigt ist, der wird die Kraft des neuen Besens, den er in das Haus schickt, zur Reinlichkeit nicht gewöhnbar werden, und wer fleißig und haushälterisch ist, der wird Brodt darin haben, wenn er gleich nicht das genannte vor sich hertragen läßt.

Wenn die Weiber waschen wollen; so muß im Hause alles freundlich aussehen: Alsdann bekommt man schönes Wetter. Freilich wol; denn bei der Hausfrau ist gewöhnlich Unwetter. Wenn die Männer zanken, sollen die Weiber fliessend Wasser in den Mund nehmen; dann hört der Zank auf:

Er wird aber auch aufhören, wenn die Weiber zu rechter Zeit schweigen oder nachgeben.

Wer aus einer Birke, die mitten in einem Ameisenhaufen steht, Hähne drehen läßt, und Wein oder Bier dadurch zapft, der schenkt geschind aus. Denn Ameisen tragen zusammen; wer aus Birkenholz, das aus dem Ameisenhaufen gewachsen ist, Hähne drehet, und dadurch Wein und Bier zapft, der trägt dadurch Geld zusammen. Welch ein Zusammenhang! Warum wählt man nicht die sichrern Mittel, seine Absicht zu erreichen? indem man das, was man verkauft, in Güte zu haben sucht?

Wenn die Kinder auf den Gassen mit Spiessen und Fähnen spielen, das soll ein Zeichen des Kriegs seyn. — Aber wenn der Ausbruch eines Kriegs nahe ist; so werden im Lande Anstalten dazu gemacht, und die Kinder, die gern nachmachen, was sie von grössern sehen, spielen denn Soldat. Wenn ein Krieg wirklich ausbricht; so sagt man: Das haben die Kinder wohl gewußt.

Es ist nicht gut, wenn man einen Rost oder Dreifuß aufs Feuer setzt und nichts darauf legt; daher setzt man ihn nicht eher auf, als bis man das, was man zubereiten will, auf denselben setzen kann, und wirft ihn sogleich um, nachdem man dieß weggenommen hat. Manche glaubt, sie werde vor der Zeit alt, wenn sie den Dreifuß unbesetzt auf dem Feuer stehen läßt; daher man sich über jene Sorgfalt nicht sehr zu wundern hat.

Wer ein vierblätteriges Kleeblatt findet, der soll es aufheben, und bei sich tragen; denn so lange er es hat, ist er glücklich. Da jedes Kleeblatt mehr nicht als drei Blätter hat; so ist ein vierblätteriges ein Misgewächs, und dieses soll Glück bringen? Man darf es aber nicht gesucht, sondern muß es ohngefähr gefunden haben: Denn da es unter dem Klee viel dergleichen giebt; so würden die vier Blätter bald ihr Glücksbringendes Ansehen verliehren. Man hat Klee von fünf, sechs, und sieben Blättern: Wie glücklich müßte der seyn, der eins oder mehrere dergleichen ungesucht fände? Aber noch nie ist jemand dadurch ausserordentlich gesegnet worden.

Wenn man die Mitte des Unterarms nach der Hand zudruckt; so sieht man den Anfangsbuchstaben des Nahmens von der Person, welche man heirathet. — Die Beschaffenheit des Körpers ist bei jedem dieselbe; sie ändert sich nach den Meinungen und Wünschen des Abergläubischen nicht: Demohnerachtet sieht er oft, was gar nicht da ist.

Wenn man einem Kinde, einen Tattelkern bei sich tragen läßt; so fällt es nicht viel, und nimt durch fallen nicht Schaden. — Ehemals glaubte man, daß, wenn man auf den Palm- oder Tattelbaum eine Last lege, er dadurch nicht niedergedrückt würde; sondern sich mehr emper hebe: Daher muthmaßte man vielleicht, das ein Tattelkern eben die Eigenschaft habe, keinen zur Erde fallen zu lassen. Man probire, und sehe daß dieß ungegründet ist.

Wenn eine Frau oder Magd auf der Gasse ihr Strumpfband verliert; so ists ein Zeichen, daß der Mann oder Freier nicht treu ist. — Sonst sagte man, der Bursche dächte an sie, wenn dieß Band von selbst aufführe. Wie das Strumpfband verlohren geht; so soll auch die Treue des Liebsten verlohren gehn. Freilich wenn die Unordentlichkeit eines Frauenzimmers so weit ginge, daß sie sich nicht einmal die Strümpfe aufbände: so würde der, der sie liebt, Ursach haben, von ihr abzustehen: Und so könnte jene Sage von dem Verliehren des Strumpfbands doch wol wahr werden.

Eine Weibsperson soll Niemand an ihrer Schürze sich die Hände abwischen lassen, weil jener ihr sonst gram wird. Dann würden auch Mütter und Kinder sich weniger lieben, wenn dieß statt fände; aber wo ist gleichwol die Liebe grösser als unter diesen?

Wer ein Hufeisen, oder ein Stück davon findet, der soll Glück haben — Man sagt von dem, der eine stets lächelnde Mine hat, im Sprichwort: Er zieht das Gesicht, wie ein Bauer, der ein Hufeisen gefunden hat, und man sieht daraus, daß man das Finden eines solchen Eisens für mehr Glück hält, als der Werth desselben beträgt.

Wer sich in dem Wasser wäscht, darin ein andrer sich schon gewaschen hat, der wird dem andern feind. — Was für Feind-

schaften würden dann unter den Menschen, besonders zwischen Eltern und Kindern grassiren!

Wenn eine Weibsperson den Ohrenzwang hat, soll sie etwas, das eine Mannsperson getragen, um den Kopf wickeln, und schwitzen.

Wenn die Mägde Zunder brennen; so müssen sie von Mannshemden Stücken dazu nehmen; von Weiberhemden fängt der Zunder nicht. — So läppische Meinungen bedürfen keiner Widerlegung!

Wer eine Katze oder Hund behalten will, daß sie nicht entlaufen, der soll sie dreimal um den Heerd treiben, und sie mit dem Hintern an die Feuermauer reiben, dann bleiben sie.

Ein Mensch, der den Wolf eher siehet, als der Wolf ihn, der darf nicht fürchten, daß ihm Leid geschehen werde: Wenn aber der Wolf den Menschen eher sieht; so ist der Mensch in Gefahr. — Es ist bekant, daß fast alle wilde Thiere vor dem Menschen eine gewisse Furcht haben, wenigstens ihn nicht so leicht anfallen, als andere Thiere; besonders wenn sie merken, daß dieser unerschrocken auf sie geht. Sieht der Mensch den Wolf früher; so kann er sich vor ihm verbergen dahingegen er erschrocken ist, wenn er merkt, daß der Wolf ihn schon ins Gesicht gefaßt hat.

Wenn die Hunde heulen; so bedeutets Unglück; und man soll dann die Ohren zuhalten, daß man's nicht hört. — Das Heulen ist den Hunden natürlich, und eigen; und wenn es Unglück bedeuten sollte, so müßte auf Jägereien, und anderwärts, wo Hunde gehalten werden, täglich Feuer entstehen, u. s. w. Das Zuhalten der Ohren hindert das Hundegeheul nicht, und könnte daher auch das Unglück nicht zurückhalten, das dadurch angedeutet werden sollte. Wer das thun wollte, der würde eben so thörigt handeln, wie der dumme Strauß, der seinen Kopf versteckt, und dann glaubt, die Jäger sehen ihn nicht, wenn er sie nicht sieht.

Wer die erste Kanne Bier aus einem Faß bekömmt, soll damit geschwind fortlaufen; dann geht das Bier bald heraus. — Diejenigen, die Bier verkaufen, glauben oft, daß das Bier geschwinder abgehe, wenn eine reine Jungfer das er-

ſie hole. Wenn man die erſte Kanne dem, der den Staupbeſen kriegt, mit zum Thor heraus giebt; ſo glaubt man das Bier gehe ſo geſchwind ab, als dieſer davon gegangen iſt. Andere laſſen dem, der das Bier hohlt, gleich vor dem Faß, ein Maas austrinken, um den Abgang deſſelben zu befördern. Wozu dieſe Thorheiten, wenn gutes Bier da iſt?

Man ſoll die kleinen Kinder nicht mit bloſſen Füſſen auf den Tiſch treten laſſen; denn ſie bekommen böſe Füſſe: Aber nur dann, wenn etwas auf dem Tiſch liegt, wodurch der Fuß des Kindes verletzt werden kann. Aber bei nöthiger Vorſicht nicht.

Wer eine Schnur bei ſich trägt, womit ein Bruchſchneider einen geſchnittenen Bruch verbunden hat, der mag eine Laſt heben, ſo ſchwer er will; ſo wird er ſich nicht weh thun. Dieß iſt Betrug gewinnſüchtiger Leute, die dergleichen Bänder an ſolche, die ſchwere Laſten zu heben haben, unter dem Vorwand theuer verkaufen, daß ſie ſich alsdenn nicht verheben können. Wie mancher, der ſich darauf verließ, hat das Gegentheil erfahren.

Wenn ein Fuhrmann eine Otter- oder Schlangenzunge in ſeine Peitſche flicht; ſo werden ſeine Pferde ohne Schaden, die größten Laſten aus einem Graben ziehen, und ſich auch nicht überſaufen. — Der Fuhrmann kauft ſolche Zunge theuer, bringt ſie in dem Peitſchenſtiel an, und hält dieſe dann über die Pferde, wenn ſie ſaufen, traut alſo der Otter oder Schlangenzunge mehr zu, als ſich ſelbſt. Miſſethäter hängen, wenn ſie die Tortur kriegen ſollen, einen Zettel auf den Rücken, auf welchem der 15 Vers des 10 Pſalms geſchrieben ſteht, damit ſie ohne Bekenntnis die Peinigung ausſtehen. — Andererſeits hängt man dem Miſſethäter den 17 Vers des 51 Pſalms; oder den 2 Vers des 45 Pſ. an, um ihn durch die Folter geſchwinder zum Geſtändnis zu bringen.

Wenn die Weiber oder Mägde Säcke waſchen; ſo regnet es hernach.

Wer gestohlnen Käs oder Brod ißt, der bekommt den Schlucken davon. — So würde mancher Dieb verrathen werden!

Man soll nicht über die Spur gehen, wo sich Hunde belaufen haben. — Aber wer kann das wissen? Wie leicht würde man unglücklich seyn!

Wer einen Menschen, der sich selbst erhenkt hat, von dem Strick los macht, der wird unehrlich. — Ein Mensch, dessen Schicksal so traurig ist, daß er von Schwermuth und Verzweiflung überwältigt, sich selbst das Leben nimmt, verdient grosses Bedauern, und wenn nur noch Anschein von Hoffnung da ist — Rettung. Wer könnte so ganz alle menschliche Empfindungen verläugnen, daß er ihn ohne Hülfe lassen sollte?! Und doch war das so oft der Fall, selbst bei solchen, die z. B. durch die giftigen Dünste eines lange verschloßnen Gewölbes ꝛc. erstick wurden. Sie hätten noch gerettet werden können, wenn jenes, die Menschheit entehrende Vorurtheil, daß man durch ihre Berührung unehrlich werde, die nicht zurück gehalten hätte, welche es gekonnt hätten. Kann es Schande seyn, kann es unehrlich machen, einem Mitmenschen, der selbst in den Augen des Schöpfers hoch geachtet ist, das Leben zu retten? Vorurtheil und schändliche Lieblosigkeit verhärten die Menschen, ihren Brüdern die schuldigen Pflichten zu leisten. Ehemals machten besonders Zunftgenossen denen (ihrer Meinung nach) schimpfliche Vorwürfe, die solch einen Verunglückten aus dem Wasser gezogen, oder auf eine andere Art gerettet hatten. Jetzt denkt man billiger, und die es thun, werden sogar von Fürsten belohnt.

In einem Dorfe in Frankreich lag der Bauer, Christian Robert, am hitzigen Fieber darnieder. Einen solchen Kranken muß man niemals allein lassen. Es war aber in der Heuernte: Da waren seine Frau und Kinder auf die Wiesen gegangen, und niemand bei ihm geblieben. Nun überfiel den kranken Mann die Hitze, und es kam ihm vor, als sollte er sich erhenken. Er sprang auch wirklich, wie er war, im blossen Hemde zur Thür hinaus, über den Hof weg, nahm einen

Halfter, und hing ſich damit an einen Balken, in der Scheune. Zum guten Glück wars eben Feierabend, und die Leute kamen vom Felde nach Hauſe. Chriſtians Frau und Kinder kamen alſo auch, und da ſie ihren Vater hängen ſahen, ſchlugen ſie die Hände über dem Kopfe zuſammen, rauften die Haare aus und ſchrien: Ach! daß ſich Gott im Himmel erbarme! der Vater hat ſich erhängt. Das Geſchrei kam auch ins Dorf: Nachbar Chriſtian hat ſich erhängt! Da lief alt und jung zuſammen, ihn zu ſehen! aber keiner that das Werk der Barmherzigkeit an ihm, daß er ihn abgeſchnitten hätte; weil ſie meinten, ſie griffen damit dem Schinder ins Handwerk, und würden unehrlich. Endlich kamen der Pfarrer und Schulmeiſter des Orts auch dazu, und brachten einen fremden Barbier mit, der eben bei ihnen geweſen war. Dieſe drei waren klüger, als die ganze Gemeine. Der Pfarrer ſtieg die Leiter hinauf, rief den andern beiden zu, ſie ſollten den Gehänkten halten, daß er nicht auf die Erde falle, und ſchnit mit ſeinem Taſchenmeſſer die Halfter entzwei. Darauf brachten ſie den armen Chriſtian ins Bett, und machten ihn wieder lebendig. Die Bauern waren dabei und ſperrten vor Verwunderung die Mäuler auf. Chriſtian wurde aber wieder geſund, und hätte gern das Leben für ſeine Retter gelaſſen; ſo lieb hatte er ſie. Als hernach die Sache vor den König kam, wurden der Pfarrer und Schulmeiſter von ihm ſehr gelobt und beſchenkt, und die Bauern wurden geſtraft, daß ſie ihren Nachbar nicht gleich abgeſchnitten hatten, wie es Gott und der Regent haben will.

Man bekommt Geld, wenn man jemand in die linke Hand ſieht. — Wirklich ein ſehr leichter Verdienſt, wobei man die Mühſeeligkeiten des Lebens vergeſſen, und ohne Arbeit ſein Haupt ruhig auf Polſter oder Raſen hinſtrecken, und dann unbeſchwert einmal die Augen öfnen dürfte, einem in die linke Hand zu ſehen. Wie bequem doch der Abergläubiſche iſt!

Man ſtellt die Regenwolke ſich gewöhnlich als einen mit Waſſer angefüllten Schlauch vor, und bildet ſich ein, daß die darin enthaltene Laſt herabfallen würde, wenn der feſte Schlauch

zerrisse. Aber die Wolken sind nichts anders, als Dünste, die sich in Gestalt kleiner Bläschen in die Höhe begeben, und unserm Auge ohne Zwischenraum zu seyn scheinen, weil wir so weit hin nicht scharf genug sehen können.

Viele glauben, an dem äussersten Ende der Welt sey ein Magnetberg, der, wenn ihm Schiffe zu nahe kämen, die Eisen an sich hätten, sie so stark anziehe, daß sie scheiterten und nichts davon gerettet würde. Allein 1 die Magnete werden nur einzeln in der Erde gefunden, und ein aus Magnet bestehender großer Berg ist nicht denkbar. 2. Alle Schiffe haben viel Eisen an und in sich, jedes würde daher angezogen werden, wenn es dem Berg nahe käm. 3. Der Magnet äussert nur in gewisser Entfernung seine Kraft; daher der Magnetberg die Schiffe nicht zu so viel Meilen, als man gemeiniglich glaubt, würde anziehen können, wenn auch einer da wär. 4. Kein Reisebeschreiber hat ihn gesehen, und es ist daher zu glauben, daß man ihm in einer Spinnstube sein Daseyn gegeben hat. Er soll nach Mitternacht hinligen (vermuthlich weil die Magnetnadel im Compaß ihre Spitze nach Mitternacht wendet;) aber die Norweger, Schweden ꝛc. und Wallfischfänger wissen davon nichts: Wer könnte daher einer so albernen Geschichte glauben!

Es ist auch eine abgeschmackte Fabel, daß der Sarg des türkischen Propheten Mahomed zu Mecca zwischen zween grossen Magneten in der Luft schwebe; denn ob es gleich Magnetsteine giebt, die viele Pfunde Eisen an sich ziehen und halten; so können doch zwei in gewisser Entfernung angebrachte Magnete ein Stück Eisen nicht zwischen sich schwebend in der Luft halten, da man es auch mit aller Mühe nicht hat dahin bringen können, daß eine Nadel zwischen zween Magneten in der Luft schwebe.

Der Asbest, Amiant, Berg- oder Steinflachs, sieht fast wie faules Holz, weißgrau, grünligt, und röthligt aus. Man kann eine Art von Flachs daraus machen, den man spinnen, zu Leinwand weben ꝛc. kann. Man zerschlägt ihn nemlich in lange Stücke, legt ihn in warmes Wasser, und theilt ihn in Faden, die

man nach einem siebentägigen Waschen an der Sonne trocknet, und dann von Kämmen abspinnt. Damit die Spinnerin ihre Finger nicht wund spinne, taucht sie dieselben öfters in Oel. Die aus Asbest gewebte Leinwand hat die Eigenschaften, daß sie nicht vermodert, und nicht verbrennt, wenn man sie ins Feuer wirft. Ehedem hat man damit Gaukeleien getrieben, und den Einfältigen weiß gemacht, es sey darin der Körper Christi oder eines Heiligen gewesen, und dadurch habe sie jene Eigenschaften überkommen.

Uiber Tagewählerei.

Schon in den ältesten Zeiten fand die Tagewählerei statt. Die Heiden wählten die Tage, um etwas zu unternehmen, und die Christen ahmen ihnen darin nach. Wer seine Unternehmungen mit Bedacht und Klugheit, und zu rechter Zeit anfängt, dem werden sie auch wol an dem Tage gelingen, der für den unglücklichsten gehalten wird. Wer aber ohne Bedacht, ohne Klugheit und ohne Rücksicht auf Zeit und Ort, etwas thut, dem wird auch der glücklichste Tag sein Vorhaben nicht begünstigen. Gott selbst hat das Tagewählen verboten. Wenn Abergläubischen an einem und demselben Tage ein paarmal Glück oder Unglück begegnet; so legen sie ihm gleich eine besondere Kraft bei, und sehen ihn als die Ursach der Dinge an, die sich darin zutragen. Unser eigenes Verhalten, und unser Bestreben, nicht die Tage, die der Aberglaube dazu ausersehen hat, bestimmen unsere Schicksale. Wie manches Geschäfte wurde dadurch zurückgesetzt, das heute mit gutem Erfolg hätte unternommen werden können; morgen aber versäumt, zurückgestellt werden muß? Wie oft wurde das Lebensglück dadurch verbittert, Freude in Trauer verwandelt, und Zufriedenheit und Ruhe gestöhrt?

Wenn ein Fremder des Montags zur Stubenthür hinein sieht, und nicht ganz hineingeht, der macht, daß der Mann die Frau schlägt. Der unverständige Mann wird glauben, er erfülle des Schicksals Rathschluß, wenn er, nach diesen Anzeigen, sein gutes Weib mißhandelt.

Wer am grünen Donnerstag, oder drei Freitage hinter einander fastet, der ist selbiges Jahr vom Fieber frei; wer es aber schon hat, dem vergeht es davon. Durch solche Meinungen werden die Hoffnungen des Elenden (denn sie müssen immer fehl schlagen) nur noch mehr getäuscht, er wird Muthlos, bricht unzufrieden in Klagen aus, und hört auf dem zu vertrauen, der der Menschen Schicksale lenkt.

Die Kinder soll man Freitags nicht baden, weil sie aus ihrer Ruhe kommen.

Wenn des Sonnabends der Wocken nicht abgesponnen wird; so wird aus dem übrigen Flachs und Werk kein gut Garn, und bleicht sich nicht weiß.

Der Tagewähler unterläßt viel gutes, weil er die Zeit, da er es eigentlich thun sollte, für unglücklich hält, die Gelegenheit vorüber läßt, und je länger er ansteht, zu seinem Misvergnügen immer neue Schwierigkeiten sieht. Er hat überall grosse Hoffnung, die ihn aber oft betrügt. Das Mittel, welches er bei Krankheiten gebrauchen soll, muß an einem glücklichen Tag zubereitet seyn. Er fürchtet Verderben und Tod, und läßt lieber seine Hände in den Schoos fallen, als daß er es sollte abzuwenden suchen; denn der Tag prophezeiht keinen Erfolg. Auf der andern Seite hofft er von lächerlichen Mitteln alles. Wenn er etwas gethan hat, das seiner Meinung nach gewiß hilft; so bleibt er ruhig, und läßt das Ungeziefer auf Feldern und in Gärten sich vermehren. Der Tagewähler erwartet nichts von Gott; sondern von dem Tage, an welchem er etwas verrichtet, und hofft alles vom Nicasius, St. Peter u. s. w. Er schadet sich, indem er auf Nutzen denkt; und macht den, dem er zu helfen sucht, elender. Er macht sich Feinde, weil er mit seinem vermeintlich guten Rath jedem zu dienen sucht, und ihn dadurch in Schaden bringt. So ungegründet, widersprechend und abgeschmackt die Meinungen des Tagewählers sind; so fest hält er an denselben. Er ist schon oft getäuscht, und glaubt immer wieder. Hellmuth, ein wohlhabender Bauersmann in G. konnte daher seinen Kindern nichts bessers hinterlassen, als

daß er sie vor der Tagewählerei warnte, und ihnen die Schädlichkeit derselben zeigte. Hier ist etwas von ihm:

Vater Hellmuth starb, alt und lebensatt. Er hatte das Vergnügen, seine Kinder groß gezogen zu haben, und die gewünschte Hoffnung, daß sie nützliche Menschen und tugendhaft seyn würden. Er hinderließ ihnen ein gutes Vermögen. Aber was könnte ihnen das helfen, sagte der Alte, wenn sie es nicht gut zu brauchen wüßten, oder wenn sie kein gutes Herz hätten? Die Nachricht von des alten Hellmuths Tod erfüllte bald die ganze Gegend. Jeder sagte, er sey ein guter Mann gewesen; man habe seines gleichen nicht viel. So wie um ihn hat man noch nie weinen sehen. Er begegnete dem Gesinde nie hart, und konnte mit Güte alles ausrichten: Aber er legte keinem zu viel Arbeit auf, und wer durch Fleiß und Wohlverhalten sich auszeichnete, erhielt eine verhältnismässige Belohnung. Jeder that in der Stille, was er zu thun hatte, man hörte kein Lermen und Fluchwort. Jeder diente bei Hellmuth gern, und blieb bei ihm. Die Knechte sagten: Wir haben einen guten Herrn, und kennen nun einmal seine Mode, und auf uns kann er sich verlassen. Bei seinem Leichenzug waren aus allen umliegenden Dörfern viele, und aus aller Augen sahe man Thränen fliessen.

Da man nach Verlauf der gewöhnlichen Zeit das Testament öfnete, fand man ein versiegeltes Päckchen, auf welchem geschrieben stand: Vermächtnis für meine Kinder. In demselben waren geschriebene Aufsätze, welche folgendermassen lauteten.

Meine Kinder!

Ihr wißt schon, daß bei der Hauswirthschaft viel auf Erfahrung ankommt: Man muß, wenn man etwas neues anfängt, behutsam seyn, um nicht in Schaden zu gerathen; und darauf denken, wie man etwas besser einrichten könne. So wie nicht alles neue anwendbar und gut ist; so ist auch nicht alles darum gut, weil die Vorfahren es so machten. Ich habe in den vielen Jahren, da ich meinen Acker bearbeitete, hierin mancherlei Bemerkungen gemacht; besonders aber erfuhr ich,

daß man oft etwas für bewährt hält, was es nach genauerer Unterſuchung nicht iſt: Oft ſind Betrügereien die verſteckte Urſach. Euch davor zu warnen, ſchrieb ich gegenwärtiges. Leſet und befolget es, es wird nicht ohne Nutzen ſeyn!

Wie oft habe ich in der **Burkhartswoche**, * welche zur Saat für unglücklich gehalten wird, meinen Saammen ausſtreuen laſſen, und er gedeihete wohl, und andere, die es mir widerriethen, bedauerten es nachmals, daß ſie es nicht ſo wie ich gemacht hatten. Wenn das Wetter günſtig, und die Zeit da iſt, muß man ſich an gewiſſe Vorgebungen nicht kehren. Eben in dieſer Woche pflegen die Kirchweihen ihren Anfang zu nehmen, weil Jahreszeit und Witterung noch bequem dazu iſt; alſo wird die Saat nicht vorgenommen. Man gab daher vor, es ſey nicht gut, zu ſäen. Seht die Betrügereien des Geſindes!

Am grünen Donnerſtag ſoll man vor Sonnenaufgang dreierlei Frucht ſäen, und ſobald der Saamen aufgegangen iſt (daß er in die Halme ſchieſſen kann) alles vom Boden wegſchneiden, hacken und eine Salbe daraus machen, die das einzige und beſte Mittel für alle Brandſchäden ſeyn ſoll. Ich habe immer vor dergleichen Mitteln gewarnet, und gerathen, daß man bei vorfallendem Unglück einen verſtändigen Mann um Rath fragen und brauchen ſoll. Ich wiederhole dieſe Warnung auch euch, daß ihr zu Hirten und andern dergleichen Leuten nicht geht, wenn ihr Hülfe braucht. Warlich, ſie helfen nicht; ſondern machen das Uibel, wovon ſie befreien ſollen, nur noch gröſſer.

Andere glauben, ſo viel Laſten Miſt in der Charwoche aus dem Dorf oder Hof gefahren würden, ſo viel Leichen würde man aus ſolchem Ort zu Grabe tragen: Und ſo viel Bett-

* Burkhardus war aus England nach Deutſchland berufen, wo er ſich um die Ausbreitung der chriſtlichen Religion ſo verdient machte, daß er 746. Biſchof zu Würzburg wurde. Man nannte d. 11. October nach ſeinem Nahmen, um dadurch ſeine Verdienſte im Andenken zu erhalten. Wie könnte man nun glauben, daß dieſer Tag auf die Saat nachtheiligen Einfluß habe?

oder Tischtücher man in dieser Woche auswaschen lasse, so viel Menschen würden in dem Jahr sterben. Freilich, wer in der Charwoche lieber schlachtet und bäckt, und den Feiertagepuß in Ordnung bringt, der entfernt Mistbreiten und Waschen. Damit es nun unter einem Vorwand geschehe; so giebt man vor, daß diese Beschäftigungen lebensgefährliche Wirkungen hätten. Ein guter Hauswirth veranstaltet die nöthigen Mistungen schon vorher, weil er durch die Feiertage gehindert werden könnte, den ausgefahrnen oder ausgestreuten Mist unterzuackern, der daher durch Winde würde ausgezehrt werden.

Wenn der Acker schlecht gepflügt, nicht gedüngt, mit schlechtem Saamen und nachlässig bestellt ist, oder wenn die Jahrswitterung unfruchtbar ist: Sollten denn wohl die Pilverschnitter (auch Pilzen- oder Hilpertsschnitter genannt) Schuld daran seyn, daß wenig Getraide in die Scheune kommt?

Wer am Charfreitag Laugenprezeln ißt, bleibt das ganze Jahr vom Fieber frei. O, wenn unser Körper dazu geneigt ist, so wird die Krankheit ausbrechen, und sich an die gegessene Laugenprezel nicht kehren. Mancher hängt am Charfreytag seine Kleider in die Sonne, und glaubt denn, daß darein weder Motten noch Schaben kommen würden. Mir scheint das sehr natürlich. In der Zeit, in welche dieser Tag fällt, pflegt noch eine heftige durchdringende Luft zu wehen, wodurch Motten und Schaben können ausgerieben werden.

An dem sogenannten Pfeffertag soll es schädlich seyn, Dünger aufs Feld zu fahren, denn Stall zu misten ꝛc. Wir haben, wie ihr selbst wißt, hierauf nicht geachtet, und sind bisher Gottlob vor Schaden bewahrt geblieben, von dem zum Theil unsre Nachbarn betroffen wurden. Andre mögen dabei ihre Rechnung finden, und an solchen Tagen unthätig bleiben: Ich glaube aber, daß, wer ehrlich durch die Welt, und etwas vor sich bringen will, unter keinem Vorwand seine Berufsgeschäfte dürfe liegen lassen. Wenn ein Selbstmörder auf den Kirchhof begraben wird, so sollen in dem darauf folgenden Jahr die Früchte in der Gegend nicht gut gerathen. Also soll man einen Unglücklichen, den sein hartes Schicksal so

muthlos machte, daß er ſich ſein Leben gewaltſamer Weiſe ſelbſt raubt, nachdem er ſich vorher beräubt hatte — dahin begrabeu, wohin man das Vieh ſcharrt? Martin hänkte ſich; ihr erinnert euch, wie viel Mühe ich hatte, daß er ehrlich begraben wurde; und verſpürten wir wol Unſeegen an unſern Feldfrüchten? Wir thaten eine gewünſchte Ernte, und man ſahe daraus, wie thörigt jenes einem vernünftigen Menſchen ſo ganz unanſtändige Vorurtheil iſt.

Wenn man am Tage **Sylveſter** * die Maulwurfshügel abträgt; ſo wirft der Maulwurf ſelbiges Jahr nicht mehr, denkt mancher: Ich denke, der Maulwurf wird nicht aufhören, zu wühlen, (denn damit ſucht er ſeine Nahrung) wenn man ihm auch ſeine Hügel wegträgt, und ſich daran nicht kehren, daß es am Sylveſtertag geſchah. Man fange die Maulwürfe, und verſichre ſich durch ihren Tod, daß ſie den Gärten und Wieſen künftig keinen Schaden thun können. Wenn man am **Tiburcii**- oder **Abdonstag** die Dornen, Diſteln, Schilf und anderes Unkraut aushackt, ſollen ſie nicht wieder wachſen. Wenn man nur recht viel ſolche Tage im Jahr hätte, von denen man glaubte, daß das Unkraut nicht wieder wachſe, wenn es an denſelben ausgehackt werde; dann würde es bald vermin-

* Dem letzten Tag im Jahr.

dert werden, folglich den heurigen Schaden nicht mehr thun können.

Schreibt man am Tage Nicasii * früh Morgens stillschweigend an alle Thüren des Hauses! Heute ist Nicasii tag; so werden dadurch die Mäuse vertrieben. Das wäre freilich ein wohlfeiles Mittel; — aber wer kann glauben, daß es helfe? Die Pfeifer und Raupen zu vertreiben, nimm neun Stück Raupen von jeder Ecke, und hänge sie in den Rauch; — so sind ihrer 36 vertrieben. Am Petri Tage den Hünern die Nester gemacht, bringt viel Eier, glaubt mancher — aber wer könnte so etwas glauben? denn wo ist zwischen dem St. Peter und dem Eierlegen der Hüner ein Zusammenhang?

Die Weinreben sollen am besten gedeihen, wenn sie dann eingelegt werden, wenn im Calender das Zeichen der Jungfrau steht. Nein, von Gott müssen wir den Seegen bei allem erwarten. Von ihm kommt Witterung und Gedeihen. In der Nacht auf den Neujahrstag umwinden viele ihre Obstbäume mit einem Strohseil. Einige sprechen dabei kein Wort andere sagen eine Seegensformel dabei her, oder stecken in das Seil einen kupfernen Pfennig, damit die Obstbäume in dem künftigen Sommer desto reichlicher Früchte tragen. Gott ist es, der alles mit Weisheit und Güte ordnet, und von dem die grössere oder geringere Fruchtbarkeit der Bäume abhängt. Wer sich an ihn wendet, der wählt den rechten Weg. Wer aber leblose Creaturen, dergleichen die Bäume sind, anredet, und ihnen gleichsam ein Opfer bringt, der begeht eine Art von Abgötterei, und giebt die Ehre nicht, dem sie gebührt. Oder könnte man glauben, daß Gott durch solche Alfanzerei bewogen werde, den gewöhnlichen Lauf der Dinge und die Natur der Bäume zu ändern, und sie vor andern fruchtbar mache? Ist es nicht weit sicherer einen Baum zu umgraben und zu düngen, um diese Absicht zu erreichen? Ist denn der Neujahrstag ein anderer, als die übrigen? Menschen haben die Ordnung gemacht, den Jahresanfang vom ersten Januar zu

* Fällt nach dem dritten Advent.

rechnen *. Da dieß aber eine von Menschen willkührlich abhangende Sache ist; so kann sie in der Natur der Dinge keine Veränderungen hervorbringen, und die Bäume nicht fruchtbar machen. Am Bartholomäitage gehen die Mägde nicht in das Kraut, um Blätter für das Vieh zu holen, weil Bartholomäus an diesem Tag Krauthäupte in das Kraut werfe, den man daher nicht stöhren dürfe. Wie könnte Bartholomäus in allen Ländern die ungeheure Menge Krauthäupte ausstreuen? Wer könnte sich des Lachens enthalten, wenn er so etwas mit zuverlässigen Mienen sagen hört! -

Wenn die Obstbäume auf Fastnacht beschnitten werden; so bekommen sie selbiges Jahr keine Raupen, und die Früchte keine Würmer. — Als ob Fastnachten um der Bäume willen einfiel; oder als ob Raupen und Würmer sich an dieses Verfahren kehren würden!

An Fastnachten soll man keine Suppe essen, weil sonst die Nase stets triefe. Wer aber wird sich dadurch hindern lassen, die gute Suppe zu essen, die er vor sich hat? Auf Fastnachten spinne man nicht, es giebt sonst lauter Bratwürste. Flicke nicht, sonst werden den Hünern die Löcher zugeflickt. Laß deine Hausfrau oder Magd auf dem Tisch tanzen und rücklings herunter springen; so bekommst du langen Flachs — wenn er lang wächst.

Wenn du Lein säest, so nimm einen langen Sack dazu, laß den Saamen recht lang in den Sack hineinlaufen, ziehe ihn wieder recht lang heraus; so wird der Flachs auch lang; — wenn der Saame gut, und das Wetter darnach ist.

Wenn es am Urbanstag regnet, sagen einige; so geräth der Wein gut: Ist der Tag heiter; so kann man einer guten Traubenernte entgegen sehen. Manchem ist diese hoch zu stehen gekommen; denn wer darnach den Ein- oder Verkauf des Weins bestimmt, der kann gewaltig betrogen werden. Ein

* Am ersten Januar hat der Heiland, nach wahrscheinlicher Berechnung, in der Beschneidung zuerst sein Blut vergossen; daher die Christen mit demselben das neue Jahr anfangen. Ehedem fieng sich das neue Jahr den 21 März an, wo wir jetzt den Frühling anfangen.

guter Landwirth wird sich zwar so weit nicht vergessen, daß er Weinsorten in den Keller legen, Besuche abwarten, und mit den Gästen wacker zechen sollte; denn dabei würde er gewiß zurückkommen, das gehört nur für die reichen Städter: Ich sage euch das blos zur Warnung, damit ihr euch aus Irrthum nicht selbst betrüget; und man kann nicht wissen, wie ihr in eurem künftigen Leben Gelegenheit dazu finden könntet. Der Amtmann in D. kaufte einem Weinkärner sein letztes Faß ziemlich theuer ab: Der Gutsherr hörte es kaum, als er dem Amtmann ansehnlichen Profit anbot; und erhielt mit Mühe nur die Hälfte. — Es hatte am Urbanstag geregnet; die Weinernte aber fiel ergiebig aus, und sie sahen sich betrogen.

Wie vielerlei sonderbare Meinungen hat man von der Johannisnacht! Den Tag vor Johannis hänzt man in Sachsen eine aus Klapprosen, Kornblumen, Rittersporn ꝛc. gemachte Krone in die freie Luft, davon die Blumen, wenn die Krone 9 Tage gehangen hat, gutes Ratten- und Mäusepulver seyn sollen. Diese Eigenschaft sollen auch die Aehren aus den Erntekränzen äussern, nachdem sie ein Jahr gehangen haben. Einige glauben, daß wenn sie am genannten Tage zwischen elf und zwölf Uhr an der Wurzel einer kleinen Pflanze, welche sie Johanniskraut nennen, schneiden, das Blut des Täufers Johannes in kleinen Körnern sich zeige, und daß solches gleich nach 12 Uhr wieder unsichtbar werde. Mir scheint es, ich mögte sagen, einfältig, zu glauben, daß Gott alle Jahr an diesem Tage ein Wunder thun, und das Blut des vor so langen Zeiten enthaupteten heiligen Mannes fliessen lassen sollte; besonders da man, wenn ich mich recht erinnere, nicht gewiß weiß, an welchem Tag er enthauptet ist. Die an der Wurzel dieses Krauts befindlichen Körner, welche die Eier von einem gewissen Insect sind, welches sie, wie ich sicher bemerkt habe, im Monat Junius daran legt, geben, wenn man sie zerquetscht, einen rothen Saft, den man aber nicht nur am Johannistage, sondern im gedachten ganzen Monat hier findet; daher er um so weniger für das Blut des Johannes gehalten werden kann.

An dem Johannistag früh holen unsre G . . auer stillschweigend flieſſend Waſſer, bewahren es sorgfältig auf, und glauben, es halte sich das ganze Jahr frisch. Ich habe solch Waſſer nie gesehen, das ein ganzes Jahr wär aufbehalten worden. Man begnügt sich gewöhnlich damit, es einige Zeit aufzubewahren, sonst würde es wol wie jedes andre stinkend werden. Soll etwa in der Johannisnacht die Luft dem Waſſer dieſe sonderbare Eigenschaft mittheilen; oder das stillschweigende Schöpfen dazu beitragen? Mir scheint das eine so sonderbar als das andere.

Wenn der schwarze Johannisbeerstrauch unter gewiſſen Ceremonien ausgegraben wird; so glauben einige, daß die Beeren dieſer Staude Kraft bekämen, die Gicht zu vertreiben, sobald die kranke Perſonn davon esſe. Zu dem Ende holt am Abend vor dem Johannistag eine Frauensperſon von dem Gärtner einen solchen Strauch. In der darauf folgenden Nacht um 12 Uhr zieht ſie sich ganz nackend aus, nimt den Strauch, und geht damit in den Garten. Hier gräbt ſie ein Loch, und ſetzt, indem ſie gewiſſe Worte ſpricht, den Strauch hinein; und dadurch ſollen die Beeren dieſer Staude Kraft bekommen, denen, die ſie eſſen, die Gicht zu heilen. Aber ich denke: Schwarze Johannisbeeren bleiben ſchwarze Johannisbeeren, man mag die Staude um Mitternacht vor dem Johannistag pflanzen, oder zu einer andern Zeit; man mag dabei mutternackend ſeyn, oder Kleider anhaben, dabei ſprechen oder nicht. Ich habe in meinem ganzen Leben auch keinen geſehen, der durch das Eſſen ſchwarzer Johannisbeeren von der Gicht wär befreiet worden; denn die Einbildungskraft, die ſonſt wohl leichtere Krankheiten heilen mag, iſt doch nicht kräftig genug, die Gicht zu vertreiben.

Wenn es am Johannistag regnet, ſollen die Nüſſe nicht gut gerathen. Der ſonſt alles befruchtende Regen kann, wenn er am Johannistag fällt, unmöglich die Urſach davon ſeyn, wenn die Nüſſe mißrathen, das hat die Erfahrung allzuoft gelehrt. Die Bauern wälzen ſich am Johannistag wol in den Zwiebelbeeten herum, um dadurch zu verurſachen,

daß ſie groß wachſen. Es iſt wahr, daß, wenn um dieſe Zeit das Kraut der Zwiebeln zertreten wird, die Zwiebeln gröſſer werden, weil dann die Fruchtbarkeit nicht in das Kraut ſteigt; ſondern in ihnen ſelbſt zurück bleibt. Daß das Zerknicken aber am Johannistag, und dazu durch Umwälzen auf den Beeten geſchehen müſſe; wer könnte das ſagen?

Am Johannistage ſoll man nichts grünes von der Erde aufheben, auch an Blumen nicht riechen, um nicht den Leichwurm zu bekommen, der alsdann ſchwärmen ſoll. Dort ſucht man das Leben zu friſten und den Tod zu verſcheuchen; hier fürchtet man ihn auf eine abentheuerliche Art. Denn was iſt der Leichwurm, wer hat ihn geſehen, wem hat er das Leben genommen, und warum ſollte er gerade am Johannistag ſchwärmen, dem das Leben zu nehmen, der etwas grünes aufnimt, oder auch nur an eine Blume riecht?

Je zuweilen ſtoßt man auf Meinungen, die an ſich zwar unrichtig, aber doch nützlich ſind, und ich ſchlieſſe daraus, daß man auch Vorurtheile (wenn man ſie anders nicht ausrotten oder berichtigen könnte) zu etwas nützlichem gebrauchen müſſe: Ob es wol, im ganzen genommen, nicht gut ſeyn, und am Ende doch ſchädliche Folgen haben mag, wenn man den Unwiſſenden täuſcht; ſollte es auch in der Abſicht geſchehen, ihn da-

durch zu etwas gutem zu bewegen. Wenigstens wird es weit besser seyn, wenn man eben diese Absicht so erreichen kann, daß keiner dabei hintergangen wird. Es ist eine gemeine Bauerregel, daß das Federvieh viel Eier lege und glücklich ausbrüte, wenn man zur Fastnachtszeit die Ställe säubert. Die träge Magd würde zur kalten Fastnachtszeit von dem warmen Ofen weggelermt werden müssen, den Stall zu reinigen, wenn diese Regel sie nicht in Bewegung setzte. Aber das Federvieh liebt zu allen Zeiten einen reinlichen Stall; denn wie bekannt, vermehrt sich sonst bei entstehender wärmern Witterung das Ungeziefer in demselben, von dem das Vieh geplagt, abgemattet und ausser Stand gesetzt wird, dem Eigenthümer den erwarteten Nutzen zu verschaffen. Uiber dieß ist um diese Zeit die Düngung in den Gärten und auf Wiesen noch am vortheilhaftesten, weil die Winterfeuchtigkeit den Dünger zu besserer Wirkung bringt und das Gesinde zu dieser Arbeit noch die beste Zeit hat.

Einige halten die Mittwoch, andere den Donnerstag, andre den Freitag zu Unternehmungen für unglücklich; und ich glaube, daß kein Tag in der Woche ist, der nicht in verschiedenen Gegenden und Orten dafür gehalten wird. Nachlässigkeit und Faulheit ist davon die Ursach. Ihr meine Kinder werdet kämen Tag vorüber gehen lassen, daß ihr mit euren Händen nicht etwas gutes schaftet. Die Ferken pflegt man an Fleischtagen abzusetzen. Am Mittwoch gebohrne Kälber sollen von der besten Art seyn, man soll sie im Stall beibehalten; aber die am Valentinstage geworfene sollen nicht zur Zucht dienen. An diesem Tage soll man auch keine Henne zum Brüten aufsetzen. Natürlich! weil es da noch kalt ist. Am Mittewoch soll man kein Kalb abbinden, nicht ein- und ausziehen, soll keine Magd in oder ausser Dienst gehen. Am Freitage soll man kein Kind baden, allen Wein und Essig füllen. — Mögen andere sich mit solchen Meinungen quälen, darüber ihre Pflichten vergessen und durch eigne Schuld endlich Schaden leiden: Ihr sollt euch ihnen nicht gleich machen! Am Freitag ein neugewaschenes Hemde

angezogen, dienet für das Grimmen! Gut, wer es dadurch vertreiben kann!

Hie und da habe ich wol gehört, hält man den Tag der unschuldigen Kinder für unglücklich, widmet man die Tage der heiligen Agnes, des Valentins und Marcus den Liebessachen, und glaubt, das, was man in dieser Rücksicht an genannten Tagen vornehme, sey von besonders glücklichem Erfolg. Was doch die Menschen von je für sonderbare Einfälle hatten!

Am Himmelfahrtstage wollen die Weiber nicht nähen, weil sie glauben, wer das genähete trage, sey bei einem Gewitter in besondrer Gefahr. Wieder eine Entschuldigung für Unordentliche. Daß das Gewitter nach den Metallen ziehe und darnach schlage, habe ich gehört; aber wer könnte glauben, daß es auch nach dem hinschlage, was am Himmelsfahrtstage genähet ist.

Viele essen am grünen Donnerstag Prezeln, um in dem Jahr vor dem kalten Fieber sicher zu seyn. Es ist bekant, daß in Sachsen die sogenannten Fastnachtsprezeln am grünen Donnerstag zum leztenmal gebacken werden. Um nun die Leute zum Essen der letzten frischen Prezeln aufzumuntern, fabelte man das, und mancher ist thörigt genug, es zu glauben.

Am Frohnleichnamstag eine blaue Kornblume mit der Wurzel ausgerauft, soll das Bluten der Nase stillen, wenn man sie in der holen Hand so lange an dieselbe hält, bis sie erwärmt ist. Wenn auch die genannte Wurzel Kraft hätte, Nasenbluten zu stillen; so würde es doch nicht nöthig seyn, sie gerade am Frohnleichnamstage auszugraben. Es ist dieß eben so sonderbar, als wenn man sagt: Wer an Petri Kettenfeiertag Mohnköpfe abschneidet, aus deren Saamen Oehl preßt und es einnimt, der schläft gut darnach; denn der Mohn hat an sich die Eigenschaft, den Schlaf zu befördern, wenn er auch nicht an einem besondern Tag abgeschnitten wird. Den Kappsaamen soll man nicht des Abends säen; es mögten sonst lauter weisse Rüben aufgehen.

Wenn am Lichtmeß- oder Mariä Reinigungstag die Sonne scheint; so sagen die Schäfer, sie wollten lieber den

Wolf in ihren Höfen sehen, als die Sonne. Die Weiber verlangen Sonnenschein, weil, wie sie glauben, der Flachs gerathe, wenn sie an diesem Tage tanzen. Kommt die Wirkung zum bessern Flachswachsen vom Sonnenschein, wozu braucht man zu tanzen? Kommt sie aber vom Tanzen, warum wünscht man den Sonnenschein so sehnlich? Man hat den Sonnenschein am genannten Tag oft zum Vorwand genommen, den Tag zu durchschwärmen. Ich gestattete das nie, und ließ meinen Leuten lieber zu einer andern Zeit einige Freiheit, um sie in dergleichen Vorurtheilen nicht zu bestärken. Oft hatte ich das Vergnügen, den schönsten Flachs vorzuzeigen, wenn es gleich am Lichtmeßtag geregnet hatte.

Wer kein säet, soll dem Säemann ein Trinkgeld geben, weil sonst der Flachs verdirbt. Wer mag es glauben, das ein Trinkgeld, dem Säemann gegeben, den Flachs könne besser wachsend machen? Wer merkt es nicht, daß die Säeleute selbst die Erfinder dieser Meinung sind, bei welchen eine kleine Belohnung zur genauern und bessern Verrichtung der Arbeiten immer viel thut? Wer sich die Liebe der Dienstboten gern erwirbt, nicht unbillig gegen sie verfährt, der wird nicht nöthig haben, durch besondere Belohnungen sie zur Erfüllung ihrer Pflichten zu treiben.

Wenn es am Medardi oder am Johannistag, oder am Mariä Heimsuchung regnet, soll es vierzig Tage, und wenns am Siebenschläfer * regnet, sieben Wochen hinter einander regnen. Es kann seyn, daß um diese Zeit die vom Winter in der Luft zurückgebliebenen Feuchtigkeiten im Regen herunterfallen; aber es widerspricht aller Erfahrung, und es würde sehr thörigt seyn, etwas zu glauben, das man schon so oft unwahr gefunden hat.

Der Winter hat vertragen, es wird nicht kalt, sagt das Volk, wenn er sich früher als gewöhnlich zeigt; es ist aber auch wider die Erfahrung.

Man glaubt, die Leute, die an den Thürmen und am Wasser arbeiten, können das Wetter beschreien, daß es nicht regne,

* Zu Ende des Juni.

bis sie mit ihrer Arbeit fertig wären. Das können sie nicht; aber sie wählen zu solcher Arbeit eine Zeit, wo beständige Witterung zu vermuthen ist. Und wie oft sieht man nicht, daß dergleichen Arbeiten durch Regen und Unwetter unterbrochen werden? Es ist fast kein Stand, der nicht von seinen Beschäftigungen besondere Meinungen hätte. Die Förster glauben, bei der Holzsaat müsse man auf das Calenderzeichen sehen. — Richtet sich denn der Saame, der noch in den Zapfen ist, bei dem Ausfallen nach den Calenderzeichen? Zum Bausamensäen wird eine glückliche Hand erfordert. — Die Hand ist unglücklich, wenn der Kopf dumm denkt. Das Holz, welches in den Hundstagen gefället wird, brennt nicht. — Aber nicht darum, weil es gerade in den Hundstagen gefällt wird; sondern weil zu der Zeit die Bäume ihren höchstflüssigen Saft verliehren, folglich ihr Holz bei der Feuerung die erwartete Wirkung nicht giebt. Das Eschenholz curirt alle offne und andere Schäden, wenn es am Johannistag oder Charfreytag, Morgens vor Aufgang der Sonne stillschweigend geschnitten wird. Wer hat das erfahren? — Der Eichmistel heilt die fallende Krankheit, und ist bei Menschen und Vieh sehr heilsam. — Der Mistel entsteht aus dem stockenden Saft des Eichbaums, wie könnte er besondere Kräfte zu heilen haben.

Ich kenne die Bereitwilligkeit, meine Kinder, mit welcher ihr meinem Rath bisher folgtet, und zweifle nicht, daß ihr auch nach meinem Hingang die Lehren und Warnungen hören werdet, die ich euch hier geschrieben habe. Ihr gehört nicht unter die, welche nur durch eignen Schaden klug werden, und ich kann daher die Ermunterungen übergehen, die euch zur Befolgung dessen, was ich gesagt habe, bewegen sollten. Doch kann ich die Feder nicht niederlegen, ohne euch noch folgenden Aufsatz zu geben, den ihr als einen Auszug von Unterredungen ansehen könnt, die ich mit dem verstorbenen Pfarrer zuweilen hatte; und ich überschreibe ihn:

Bewährte Witterungsregeln.

Der Calender ist das Buch nicht, das man um Veränderung des Wetters, oder um sonst etwas rathfragen könn-

te. Man gebe acht, wie unwahr er redet, und wie wenig seine Prophezeihungen eintreffen.

Mancher ist thörigt genug, zu glauben, das Wetter sey beschrieen, wenn es so nicht eintrift, wie sein Calender sagt. Die Veränderung der Witterung muß Ursachen haben, die aber nicht in dem Lauf der Gestirne, und in deren Stellung gegen einandre zu suchen sind. Indeß giebt es doch einige Anzeigen, woraus Wetterveränderungen ersehen werden können.

Morgenroth, Abend Roth: Wenn es aber Abends eine Röthe hat, so ists Morgen schön. Wenn man am Himmel eine Röthe wahrnimt, so ist das ein Zeichen, daß der Luft reis mit vielen Dünsten angefüllt ist, und man kann daher Regen oder eine andere Wetterveränderung vermuthen. Des Nachts werden sie durch die Kälte gedrückt, fliessen zusammen, und werden schwerer, und fallen in Tropfen herunter: Daher kann man auf den folgenden Tag klar Wetter vermuthen, weil nun die Luft von Dünsten gereinigt ist. Hieraus sieht man, warum aus Abendroth und Thau schön Wetter prophezeihet werden kann. Siehet man Morgenroth so verdünnt und zerstreut die Sonne durch ihre Hitze die Dünste welches verursacht, daß sie einen grössern Raum einnehmen: Dadurch wird das Gleichgewicht der Luft gehoben, und es entsteht Wind; dieser treibt die wässrigten Dünste zusammen, daß sie in Tropfen fliessen, und es entsteht Regen. Oft aber treiben die Winde die Wolken aus unsrer Gegend, und es regnet nicht, wenn man es gleich vermuthen konnte. Ein andermal bringen sie aus entfernen Gegenden Regenwolken herbei; so daß das Wetter ohne vorherige Anzeigen sich verändert.

Die Sonne zieht Wasser: Es wird bald regnen. So sagen die Leute, wenn sie dunkle Streifen in der Luft sehen, die wie Piramiden, oben von den Wolken her schmal und gegen die Erde herunter breiter werden. Die Sonne zieht auf die Art, wie man es sich gewöhnlich vorstellt, kein Wasser. Man glaubt nemlich sie habe die Kraft, besonders aus dem

Meer das Waſſer an ſich zu ziehen, welches denn im Regen wieder herunterfalle. Nein, das kann die Sonne nicht; aber ſie erwärmt das Waſſer, da ſich denn (wie aus dem Waſſer im Topf, unter welchem Feuer brennt) Blasgen losreiſſen, die, weil ſie leichter ſind, als die Luft, in die Höhe ſteigen, ſich da in Wolken ſammeln, und unter gewiſſen Umſtänden zuſammenflieſſen, die ihrer Schwere wegen herunterfallen. Gewöhnlich ſieht man das ſogenannte Waſſerziehen der Sonne bei ihrem Untergang; welches folgendermaſſen entſteht: Wenn die Sonne hinter den Dünſten ſteht, welche von der Erde aufſteigen; ſo werden dieſe dadurch ſichtbarer. Wenn in einer Stube Rauch, oder viel Staub befindlich iſt; ſo werden dieſe Dinge ſichtbarer, wenn die Sonne hineinſcheinen kann. Da nun im obigem Fall die Luft voll wäſſriger Dünſte iſt, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß es bald regnen werde, wenn anders die Dünſte durch Winde nicht zerſtreut werden.

Der Mond hat einen Hof: Das Wetter wird ſich ändern. Die Erſcheinung, welche man den Hof des Mondes nennt, entſteht, wenn die Luft mit gefrornen Dünſten angefüllt iſt, die vom Winde zwiſchen dem Mond und unſern Augen gehalten, von dieſem erleuchtet, folglich ſichtbar gemacht werden. Man kann mit Grund eine Wetterveränderung prophezeihen, die immer zu vermuthen ſteht, wenn die Luft mit Dünſten angefüllt iſt.

Die Sonne geht ſchön unter: Es wird ſchön Wetter. Eben das ſagt man auch, wenn der Mond hell iſt. Sonne und Mond haben nicht immer einerlei Anſehen; es hängt von den in der Luft ſchwebenden Dünſten ab. Sieht man die Sonne hell und klar; ſo iſt die Luft nicht mit Dünſten angefüllt: Sieht man ſie röther, feuriger; ſo ſchweben viele Dünſte in der Luft, und es iſt eine Veränderung des Wetters zu vermuthen, ſo wie man im erſten Fall glauben kann, daß es beſtändig ſeyn werde.

Der St. Georg und St. Marks bringen dem Rebwerk oft noch arge. Dieſe Namen ſtehen gegen

Ende des Aprils im Calender, um welche Zeit es noch Reif u. ſ. w. giebt, der dem Rebwerk ſchadet.

Trockner März, naſſer April, kühler Mai, füllt Scheuren und Keller, bringt viel Heu. Wenn die Witterung in genannten Monaten ſo beſchaffen iſt; ſo iſt Fruchtbarkeit wahrſcheinlich. Denn wenn die Erde im März trocken iſt; ſo läßt ſie ſich wohl pflügen, und die Saat des Sommergetraides kann gut untergebracht werden. Durch die Näſſe des Aprils wird das Keimen und das Aufgehen derſelben befördert, und bei der Kühle des Mai's überwächſt das Getraide ſich nicht. Auch das Heu kann unter dieſen Umſtänden gut gerathen; denn bei groſſer Näſſe wächſt kein gutes Gras, es fängt erſt an, recht zu wachſen, wenn der Boden ſich geſetzt, und dabei locker und feucht iſt. Iſt der Mai zu warm; ſo duftet die Kraft der Pflanzen weg, und es giebt kein gutes Gras. Der Weinſtock treibt im April Augen, und ſchlägt im Mai wirklich aus. Da er aber einen ſtarken Trieb hat und daher viel Nahrung bedarf; ſo iſt ein trockner März, feuchter April und kühler Mai ihm zuträglich; obwol von dieſen Monaten allein die Schickſale des Weinſtocks nicht abhangen.

Wenn die Reben im Frühling ſtark laufen, indem ſie beſchnitten werden; ſo bekommt man rauh Wetter. Wenn die Reben beim beſchneiden viel Saft weglaufen laſſen; ſo zeigt das an, daß es vor dem Schneiden ſchon warm geweſen, wodurch der Saft in die Rebenſtöcke getrieben worden. Bei dieſer frühen Jahrszeit hält aber die warme Witterung gewöhnlich nicht an;

denn der April iſt nicht ſo gut,
Er ſchneiet dem Bauer auf den Hut.

Auch die unvernünftigen Thiere können ſichere Anzeigen der Witterung ſeyn, weil ihre Sinne feiner und ſtärker ſind, als die der Menſchen. Sie geben durch ihre Stimmen, die ihnen angenehme oder widrige Empfindung zu erkennen, und zeigen damit die folgende Veränderung des Wetters an. Denn die Anzeigen von der bevorſtehenden Wetterveränderung

sind 24 und oft mehrere Stunden vorher da, wie man dieß an den Barometern sehen kann, die diese Veränderungen so lange vorher anzeigen. Daher hält man das häufige Krähen der Hähne zu ungewöhnlicher Zeit, und das Schreien der Eulen für Anzeigen, daß das Wetter sich ändern werde. Weil sich die Vögel in der hellern und dünnern Luft aufhalten, in welcher viele Veränderungen des Wetters ihren Anfang nehmen, ehe sie in den niedrigen Gegenden bemerkbar sind; so können sie durch Bewegungen und Geschrei die Eindrücke, welche das Wetter auf sie macht, zu erkennen geben, und so die kommende Witterung verkündigen. Wenn die Regenwürmer häufig aus der Erde hervorkommen, die Spinnen hervorkriechen, die Bienen nicht aus ihren Stöcken wollen, oder in der Nähe derselben bleiben; wenn die Bremsen, Fliegen, Mücken, Flöhe sehr stechen, die Enten und Wasservögel untertauchen, die Hunde Gras fressen, die Laubfrösche, welche man in einem Glas hat, zu Boden gehn, und das Wasser trübe machen; so sind dieß Anzeigen von einem bevorstehenden Regen. Wenn man saure Milch in einen Topf schüttet, ihn einige Ellen weit vom Feuer auf den Heerd, oder an einen andern warmen Ort setzt; so kann man auch daran die Veränderung der Witterung sehen. Je weisser und fester die geronnene Milch oben stehen bleibt, desto beständiger ist das Wetter, desto weniger Regen ist zu vermuthen. Fängt sie aber an zu sinken, und das Dünne hebt sich; so kommt ohnfehlbar Regen. Je nachdem sich das Dünne über die geronnene Milch viel oder weniger ausdehnt, nachdem kann man das Maas bestimmen, in welchem der Regen fallen wird.

Wenn die Schneegänse fliegen; so ist der Winter nahe. Die wilden Gänse merken die Annährung des Winters, und begeben sich daher aus kleinern Wassern in grössere, die nicht so leicht überfrieren: So wie andere Vögel, wenn sie des Winters Annährung merken, sich aufmachen, und in wärmere Länder fortziehen.

So lange die Lerche vor Lichtmeß singt, so lange schweigt sie nach Lichtmeß. Wenn es vor Lichtmeß schon warmes

Wetter giebt, wodurch die Lerche zum Gesang aufgemuntert wird; so ist es sehr wahrscheinlich, daß nach dieser Zeit wieder kalte Witterung eintreten, und die Lerche zum schweigen nöthigen werde.

Mehr dergleichen Anzeigen von bevorstehenden Wetterveränderungen weiß ich nicht. Die angeführten sind, wo nicht untrüglich, doch durch manche Erfahrung bewährt. Alle Winterung, Fruchtbarkeit und Gedeihen kommt von dem, der die Welt erschuf, und sie bis jetzt in vortreflicher Ordnung erhält. Es ist thörigt, von Menschen sie zu erwarten, oder ihnen etwas zuzuschreiben, was nur die Allmacht thun kann. Man erzählt: Einst sollten die Bauern dem neuen Pfarrer einige Rechte wieder abtreten, die nach und nach von der Pfarre gekommen waren. Sie sahen wol ein, das sie endlich würden nachgeben müssen, und faßten daher den Entschluß, dem Pastor folgende Bedingung vorzulegen: Er sollte nemlich, wie der selige Vorfahr, Regen oder Sonnenschein, so wie sie es nöthig hätten, durch sein Gebet ihnen verschaffen, und damit sogleich den Anfang machen. Der Prediger verlangte zu wissen, welche Witterung ihnen allen gefällig wär? So groß die Einigkeit war, da man die gemeine Sache behauptete, so sehr wurden jetzt die Gemüther getheilt, da es auf jedes besondern Vortheil ankam. Der eine wollte Regen, der andere Sonnenschein ꝛc. Kurz, man stritt vergebens bis an den lichten Morgen, und bat den Prediger endlich, wegen der Witterung es nur beim alten zu lassen.

Tagsgeschichte eines Abergläubischen.

Deuchter war nach G. zum hochtzeitlichen Mahl geladen. Er liebte Mahlzeiten und Lust. Kaum warf die Sonne ihre ersten Strahlen durch sein Fenster; so raffte er sich auf, stattlich sich zu kleiden. Heiter war der Himmel, und der Vögel Gesang erfüllte die Lust. Alles verkündigte einen Freudenvollen Tag. Noch ehe er das Haus verließ, sagte die alte Mutter, die schon vom Spinnrad kam, ihm einen guten Morgen. Wen des Morgens eine alte Frau grüßt, dem

begegnet den Tag über Unglück; aber eine Mutter kann ja kein Unglück bringen, dachte Deuchter, und gieng ohne den Umweg zu machen, den man bei solchen Anzeigen sonst wol zu nehmen pflegt. Es hätte ihm ja auch eine Jungfer begegnen können, ihm Unglück zu verkündigen: Welche Umwege hätte er machen müssen, und wenn würde er an Ort und Stelle gekommen seyn? — Aber, o Himmel, ihm begegnete eine Heerde Schweine, die der Hirt eben zur Weide trieb. Da wirst also in dem Hause nicht willkommen seyn, dachte er, wohin man dich geladen hat, so willkommen wie das Schwein im Judentempel? Aber du bist einmal auf dem Wege; umkehren willst du nicht, und dein Unglück vergrössern. Die Heerde war vorüber, und, in Betrachtungen verlohren, hatte D. nicht bemerkt, daß die Kühe ihm nahe gekommen waren, die der starke Huthmann vor sich daher trieb. Jetzt stand er still, unentschlossen, ob er weiter gehen, oder auf heute ungenossen die Lust vorbei lassen sollte. Kühe bedeuten nie was gurs, wem sie begegnen, und man hat ja Beispiele! Aber, o Schicksal, ich will dich ermüden, ich will gehen und sehen, was darüber mich verängt hast!

Sein Weg führte ihn durch einen Wald; er hat ihn noch nicht erreicht, da sprang ein Haase, und hinter her ein Wiesel, ihm quer über den Weg. „Ein Unglücksbote über den andern; hier zwei auf einmal. Nun, das wird gut werden! Man hat es ja erfahren, daß es nie gut war, wenn der Haase erschien. Wie mancher würde seinem Unglück entgangen seyn, wenn er darauf geachtet hätte, und zurückgekehrt wär. Aber ich will das nicht, geh es wie es gehe. Es könnte zwar seyn, daß der Raubvogel da, in dessen Klauen der junge Haase zappelt, den alten aufgeschreckt, und den Wiesel dadurch in Furcht gesetzt hätte, daß sie gerade vor mir übersprangen; es könnte seyn: Aber ich will gewiß gehen, will einen andern Weg nehmen, das Unglück abzuwenden, das mir auf heute bevorsteht — die alten Regeln sind nicht zu verachten!“ Damit er aber recht sicher gehen mögte, legte Deuchter zwei Strohhalmen kreuzweis übereinander, und gieng darüber nach dem

andern Ende des Waldes hin; denn er wollte gern ein Zeuge der Freude ſeyn. Er war nicht lange darin, als ein Fuchs ſchnell vor ihm vorbei ſprang. Ha, Ränke, Ränke, rief er, lauert nur, ich habe manchen — gut, daß ich's weiß. Ich will mich faſſen, und kommt nur! Dort läuft ein Wolf, ich fürchte mich nicht, verkündigt er mir doch kein Unglück. Mögen andre vor ihm heiſer werden, oder die Stimme verliehren, ich behalte ſie, und will den abführen, der mir Schlingen legt. Nun dürft ich nur noch einen Hirſch, oder einen Bär ſehen, um alle die guten Zeichen zu haben, die für den Tag Glück anzeigen. Faſſe Muth, Deuchter, und laß dich nicht irren! Unter dieſen Gedanken war D. durch den Wald, und dem Dorf nahe gekommen, dahin er ſeinen Stab richtete. Hier begegneten ihm die Schaafe. Wie froh war Deuchter, dieſe Friedensboten zu ſehen. Hier iſt Widerſpruch, dachte er, was wird überwiegen: Unglück und Ränke; oder Friede und Willkommenſeyn. Faſſe dich Deuchter, es iſt noch nicht alles verlohren, du mußt dich in die Zeit ſchicken.

Ihm ſchallten Trompeten entgegen, und laute Freude, da er zum hochzeitlichen Hauſe kam. Man geberdete ſich höflich, ſcharrte mit den Füſſen, und freuete ſich, daß Herr Deuchter die Ehre erweiſen, und bei dem Gelage wolle gegenwärtig ſeyn. Der Trauungsbrauch war vollendet, und man ſetzte ſich zu Stuhle

an die wohlgeſchmückte Tafel hin; als die Hausfrau den Bedienten einen Wink gab, und man anfing, die Tafel abzudecken. Zugleich erkundigte ſie ſich, ob die Magd die Eierſchalen zerbrochen habe: Denn, ſetzte ſie hinzu, Hexen ſollen an der Mahlzeit keinen Theil haben! Sie hatte bemerkt, daß 13 Perſonen bei Tiſche wären, von welchen, wie ſie glaubte, die eine ohnfehlbar ſterben würde, wenn ſie mit einander äſſen. Eins der Frauenzimmer war darüber ſo erſchrocken, daß ſie aufſprang, und aus der Stube laufen wollte. Der dicke Ohmentrink aber bemerkte, daß da eine ſchwangere Perſon gegenwärtig ſey, eigentlich 14 bei Tiſche wären, und es alſo nichts zu bedeuten habe; ſondern vielmehr einer würde gebohren werden. Sie blieb, man lachte, und die vorige Anordnung wurde beibehalten. Ohne dieſen Spaß wär nicht nur das Vergnügen der Geſellſchaft geſtört, ſondern vielleicht die Hälfte der anweſenden Frauenzimmer aus — Einbildung krank geworden. Hier fiel ein neuer Fehler ein. Man hatte vergeſſen, da der Tiſch gedeckt wurde, das Brod zuerſt darauf zu legen, und in deſſen Ermanglung einen Zipfel vom Tiſchtuch überzuſchlagen: Denn man betrachtet das Brod gemeiniglich als etwas heiliges, und hält es für Sünde, wenn man auch nur unverſehens ein Stückchen auf die Erde fallen läßt Man glaubt daher vielleicht auch, daß alles folgende, was noch auf den Tiſch ſoll geſetzt werden, deſto geſegneter ſeyn werde, wenn nur erſt das Brod auf demſelben liege. Da es aufgetragen war, ſchnitt O. es zuerſt an. Ha, ſie haben heut gelogen, rief die Wirthin, und alle lachten laut. Von dem der auffallend lügt, ſagt man, er ſchneide mit dem großen Meſſer auf; von einem andern, er lüge, daß die Balken brechen mögten. Durch ähnlichen ſprichwörtlichen Gebrauch iſt auch wohl jene Meinung vom ungleichen Brodſchneiden entſtanden.

„Frau Gevatterin, hub darauf der Magiſter zu der Wirthin an, glauben ſie es wirklich, daß einer von den 13 ſtirbt, die an einem Tiſch eſſen? Wenn ſie nun dieſe Geſellſchaft in Hälften getheilt hätten; ſo hätten hier 6, dort 7 geſeſſen, und von der Zahl 7 glaubt man noch mehr böſes als von 13. Es mag freilich Beiſpiele geben, daß von 13 Gäſten einer geſtorben iſt;

denn darunter pflegt wol ein Schwacher oder Alter zu ſeyn; würde er aber nicht den Sold der Sterblichkeit haben bezahlen müſſen, wenn er auch nicht unter dieſer Zahl geweſen wär? Oder läge vielleicht die Unmäßigkeit, welcher er ſich diesmal überließ, zu ſeinem Tod den Grund? Ich war vor einigen Jahren in einer Geſellſchaft, wo ich 13 mit einander eſſen ſah; ſie leben alle noch, und ſind geſund. Die Zahl kann bei Gaſtmahlen ſo wenig Wirkung haben, als in andern Fällen. Würde man dadurch nicht Gott, von dem alles, auch der Tod abhängt, ſeine Macht nehmen wollen, und ſie dem Menſchen geben? Aber wiſſen ſie denn nicht, ſagte hierauf die Wirthin, daß da der Heiland das Oſterlamm aß, 13 bei Tiſche waren, von denen bald hernach der eine, nemlich Judas, ſtarb? Der Magiſter erſchrack, daß man die Meinung aus der Bibel beweiſen wolle; aber er erholte ſich, und antwortete: Von den 13, welche damals mit einander aſſen, ſtarb bald darauf auch der Heiland ſelbſt, alſo zwei. Und hatten dieſe 13 nicht ſchon öfters beiſammen gegeſſen? folglich hätte auch vorher ſchon einer von ihnen ſterben müſſen, wenn dieſe Anzahl dieß mit ſich brächte. Der reiche Mann aß allein und ſtarb in derſelben Nacht — wer allein ißt, der ſtirbt?"

Alle ſchwiegen. Ohmentrink nahm das Wort und ſagte: „Wir wollen uns darüber die Köpfe nicht zerbrechen; ſondern vergnügt ſeyn, und es uns wohl ſchmecken laſſen." Man war damit zufrieden, und wollte zu Werke gehen.

Deucher hatte bisher kein Wort geredt, jetzt bemerkt er, daß ſein Meſſer auf dem Rücken gelegen hatte, und das des Magiſters die Spitze gegen ihn kehre. Ja, ja, der Tod ruht nicht, dachte er, er will einen von uns haben. Heute iſt ein unglücklicher Tag, und ſo gut der Anfang iſt, ſo ſchlecht kann das Ende werden; wer weiß, was noch paſſirt! Man hatte ſeine Verwirrung gemerkt, und fragte ihn darüber. Er ſuchte einen Vorwand; denn er fürchtete des Magiſters Widerſpruch, und da er das Meſſer noch in den Händen hielt, ſo legte er es, indem er reden wollte, über die Gabel, daß beide ein Kreuz machten. Die Wirthin bemerkte das, und bat ihn, das Kreuz aus einander zu

legen; weil es aber einmal geſchehen ſey, ihr eine Meſſerſpitze voll Salz hinzureichen, um das Unglück abzuwenden, was ſonſt ohnfehlbar darauf erfolgen würde. Deuchter wollte, aber ſtieß unvorſichtig das Salzfaß um, und erſchrack darüber ſo, daß ſein Löffel auf die Erde fiel. Wenn ſie ein Jude wären, ſagte Ohmentrink; ſo dürften ſie nun nicht eſſen. — Sie ſind ein unglücklicher Mann, ſagte die Wirthin, mir ſtirbt der Biſſen im Munde: Gott bewahre, daß das Unglück nicht über unſer Haus komme, was ſie mitgebracht haben. Nehmen ſie nur das Salz nicht wieder auf; das Unglück würde nur noch größer werden. Deuchter war auſſer Faſſung, und die übrige Geſellſchaft blieb ſtumm. „Sonderbar, brach endlich der Magiſter hervor, andre ſegnen mit der Figur des Kreuzes, wollen damit das Böſe ab- und das gute herbei führen: Sie aber, Frau Gevatterin, halten es für einen Unglücksvorboten? Und wie das Umwerfen der Salzdoſe Unglück bringen könne, das begreif ich nicht.“ „Erinnerſt du dich Vaterch., daß noch demſelben Nachmittag, da Andreas das Salz auf den Tiſch ſchüttete, der Taubenſchlag einfiel, und den andern Tag die Schecke ſtarb?“ — ſagte die Wirthin zum Mann. Der Taubenſchlag, erwiederte dieſer, wär nicht gefallen, wenn wir ihn unterſtützt hätten, und es iſt gewiß ohne Zuthun des Salzes geſchehen, das A. auf den Tiſch warf. Indem bekam das Kind von der Mutter einen Schlag auf die Hand: Es hatte die Gabel in die Höhe gehalten, und vorher ſchon mit dem Vorderfinger hochgezeigt, wodurch beidemal ein Engel im Himmel erſtochen worden. Sie zerriß jetzt das Bruſtbein von einem Geflügel, worüber ein anweſender junger Mann, der auch von Aberglauben nicht frei war, erblaßte: Sie bemerkte es, und urtheilte, daß er verliebt ſey, und dieß für keine gute Anzeige ſeiner Sache halten müſſe. Kaum war dieſes geſchehen, da ſprang ein Glas dicht neben der Wirthin, ſie erſchrak ſehr, aber Ohmentrink ſagte, daß er ſich dadurch nicht werde irre machen laſſen. Jetzt wollte man aufſtehen, aber da lag noch ein unangeſchnittenes Brodt. „Das darf,“ ſagte die Wirthin, „ſo nicht wieder weggetragen werden: wir würden ja ſonſt alle hungrig vom Tiſch gehen; es muß erſt angeſchnit-

ten seyn.“ Indem trat ein Fremder herein, und verlangte den Hausvater zu sprechen. „Das ist der Mann, den ich gestern Abend im Lichte sah,“ sagte sie wieder; „und die Katze putzte sich, ich dachte es wol, daß ein Fremder kommen würde: Ja, ja, es schlägt nicht fehl, wenn die Splitter sich an den Dielen lösen; wie seit einiger Zeit bei uns, und die Aelstern so auf dem Hof oder Hause schreien; so kommen immer Fremde. Geh nur und höre, was er will.“ „Er will Getraide handeln, Kind!“ „Das wußt ich vorher,“ antwortete sie, „unsre Lampe hat einige Abende Geld gebrennt.“ „Unsre Lampe brennt oft Geld,“ sagte Ohmentrink, „und wir kriegen nichts.“ So begann das Gespräch allmählig lauter zu werden. Deuchter erzählte, was ihm heute abentheuerliches begegnet wär. Man sprach von Ahndungen, und unvermerkt gieng man zu Gespenstern über. Jeder hatte einen dahin einschlagenden Vorrath von Geschichten, mit deren Erzählung er sich hervordrängte, und der Abend floß geschwinder hinüber, als man geglaubt hatte. Der Magister rauchte sein Pfeifchen, ohne ein Wort zu sagen. Deuchter trauete sich nicht allein zu Hause, und sagte, da er glücklich angekommen war, daß er in seinem Leben an diesen Tag denken wolle.

Der Aberglaube ist überall. Er quält nicht nur den einsiedlerischen Menschenfeind; er drängt sich auch in den Freundeskreis, und erfüllt alles mit Misvergnügen und Angst. Dem Abergläubischen lacht der Himmel vergebens, ihm tönt dumpf der Vögelgesang in das Furchtgewöhnte Ohr. Der lächerliche Haase verkümmert ihn den vortreflichsten Lebenstag. Er merkt darauf nicht, daß das ihm begegnende zufällig und gewöhnlich sey. Der Hirt, den der frühe Morgen zu seiner Pflicht rief, treibt die Heerde zur Weide, ihm Unglück zu verkündigen. Die Erscheinung eines Schweins oder einer Kuh stimmt seine Vorsätze um, er unterläßt, was er längst zu thun vorhatte, und wird mit Unruhe erfüllt. Nur halb genießt er das Vergnügen, das die Vorsehung gütig ihm bestimmte. Das Schicksal mag ihm hold lächeln, ihm scheint es ungünstig; er fürchtet das schlimmste. Für ihn haben die Schönheiten der Natur keine Reize; alles

iſt ihm ſchrecklich. Ein ſumſendes Inſect, ein rauſchendes Blatt ziehen ſeine Aufmerkſamkeit mehr an, als der Baum, der in ſeiner Blütenpracht daſteht. Vergebens duftet er ihm ſeine Wohlgerüche entgegen. Die Sagen alter Männer und Frauen, und ihre furchtbaren Erzählungen von dem, was ſie einſt erfuhren, ſahen und hörten, gelten ihm mehr, als des Vernünftigen Belehrungen, und ſeine eigne Vernunft. Vergebens drängt dieſe ſich unter den traurigen Ahndungsgedanken hervor, ihm der Dinge Urſach zu zeigen: Er drückt ſie nieder, und glaubt, was er immer glaubte, und was vor ihm andre (kluge Leute?) geglaubt haben. Auch der Anſchein des Glücks, vermag die Trauer nicht zu verbannen, welche die Seele deckt. Das Freudengetümmel rührt ihn nicht. Hinter allem iſt etwas verborgen, wofür man ſich hüten muß. Freundſchaft rührt ihn wenig! Wer könnte der Welt trauen: Uiberall umſchweben ihn die ſchrecklichſten Bilder, die der Aberglaube ſchuf. Er beklagt die Ungläubigen, die auf Vorbedeutungen nicht achten, daß ſie ihrem Unglück entgegen laufen; er aber will ſich hüten! Man muß ein wenig Mühe nicht achten, demſelben auszuweichen. Wenn denn aber auch da Liſt und Ränke ihm verkündigt werden: Nun da muß man ſich faſſen, und die Rathſchläge des Schickſals abwarten.

Thörigtes Volk, das durch eigne Schuld unglücklich iſt! Warum ſucht ihr die Wege der Vorſehung zu entdecken, die vor euren Augen ſo tief im Dunkel liegen? — Mitten in dem Freudengenuß erſcheint dem Abergläubiſchen das ſchrecklichſte, der Tod. Erinnern ihn etwa Alter und Schwachheiten ſo kräftig an das unvermeidliche Geſchick, daß ihm die Hand ſinkt, da er den erſten Biſſen zum hungrigen Munde führt? nein, er hatte die Perſonen am Tiſche gezählt, und zu ſeinem Entſetzen bemerkt, daß die Todtenzahl herauskomme. Unter der Geſellſchaft ſitzt ein ohnmächtiger Greis, der ſeines Lebens keinen Augenblick ſicher iſt, und den man mehrmahls ſchon todt ſagte. Aber die Alten müſſen, die Jungen können ſterben; wer weiß welchen der Todt zuerſt würgt? die Einbildung und die daher entſtehende Erwartung des Uibels ſchwächt des Abergläubi-

ſchen Kräfte nach und nach, er iſt daher oft krank. Er untergräbt ſeine Geſundheit, und eilt dem Grabe früher zu. Er genießt das gegenwärtige Gute nicht, weil er das künftige, wiewol ungewiſſe und eingebildete Uibel im voraus fürchtet.

Graf der Wunderarzt.

Unter der Garniſon in Calbe befand ſich ein gemeiner Soldat, Nahmens Graf, der ſich für einen Exjeſuiten ausgab, und alle 7 Jahr einmal 3 Monate die Gabe zu beſitzen, andern weiß machte, alle menſchliche Gebrechen heilen zu können. Dieſer Wundermann kam zwar eigentlich als Soldat dahin: Aber ein Geſtirn hatte ihn, wie er ſagte, bei ſeiner Ankunft belehrt, daß Calbe der Ort ſey, wo er ſein Talent würde geltend machen können; und darin hat ihn auch ſein Geſtirn nicht betrogen. Er war kaum einige Tage da, als ſich der Geruch ſeiner Wunderkraft ſo ſehr verbreitete, daß nicht blos aus Calbe, ſondern aus allen umliegenden Gegenden, aus dem Magdeburgiſchen, Anhaltiſchen ꝛc. herbeieilte, was einen Fehl hatte; um ſich durch ſein Zaubergebet und ſein Geſchmier heilen zu laſſen. Täglich ſahe man hunderte zu Fuß und in Wagen hieher wallfahrten, und vor ſeinem Quartier konnte man den Inbegrif alles menſchlichen Elends finden. Anfangs beſtand die Kundſchaft dieſes Charlatans nur aus armen und gemeinen Leuten: Aber er wußte ſeine Rolle ſo geſchickt zu ſpielen, daß das Gerücht ſeiner Wunderkraft noch durch ſeine Uneigennützigkeit erhöht wurde. Er nahm theils gar nichts, theils ſehr wenig für ſeine Kuren, etwa 15, 17, 19, Pfennige; nur immer eine ungerade Zahl. Hierdurch, und durch ſein Geheimnisvolles Murmeln zog er den Aberglauben in ſein Intereſſe, ſprach, wo er es dienlich fand, von Hexerei und Geiſtererſcheinungen, befahl denen, die zu ihm kamen die Bandagen, Bruchbänder u. dgl. abzulegen, und öffentlich unterm Arm nach Hauſe zu tragen, oder die Krücken, womit ſie gekommen waren, wegzuwerfen und ſich leiten zu laſſen: Kurz er gebrauchte alles, was den Pöbel blenden konnte, und erreichte ſeinen Zweck. Man ſchrie Wunder über Wunder: Der Pöbel betrachtete ihn, als einen Geſandten des

Himmels; Geheimnissüchtige witterten Arcana und Sympathie, und nur wenige Vernünftige, worunter mancher brave Tuchmacher und Schuster in Calbe war, sagten: „Es ist Betrug und Geldschneiderei!“ Allein die Stimme der Vernünftigen wurde, wie gewöhnlich, durch den grossen Haufen überschrien. Die Zahl der Hülfsbedürftigen vermehrte sich, und ob gleich kein einziger auftreten konnte, der da hätte sagen können, daß er von ihm sey geheilt worden; so fingen doch allmählich solche Leute an, seine Anhänger zu werden, die es übel nehmen würden, wenn man sie zum Pöbel rechnen wollte. Ein Pr. empfahl sogar den Wundermann in Gesellschaften, rühmte seine Einsichten (obgleich alle Officiere, und auch andre, die ihn kannten, versicherten, daß er ein äusserst unwissender Mensch sey) und erlaubte dem Charlatan, Personen, die sich schämten, in seine schmutzige Herberge zu gehen, in seinem Hause zu curiren. Als sich nun der Wunderdocter (so hieß er allgemein) erhoben sah, änderte er auch seine Uneigennützigkeit, und ließ sich jetzt räsonabel bezahlen. Seine Vorgesetzten betrachteten den Wunderkram vermuthlich als eine Art von Industrie, durch die sich viel Soldaten einen Nebenverdienst machen, und, um Schaden zu verhüten, wurde ihm ein Feldscheer zugeordnet, der bei seinen Operationen gegenwärtig seyn sollte. Dieser sagte, aus unbegreiflichen Gründen: Der Mensch gebrauche nur ganz einfache Mittel, die aber in seinen Händen eine ausserordentliche Kraft äusserten. Das vorzüglichste Mittel, dessen er sich bediente, war Kampfer spiritus, obgleich Graf dieses nicht gestehen wollte: Und ob er gleich mehrere Flaschen in der Tasche führte; so war doch in den meisten einerlei. Damit wollte er Blinde sehend, Verwachsene gerade, steife Finger und Knie gelenkig machen; das Podagra und Leberflecken vertreiben, Kröpfe, Brüche, Krebsschäden, kurz, alle menschlichen Gebrechen, von Grund aus heilen. Er berief sich, besonders in der Wahl der Arzneien, darin er aber ein grosser Ignorant war, auf einen ihm helfenden Geist, und forderte einst, auf dessen Eingebung, in der Apotheke für 6 Pf. Allerlei und für 6 Pf. Nacketei. Und als ihn der Apotheker ver-

sicherte, daß er solchen Quark nicht führe; so zeigte er auf Antrieb seines Hülfsgeistes auf ein paar Gefässe hin, ohne jedoch zu wissen, ob Pulver oder Tropfen darin wären. Man gab ihm diese so unschädlichen Sachen, schlug ihm aber ein starke Quantität gummi guttae ab. Seine übrigen Talente, als Geister zu bannen, zu wahrsagen, fest zu machen, und Schätze zu graben, hatte er bis dahin noch nicht zeigen können: Aber in Minden soll er mit letzterm manchen betrogen haben. Uibrigens war die Sprache dieses Tausendkünstlers abgebrochen und sein Betragen bäurisch grob. Als man anfing, sein Verfahren zu untersuchen, behaupteten einige, es gereiche der Stadt und dem König zum Nachtheil, wenn man dem Wunderthäter seine Kundschaft verderbe, weil doch seit Grafs Daseyn einige Gebräude Bier mehr verzehret, und ein ansehnliches Plus eingekommen wär. Ein Glück, daß Leute, welche Menschenleben mit einem Bierbrauen in Vergleichung setzen können, keine Stimme hatten. Graf war wegen, eines wahrscheinlich durch ihn beförderten Abortus, in Inquisition; und ob er gleich des beschuldigten Verbrechens nicht überwiesen werden konnte; so legte er doch solche Beweise der gröbsten Unwissenheit, Einfalt und Unverschämtheit ab, daß sie bekant zu werden verdienen; weil sie das Urtheil der Vernünftigen über ihn bestätigen, und den Aberglauben beschämen. Graf erzählte: Er sey der Sohn eines Kriegs-Geheimde-Raths aus Bamberg, der bei seinem Tode ein Vermögen von 500,000 Gulden hinterlassen habe. Er sey nicht allein von seinem 12ten Jahre an, in einem Jesuiterkloster in Wirzburg erzogen; sondern auch selbst in diesen Orden getreten. Er habe hier alle Grade der Priesterweihe und die Tonsur erhalten, und man könne den Fleck noch sehen, wo ihm dieselbe eingebrannt worden. Hierbei zeigte er seinen kahlen Scheitel, den aber die Natur konsirt hatte. Nach aufgehobenem Orden habe er sich zu Hause aufgehalten, wo er einen seiner Brüder, der ihn wegen seines geistlichen Standes geneckt, auf göttliche Eingebung erstochen; weswegen er geflohen und sich in Regensburg habe anwerben lassen. Diese Lüge, wodurch er sich beim Pöbel (der so wenig nachdenkt, daß er einem Betrüger wider

alle gesunde Begrife glaubt, Gott könne Brudermord eingeben) in Ansehen gesetzt hatte, brachte ihn nun in nicht geringe Verlegenheit: Denn, als man drohete, daß er als Mörder behandelt und ausgeliefert werden müßte, stimmte er den Ton um, und sagte: Er wisse nicht, ob sein Bruder wirklich gestorben; aber er glaube es doch, weil man ihm sein Vermögen nicht herausgeben wolle. Daß aber diese ganze Erzählung eine Lüge war, erklärte das Bekenntnis eines andern auch in der Sache verwickelten Soldaten, der sich Graf nannte, und ein Verwandter jenes Wundermanns zu seyn behauptete. Dieser sagte, der Charlatan wär ein Sohn eines Gerichtsfrohns aus Weimar, und lutherischer Religion. Er setzte noch hinzu, daß er ihn auf seinen Wanderungen getroffen, und auch hier in Calbe seine Verwand- und Bekanntschaft erneuert habe; daß ihre Grosväter Brüder gewesen, und sich in Langensalz ehemals auch mit Teufelsbannen abgegeben hätten. — Allein der Wundermann war unverschämt genug, alles dieses, troz aller Beweise, abzuläugnen. Man fragte ihn darauf nach den Gelübden der Jesuiten: Aber er konnte kein einziges angeben; sondern fing an, um seine Unwissenheit zu verdecken, allerhand barbarische, selbstgemachte Wörter zusammen zu setzen, welches er für Latein, und für die geforderten Gelübden ausgab. Als man ihn sagte, das wäre Unsinn, und kein Latein, gab er zur Antwort: Es wäre dieses das rechte hebräische und griechische Latein, welches man im Himmel spräche: Das gemeine Latein könne er nicht. Auf die Frage: Welcher Pabst den Jesuiter-Orden aufgehoben habe? antwortete er: Pabst Carolus; und auf die: Wie ihr Ordens-General geheissen? Sie hätten keinen General, sondern einen Regiments-Clericus. Seine medicinische Kenntnis wollte er durch göttliche Eingebung erhalten haben. Ohne diese, sagte er, bin ich nur ein gemeiner Mensch, und kann weder lesen noch schreiben. Aber Gott hat mir auf dem Marsch hieher im Traum zugerufen: „Graf, wenn du nach Calbe kommst, wirst du Blinde sehend, Lahme gehend, Taube hörend machen können.“ Daher wären ihm auch alle Mittel einerlei; Saalwasser wirke eben so gut, als Arzenei.

Gott habe ihm gesagt: Er solle Kampferspiritus und Gummi-Guttä geb auchen, damit die Kranken Zutrauen zu ihm faßten und häufiger zu ihm kämen. Bis jetzt habe er 1908 Kranke gehabt, die er auch alle curiren würde, ausser diejenigen, die wegen ihrer Sünden eine solche Züchtigung verdient hätten.

Sein getreuer Gehülfe, der vom Bataillon verabschiedete Feldscheer, bewies, daß er nicht blos des Gewinnstes wegen (Graf sagte, er habe ihm für Zubereitung der Arzneien u. dgl. täglich einen Thaler gegeben) sondern aus wirklicher Ueberzeugung sein Anhänger gewesen wär; denn er bekräftigte Grafs Wunderkraft, und behauptete: Er besäß ein Arcanum, welches er ihm auch den Tag vor seiner Abreise mitzutheilen versprochen habe. Er bat, daß man doch erlauben mögte, daß Graf jetzt dieses sein Versprechen erfüllen könne, da er in ein paar Tagen abreisen müßte. Man erlaubte es, und Graf dictirte ihm ein Gemisch von unverständlichen, unzusammenhängenden Gebetsformeln und eignen Einfällen, das von einem Tollhäusler eher, als von einem Inspirirten herzurühren schien. Reicker aber freuete sich darüber ausserordentlich, und behauptete allen vernünftigen Vorstellung, aller Darstellung des handgreiflichsten Unsinns ungeachtet, er besitze das unschätzbarste Kleinod; und man würde Wunder von ihm hören, wenn Grafs Wundergabe erst zu Ende gienge. Man legte dem Wunderthäter endlich sein Heilen; und von Reicker's Thaten hat man nichts gehört.

Vom Magnetismus, Manipulation ꝛc.

Aus dem mittägigen Frankreich kam die Erfindung des Magnetisirens nach der Schweiz, und verbreitete sich von da durch Deutschland. Die Personen, welche magnetisirt werden sollen, setzen sich in einen grossen längligten Kreis, und bilden eine Kette. Sie müssen sich einander an den Händen halten, oder wenn sie es müde sind, können sie auch andere Berührungspunkte wählen: Arm, Schenkel ꝛc. Die Zehen müssen auswärts gekehrt seyn, und des Nachbars, oder der Nachbarin Zehen berühren. Wenn sie eine Weile so unnatür-

tich und ſtill da geſeſſen haben, ſo fangen ſie an, einzuſchläfern, und der Schweiß bricht ihnen aus. Der Magnetiſirer legt zuerſt die flache Hand auf den Magen, die andere auf den Rücken, drückt und reibt dieſe Stellen ſanft; alsdenn fährt er wiederholt mit einer Hand an die Stirn über die Naſe herab, und macht allerhand Bewegungen.

Bei dieſen Manipulationen iſt noch das geringſte magnetiſche; aber die Erfinder behaupten, es gäbe einen thieriſchen Magnetiſmus, der durch das Streichen und Handhaben erregt werde, und alsdann die Kriſen hervorbringe. Dieſer Magnetiſmus ſoll in alle übrige Körper übergehen, und von da wieder auf die menſchlichen Körper wirken. Man hat magnetiſche Bäume, magnetiſche Spiegel, magnetiſche Taſſen, magnetiſches Waſſer ꝛc. welche Dinge durch ein gewiſſes Beſtreichen, mit der Hand des Meiſters magnetiſch werden, und dann die Desorganiſation, theils unterhalten, theils zuwege bringen. Das Waſſer wird durch die öftere Bewegung der Hände des Magnetiſörs gegen die Oeffnung des Glaſes ſo magnetiſch, daß es, wie man ſagt, leicht Flaſchen zerſprengt. Man magnetiſirt Bäume, und dieſe ſollen 14 Tage früher Laub kriegen, und 14 Tage ſpäter es wieder verlieren, welches aber, wenn ſie 14

einem gutgesicherten und warmen Hose stehen, sehr wohl zu erklären, und nicht dem Magnetisiren zuzuschreiben ist. Die Wirkungen der Manipulationen, d. i. Berührungen mit den Händen an gewissen Theilen eines kranken Leibes, sind natürlich genug, und leicht zu erklären. Die in einer etwas angestrengten Lage und dabei in feierlicher Stille und in grosser Erwartung sitzenden Personen fühlen eine Schläfrigkeit und dabei einen Schweis, welches man in der Kunstsprache Krise nennt. Die an mehreren Gliedmassen ihres Leibes, sanfter oder stärker geriebenen, haben, so wie die Reibenden selbst, eine gewisse seltsam angenehme, gemischte Empfindung, fühlen eine Art von Behaglichkeit, in welcher sie die Augen schliessen, doch wahrscheinlich nicht dicht genug, um nicht noch manches bemerken zu können; wobei sie denn mancherlei thun und reden können. Diese Erscheinung heißt Somnambulismus; als wenn geschlossene Augen und wirklicher Schlaf einerlei wären. Die Ausdrücke: Desorganisation und Somnambulismus sind nicht allzugut gewählt, weil sie das gar nicht ausdrücken, was sie eigentlich ausdrücken sollen. Ersteres würde durch Sinneskraftberaubung am füglichsten übersetzt werden können. Wird aber dem Kranken das Gehör, Gesicht, Gefühl, Geruch, Geschmack benommen? Nein, denn diese Dinge sind bei ihnen viel stärker, als sie es im wachenden Zustand sind. Somnambulismus aber bezeichnet den Zustand, da gewisse kranke Personen schlafend Leibesbewegungen machen, von denen sie nichts wissen, nachdem sie erwacht sind. Nun aber ambuliren ja die Personen nicht, die desorganisirt seyn sollen; sondern sie werden nur müde, und man trägt oder leitet sie aufs Bett, oder auf den Lehnstuhl, und da sollen sie einschlafen. Ein Magnetisirer hat immer eine oder ein paar Somnambulären bei sich, die gewöhnlich von der niedern Klasse sind, und die abgerichtet scheinen, die andern Kranken mit Reiben und Streichen zu bedienen. Nur Nervensieche, das heißt solche, deren Empfindungsvermögen schon einen widernatürlichen, und starken Reiz hat, bei denen, die auf so seltsam reizende Art erregte Spannung, eine grosse, aber in der That auch gefährliche Wirkung äussern muß —

werden dieser Cur unterworfen. Diese schwache Beschaffenheit der Nerven wird durchaus erfordert, um des Somnambulismus fähig zu seyn. Vor Jahren machten zwei deutsche, vornehme Frauenzimmer, in Strasburg die magnetische Kette mit, und ertrugen alle vorgeschriebene Alfanzereien, ohne den wunderthätigen Schlaf, oder sonst das geringste zu empfinden; so daß man ihnen endlich sagte: Sie seyen zu gesund, besser, zu ungläubig dazu. Diejenigen Gläubigen, welche sich magnetisiren lassen, können während ihres wachenden Schlafs reden wie andre Leute, und mit ihren halbgeschlossenen Augen sehen, was sich mit offnen Augen sehen läßt. Auch dieß wird für wunderbar ausgegeben, und heißt Deſorganisation. Kommen sie noch eine Stufe höher, so können sie Krankheiten, ihre eignen und bei andern Personen, erkennen, beurtheilen, und Heilmittel vorschreiben; und dieß ist das Divinationsvermögen, und die Personen heissen Clärvoyants. Man hat sie um unerforschte Dinge aus der Physic, Mathematic, selbst der Theologie gefragt, und sie haben darauf geantwortet: Wie? — läßt sich daraus abnehmen, wenn man bedenkt, daß es weder in dem einen noch in dem andern unterrichtete Personen waren. Während des Magnetisirens bekommen die Personen mehr oder minder starke convulsivische Bewegungen am ganzen Körper; der schwache und matte Puls erhebt sich, wird geschwinder und schlägt über 90 mal in einer Minute. Das Athemholen wird ängstlicher und beschwerlicher; die Augen fallen nach einigen Minuten des Manipulirens unwillkührlich zu, und sie scheinen unvermögend, sie zu öfnen. Zuletzt kommt ein tiefer Seufzer, und sie schlafen ein. Darauf stellt sich eine gelinde Ausdünstung über den ganzen Körper ein, die während des Schlafs immer fortwährt. Sie sollen in dieser Zeit so taub seyn, daß sie nichts, selbst einen Kanonenschuß nicht hören würden; wohl aber die Stimme des Magnetisörs? Man sucht durch Erzählungen und Lesen dahin gehörender Schriften, auf die Einbildungskraft solcher Personen zu wirken. Was kann aber solche Heilung helfen, wenn eben dadurch der zu fruchtbare Saame der Krankheiten genährt wird? Giebt man der Phantasie ein-

mal freien Spielraum; so läßt sie sich so leicht nicht wieder einschränken. Kann wirklich ein vernünftiger Mensch sich einbilden, ein desorganisirtes Mädchen nenne alle Heilmittel richtig, von deren Gebrauch und Namen es nie gehört hat. Ausser den erhöheten Seelenkräften in der Ekstase sollen die Organe der Sinne, das Gesicht ausgenommen, auf das höchste verfeinert seyn. Sie unterscheiden durch das Gefühl die Farben, geschriebene und gedruckte Worte, ꝛc. hören Ton und Sprache, wo ein gewöhnlicher Mensch mit gesunden Ohren nichts hören kann ꝛc. Ist aber dieß alles genau untersucht? Kann keine Täuschung dabei vorgehen? Man weiß ja auch, daß die magnetisirten Personen oft schon ihre Schwäche verrathen haben. Sie haben die Portionen der Arzenei auffallend zu stark angegeben. Ein gewisses Blinzen mit den Augen läßt vermuthen, daß sie sich nicht in dem vorgegebenen schlafenden Zustand befinden.

Ein Fremder stellte sich einst so, daß ihn die Patienten nicht in ihre verschlossene Augen fassen konnte und sie konnte auf seine Frage: Von welcher Farbe sein Oberrock sey? nicht antworten. Als er aber aufgestanden war, und sich an eine Seite des Zimmers gesetzt hatte, wohin offne Augen sehen konnten, fiel es ihr ein, daß der Oberrock grau sey. Ein Arzt in Br. wurde eingeladen, eine solche Wunderkranke zu besuchen. Da er aber die Bedingung machte, drei Zeugen selbst zu wählen, und mit diesen gewählten und gebilligten drei Zeugen ganz allein bei der Patientin zu seyn, und unter andern ihr ein geschriebenes Papier, dessen Inhalt ausser ihm niemand bewußt wär, in die Hand zu geben, ihr die Augen zu verbinden, und ihr nunmehr, durchs blosse Gefühl zu errathen zu geben, was es für eine Schrift sey, so wurde der Vorschlag als beleidigend verworfen. In Frankreich, Deutschland ꝛc. sind magnetische Gesellschaften, die von ihren Meistern die Namen haben. Auch Thiere hat man magnetisirt; unter andern ein Pferd, das während der Operation schauderte (wahrscheinlich, weil es Fliegen stachen) und hustete (weil es alt und krank war). Anfangs schien das Manipuliren nur die jedesmalige Heilung bewirken zu sollen; nachmals aber erweckte es einen erhöheten Seelenzustand.

Frauen und Mädchen in der Kriſe geben mit geſchloſſenen Augen, und ohne etwas hören zu können, die innerlichen Krankheiten der Perſonen an, welche man ihnen vorſtellt, indem ſie entweder ſich ſelbſt an verſchiedenen Theilen des Leibes, oder die Kranken andern, vielleicht nur an den Kleidern berühren. Der unwiſſendſte Menſch braucht ſich nur deſorganiſiren zu laſſen; ſo kann er den verborgenſten Siz einer innerlichen Krankheit angeben, und die Heilmittel dagegen nennen? —

Daß nur dem Allwiſſenden dieß zukomme, kommt hier nicht in Betracht: Die Zukunft ſoll vor dem Blicke einer manipulirten Jungfer offen ſtehen. Daß die Berührung zweier Körper ihre Lage ändert, iſt Geſetz der Natur: Daß ein gewiſſes Reiben bei ſtockenden Säften, bei erſchlafften Muskeln und Nerven, bei verdicktem Blut u. ſ. w. von Nuzen ſeyn kann; wer will das leugnen? Aber daß dieſes Manipuliren eine Univerſalmedicin ſey, daß es Kenntniſſe der Arzneigelahrheit mittheile, daß es Wahrſagergeiſt wirke, darzu muß, eben den Geſetzen der Natur zufolge, jeder zweifeln, der für die Sache keine Vorurtheile hat. Der magnetiſche Schlaf, oder die Deſorganiſation iſt eigentlich gar nichts neues, ſondern ein gewöhnlicher Zufall bei Nervenkrankheiten. Er entſteht durch die Natur ſelbſt, ohne Kunſt und Manipulation. Bei empfindlichen Perſonen iſt die Wirkung des Kizelns und Reibens ſehr ſtark; ja ſie werden ſchon in Bewegung geſezt, wenn man nur Miene macht, ſie zu kizeln. Die Heilung geſchieht bei ihnen, theils durch angewandte Mittel, theils wegen ihres feſten Vertrauens. Die Meiſter der verſchiedenen Geſellſchaften ſind ſelbſt uneins; einer ſpricht dem andern die rechte Curart ab. Die neuern Doctoren halten nicht mehr den bloſſen Zeigefinger zum Leiten der magnetiſchen Materie hinlänglich; ſondern brauchen eine 8 bis 9 Zoll lange eiſerne Ruthe. Die Sache hat überhaupt mit dem Exorciſtenhandwerk viel Aehnlichkeit, wobei Glaube unentbehrlich iſt, wenn das Geſchäfte geſegnet ſeyn ſoll. Je mehr man an Teufeleien glaubt, und je mehr Teufelsbanner es giebt; deſto mehr Beſeſſene ſind da. Man iſt thörigt genug, es mit dem Handauflegen der Apoſtel zu vergleichen, und eine Wun-

derkraft darin zu ſuchen: Aber wenn jene Edeldame, die dieſer Cur unterworfen ward, ſo heftige, epileptiſche Zufälle bekam, daß ſie plötzlich aus dem Bette ſprang, ihren ſchlafenden Gemahl auf die Erde riß, und dann ſich aus dem Fenſter herabſtürzen wollte: War dieß nicht wirklich Raſerei? und wirkten die wohlthätigen Apoſtel durch Gebet und Handauflegen ſolche Zufälle? Kann man endlich vernünftiger Weiſe glauben, daß Univerſalmedicin, wiſſenſchaftliche Kenntnis, Leſen mit den Fingern und Prophezeien, dadurch bewirkt werde, wenn ein junges Frauenzimmer von einem jungen Arzt beſtrichen und gedrückt wird? Es iſt allerdings möglich, daß angenehme Empfindungen auch unſere Einbildungskraft in Bewegung ſetzen. Daher kann das Magnetiſiren junge, empfindliche und empfindſame Frauenzimmer zu einer merklichen Ekſtaſe bringen. Man magnetiſirt auch in der Abſicht Bäume, um an dieſelben die Patienten hinzuſtellen, und manipulirt dann, wie es heißt, mit ſo beſſerm Erfolg. — Die Sache wird mit andern Charlatanerien gleiches Schickſal haben, wird vergeſſen werden.

Aberglaube vor und bei der Geburt des Menſchen.

Noch ehe der Menſch geboren wird, bereitet der Aberglaube ihm Unannehmlichkeiten. Welche Menge von abergläubiſchen Meinungen drängt ſich da hervor! Wenn eine Sechswöchnerin über ein Feld- oder Gartenbeet geht; ſo wächſt in etlichen Jahren nichts darauf, und was gewachſen iſt, verdirbt. Ein in D. wohnender Bauer hatte im ſeinem am Hauſe liegenden Garten guten Sallat- und Kohlſaamen geſäet. Er war nicht zu Hauſe, als die Frau, deren Wochenzeit noch nicht um war, eine Ziege im Garten merkte. Gleich lief ſie hinaus, und jagte ſie fort, und verſetzte den andern Tag die Pflanzen, welche ſehr wohl gedeiheten; denn es trat fruchtbare Witterung ein.

Wenn eine ſchwangere Frau vor dem Brodtſchrank eſſend ſtehen bleibt; ſo bekommt das Kind, mit dem ſie ſchwanger geht, die Miteſſer. Dieſe, die ſonſt auch zehrende Elben heiſſen, ſollen ſolche Würmer ſeyn, die alle Nahrung, welche das

Kind zu sich nimmt, wegzehren, so daß es auch bei sehr starkem Essen nicht gedeihen könne. Sie sollen, wenn das Kind mit Honig und Weizenmehl gerieben und in ein warmes Bad gesetzt wird, durch die Schweislöcher kommen, und wie feine Härchen aussehen. Wenn sie an dem mit Honig vermischten Waizenmehl kleben geblieben, soll man nicht bemerken können, ob sie je gelebt haben? Gesetzt auch es gebe solche Mitesser, wie es denn aber wirklich keine giebt; so könnte ja doch der Ort, wo die Mutter essend stehen bleibt, nie eine Ursach seyn, daß ihre Leibesfrucht mit Würmern in der Haut sollte beladen werden.

Wenn eine Sechswöchnerin einen schwarzen Laz vorlegt, so wird das Kind furchtsam. So würde durch die Farbe des Lazes, welchen die Mutter trägt, auch jeder andere Character des Kindes bestimmt werden können: Der rothe würde muthige Krieger machen, u. s. w. Aber nein, es sind ganz andere Umstände, welche die Denkungsart des Menschen bestimmen. Erziehung, Unterricht und Beispiele thun dazu alles; ein schwarz, weiß oder anders gefärbter Laz nichts. Wenn eine Sechswöchnerin zur Kirche geht, kann sie merken, ob sie ins künftige einen Sohn, eine Tochter, oder gar kein Kind bekommen werde: Denn wenn der Kirchengängerin eine Mannsperson zuerst begegnet, soll sie einen Sohn; wenn eine Weibsperson — eine Tochter bekommen: Begegnet ihr aber niemand, so soll sie auch kein Kind mehr bekommen. Wenn ihr zwei Personen zugleich begegnen, soll sie Zwillinge kriegen. Die Erfahrung widerlegt diese und andere Meinungen, und kann sie am besten widerlegen. Denn wie oft begegnen einer solchen zwei, drei und mehrere Personen, ein andermal gar keiner, und der Erfolg ist nie der erwartete. Trifft es einmal zu, so wird solch ein Exempel als Beweis aufgestellt; die andern werden, wie es bei dergleichen Fällen gewöhnlich geschieht, vergessen. — Ein schwangeres Weib, das Gevatter wird, soll ja nicht das Kind selbst aus der Taufe heben; denn sonst würde entweder das Kind, das getauft ist, oder ihr eignes bald sterben. Gründe können nicht angeführt werden, oder sie sind wenigstens sehr nichtig, z. B. man habe sein Lebtage gehört, daß es nicht gut sey, u. s. w.

Wie oft nehmen Schwangere die Kinder anderer Leute auf den Arm, und es ſchadet ihnen nicht, wie ſie ſelbſt glauben: Nur bei der Taufe ſoll es ſo lebensgefährlich ſeyn. — Endlich ſoll keine ſchwangere Frau unter einer Wagendeiſſel hinkriechen, weil ſie ſonſt über die gewöhnliche Zeit ſchwanger gehen müſſe. Durch Niederbücken kann ſie allerdings unter gewiſſen Umſtänden Schaden leiden; aber nicht das, worunter ſie ſich bückt, ſondern die Biegung und Drückung ſelbſt kann den Schaden verurſachen. — Wenn zwei Kinderſtillende Weiber zugleich mit einander trinken, ſo trinkt eine der andern die Milch ab. Dieſe Meinung ſtimmt mit der überein, da man glaubt: Daß zwei Perſonen, wenn ſie zu gleicher Zeit mit einander anfiengen und aufhörten zu trinken, einer dem andern die Farbe abtrinke. Wie mancher würde blaß von der Tafel aufſtehen, wo oft zwanzig auf einmal die Gläſer leeren, wenn letzteres wahr ſeyn ſollte. Wenn jenes gegründet wär, ſo würde man vermuthlich bald die Regeln entdecken, mit welchen die eine trinken müſſe, um den andern den gröſten Tort zu thun. — Ein neugebohrnes Kind darf nicht eher an der Bruſt trinken, bis es getauft iſt; aber hungern und durſten darf es? — Ein Kind darf nicht von der Bruſt entwöhnt werden, wenn zur Saat geackert wird; ſondern, wenn der Acker im Sommer voll Getraide ſteht, oder im Winter mit Schnee bedeckt iſt. Darauf braucht man nicht zu ſehen, ob die Mutter etwa krank iſt, oder andere Umſtände das Entwöhnen nöthig machen? — Uber die Wiege des Kindes, wenn es darin liegt, darf man nichts herüber holen, es kriegt den Herzſpann — Bringt man ein Kind zum erſtenmal zu Bette, ſo ſchenke ihm 3, 6, oder 9 Schnattereier. Dieſe ſtoß dann Kinde dreimal in den Mund und ſinge: Wenn das Buch anfängt zu gatzen, ſo fange du an zu ſchwatzen: Da lernt das Kind ſobald ſprechen, als es Zeit iſt. — Schneide den Kindern vor dem ſiebenten Jahr die Haare nicht ab, du ſchneideſt ſonſt den Verſtand hinweg, der in den Haaren ſteckt. — In den Sechswochen ſoll man ein Kind nicht in den Mantel faſſen, ſonſt wird es melancholiſch, und hat ſtets zu trauren, wenn es immer neues Unglück erlebt. — Ein neugebohrnes Kind ſoll

man nicht auf die linke Seite zuerſt legen; es wird und bleibt ſonſt ſein lebtag link, wenn man ihm das linkſeyn ſich angewöhnen läßt. — Ein Knabe, der gebohren wird, wenn Venus Morgenſtern iſt, bekommt ein viel jünger Weib als er iſt: Iſt aber Venus Abendſtern, ſo bekommt er ein älter Weib, als er iſt. Bei einem Mädchen iſt es ganz das Gegentheil. So ſollte alſo der viele hundert Meilen weit entfernte Stern, den man Venus zu nennen beliebt hat, auf Heirathsangelegenheiten Einfluß haben? — Wenn der Mond bei dem Jupiter oder der Venus geſehen wird; ſo zeigt es bei der Geburt eines Kindes Glück: Wenn aber Saturn oder Mars mit dem Mond in Verbindung ſtehen, Unglück. Der ſiebente Sohn iſt glücklich, etwas zu heilen und zu pflanzen, wenn er die dazu nöthigen Wiſſenſchaften gelernt — Kinder, am Sonntag geboren, können Geiſterſehen, und ſind glücklich. — Welche Gegenſätze: Geiſterſehen und glücklich ſeyn! — Wenn ein Kind, nachdem man ſchon angefangen hat, es zu gewöhnen, wieder an die Bruſt gelegt wird, ſo kann es beſchreien; wenigſtens wird es verläumden können, wenn ſein Herz böſe iſt, und man ſeine Denkungsart nicht beſſert. — Das am Himmel regierende Zeichen des Krebſes, Löwens ꝛc. haben auf die Denkungsart und die Sichtsſtale der Kinder Einfluß. — Wenn das Kind ſo zur Welt kommt, daß es das Geſicht oben hat, dann kommt es an den Galgen, wenn es ihn verdient hat.

Aberglaube beim Gevatterſtehen und beim Taufen.

Wenn ein Junggeſell und eine Jungfer mit einander ein Kind aus der Taufe heben, ſoll der Prediger ſich zwiſchen ihnen ſtellen; ſonſt würde, wenn ſie ſich heirathen, ſtets Unehelichkeit ſeyn. Es ſoll keiner ſeine Gevatterin heirathen; denn ſo oft — — ſo donnerts, oder es entſteht ein Gewitter — wenn ſich zuſt ſolche Dünſte in der Luft geſammlet haben, aus welchen ein Gewitter entſtehen kann. Wer Gevatter ſteht, muß dazu borgen; alsdann wird dem Pathgen nichts verſagt und findet überall Credit — wenn anders ein guter und ehrlicher Menſch

aus ihm wird. Wenn ein Kind soll hundert Jahr alt werden, muß man aus drei Kirchspielen die Gevattern dazu bitten. Es kann lange leben, wenn es von Natur gesund ist, nicht verwahrlost wird, und ein mässiges Leben führt: Ob hundert Jahre, das hängt nicht von menschlichen Alfanzereien ab. Wenn die ersten Kinder der Eltern Namen bekommen; so sterben sie noch eher als die Eltern. Würden sie aber nicht auch gestorben seyn, wenn sie andere Namen bekommen hätten? Die Pathen sollen dem Kinde ein Loffelgen kaufen, sonst lernt es geifern. Wer Gevatter stehen soll und sich schon angezogen hat, darf nichts abseitiges verrichten, sonst thuts das Pathgen im Bette nach. Aber das Pathgen wird sich an jenes Unterlassen nicht kehren, und wird thun, wozu die Natur es treibt. Wem es in der linken Hand juckt, wird bald Gevatter stehen; — wenigstens wird er bald Aderlassen müssen, um die Schärfe aus dem Blut zu bringen, wovon dieß herrührt. Wenn die Pathen in des Kindes Haus kommen, so müssen sie, ehe sie zur Taufe gehen, ihre Handschuhe auf die Wiege legen, wenn es ein Mädchen ist; ist es aber ein Knabe, den Hut: Dann steht dem Kinde der Staat gut — wenn es von natürlich gutem Ansehen ist. In dieser Absicht putzt man das Kind auch wol drei Sonntage hinter einander sauber an. Auch müssen die Pathen vorher etwas Kuchen essen, damit das Kind Kuchen essen lerne; — aber nicht ihren ersten eigenen Appetit zu stillen? Wenn während der Taufe die Uhr schlägt; so stirbt das Kind — das auch ohne den Seigerschlag gestorben seyn würde, weil es krank war. Wenn die Uhr vor der Taufe schlägt, und das Kind stirbt; so wird es ein Lichtmann. Hiezu hat wol die Bemerkung Veranlassung gegeben, da man die sogenannten Lichtmänner, besonders von Kirchhöfen herkommen sah. Sie sind verdickte, leuchtende Dünste, die an allen den Orten vorzüglich häufig gesehen werden, wo verfaulende Körper liegen. Aber so werden alle Begrabene, nicht die nach jener Anzeige gestorbenen Kinder allein, Lichtmänner; denn von allen steigen Dünste auf, aus welchen diese hüpfende Feuer gebildet werden. Ein Knabe, der in der Taufe Adam oder Erdmann, und ein Mädchen, das Eva

oder Erdmutze genennt wird, sterben nicht: — wenigstens vielleicht nicht in den ersten Tagen. Einem Kinde, das in der Taufe Johannes genennt wird, widerfährt kein Unglück — wenn es sehr vorsichtig ist. Wer keine zaghafte Kinder haben will, da soll der Vater gleich nach der Taufe dem Kinde ein Schwert in die Hand geben, dann sind sie immer beherzt und kühn. So bald das Söhnchen oder Töchterchen getauft ist, soll man es mit den Füssen an des Vaters oder der Mutter Brust stossen, ihm gutes wünschen — und erwarten, ob es eintreffen wird.

Aberglaube beim Sterben und Begrabenwerden.

Dem Menschen ist nichts gewisser als der Tod; aber ungewiß die Stunde, da die Seele den Leib verlassen wird. Weislich verbarg Gott uns dieß; wir aber wollen ergründen, was unerforschlich ist. Der Abergläubische kennt tausend Anzeigen, die den Tod verkündigen sollen, und eben so viel Mittelchen, um sich gegen die Wirkungen der abgeschiedenen Seelen zu sichern. Man hört bisweilen in der Wand, besonders in den Bekleidungen der Fenster einen Ton, der mit den Tiktaken oder Schlägen einer Taschenuhr viel Aehnlichkeit hat. Der Abergläubische nennt dieß die Todtenuhr, und bildet sich ein, es sey die Anzeige von dem bevorstehenden Tode eines Menschen in einem Hause. Liegt nun zu der Zeit jemand im Hause krank; so heißt es gleich: Er muß sterben, denn die Todtenuhr hat sich hören lassen. Ja, er ist wol thörigt genug, das dem Kranken selbst zu sagen und macht ihn dadurch traurig, vermehrt seine Unruhe, und befördert seinen Tod. Aber diese eingebildete Todtenuhr ist weiter nichts, als die Stösse, welche ein kleines Insect mit seinem hervorragenden Rüssel, seiner Natur gemäs, gegen das Holz thut. Viele Gelehrte haben darüber Beobachtungen angestellt. Der eine schreibt: „Das Thier, welches dieses Getöse macht, ist ein kleines, graues Insect, das doppelte Flügel hat, und sich den Sommer hindurch im Holzwerk aufhält. Ich habe ihrer viel gefangen, und sie in dünnen Schächtelgen aufbehalten, und ge-

ſehen, wie ſie mit ihrer Schnauze geſtoſſen, und gemeiniglich neun oder elf Schläge nach einander gethan haben. Beſonders geſchäftig beweiſen ſie ſich, wenn die Witterung warm iſt.“ Ein anderer ſagt: „Dieſer Wurm iſt etwas gröſſer, als ein Reiskorn. Er hat kurze, borſtenartige Haare über den Rücken her, dunkelrothe Querſtriche, und einen längligten Kinbacken. Noch andere haben einen kleinen Kopf, dunkelrothe Bruſt, u ſ. w. In B., fähet er fort, wurde mir ein Zimmer angewieſen, welches vorlängſt Holzwürmer in Beſitz genommen, und die furchtſamen Einwohner daraus vertrieben hatten. Ich bemerkte an der hölzernen Wand bald ſeine künſtlichen Gänge, welche er in der Breite eines Fingers von unten ſchnurgerade herauf gemacht hatte. Jeder Arbeiter bringt, wenn er anfängt, im Munde etwas feuchten Lehm, und klebet ihn an der Wand an; daher iſt der Kanal während dem Aufbauen immer zwei Zoll hoch naß. Einige Arbeiter kommen bisweilen hervor, als wenn ſie recognoſciren wollten. Den erſten Abend ſtürzte ich ihre Gänge ein; ſie aber ſtellten ſie in eben der Nacht, in einer Länge von drei Ellen wieder her. Ich zertrümmerte dann ihren Gang nur hie und da; und ſie unterlieſſen die Ausbeſſerung, bis die Fenſterladen gemacht waren. Nun hielt ich ein brennendes Licht an die Oeſnung des Gangs, die Finſternis liebenden Inſecten aber ſetzten ihre Arbeit im Verborgenen fort, doch ſo, daß, da ſie zuvor in der Finſternis zwei Zoll hoch in einer Stunde fort gearbeitet hatten, ſie jetzt in einer Stunde nur einen Zoll weiter kamen. Endlich ſtieß ich ein fünf Ellen langes Gewölbe ein, und ſie ſchienen darüber beſtürzt zu ſeyn, und waren die ganze Nacht ſtill; ſetzten aber bei Anbruch des Tages ihre Arbeit deſto hitziger fort. Wenn die Röhre oder der bedeckte Gang unbeſchädigt iſt; ſo iſt er glatt und gleich: Hat er aber nach einem erlittenen Einſturz wieder müſſen gebauet werden; ſo iſt ſeine Oberfläche rauh und narbicht. Eben dieſer Holzwurm iſt auch gewiſſen Bäumen nicht wenig ſchädlich.“ Der dritte ſagt: „Dieſer Wurm iſt von der kleinſten Gattung, und wenn er die beiden vordern Füſſe feſtgeſetzt, und ſeinen Kopf zwiſchen ihnen eingebogen hat; ſo macht er an alten vertafelten Wan-

dungen einen den Schlaf ſtöhrenden Schlag, welcher ſo tönend iſt, daß furchtſame und abergläubiſche Leute gedacht haben, ſie ſeyen mitten unter Geſpenſtern. Was iſt es aber, wofür ſie ſich fürchten? ein knochenloſes Inſect!“ Wenn zwei Sachen auf einander folgen, woher weiß man denn, daß Gott durch das erſte das folgende habe anzeigen wollen? Es iſt eine glückliche Unwiſſenheit, daß unſre Todesſtunde uns unbekant iſt: Denn geſetzt, mancher wüßte die Zeit, wenn er ſich mit ſeinen Freunden, Gütern und Geſchäften abfinden ſollte, wie angſtvoll würde er dieſem Zeitpunkte entgegen ſehen? wie würde das Andenken an denſelben ihm jede Freude verbittern? Viele würden durch unaufhörliche Betrübnis ihrem Tode zuvorkommen; alle würden ſich in die vorige Unwiſſenheit zurückwünſchen. Dennoch wendet der Menſch ſo viel vergebliche Mittel an, die Zeit des Todes zu entdecken, dennoch wähnt er ſo viel Todesvorbothen. Hätten dieſe den Nutzen, daß der ſicher lebende, der leichtſinnige dadurch an die Ewigkeit kräftig erinnert würde, ſo daß er anfienge, über ſich und an die Ewigkeit ernſthaft zu denken; ſo mögte die Todesuhr immerhin ihre heilſamen Schläge thun: Aber er hört ſie, er erſchrickt, und denkt und handelt nach wie vor. Vor ihr ſchwindelt es dem Krieger, der bei dem Donner der Kanonen einen eiſernen Muth hat; und vor ihr zittert der wollüſtige Höfling. Man trifft ſie in Hütten und Palläſten; nur daß der unſchuldige Hans ſie gelaſſen hört, ſeine Seele Gott empfiehlt, und unter dem Strohdach ruhig ſchläft, da der reiche Ludwig bei jedem Schlage mehr erblaßt, und die Nacht heulend hinbringt. Die ſogenannten Kuhblumen laſſen, wenn ſie verblüht ſind, einen haarigten Büſchel zurück. Kinder und abergläubiſche Alte pflücken dieß ab und fragen: Buhſt, wie lange ſoll ich leben? — Blaſen denn dran, und glauben, daß ſie noch ſo viel Jahre leben, als ſie blaſen müſſen, um die Buſen wegzubringen. Heute lebt man nach dieſer Anzeige 7 oder 8; morgen nur 2 Jahre, und doch unterhält man einen gewiſſen Glauben an dieſe Poſſe. Wer weiß nicht, daß viele, wenn ſie den Kukuk rufen hören, ihn fragen: Wie lange ſie noch leben ſollen? und dann glauben, ſo vielmal er rufe, ſo viel Jahre wür-

den sie noch leben. Mancher geht traurig davon, wenn der Kukuk ihm noch wenig Jahre zurufte, da sich der andere freut, daß er ihm ein langes Lebensziel verkündigte. Wer kennt den verrufenen Todtenvogel, die Eule, nicht? Das Käuzchen, oder der Todtenvogel ist eine Art von Eule, und wohnt in Kirchen und alten Gebäuden. Der alberne Bauer und der abergläubische Städter fürchten sich entsetzlich davor, weil sie dieselben für Abgesandten des Todes halten, und ängstlich glauben, daß in dem Hause, oder doch in der nahen Nachbarschaft jemand sterben müsse, wo eine Eule oder ein Käuzchen gesessen oder geschrien habe. Sobald sie daher einen Kauz schreien hören, zittern sie schon am ganzen Leibe, setzt er sich aber auf ihr Haus, so muß, nach ihrer Meinung, ohnfehlbar jemand darin sterben: Solche, die das glauben, mögen nun aber auch mich hören!

Die Eulen haben ein so scharfes Gesicht, daß das Licht des Tages ihnen viel zu helle ist, so daß sie bei Tage eben so geblendet werden, und eben so wenig sehen können, als wenn wir eine Zeitlang gerade in die Sonne hinein gesehen haben. Die Morgen- und Abenddämmerung, auch die Nacht giebt ihnen gerade so viel Licht, als sie zum Aufsuchen und Erhaschen ihres Fraßes brauchen: Daher kommen sie nur des Nachts zum Vorschein, überfallen und fressen die schlafenden Vögel, und haschen Mäuse und andere Thiere. Da setzen sie sich denn nun, so wie es die andern Vögel bei Tage thun, bald hie hier, bald dahin, ohne dem den Tod zu verkündigen, auf dessen Haus sie sich gesetzt haben, und klugen Leuten sind sie willkommen, weil sie die Feld- und Gartenmäuse fangen und fressen, welche die Felder verheeren, und die Früchte wegfressen. — Aber die Eulen, wird man hier sagen, setzen sich doch gewöhnlich auf die Häuser hin, wo Kranke liegen, und man hat auch Beispiele, daß da Menschen gestorben sind, wo sie gesessen und geschrien haben? Ganz richtig! Man muß aber nur die Natur der Eulen kennen, um sich dieß zu erklären, und um es, wie es denn auch wirklich ist, natürlich zu finden. — Die Eulen haben vor andern Raubvögeln einen besonders scharfen Geruch; jeder Kranke, vorzüglich, der an der Auszehrung liegt, dünstet sehr aus; die Ausdün-

ſtungen aber verbreiten ſich aus ſeiner Stube. Die Eule, die nach der Witterung (Geruch) ihren Flug beſtimmt, riecht dieß, und nähert ſich nun dem Orte, woher der Geruch kommt, ſetzt ſich auf das Haus, und ſchreit. Und wenn es wahr iſt, was einige behaupten, daß der Patient, der da ſterben wird, mehrere Tage vor ſeinem Tode ſchon in Fäulnis übergeht; ſo müſſen die Ausdünſtungen von ihm jede hungrige Eule, die eben in die Nähe kommt, anlocken. Nun ſtirbt der Kranke — ja, heißt es denn, das haben wir gedacht, die Eulen ſchrien ſo. Würde aber der Todte nicht auch geſtorben ſeyn, wenn die Eulen nicht geſchrien hätten? und flogen ſie nicht blos dem Geruche nach?

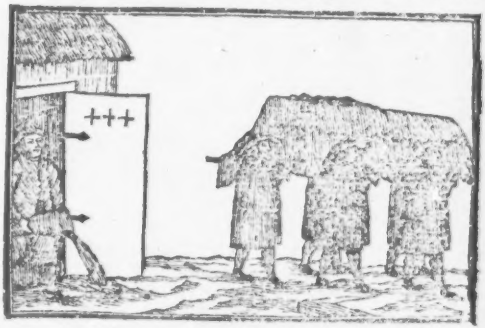
Da wo ein Kranker liegt, brennt gewöhnlich auch des Nachts ein Licht; dadurch werden die Eulen geblendet* und fliegen gerade nach dem Fenſter, welches helle iſt. Es pumſt, der bei dem Kranken wachende erſchrickt, und ſagt, daß der Patient es nun wol nicht lange mehr machen werde; denn es habe etwas eine Nacht ſtark ans Fenſter gepocht. Der Todtkranke ſtirbt wirklich — und das iſt denn ein unumſtöslicher Beweis für die groſſe Wahrheit, daß es Ahndungen gebe! Der Schöpfer hat die Eule zum Nachtvogel beſtimmt, deſſen angebohrne Art es iſt, nach eingebrochener Finſternis, mit einem furchtbaren Geſchrei hervorzubrechen, und die vom Schlaf taumelnden Vögel zu überfallen und zu erwürgen. Daher hat ſie, ſo wie die andern Nachtvögel bewegliche Deckel vor den Ohren, welche den Gehörgang erweitern, und ihr die geringſte Bewegung eines Vogels, oder einer auf Streifereien ausgehenden Maus, verſtärkt anzeigen. Mir ſoll ihr Geſchrei kein Vorbote des Todes ſeyn; ſondern nur eine Anzeige von bevorſtehender Veränderung der Witterung; wie das ungewöhnliche Krähen der Hähne, Quaken der Laubfröſche u. ſ. w. Wie ungereimt würde es ſeyn, zu glauben, daß unvernünftige Thiere von dem Tode eines Menſchen Kenntnis haben könnten? Wie können dieſe wiſſen, was Gott aus weiſſen Urſachen uns ſelbſt nicht hat offenbahren wol-

* Anmerk. So fliegen Mücken um das brennende Licht auf dem Tiſche; ſo die Sperlinge aus ihren Schlupfwinkeln nach der Laterne, die des Nachts an einen dunklen Ort gebracht wird.

len? Dieſer Aberglaube rührt noch aus dem finſtern Heidenthum her; und wer ihn beibehalten wollte, würde ſich dadurch den Heiden gleich machen. So ſoll auch das langſame Schwirren der Grillen oder Heimchen, den Tod einer Perſon im Hauſe oder eines nahen Anverwandten anzeigen. Da aber dieſes Inſect zur Zeit der Erndte mit dem Getraide oder Heu leicht in ein Haus gebracht werden kann, und das Zirpen ihm natürlich iſt, wie könnte es den Tod eines Menſchen bedeuten? Thörigt iſt es auch, aus dem dumpfen Klang einer Glocke oder dem unzeitigen Schlagen einer Uhr zu argwohnen, daß bald jemand ſterben werde; denn man weiß, daß weiche Körper z. B. Schnee und Waſſer, auch der Wind den Schall verhindern, und die Urſach ſind, daß die Glocken ſo dumpf klingen: Man weiß, daß auch die beßten Uhren eine und dieſelbe Stunde zweimal anſchlagen können; und daß dadurch dem Kranken im Hauſe wirklich nicht der Tod verkündigt worden iſt. Eben ſo thörigt iſt der Wahn, daß der hohle Schall, den man beim Zuwerfen eines Grabes oft hört, ein abermaliges Sterben in der Familie bedeuten ſoll; denn er kann durch Erdklumpen, zumal wenn ſie auf einen ſchlechten Sarg fallen, gar leicht verurſacht werden. In Krankenſtuben pflegt gemeiniglich das Licht ſchwach und matt zu brennen: Die Abergläubiſchen halten auch das für eine Anzeige, daß die kranke Perſon bald ſterben werde; aber gewiß iſt die Urſach davon keine andre, als die vielen Dünſte, womit eine ſolche Stube angefüllt iſt. Zur Nahrung des Feuers wird eine friſche Luft erfordert, und die Dämpfe ſind ihm hinderlich. Ein angezündetes Talg- oder Wachslicht verbrennt in einer reinen Luft merklich geſchwinder, als in einer unreinen: und je unreiner die Luft iſt, deſto langſamer verbrennt das Licht. Sobald man aber friſche Luft in die Krankenſtube läßt, daß ſie von den darin befindlichen Dünſten gereinigt wird, ſo brennt das Licht weit heller und beſſer. Hält die Krankheit bei einem Menſchen viele Tage an, und die Wärter haben nicht für einen freien Zufluß der Luft geſorgt; ſo muß das Licht in den letzten Tagen der Krankheit ſchlechter und ſparſamer brennen, als in den erſten, in welchen die Stube mit ſo vielen Dämpfen noch nicht angefüllt war.

Da nun eine ſolche mit vielen Ausdünſtungen verunreinigte Luft einem Kranken ſehr ſchädlich iſt, und ſeinen Tod leicht befördern kann; ſo haben unwiſſende und abergläubiſche Leute in dem ſchwachen Brennen des Lichts in einer Krankenſtube die Anzeige von dem bevorſtehenden Tod des Kranken gefunden. Wenn ſich die Kinder auf den Gaſſen mit Kreuzen tragen; ſo iſts eine Anzeige, daß Sterben darauf erfolgt. Was Kinder ſehen, das äffen ſie nach: Wenn daher Sterblichkeit einreißt, ſo werden ſie Leichenzüge nachbilden: Können ſie aber wol dadurch den Tod gewiſſer Perſonen anzeigen? Wer viel bauet, ſtirbt bald — Ja, wenn er ſich damit in Noth ſetzt, und ſich viel Kummer und Sorgen macht. Wer ein Erdhuhn oder eine Hausotter beſchädigt oder nur ſieht, der muß ſelbiges Jahr ſterben; — wenigſtens würde es geſchehen können, wenn er dieß feſt glaubte, und ſich davor, als vor einem ſichern Todesvorbothen entſetzte. Wenn ein Weib in den ſechs Wochen ſtirbt; ſo muß man ein Mandelholz oder ein Buch ins Wochenbett legen, auch alle Tage das Bett neu machen, ſonſt kann ſie nicht in der Erde ruhen. Vermuthlich eine Regel von gewinnſüchtigen Kindmüttern, die dadurch nur Gelegenheit bekommen wollen, öfters in das Haus der Verſtorbenen zu gehen: Denn nur von ihnen ſoll dieß Bett ſo recht gemacht werden können, daß die Verſtorbene in der Erde Ruhe habe. Wenn der Hausherr ſtirbt, muß man die Bienenſtöcke, die Wein- und Bierfäſſer im Keller forträcken, — ſonſt bleiben ſie ſtehen. Wenn das Feuer platzt und praſſelt, die Kinder oder Hunde vor einem Hauſe ſcharren und heulen, Raben krächzen, Eulen und Elſtern auf dem Hauſe ſchreien, die Katzen ſich beiſſen, ſo ſtirbt jemand — ſey es über kurz oder lang, hie oder da. Wenn einem die Haut ſchauert, ſo läuft ihm der Tod über das Grab. Wenn man Thränen auf den Kranken fallen läßt, oder über ihn wegragt, ſo ſtirbt er ſchwerer; und wenn er Nachmittags um 4 Uhr noch nicht todt iſt, ſo quält er ſich noch 6 Wochen. Wenn die Leiche im Sarge auf die rechte Seite ſich legt; ſo ſtirbt jemand männlichen Geſchlechts: Wenn ſie ſich aber auf die linke Seite legt; ſo ſtirbt jemand weiblichen Geſchlechts aus der Familie. Kann ſich aber ein todter Körper

willkührlich auf die rechte oder linke Seite legen? Sobald der Mensch todt ist, muß man die Fenster aufmachen, damit die Seele hinaus kann. Die Seele ist ein Geist und braucht kein Schlupfloch, um an ihren Bestimmungsort zu gelangen. Daß der Todte nicht wieder komme, muß man, sobald die Leiche fort-



getragen wird, einen Eimer Wasser hinterher giessen, und die Hausthür zumachen oder den Todten bei dem grossen Zehe anfassen. Wenn man vor alle Thüren drei Kreuze mahlt; so kann der Todte nicht herein. Wenn der Todte wieder kommen wollte oder könnte; so würde er sich weder an das ausgegoßne Wasser kehren, noch durch die zugemachte Thür, oder durch die drei Kreuze abgehalten werden, in das Haus zu dringen. Wenn das Gesicht eines verstorbenen Ehegatten oder Freundes im Tode weich bleibt; so hohlt er einen aus dem Hause nach. Wenn ehe das aber geschehen werde, weiß man nicht; und würde jene Folgerung nicht machen, wenn man die Ursach kennte, warum das Gesicht eines Todten zuweilen weich bleibt. Wer den ersten Spaden voll Erde in die Grube werfen kann, an dem hat der Todte keinen Theil; — eben so wenig als an einem andern. Wenn das Grabloch nachfällt; so stirbt einer aus der Freundschaft; — wenn sie groß ist, könnte es bald geschehen, wenn sie

es nicht iſt, doch mit der Zeit. Man decke dem Todten einen Lappen auf den Mund, damit er ſeine Ruhe habe; und lege ihm unters Kinn einen Erdenklos; denn wenn er mit dem Munde das Sterbekleid faßte, und nach und nach hineinfräß; ſo würde die ganze Freundſchaft ausſterben; — wenigſtens würde nach 70 oder 80 Jahren alles daraus todt ſeyn. Liegt der Todte auf der linken Seite; ſo hat er keine Ruhe: Darum muß man ihn ſo legen, daß er auf die rechte Seite zu liegen kommt, wenn er ſich im Sarge etwa umwälzt. Wenn der Todte ſich auf den platten Leib legt; ſo ſterben ſeine nächſten Anverwandten. Ein todter Körper kann ſich nicht frei bewegen, ſich nicht auf die rechte oder linke Seite legen; und er mag liegen, wie er will, ſo wird er immer feſt liegen, ſeine Ruhe haben. Wenn die Freunde ſich um den Verſtorbenen nicht grämen wollen; ſo müſſen ſie ihm ein Stück Raſen auf die Bruſt legen; — und ihn ſo bald als möglich vergeſſen. Man muß dem Todten das, was ihm am liebſten war, z. B. die Tabakspfeife, Geld ꝛc. mit ins Grab geben, ſonſt hat er keine Ruhe. Setzt denn der Todte im Grabe die Beſchäftigungen fort, welche er im Leben trieb? Man giebt dem Todten den Kamm, mit dem er gekämmt worden, ins Grab; denn wer damit ſich wieder kämmt, dem gehen wie dem Todten die Haare aus, — wenn er alt genug iſt; und die Familie kriegt L.. — wenn ſie ſich nicht reinlich hält. Wer rückwärts eine L.. ins Grab wirft, dem vergehen ſie alle. Rückwärts oder vorwärts, das iſt einerlei; es wird in beiden Fällen nichts helfen, wenn er ſich der Reinlichkeit nicht befleiſſigt. Wenn man dem todten Mann das Balbiermeſſer, und der todten Frau nicht Faden in den Sarg legt; ſo ſtirbt einer. Wer krank iſt, ſoll ſich mit einem leinenen, ungebrauchten Lappen die Hände und das Geſicht reiben, und ihn rückwärts ins Grab werfen, dann wird die Krankheit mit begraben; nachdem das Uibel, daher ſie entſtanden, aus dem Körper weggeſchafft iſt. Wer die Warzen auf der Hand mit einer Todtenhand beſtreicht, dem vergehen ſie; — wenn er dazu bewährte andre Mittel gebraucht. Wenn man einem Säufer Brandwein giebt, der durch einen Todtenlappen geſeigt iſt; ſo kann er keinen wieder trinken; — wenig-

ſtens wenn er ekelhaft iſt. Wer im Geſicht Holderflecken hat, und ſich mit dem Lappen wäſcht, mit welchem der Todte abgewaſchen worden, dem vergehen ſie — vielleicht mit der Zeit. Wer die Roſe hat, der ſoll ſie ſich büſſen laſſen, indem er einen Todtenlappen vor das Geſicht gehängt hat; — und erwarten, ob ſie davon vergehen werde. Wenn man ein Stück Holz von einem aus der Erde gegrabenen Sarge in das Kraut ſteckt; ſo kommen keine Raupen hinein. Wer daran glaubt, mag ſelbſt erfahren, daß es nichts hilft. Wer von dem Todten hinterlaſſene Kleidungsſtücke anzieht, den kneipt er nach vier Wochen und er ſtirbt. Groſſe Einbildungskraft hat das ſchon zuwegegebracht. Wenn man mit dem Nagel aus einem Sarge in den Zähnen ſtöhrt; ſo vergehen die Zahnſchmerzen, — ſo wie es geſchieht, wenn man mit anderm darin ſtöhrt. Wenn man die Tauben aus einem Todtenkopf ſaufen läßt, oder ein Brett von einem Sarg vor den Schlag nagelt; ſo bleiben ſie; — wenn ſie gut gefüttert werden. Aus dem Hauſe, vor welchem die Leiche ruht, ſtirbt einer; — ſey es bald oder ſpät. Wenn man ein Papier verbrennt und jeder der Anweſenden ſich einen Punct auserſieht; ſo kann man erſehen, ob man die andern überleben werde. Wenn während dem Läuten der Glocken die Uhr ſchlägt; ſo ſtirbt jemand; — in der Stadt oder auf dem Lande.

Aberglaube bei Trauungen.

Wenn Roſenblätter im Bach ſich nicht trennen; ſo kommt die Ehe zu ſtande; — wenn nicht Hinderniſſe von der einen oder andern Seite in den Weg kommen. Wenn ein Bräutigam ſeiner Braut ein Buch ſchenkt; ſo wird dadurch die Liebe verblättert; — wenn die Braut beſtändig in dem Buche leſen, und darüber den Bräutigam vergeſſen wollte. Wenn er ihr vor der Verlobung ein Meſſer oder eine Scheere kauft; ſo wird dadurch die Liebe zerſchnitten; — die ſo wenig feſt iſt, daß ein kleiner Umſtand ſie vernichten kann. Wenn ganz unſchuldige Perſonen ſich heirathen; ſo wird das erſte Kind ein Narr; — wenn Vater und Mutter es auch ſind. Vor dem Altar müſſen Braut und Bräutigam zugleich aufſtehen; denn wer eher aufſteht, der

ſtirbt eher. Der Bräutigam darf ſich nicht nach der Braut umſehen; ſonſt ſieht er ſich nach der andern Frau um; — wenn er an dieſer ſo üble Eigenſchaften bemerkt, daß er ſie nicht mehr lieben kann. Gegen den Vollmond ſoll man in die Ehe treten; — da iſt es eben ſo gut, als wenn es im abnehmenden geſchieht. Wenn die Brautleute auf dem Wege zur Kirche ſich umſehen; ſo kriegen ihre Kinder ſchiefe Hälſe; — wenn ſie damit geboren, oder dazu verwahrloſt werden. Regnet es der Braut in Kranz; ſo werden die neuen Eheleute reich und fruchtbar; — wenn ſie fleiſſig und ſparſam und geſund ſind. Aus den Figuren, die in der Neujahrsnacht an die Fenſter frieren, ſchließt man auf Heirathsglück. Roſen und Jesmin bedeuten Glück; Brenneſſeln und Diſtelköpfe Unglück. Die Braut muß etwas in die Taſche ſtecken, es den armen Leuten auszutheilen; denn für jedes Allmoſen mißt ſie ein Unglück; oder doch etwas von ihrem Gelde. Während der Copulation muß ſie Geld in den Schuhen haben, alsdenn fehlt es ihr nie daran; — wenn ſie daſſelbe zu Rathe hält. Die Brautleute müſſen bei der Zuſammengebung vor dem Altar, dicht zuſammen treten, ſonſt können ſie ſich nicht lieben; und wer zwiſchen ihnen durchſehen kann, der kann ihnen was anthun. Verlobte Perſonen ſind böſen Leuten nicht ſo Preis gegeben, daß dieſe auch vor dem Altar, unter der feierlichſten Handlung und reinen Abſichten, ihnen Schaden zufügen könnten. Sie vermögen nicht den Willen der Menſchen zu lenken, und ſo zu verunſtalten, daß von nun an, ſtatt Liebe immerwährende Abneigung in ihre Herzen gepflanzt werde. Die meiſten Uneinigkeiten in der Ehe kommen von böſen Leidenſchaften her, denen man aber nicht freien Lauf laſſen darf; denn wenn der andere Theil ſieht, wie geſetzt und gelaſſen der eine bleibt, ſo wird er gerührt, und Mismuth, Feindſchaft u. dgl. werden im erſten Entſtehen gedämpft. Eheleute ſollen durchaus nicht einer über den andern klagen; denn dadurch entſtehen die meiſten Ehemishelligkeiten. Vor der Copulation darf die Braut die Bänder an ihren Schuhen nicht zuſammenbinden, damit ſie leicht gebären kann; — oder doch, damit ihr das Gehen nicht ſauer wird.

Wenn die Braut aus der Kirche kommt; muß sie den bloſen Leib mit eben ſo viel Fingern berühren, als ſie Kinder haben will, — und ſie kann dann glauben, daß ſie eben ſo viel kriegen werde. Wenn bei dem Ringwechſel der eine fällt, ſo ſtirbt eines von beiden; — der eine früher, der andere ſpäter. Wenn jemand während der Trauung dreimal um den Brunnen läuft, die Nahmen der Brautleute dreimal nennt, ein Schloß zuſchnappt, und es in den Brunnen wirft, der macht dadurch, daß die Eheleute ſich nicht vertragen; — oder doch das Waſſer im Brunnen trübe. Man muß während der Trauung ein Schloß zuſchnappen, oder Neſſeln knüpfen, damit die jungen Eheleute ſich vertragen. Wenn das Weib den Mann während der Trauung auf den Fuß tritt; oder wenn ſie ihren Unterrock auf des Mannes Rock legt, ſo iſt ſie Herr. Die Braut muß trachten, bei ihrer Ankunft den Bräutigam eher zu ſehen, als er ſie zu ſehen bekommt. Gelingt ihr dieß, ſo hat ſie die Herrſchaft über ihn. Wenn ſie während der Trauung ihren Fuß etwas mehr als der Bräutigam vorſetzt; ſo erreicht ſie eben dieſe Abſicht; — wenn dieſer thörigt genug iſt, ſich von ihr beherrſchen zu laſſen. Braut und Bräutigam müſſen von einem Teller eſſen, damit ſie einig bleiben; — oder den Teller deſto früher leeren. Wer von beiden in der erſten Nacht zuerſt einſchläft, der ſtirbt auch zuerſt; — wenigſtens kann es geſchehen, wenn der frühere Schlaf eine Anzeige von Körperſchwäche iſt. Das Brautbette wird (oft wider allen guten Anſtand) ſo geſetzt, damit nicht das Brautpaar mit den Köpfen gegen Morgen zu liegen kommt; ſonſt würden ſie, glaubt man, bald krank werden.

Zwei Schweſtern dürfen nicht an einem Tage getrauet werden; die eine ſtirbt ſonſt. Die Braut ſoll keinen Stich an des Bräutigams Hemde thun; ſonſt wird dieſer ihr gram; — wenn ſie üble Eigenſchaften hat. Wenn die Brautleute in die Kirche fahren, darf der Wagen mit ihnen nicht umwenden, das iſt nicht gut; — denn wenn er gerade hingefahren wird; ſo kommen ſie früher von der Sache.

Aberglaube beim Abendmahl gehen.

Wenn während oder nach der Abendmahlshandlung auf dem Altar ein Licht verlischt; so stirbt ein Prediger; — wenn es gleich nicht der an derselben Kirche stehende ist. Das Abendmahl hülft für Krankheiten mehr, als alle Arzneien, — von einem Quacksalber; denn diese sind dem Körper schädlich. Wenn man es genossen hat, kann man ruhig sterben und seelig werden; — wenn man gut gelebt hat. Nach dem Abendmahl, glauben viele, ändert sichs mit der Krankheit, und es geht dann zum Leben oder zum Tode. Wer dieß fest glaubt, der befördert dadurch sein Genesen oder den Tod. Wer zum erstenmal zum Abendmahl geht, und Zahnschmerzen hat, der soll ein Stückchen Brod essen, indem er aus der Kirche geht; denn vergehen sie; — wenn die Ursach derselben gehoben ist. Wer die Hostie aus dem Munde nimt, dieselbe wo anheftet, und darnach schießt, dem fehlt der Schuß nicht; — wenn er sich im Schiessen gehörig geübt hat. Ein Comunicant, bei welchem der Kelch aufs neu gefüllt wird, wird bald Gevatter stehen; — wenn man weiß, daß er dieß gern ist. Einige bilden sich auch ein, daß die Krankheit bei einem Kinde sich gleich breche, wenn man von einem Kirchenkelch etwas Metall abschabe, und ihm solches eingebe. Ist der Kelch von Silber; so ist es dem Kinde wegen der kleinen Portion, die ihm gereicht wird, eben nicht schädlich. Ist er aber von Messing, das selten ohne Grünspan ist; oder von gemeinem Zinn, das gewöhnlich mit Blei und Spießglaskönig versetzt ist; so kann schon etwas weniges davon einem zarten Kinde tödtlich seyn, oder dadurch doch Brechen, Krämpfe und Verzuckungen bei ihm erregt werden. Durch den Gebrauch solcher abergläubischen Mittel können also die Eltern selbst Mörder an ihren Kindern werden.

Aberglaube beim Kirchengehen.

Eine Mutter, die ein Kind hat, das gestillt wird, soll drei Sontage nach einander aus der Kirche gehen, und dem Kinde jedesmal ins Maul blasen; dann kommen ihm die Zähnchen aus; — wenn es Zeit dazu ist. Wer kauend in die Kir-

che geht, dem bleibt, wenn er stirbt, der Mund offen; — wenn er ihm nicht zugedrückt wird. Wenn der Seiger während dem Gebet des Herren schlägt; so stirbt einer; — wenn gleich nicht aus dieser, doch aus irgend einer andern Gemeinde. Wenn die Leute aus der Kirche kommen, soll man der Henne Eier unterlegen; alsdann werden sie bald ausgebrütet; — wo nicht, so ist es eine Anzeige, daß sie faul geworden sind.

Von Propheten, Wahrsagern und Zigeunern.

Die Welt ist voll von Menschen, die sich die Thorheiten, und die Leichtgläubigkeit anderer zu nutze machen, um theils sich ein gewisses Ansehen zu verschaffen, theils sie zu betrügen. Ein Mensch der zukünftige Dinge vorhersagt, ist seines Beifalls desto gewisser, je dreuster er dabei zu Werke geht. Wer das Ende der Welt und den nahen jüngsten Tag verkündigt, den bewundert der Abergläubische. Ein gewißer Mensch, der wegen Untreue aus der Lehre gejagt wurde, und nach diesem noch Schicksale hatte, die von seinem Character kein gutes Urtheil fällen laßen, fieng endlich an, Wahrsager zu werden. Bald erschallte die Stadt von seinen wahrsagenden Eigenschaften. Man erzählte sich, wie er diesem eine unvermuthete Erbschaft; jenem den Tod seines Kindes; einem andern Krankheit u. s. w. vorhergesagt habe, und daß alles genau eingetroffen sey. Er erhielt bald in den angesehnsten Häusern Eintritt; bekam täglich guten Zuspruch, und wurde um Rath gefragt. Oft geschah es, daß er etwas vorhersagte, welches der Fragende eben so wol würde erfahren haben, wenn er an den rechten Ort gegangen wär. z. B. Ein junger Mensch hatte schon mehrmals um die Erlaubnis angesucht, heirathen zu dürfen, war aber immer abgewiesen worden. Endlich übergiebt er eine neue Bittschrift, und geht, nachdem er lange genug auf Resolution gewartet hatte, zu dem neuen Wahrsager. Dieser heißt ihn morgen wieder kommen; geht aber unterdeß zu dem, wo, wie er wol wußte, die Resolution lag, und erfährt da, daß diese vortheilhaft sey. Der junge Mensch kommt, wie er sollte, den andern Tag wieder, und der Wahrsager läßt ihn sich in eine

Ecke der Stube setzen, mit dem Befehl, nicht eine Silbe zu sprechen, und sich nicht zu rühren. Er selbst aber setzt sich mitten in die Stube auf den Boden hin, fragt den jungen Menschen um seinen Taufnahmen, nimt einen Calender und fängt an zu zählen, bis er auf ein und zwanzig gekommen war; scheint denn etwas auf seine Knie zu schreiben, steht wieder auf, läuft einigemal in der Stube auf und ab und sagt, nachdem er den Erwartungsvollen an den Puls gefühlt: — Gott sey mit dir. Geh nach fünf Tagen, aber eher nicht zum Herrn D. und du wirst finden, was du gesucht hast! Dieser läuft gleich den andern Tag hin, und findet die Bestätigung von dem, was er geglaubt hatte. Aber die Sache wurde bekannt, brachte ihn um seinen Credit, und zog ein Verbot nach sich, daß er künftig keine dergleichen Gaukeleien vornehmen sollte. Man fand bei ihm ein Verzeichnis aller Nahmen der Stadteinwohner, dabei den Tag ihrer Geburt, ihre Eltern und alle Anverwandte, und was er sonst noch nachrichtliches von ihnen erfahren hatte, wobei auch die Vermögensumstände eines jeden, seine Aecker u. s. w. angegeben waren. Beinahe zwischen jedem Blatt lagen Zettel, auf welche die an ihm gethane Fragen, und die gegebenen Antworten standen. Der eine z. B. hatte gefragt: ob seine Schwester bald sterben würde? und er hatte geantwortet: Ja, ehe der Mond siebenmal aufgeht! Aber sie wurde wieder gesund, und lebte noch, da seine Betrügereien entdeckt waren. Ohnerachtet er alle Familienverhältnisse der Stadt kannte; so gab er doch die Antworten nicht gleich, sondern allemal erst den andern Tag, während welcher Zeit er gewiß von dem die nöthigen Erkundigungen einzog, was er in seinen geschriebenen Nachrichten noch nicht hatte. Die ersten Blätter des Buchs, waren von einer fremden Hand folgendermassen beschrieben:

†

Mit Gott und seinem Sohne!

Jeder besitzt es, und kaum hundert verstehen es.

Du wirst getauft auf den Nahmen Gottes, und wenn der Mann des Herrn dir den Nahmen giebt, so legt er den Seegen, die Kraft und die Macht hinein. Amen.

Mit deinem Taufnahmen fange an, und mit dem Gebet höre auf.

Lege dich zur Ruhe, und du wirst sehen, was du verlangst. Die Sterne des Himmels segnen deinen Nahmen, oder vermaledeien dich, — willst du dieses wissen, so suche. Amen.

Nie sind Prophezeihungen eingetroffen, wenn auch der Prophetische Mann noch so zuversichtlich sprach. Ziehen, weiland Superintendent in Zellerfeld, berechnete aus dem Buche Chevilla, das aber niemand kennt, ein fürchterliches Erdbeben, das zwischen 1779 und Ostern 1780 Deutschland von allen angränzenden Reichen: Böhmen, Mähren, von den Alpen, von Frankreich und den Niederlanden abbrechen sollte. Das wisse er, sagte er, untrüglich aus diesem göttlichen Buch, und aus dem nur von ihm beobachteten Sinken der Erdfläche, welches sich durch das Hervorgehen des Sterns Kapella offenbahre. Diese Entdeckung machte er der Regierung kund, bekräftigte die Wahrheit derselben mit einem Eide, und machte sie in Schriften öffentlich bekant. Er entgieng der beßten Widerlegung durch den Tod, denn er starb im Mai 1780. Jetzt nun sieht jeder, daß diese obgleich eidlich bekräftigte Prophezeihung eine Thorheit war. Damals aber ergrif auch grosse Männer die Furcht, die sich bis nach den Niederlanden, England, Frankreich und Pohlen verbreitete; und halb Deutschland zitterte. Wer darüber spottete, hieß ein Ungläubiger, ein Freigeist. Freilich ists nun vergessen, aber zu unserer Demüthigung wollen wir zurück denken, daß Z. zu einer Zeit, wo man auch schon dachte, die Welt wäre erleuchteter als jemals, so ausgebreiteten Glauben finden konnte.

Das Wahrsagen gewähret einen fast gewissen Verdienst. Man hat Beispiele, daß Leute davon reich geworden sind. Jeder Abergläubische; und wie viel sind deren? trägt ihnen zu. Die Prophezeihungen mögen noch so unwahrscheinlich und widersinnig seyn; genug, man glaubt ihnen: Denn die Betrüger verstehen die Kunst, die, welchen sie etwas verkündigen sollen, unvermerkt auszufragen, nehmen dann diese Umstände zusammen und prophezeihen dem Rathfragenden, was ihnen

waheſcheinlich iſt. Wenn denn ihr Geſchwätz mit dem erwarteten und geglaubten nur einigermaſſen zutrifft, ſo glaubt man und erwartet auch das unwahrſcheinlichſte deſto gewiſſer. Der Glaube richtet ſich oft nach den Wünſchen; wenn daher der Betrüger dieſe erregt hat, ſo folgt darauf oft jener gewiſſe Glaube, der das Anſehen der Propheten und Wahrſager immer noch erhält. Wie viel Unglück iſt durch dieſe Menſchen ſchon angerichtet worden! Häuslicher Unfriede, Mismuth, fehlgeſchlagene Hoffnung und Verzweiflung — ſind die gewöhnlichen Folgen ihrer unſeligen Vorherſagungen. Oft ſchon vernachläſſigte der, der bei dem Wahrſager rathfragte, ſeine Berufsgeſchäfte, und wartete auf jene ihm verkündigten glücklichen Zeiten; denn nur ſelten wird etwas verkündigt, das unangenehm ſeyn könnte. Die Verfahrungsart bei dem Wahrſagen mag noch ſo abgeſchmackt ſeyn, das thut zur Sache nichts, man glaubt faſt wider ſeinen Willen; ſo geneigt iſt der Menſch, Betrügern zu folgen; ſo begierig, die Zukunft zu wiſſen. Ein geborner Türke Erdmann Paul hatte unter den Wahrſagern in Berlin ſo ausgezeichnetes Glück, daß er ſich von dem Erwerbe ſeines Wahrſagens aus den Planeten, ein recht gutes Haus kaufen konnte. Sechs Groſchen war das geringſte, was er foderte, und man kann leicht denken, wie viel abergläubiſche Menſchen, in einem Vierteljahrhundert (denn ſo lange trieb er ſein loſes Werk) ihr Scherflein ihm gebracht, und dagegen oft Wahnſinn im Kopf und Unmoralität im Herzen zurück getragen haben. Er geſtand nachmals ſelbſt, aus den Planeten einigen Mädchen Unzucht, als ein einträgliches Erwerbungsmittel angerathen zu haben. Manchem Eheweibe ſchwatzte er von Liebe eines vornehmen Mannes vor, den ſie wol noch einmal heirathen könnte; und veranlaßte dadurch häuslichen Unfrieden und Eheſcheidungen. Manchen beſchuldigte er ſchädlicher Dinge, und ſtürzte ihn in Verzweiflung und Unglück. Manchem machte er groſſe Hoffnungen von Glück, ſpannte dadurch ſeine Begierden aufs höchſte, und wie es denn nicht anders ſeyn konnte — täuſchte ihn. Das übelſte hiebei war, daß ſo viele von ihm nur Hülfe erwarteten, auf ihn ihre alleinige Hof-

nung setzten, und dann statt Arbeitsamkeit und Sparsamkeit, statt Nachdenken und Vorsicht ꝛc. den bequemern Gang zu diesem Elenden wählten, um Kenntnisse des Zukünftigen, und für ihr ganzes Leben Rath zu kaufen. Das Verfahren bestand lediglich darin, daß er sich das Datum der Geburt sagen ließ, dann im hundertjährigen Calender, in abgeschmackten Planeten- und Cometenbüchern nachschlug, die Prophezeihungen daraus herlas; aus dem Korse noch hinzusetzte, was möglicher Weise dem, den er vor sich hatte, begegnen konnte; in einem Büchlein mit flachen, unkenntlichen Holzschnitten, die Gesichter von des fragenden kunftigen Eltern und Liebschaften zeigte, endlich Karten legte, die er auf die bekannte abgeschmackte Art deutete: Der Knecht bedeutet ein Soldat, die Königin eine Braut ꝛc. So wenig gehört dazu, die Menschen zu täuschen! Sie nehmen ihren Betrügern die Hälfte der Mühe ab; und solch ein Mensch konnte in Berlin durch eine plumpe Kunst reich werden. Er war ganz das Gegentheil von dem, was man in der Beschreibung eines Volksbetrügers vermuthet, gar kein feiner, gewandter, angenehmer Mann; sondern der unwissendste, roheste, pöbelhafteste Erdensohn. Sein Aeusseres war niedrig, sein Ausdruck gemein, und selbst seine Taschenspielerei höchst dumm. Demohnerachtet gingen oft Vornehmere zu ihm. Plumpe und unwissende Menschen, Vagabonden und Bettler dürfen sich nur aufs Wahrsagen legen, und sie können auf sichere Einnahme rechnen. Wie oft wurde nicht selbst Religion gebraucht die Bosheit zu verstecken; und hat man nicht Beispiele daß solche Boshafte selbst biblische Prophezeihungen auf die ausgelassenste Art auf sich gedeutet haben. Ausschweifungen, und Liederlichkeiten, welche sich dergleichen Personen oft erlauben, vermindern den Glauben an sie nicht, sondern ihre Absichten sind dadurch schon befördert worden. Die aufgeklärte Obrigkeit betrachtet und behandelt einen solchen, wie er es verdient, als einen Wahnwitzigen: Aber der Glaube seiner Verehrer wird dadurch vielleicht noch vermehrt. Es ist fast nicht auszusprechen, zu was für Verirrungen der menschliche Verstand verleitet werden kann, und zu was für Thorheiten diese

ihn hinreissen. Hier ist ein Beispiel: Rosenfeld fing im Jahr 1762, da er 31 Jahr alt war, eine herumstreichende Lebensart an: Er hatte Wohlleben, Gemächlichkeit ꝛc. immer geliebt. Wo er nur hinkam, fing er an, von Religions-sachen zu sprechen; gab sich für einen Propheten, der in der Bibel verkündigt sey, endlich, für den Heiland der Welt, den wahren Messias — für Gott selbst aus. Er fand vielen Glauben, Beifall und Anhang, und trieb dieß Werk um sich fürstern zu lassen Geschenke zu bekommen, und Jungfrauen zur Erfüllung seines Wunsches zu bereden; und fand darin grosse Bereitwilligkeit. Eltern selbst brachten ihm ihre Kinder, an ihnen seine Lust zu büssen, und junge verheirathete Männer liessen ihm das Recht der ersten Nacht. Wegen dieser seiner ausgelassenen Schwärmerei, wodurch er auch andere verrückt machte, kam er auf zwei Jahre von 1769 bis 1771 ins Irrenhaus zu Berlin; aber seine Anhänger fuhren fort, an ihn zu glauben, und ihm ergeben zu seyn. Eine Mutter brachte ihm ihre eben 15 Jahr altgewordene Tochter in Begleitung eines Mannes und einer andern Frau dahin. Unterwegs sagte man dem Mädchen, sie müsse alles glauben, was Rosenfeld ihr sage, und alles thun, was er verlange. Rosenfeld sagte, er wolle jetzt das Mädchen zur Braut Christi machen, und that darauf in Gegenwart der Mutter und der übrigen an ihr, was er vorher an andern schon gethan hatte. Nach Verlauf jener 2 Jahre ward Rosenfeld wieder frei, streifte noch eine Zeitlang herum und kam 1775, 44 Jahr alt, wieder nach Berlin, sich da zur Ruhe zu setzen, und seine Lust gemächlicher zu büssen. Daher schrieb er einen Zirkelbrief an seine Anhänger, worin er ihnen eröfnete: Er habe die Schlüssel des Paradieses, bei ihm liege das Buch des Lebens mit 7 Siegeln verschlossen; um es zu entsiegeln, brauche er 7 Jungfrauen. Wer ihm seine Tochter nicht gäbe, über den würden alle Seelen ach und weh schreien. Sogleich wurden ihm die Mädchen geschickt; aber der kaltherzige, heilige Wollüstling behandelte sie schlecht. Nur eine hatte seine Gunst ganz: Bei ihr brachte er Nächte zu, und sie ward schwanger. Die andern rief er auch zur Befriedigung seiner Lust; aber sie

mußten vom frühsten Morgen bis in die späte Nacht Wolle spinnen, und ihn damit ernähren. Er prügelte diese sechs Mädchen, ließ sie hungern und behandelte sie wie Gefangene und Sclaven. Sie durften weder unter einander, noch mit ihren Eltern reden, quälte sie unaufhörlich mit Fragen, und fluchte und drohete zuweilen schrecklich. Vorzüglich war die eine, die Schwester seiner geliebtesten, ein Gegenstand des Hasses dieser letztern, und daher auch des Rosenfeld. Von Hunger und Verzweiflung überwältigt, entlief sie endlich zu ihrer Mutter; Aber auf des Heiligen Drohung, daß sie nicht zu den sieben glücklichen Jungfrauen gehören, und ewig verdammt werden solle, wenn sie nicht wiederkäme, kam sie, sagte aber zu einer ihrer Unglücksgenossen: „Meine Schwester und Rosenfeld haben mir schon das Mark aus den Knochen gesogen, jetzt gehts aufs Herz los, das wird bald auch abgefressen seyn.“ Sie starb kurz darauf bei Rosenfeld, und eine andere bald nach ihrer Zuhausekunft. Drei andere konnten es nicht aushalten, und entliefen, aber nichts empörte die Eltern. — Zu solchen Greueln, man kann es nicht oft genug wiederholen, verführt der unselige Aberglaube.

Was für Ansehen haben nicht auch die Zigeuner bei dem Unwissenden! Sie, die unregelmässigsten und liederlichsten Menschen, lügen, und man glaubt es ihnen, daß sie wahrsagen können. Man giebt ihnen Fleisch, Speck, oder was sie sonst verlangen, und hält gläubig die Hand hin, von ihnen sein künftiges Schicksal zu erfahren. Unter andern geben sie auch vor, die Feuerwurzel zu besitzen, welche die Kraft haben soll, zu verhindern, daß etwas angezündet werde. Ihrem Vorgeben nach bekommen sie diese Wurzel in grosser Menge alle Jahre aus Aegipten, wo sie auf einem hohen Berge wachse. Die Zigeuner, deren Leben ein Zusammenhang von Betrügereien ist, wohnen meistens in Scheunen, wenn sie auf ihren Zügen in einem Dorfe übernachten; und sind dann oft genöthigt, Feuer darin anzumachen, um ihre Speise zuzurichten, und sich vor Kälte zu schützen. Der Eigenthümer der Scheune würde ihnen dieß nicht gestatten, wenn sie ihn nicht beredeten, es könne

wider ihren Willen weder die Scheune, noch ſonſt etwas in Brand gerathen. Wenn dieß nun nicht geſchieht, ſo iſt nicht die vorgegebene Wurzel, oder die braunen Kugeln, welche ſie an dem Hauptbalken des Gebäudes vernageln, die Urſach davon, ſondern ihre Vorſichtigkeit, und die Sorgfalt, womit ſie das angemachte Feuer beobachten.

Die Begierde das zukünftige zu wiſſen, die den Menſchen ſo leichtgläubig, oft ſo abergläubiſch macht, entſteht aus dem geheimen Bewuſtſeyn, daß das künftige für ihn gehöre, daß er eine unſterbliche Seele habe. Es entſteht aber die Frage:

Iſt es gut, ſein künftiges Schickſal zu wiſſen?

Wir wollen immer glücklich ſeyn; daher entſteht der Wunſch, das zukünftige zu wiſſen. Würden wir denn aber, wenn uns nun die Zukunft aufgedeckt würde, glücklicher ſeyn, als wir jetzt ſind; und würde nicht dieſes Vorherwiſſen, unſer Glück auf mehr als eine Art hindern? Geſetzt, ein junger Menſch wüßte vorher, daß er zu einer gewiſſen Zeit, durch Erbſchaft oder auf eine andre Art reich werden ſollte? würde er fortfahren, ſo fleiſig und tugendhaft zu ſeyn, als er bisher war, da er weiß, daß von dieſen Bemühungen ſein Glück nicht mehr abhängt? Wir erwarten von der Zukunft immer das beſte; dieß ſpornt unſern Fleiß, und macht uns thätig: wüßten wir, daß unſre Bemühungen, wie es zuweilen wol der Fall iſt, vergebens ſeyn würden; ſo würden wir in dem Beſtreben zu gröſſerer Vollkommenheit läſſig, folglich unglückſeliger werden. Wir genieſſen jetzt ein Glück, und freuen uns; wüßten wir das zukünftige Misgeſchick, ſo würden wir das gegenwärtige Gute darüber vergeſſen, und unſre Tage in ängſtlicher Erwartung der Zukunft, traurig verbringen. Auf der andern Seite, wenn wir in dem gegenwärtigen Unglück, die künftigen glücklichern Zeiten ſehen könnten, ſo würden wir die Mittel, durch deren weiſſe Anwendung wir allein dazu gelangen können, ungebraucht laſſen, und ſo unſern Zweck verfehlen. Selbſt darin, daß die Zukunft unentdeckt iſt, liegt ein Theil des menſchlichen Glücks; darum

verbarg Gott ſie uns weislich. Eine längſt erwartete glückliche Begebenheit, von welcher wir gewiß wiſſen, daß ſie eintreffen wird, verliehrt einen groſſen Theil von ihrem Reiz, wenn wir ſie nun wirklich genieſſen: Dahingegen das Unerwartete durch ſeine Neuheit uns mehr erfreut. Hätten wir keine Hoffnung (und die würden wir nicht haben, wenn die Zukunft offen vor uns ſtünde) ſo würden wir ein einfaches, freudenleeres Leben führen. Welche Mutter würde ſich die Erziehung ihrer Kinder angelegen ſeyn laſſen, und wenn ſie auch liebenswürdig wären, Freude über ſie haben, wenn ſie vorher wüßte, daß ſie dieſelben zu einer beſtimmten Zeit verlieren würde? Sie würde ſie nie ohne Thränen anſehen, oder an ihre Bruſt drücken. Welcher Vater würde zum Wohl ſeiner Kinder Nächte hindurch arbeiten und ſorgen, wenn er vorausſähe, daß troz aller ſeiner Bemühungen, dieſe einſt unglücklich würden? Würde nicht dadurch Gleichgültigkeit und läſſige Betreibung der Geſchäfte in allen Ständen überhand nehmen, und das Wohl und die Glückſeligkeit der menſchlichen Geſellſchaft geſtört, vielleicht ganz zernichtet werden? Auch unſre Standhaftigkeit, Entſchloſſenheit, Geduld, überhaupt unſre Tugend wird durch das Ungewiſſe geprüft, bewährt und vergröſſert; wenigſtens würden wir ſie nicht in dem Grade ausüben können, wenn wir wüßten, wie unſre Sachen ablaufen würden. Keiner arbeitet gern vergebens; jeder ſucht dadurch ſein Glück. Wüßten wir unſre künftige Lage und Verbindung; ſo würden wir dahin lediglich unſre Bemühungen richten, und alles beiſeit ſetzen, was nicht dahin einſchlüge. Die Menſchen würden ſich nicht, wie jezt bemühen, den möglichſten Grad von Vollkommenheit zu erreichen; und ſo würde die menſchliche Geſellſchaft die geſchickten Männer entbehren, die eben dadurch, daß ſie ſich auf die ungewiſſe Zukunft vorbereiten mußten, ſo vollkommen wurden. Dank ſey es der Vorſehung, daß ſie uns die Zukunft verbarg! aber das Bemühen der Menſchen, ſie zu ergründen, iſt faſt ungemeſſen. Die Sterne, die Züge im Geſicht und in den Händen u. ſ. w. ſollen ſie eröfnen.

Vom Wahrſagen aus den Sternen.

Unter der Aſtrologie, welche ehedem ſo groſſes Anſehen hatte, und eifrig erlernt und getrieben wurde, verſteht man die Kunſt, aus den verſchiedenen Stellungen der Geſtirne und ihrem Lauf zukünftige Begebenheiten: die Veränderungen des Wetters, die Fruchtbarkeit der Erde, die Schickſale ganzer Reiche und einzelner Menſchen, und den Ausgang ihrer Unternehmungen vorher zu ſagen. Der Urſprung derſelben iſt in dem Heidenthum zu ſuchen, da man glaubte, der Himmel habe ſelbſt Leben, und beſeele die Geſtirne, welche daher ſehr vollkommne Weſen wären. Man ſchrieb es ihrer innern, vortreflichen und göttlichen Natur zu, daß ſie ſich bewegen, und glaubte, daß die vornehmſten Theile der Gottheit darin befindlich wären, durch welche denn auch die Schickſale der Menſchen und die Begebenheiten auf dieſer Unterwelt regiert würden, welche man daher durch fleiſſige Beobachtung derſelben voraus ſehen könnte. Man glaubte, Gott habe jedem Planet einen Erzengel zugeordnet, der Legionen Engel unter ſich habe. Sobald nun ein Kind geboren würde, ſende der Erzengel einen ſeiner Untergebenen, der Zeitlebens bei dem Kinde bleibe, welches denn auch ſolche Eigenſchaften bekomme, als der Planet habe, unter welchem es geboren iſt. Selbſt Philipp Melanchton, der gelehrte Gehülfe Luthers zur Reformation, war von dieſer Art des Aberglaubens angeſteckt, und ſuchte durch Aſtrologie ſein Lebensende zu erfahren. Als er daher um die Zeit, auf welche er ſich ſeinen Tod prophezeihet hatte, zu der Verſamlung der Theologen reiſete, die 1540 zu Hagenau gehalten ward, ſetzte er vorher zu Wittenberg ein Teſtament auf; verfiel aber unterwegs ſchon zu Weimar in eine tödtliche Krankheit, die ihren Grund lediglich in ſeiner Einbildung hatte. Der Churfürſt von Sachſen ſchickte Luthern von Wittenberg dahin, dem kranken Melanchton mit Troſt beizuſtehen. Als dieſer ankam, fand er ihn beinahe in den letzten Zügen; die Augen waren ſchon gebrochen, Sprache und Gehör ihm vergangen; er kannte niemand mehr. Luther erſchrack darüber ſehr, nahm den ſchon halbgeſtorbenen Melanch-

ton bei der Hand, und redete ihn mit den Worten an: „Sey getrost, Philippe, du wirst nicht sterben.“ Ob Gott schon Ursach hätte, dich zu tödten; so will er doch nicht den Tod des Sünders, sondern, daß er sich bekehre und lebe, u. s. w. Melanchton erholte sich und wurde gesund. Er gesteht in einem Brief, den er nachmals geschrieben hat, daß diese erschreckliche Krankheit blos von einem Gemüthskummer hergerührt, den ihm eine fremde Sache verursacht habe; und er würde an derselben gestorben seyn, wenn er nicht durch Luthers Ankunft dem Tode gleichsam aus dem Rachen wäre gerissen worden. Wäre Melanchton wirklich gestorben; so würden wenigstens die Freunde der Astrologie, dieß als einen Beweis für sich angeführt haben, ohnerachtet Erfolg von eingebildet-untrüglicher Vorhersagung nichts beweisen kann. Ein Mensch, der gewiß glaubt, daß er auf einen bestimmten Tag sterben werde, kann allerdings an Einbildung sterben; denn je näher die Stunde kommt, desto lebhafter werden die Todesvorstellungen, alle Bewegungen des Körpers gerathen in Unordnung, verursachen den Tod, und der Aberglaubische ist dahin. Der Aberglaube hat die Meinung gebracht, daß bei der Geburt eines Menschen ein neuer Stern an den Himmel gesetzt werde; je nachdem der Stern leuchte, sey das Schicksal des Menschen gut oder böse: Er werde reich, wenn dieser schön glänze; arm, wenn er nicht viel glänze; er sterbe, wenn sein Stern vom Himmel falle. Die Verbindung des Jupiters oder der Venus mit dem Mond sey bei der Geburt der Kinder glücklich; die des Saturns und des Mars unglücklich. Aber die Gestirne halten einmal wie das andre ihren Lauf; wie könnten sie dem neugebohrnen Kinde Glück oder Unglück verkündigen, oder die Begebenheiten der Welt und der Menschen anzeigen? Eben so wenig Einfluß können sie auf den Character der Menschen haben. Schon ein weiser Heide, Cicero, erklärt das Vorhersagen aus den Sternen für das, was es ist, für Aberglaube. „Es ist zu wenig, sagt er, es Thorheit zu nennen, wenn man ein Kind nach der Beschaffenheit des Himmels beurtheilt; es ist Unsinn. Woher kommt es denn, daß oft Zwillinge, die doch unter einerlei Gestirn ge-

bohren ſind, ſo verſchiedene Schickſale haben? Wie weit ſind die Planeten entfernt? Kann man ſich ihren Einfluß als möglich vorſtellen? Es wäre gewiß vernünftiger, wenn man ſagte; die Veränderungen des Windes und des Wetters hätten Einfluß auf die Geburt des Menſchen u. ſ. w.“ Beſtimmten die Geſtirne der Menſchen Denkungsart und Schickſal, wozu hätten ſie den freien Willen? Die, welche in einer Schlacht das Leben verlieren, ſind gewiß nicht unter einerlei Geſtirn geboren. Die Wahrſagungen der Aſtrologen, wenn ſie auch nach allen Regeln der Kunſt gemacht worden wären, ſind falſch und betrüglich, und können die Probe nicht halten. Unter hundert Perſonen, welche ſich die Nativität ſtellen laſſen (ſo nennt man es, wenn jemand ſich von einem Sterndeuter aus dem Geſtirn, unter welchem er, wie er glaubt, gebohren wird, aus dem Tag ſeiner Geburt u. dgl. das zukünftige verherſagen läßt) wird immer nur bei ſehr wenigen der Erfolg mit dem Vorherſagen übereinſtimmen, und wenn es geſchieht; ſo iſt es zufällig. Man iſt geneigt, die Begebenheiten des zukünftigen Lebens als ſolche zu betrachten, die der Sterndeuter verhergeſagt hat. Mir ſoll es gleichgültig ſeyn, wenn man mir ſagt, daß der Anblick des Geſtirns in der Stunde meiner Geburt lächelnd oder drohend geweſen iſt. Können die Körper, die ſich ihres eigenen Daſeyns nicht bewußt ſind, und welche die ihnen vom Schöpfer angewieſene Laufbahn nach unwandelbaren Regeln fortgehen, mir von künftigen Dingen Nachricht ertheilen? Soll ich zu einer groben, unempfindſamen Materie meine Zuflucht nehmen? Nein! Oft will ich mein Auge nach jenem Sternenfeld hinrichten, und darin die Allweisheit und Allmacht des Schöpfers bewundern. Nie ſoll mich ihr Anblick zu dem thörigten Gedanken verleiten, von ihnen die Zukunft lernen zu wollen. — Die Sternkunde (Aſtronomie) welche uns die Gröſſe der Himmelskörper, ihre Entfernungen und Bahnen lehret, iſt nicht nur erlaubt, ſondern auch ſehr nützlich. Sie beruht auf ſichern Gründen und Erfahrungen. Aber ſo iſt es nicht mit der Aſtrologie, durch welche freilich auch ſchon manche wichtige Begebenheit bewirkt worden iſt. Die Engländer hatten bis auf ei-

ne Feſtung in Frankreich alles erobert, und Carl der ſiebente wollte ſchon in eine gebirgigte Landſchaft fliehen, und ſich da verbergen. Aber Agnes Sorel, Carls Geſellſchafterin, ließ einen Sterndeuter holen, der, nachdem ſie das nöthige mit ihm verabredet hatte, ihr in Gegenwart des Königs ſagte: Wenn ihn nicht alle Geſtirne betrögen; ſo würde ſie einen groſſen König noch lange vergnügen. Sie ſtellte ſich, als ob ſie nun zum König von England gehen wollte. Carl bekam Muth, mit ihm das Volk, man ſpielte den bekannten Auftritt mit dem Mädchen von Orleans, die ſich göttlicher Offenbahrungen rühmen mußte, und die Engländer wurden wieder aus Frankreich vertrieben. — Aber das rechtfertigt keine Betrügerei, wenn dadurch einmal etwas gutes oder wichtiges geſchieht.

Phiſyognomie

iſt diejenige Wiſſenſchaft, da man aus den Zügen des Geſichts (der Abergläubiſche ſieht beſonders auf die der Stirn) jemandes Character zu errathen ſucht. Mann kann nicht in Abrede ſeyn, daß manchem Menſchen die Falſchheit, Liſt, Dummheit, u. ſ. w. und einem andern Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit, Aufgeklärtheit u. ſ. w. gleichſam aus dem Geſicht hervorſieht. Etwas von jemandes Sinnesart kann man aus ſeinem Geſicht allerdings leſen; aber dieß iſt nicht untrüglich. L. hatte ſchlechte Erziehung, mußte ganz ſich ſelbſt bilden; arbeitete Jahre, ehe er die üblen Eindrücke und Gewohnheiten, die ihm aus den Jugendjahren anklebten, wieder verlöſchen konnte. Durch anhaltendes Bemühen, durch lange Uibung, und den mannigfaltigen Umgang mit andern, bildete er ſich endlich den guten, geraden Character, mit dem man durch die Welt kommt und glücklich iſt. Aber in ſeinem Geſicht hatte ſich ſo etwas geſetzt, das faſt jedem misfiel, andre gegen ihn mistrauiſch machte, und ihm manche Unannehmlichkeit zuzog; und kein Phiſyognomiſt wollte mit ihm zu thun haben. Hier verkannte man in dem freilich etwas verzogenem Geſicht und der finſtern Stirn den ehrlichen Mann: Dort glaubt man ihn in dem freundlichen Geſicht des Höflings zu finden, der von Jugend auf an lächelnde

Mienen und an Geſchmeidigkeit gewöhnt wurde. An Phiſyognomie iſt etwas; aber das

Wahrſagen aus dem Geſicht,

iſt Betrug. Wenn ein äuſſerſt boshaft ausſehender Menſch mit dieſem ſeinen Anſehen, ein äuſſerſt ſchlechtes Leben verbindet; ſo kann man wol vorher ſagen, daß es mit ihm kein gutes Ende nehmen werde. Wenn ein äuſſerſt freundlich ausſehender Betrüger in ſeinen Betrügereien fortfährt; ſo kann man vorher ſagen, daß ſie endlich an den Tag kommen, und er den verdienten Lohn empfangen werde. Und wenn der gute Mann, dem Ehrlichkeit aus dem Geſichte hervorleuchtet, rechtſchaffen denkt und handelt; ſo kann man ohne Wahrſagerkünſte wiſſen, daß ſein Ende gut ſeyn werde. Lediglich nach den Zügen des Geſichts jemandes Schickſale vorherſagen wollen, iſt Thorheit: Nur Handlungen ziehen Lohn oder Strafen nach ſich; und es iſt wahr, was das Sprichwort ſagt, daß jeder ſeines Glücks Schmid iſt.

Vom Wahrſagen aus den Händen.

Der Trieb, das zukünftige zu wiſſen, iſt an ſich ſehr unſchuldig, wenn er durch Vernunft regiert wird; aber die meiſten Menſchen folgen dieſem Triebe blindlings, auf thörigte und lächerliche Weiſe, und ſind zufrieden, wenn ihnen nur wahrgeſagt wird. Die albernſten Prophezeihungen finden oft den mehreſten Beifall, und man kann nicht leichter zu Anſehen gelangen, als wenn man recht viel thörigte Dinge vorherſagt, denen es jeder Vernünftige anſieht, daß ſie niemals erfolgen werden. Eine alte Zigeunerin wird dem Aberglaubiſchen ehrwürdig, wenn ſie den prophetiſchen Mund öffnet, und ein Verrückter wird bewundert, wenn er wahrſagt. Kaum läßt ſich ein ſchwarzbraunes Zigeuner-Geſicht ſehen, ſo läßt jeder ſeine Geſchäfte und läuft demſelben nach, um etwas glückliches zu hören. Die Zigeuner ſind dreuſt genug, mit ihren Wahrſagereien ſich jedem aufzudringen, und unverſchämt zu ſagen, daß man es bedauren werde, wenn man ſie nicht hören würde.

Ungeheisen stehen sie still, und rufen: „Gott grüsse dich, mein Herr! Ach was hast du für ein gutes Herz, und hast doch so viele Feinde und Neider, die immer mit dir umgehen, und dir so freundlich begegnen. Du wirst sehr alt werden, grau wirst du werden, und du wirst auch selig werden.“ Vergebens bietet man ihnen ein Almosen an, um weiter zu gehen, oder legt ihnen Stillschweigen auf. „Wir sind auch Christenleute, antworten sie, und glauben an den Herrn Jesum; aber höre uns an, wir haben bei Generals und Obersten Gehör gefunden. Es steht dir ein groß Unglück bevor: Hüte dich vor zwei Paar Schuhen! Du kannst es aber vermeiden. Höre mein Herr! es ist nicht gut, daß alle Leute alles wissen; ich kann dir hier auf der Strasse nichts sagen; komm mit mir, so will ich dir die beschreiben, denen du so viel traust, und die doch hinter dir her sind. — Ach du hast heimliche Feinde, und dein edles Herz macht, daß sie dich hassen. Hör mich an, mein Herr, ich will dir alles sagen, was sie vorhaben.“

Die Zigeuner richten ihre Prophezeihungen sehr allgemein ein, so, daß jeder sie auf sich anwenden kann. Wer sollte nicht Feinde haben, wer es wenigstens nicht glauben, wenn ihm dieß gesagt wird? Wer sollte nicht Ursach zu haben glauben, sich

wie der Zigeuner sagt, vor zwei Paar Schuhen zu hüten? Wer nicht gern glauben, daß ihm Unglück oder Glück bevorstehe, wenn es ihm prophezeihet wird? Die Zigeunernachrichten, sagt man, können doch zur Warnung dienen, und unter diesem Vorwand hört man ihr Geschwäz an, und glaubt am Ende doch, daß es wahr seyn könne. Man hängt den dadurch erzeugten Gedanken nach, und kann ihrer oft nicht los werden; daraus entsteht denn Mistrauen, und aus diesem Beleidigungen und Feindschaften. Fast bei jedem liegen abergläubische Neigungen verborgen; freilich bei dem einen mehr, bei dem andern weniger: Nur wenige sind ganz frei davon. Der Mensch ist allzugeneigt, sich selbst zu betrügen, weil er die Umstände der Sache nicht recht untersucht. Man besinnt sich, daß das Wahrsagen einer Zigeunerin doch einmal eingetroffen sey; und daß doch wol etwas an der Sache seyn müsse. Jene Anrede, die sie an einen wie an den andern halten, ist so allgemein, daß der gute Mensch die Wahrheit ihres Inhalts nicht bezweifelt, und auch der schlechteste sie auf sich anwendet. Und wo lebt wol einer, der nicht glauben sollte, Feinde zu haben? Die Zigeunerin beschreibt die Feinde als solche, mit denen man umgeht, welche man kenne. Natürlich müssen es solche seyn, denn die, mit welchen wir nicht Umgang haben, die wir nicht, und die uns nicht kennen, die können auch unsere Feinde nicht seyn. Langes Leben, graue Haare, Seeligkeit, sind Dinge, die jeder gern hört, von Herzen wünscht, und daher desto leichter glaubt, daß sie ihm zu Theil seyn werden. Die Sache der Zigeuner ist, durch das angenehme in den Prophezeihungen ihnen schnellen Beifall zu verschaffen; denn nur selten hängen sie etwas unangenehmes an, und wenn es geschieht; so suchen sie es bald wieder gut zu machen. Man weiß, daß der Tod auf den Tag und die Stunde, welche die Zigeunerin einem sagte, wirklich erfolgt ist; aber woher kam dieß? Klein, der leichtgläubige, hatte auf Zigeunerinnen grosses Vertrauen gesetzt, und ließ sich diesem zufolge fast von jeder in die Hand sehen. Einst verkündigt ihm eine mit vieler Zuversicht den Tod. Angst befällt ihn, er zählt die Tage, und — endlich bricht der schreckliche Morgen an. Was soll er an-

ders thun, als sich zu seinem Ende zubereiten? Die zunehmende Furcht vor dem Tode fängt an, seine Seele zu beschäftigen, und sich seiner ganz zu bemächtigen. Immer grösser wird die Unordnung in der Bewegung des Bluts und der Säfte; wird grösser, je näher die Sterbestunde kommt: Sie schlägt — welch ein erschütternde Eindruck — Krämpfe, Konvulsionen, der Tod folgen. Klein stirbt auf jene Prophezeihung; aber ganz natürlich.

Die Zigeunerin biegt die Hand auf alle Art zusammen, wenn sie wahrsagen will, beobachtet den, den sie vor sich hat, sagt etwas und merkt darauf, wie es ihm gefällt. „Deine Lebenslinie hat eine Witwe; deine Liebe ist beständig, und du wirst diese Nacht von ihr träumen. Du bist noch ein Junggesell; aber du wirst es nicht lange mehr bleiben. Du bist einer gewissen Person angenehmer als du wohl denkst. Ach Herr, deine muthwilligen Blicke verursachen dem Herzen einer schönen jungen Frau viel Pein; du hast deinen lächelnden Mund nicht vergebens."

Man muß das Gesindel beobachten, wenn sie im Hause sind, und sich in acht nehmen, daß sie die Taschen nicht leeren; denn darin sind sie ihrer Kunst gewisser, als in dem Prophezeihen.

Die vorgegebene Kunst, aus der Hand, den Erhebungen und Linien derselben, den Character, die Schicksale, die Art des Todes u. dgl. vorherzusagen, heißt Chiromantie. Die Richtung der Linien in den Händen hängt von der Behandlung der Kinder in der zartesten Jugend ab. Je zeitiger die Kinder zum freien Gebrauch ihrer Glieder gelassen werden; desto weniger und kleiner sind die Linien: Werden diese lange eingepreßt, so werden sie auch stark und lang, und werden ihrer viele; und nach dem die Hände so oder anders eingewickelt werden, nach dem formen sich die Linien. In spätern Jahren hängt die Richtung derselben von den verschiedenen Verrichtungen der Hände ab. Nach dem ein Mensch viel oder wenige, grobe oder leichte Arbeiten verrichtet, nach dem werden die Linien lang oder kurz, stark oder schwach, oder ihre ganze Richtung wird verändert. Ein Grobschmidt muß andre Linien in seine Hände bekommen, als ein Schreiber. Es giebt Leute, deren Linien in den Händen

ganz blaß und fast weiß aussehen, und sie sind die gesundesten; und andere, deren Linien schön roth sind, sind die kränklichsten. Hieraus erhellet, daß die Kunst, aus den Händen etwas zu sagen, Thorheit ist; und die Worte Hiob 37, v. 7 die man hieher gezogen hat, sagen nichts anders, als daß die Menschen und alles ihr Thun von Gott abhängt. Der Chiromantist sagt, und der Abergläubische glaubt, daß man alles, was der Mensch je gethan und noch thue, aus seinen Händen lesen könne: Würde nicht die Chiromantie grossen Nutzen in Gerichten haben? Aber sie wird von allen Verständigen mit Recht als eine Kunst ohne Grund verworfen.

Vom Wahrsagen aus der Caffeetasse.

Man trägt einer Wahrsagerin (denn gewöhnlich geben Weiber sich damit ab) eine Frage vor, die man sich beantwortet wünscht, z. B. wer dieß oder das gestohlen; ob man es wieder bekommen werde? u. s. w. Es wird Caffee gekocht, und es versteht sich, daß man der Wahrsagerin ein Paar Schälchen geben werde. Kaum ist dieß geschehen, so kommt der Geist der Wahrsagung über sie. Sie schüttet in das Oberschälchen etwas dicken Caffeesatz, schwingt dasselbe dreimal in die Runde herum, haucht dreimal (nicht mehr und nicht weniger) hinein, setzt sie dann so lange, daß das Gebet des Herrn dreimal gebetet werden kann, auf die Untertasse umgekehrt hin, so daß die dünnen Feuchtigkeiten ablaufen; setzt dieses Oberschälchen an einen andern Ort; nimt es, nachdem sie drei Kreuze darüber hingemacht hat, auf; sieht hinein, um aus den darin hangen gebliebenen Theilchen des Caffees das unbekante bekannt zu machen. Die Wahrsagerin redet in einem bestimmten Ton, z. B. „Der Dieb hat schwarze Haare u. s. w. aber er ist mit dem gestohlnen schon über fliessendes Wasser, und ich kann es nicht wieder schaffen.“ Man erstaunt; denn Hans, den man für den Dieb hält, hat schwarzes Haar, und ist jetzt nicht zu Hause. Aber man sieht leicht, daß solche Wahrsagereien Betrug sind. Die fragende Parthei kann gewöhnlich nicht schweigen, und entdeckt daher der listigen Wahrsagerin alle Muthmassungen, wonach denn diese ihre Ant-

worten einrichtet, die ohnehin so allgemein sind, daß sie auf hunderterlei Art ausgelegt werden können. Man lege ihr eine zweifelhafte Frage vor, und entdecke darüber nichts; und man wird sehen, daß sie so wenig zu deren Beantwortung weiß, als jeder andre. Die Erfahrung lehrt es ja, daß die Wahrsagungen der Caffeeprophetinnen nicht eintreffen, und daß sie es selbst gestanden haben, sie wüßten von dem, was sie entdecken sollen, nichts. Dennoch geschieht es oft, daß nicht nur gemeine Leute, sondern auch solche, die nicht zum Pöbel gerechnet seyn wollen, aus der Caffeetasse sich wahrsagen lassen. Eine solche Wahrsagerin ist eine höchst gefährliche und schädliche Person; denn sie lockt nicht nur durch Lügen andern das Geld ab, sondern bringt oft auch unschuldige Leute in Verdacht, und stiftet Mistrauen und Uneinigkeit. Trude ist eifersüchtig auf ihren Mann; sie fragt eine Wahrsagerin, und diese versichert, daß ihr Mistrauen gegründet ist. Seitdem nimt der häusliche Unfriede überhand, und das Ende ist Ehescheidung. In einem andern Hause war etwas gestohlen, man fragte dasselbe Weib, und vernimt in ihrer Antwort, daß der Dieb eine gewisse Person sey, welche in dem Hause aus- und eingehe. Man hatte dieß vermuthet. Dem ehrlichen Mann wird das Haus verboten, und sein guter Nahme ist besudelt. — V. kehrte von einem Spazierritt nach Hause, als er auf einem Fußwege, der quer über das Ackerfeld gieng, ein Bauermädchen sah, die bald still stand, bald wieder ging, sich zum öftern umdrehete, und nach ihm hinblickte, und dann auf einmal im vollen Sprunge auf ihn zukam. Sie rief, daß er doch halten mögte. Er hielt, und kaum war sie bei ihm, als sie mit der einen Hand den Zaum des Pferdes faßte, und die andere ihm treulich hinbot. Er kannte sie nicht, muthmaßte verschiedenes, und behandelte sie glimpflich. Sie weinte aber, und that auf einmal ihm den Antrag sie zu heurathen, weil es ihr prophezeihet sey, daß sie ihn zum Manne haben würde. V. sagte, daß er in einigen Tagen gewiß kommen wollte, und hieß sie jetzt heimgehen. Er kam, und fand das arme Mädchen in einer starken Phantasie, darin sie einen Schimmel und einen goldenen grünen Rock oft erwähnte. V. hatte an dem

Tage, da ihn das Mädchen anhielt, just einen grünen mit Gold besetzten Rock angehabt, und wußte, daß er der Gegenstand der Phantasie sey. Der Vater erzählte, daß seine Tochter, da sie vor drei Tagen zu Hause gekommen, gesagt habe, die alte B. sey doch eine gescheute Frau; sie habe ihr aus der Caffeetasse einen Mann prophezeihet, der auf einem Schimmel reite, und einen grünen mit Gold besetzten Rock anhabe. Nun werde er auch kommen, und sie heurathen. Sie habe ihre Sonntagskleider anziehen wollen, ihm entgegen zu gehen. Da er es aber gemisbilliget, so sey sie in denjenigen Zustand gefallen, worin B. sie angetroffen. Man gab ihr einen Arzt, und nachdem sie wieder etwas hergestellt war, rit B. in dem nemlichen grünen Rock zu ihr, und bezing sein Pferd mit einem weissen Mükengarn. Sie hatte den Gedanken, ihn zum Mann zu bekommen, noch nicht aufgegeben: er aber versicherte, daß er in seinem Leben keinen Schimmel geritten habe, daß er daher unmöglich der Mann seyn könne, der ihr von der alten prophezeihet sey. Sie weinte anfangs zwar, schien aber doch in etwas ruhiger zu werden, und wurde nach und nach von der einfältigen Meinung, welche die alte B. ihr beigebracht hatte, wieder geheilt. So veranlassen dergleichen Wahrsagerinnen für etwa 2 Groschen, die ein Einfältiger ihnen giebt, die traurigsten Zufälle; machen den Unglücklichen nur noch elender, und haben oft schon seinen Tod befördert.

Vom Wahrsagen aus dem Wasser.

Die Hidromantie, oder die Kunst, aus einer mit Wasser gefüllten Bouteille zu weissagen, hat ihren Ursprung aus dem Heidenthum. Man nahm in jenen Zeiten ein reines Glas, füllte es mit klarem Wasser, und steckte rund umher brennende Fackeln an; worauf eine schwangere Frau, oder ein unschuldiges Kind vor dasselbe traten, und auf die vorgelegten Fragen Antworten foderen mußten. Dann soll sich die Gestalt desjenigen, den man dazu aufgefodert hat, darin geteigt, und auf das, darum man ihn befragt, geantwortet und geweissaget haben. Auch in neuern Zeiten hat man dieß probiret: Mit was für Erfolg?

kann man leicht vermuthen; denn wie könnte so etwas wirklich möglich seyn? Gewiß ist der durch Gaukelei betrogen, der es selbst gesehen und erfahren zu haben glaubt. — Hiermit hat das Crystallsehen Aehnlichkeit, welches darin besteht, daß man in einem besonders bereiteten Spiegel oder Glase Verrichtungen abwesender Personen zu sehen sucht.

Vom Wahrsagen aus dem Klingen in den Ohren.

Das Klingen in den Ohren hält der Abergläubische für eine Wirkung, die dadurch verursacht werde, wenn abwesende Leute von ihm reden. Schon in den ältesten Zeiten hielt man die rechte Seite für glücklich, und die linke für unglücklich; und man hat dieß auch auf das Ohrenklingen angewendet. Wenn daher gutes von einem Menschen gesprochen wird, soll sein rechtes Ohr klingen; und wenn böses geredet wird, das linke. Aber das Ohrenklingen rührt weder von äussern, noch entfernten, als das Sprechen der Leute ist — sondern von Ursachen in den Hörgängen des Ohrs her, die in Vollblütigkeit und Erzitzung des Bluts zu suchen sind. Sobald es dem Abergläubischen in dem Ohr klingt, so denkt er geschwind an alle die, von denen er etwa glaubt, daß sie von ihm sprechen mögten. Der, bei welchem das Klingen aufhört, soll es nun gewesen seyn, der vom ihm geredet hat. So unbedeutend und lächerlich dieß scheint, so gewiß ist es, daß Feindschaften daher entstanden sind; denn der Abergläubische hält dieß für untrügliche Anzeige, beurtheilt und behandelt andre danach. Das Klingen in den Ohren ist etwas ungewöhnliches. Es währt nicht lange, entsteht plötzlich, und hört plötzlich auf. Alles ungewöhnliche hat, besonders bei alten Mütterchen, seine Bedeutung. Weil sie nun zu der Zeit, da es in ihren Ohren klingt, sich wohlbefinden; so suchen sie die Ursach davon nicht in ihrem Kopfgehäuse, sondern außer sich, bei andern Menschen. Das Klingen in den Ohren macht einen widrigen Ton und ist beschwerlich; so muß es auch etwas widriges anzeigen, wenigstens wenn es auf der unglücklichen linken Seite ist: Auf der andern könnte es wol etwas gutes bedeuten.

Wie ſollte es denn möglich ſeyn, daß die Worte eines Abweſenden, der aber ſo weit entfernt iſt, daß ich ſie nicht hören kann, in meinen Ohren ein Klingen erregen könnten; und zwar in dem rechten, wenn er Vortheilhaft, und in dem linken, wenn er nachtheilig redet?

Vom Wahrſagerloose.

Bei dem Looſe wird die Entſcheidung einer Sache dem Ohngefähr überlaſſen. Die Alten hielten vielerlei Arten des Looſes für heilig, weil ſie glaubten, daß ſie von Göttern, oder gewiſſen Geiſtern regiert würden; daher waren ſie meiſtens in den Tempeln angeordnet, und ſtanden unter der Aufſicht der Prieſter. Der Gebrauch des Looſes, dadurch etwas ungewiſſes zu erfahren, ſchlich ſich aus dem Heidenthum in die chriſtliche Kirche, nur daß hier ſtatt des Homers und Virgils, die heilige Schrift gebraucht wird, die gewiß nicht zu dieſer Abſicht gegeben iſt. Ehedem ſchlug man jene Schriftſteller, den Homer oder Virgil auf, las das erſte, was in die Augen fiel, und glaubte, dieß zeige an, ob man glücklich oder unglücklich ſeyn werde; ob man die Sache unternehmen dürfe oder nicht? Die Chriſten brauchen dazu die heilige Schrift, die ſie beſonders des Morgens in der Abſicht aufſchlagen, daraus zu erfahren, was ihnen dieſen Tag begegnen werde, ob ihr Unternehmen glücklich von ſtatten gehen werde u. ſ. w. Durch ſolch thörigtes Forſchen des Künftigen in dem heiligſten Buch ſpottet man Gott, und verſündigt ſich ſchwer. Auch bei den unbedeutendſten Geſchäften wird der Abergläubiſche, entweder aus Mangel an Einſichten, oder aus Eitelkeit ſich bereden, daß Gott ihm einen auſſerordentlichen Wink geben werde, dieſe oder jene Auswahl zu treffen. Er iſt bei dieſer Verfaſſung ſeiner Seele unglücklich; denn er ſchwebt immer zwiſchen Furcht und Hoffnung. Der aufgeſchlagne Spruch verkündigt Noth, Elend u. dgl. Nun, ſo mag er ſich in einem Meer von Freude befinden; er wird doch traurig ſeyn, und furcht am auf die Zukunft warten. Die Frau eines Predigers pflegte alle Morgen entweder in der Bibel oder in einem ſogenannten Spruchkäſtlein aufzuſchlagen, und ſeit einiger

Zeit traf es sich, daß der Spruch immer vom Tode handelte; dadurch sie endlich, ob sie gleich Anfangs gleichgültiger schien, so beunruhigt wurde, daß sie Tag und Nacht an nichts, als an Tod und Sterben dachte: Und da sie noch im Wochenbette fortfuhr, prophetische Sprüche aufzuschlagen; so starb sie, ohnerachtet die Umstände so gefährlich nicht waren, weil diese Sprüche fortwährend vom Tode, von der Zubereitung auf die Ewigkeit ꝛc. redeten. Ganz natürlich! denn das ist fast durchgehends der Inhalt dieser Bücher. Wollte man sich im Thun und Lassen nach dem Loose und nach den aufgeschlagenen Sprüchen richten; so würde man oft fehlen, oft unterlassen, was man jetzt hätte thun müssen; würde thun, wozu man bequemere Zeit hätte abwarten sollen. Wozu hätte Gott uns Vernunft gegeben, wenn ein Ohngefähr unser Thun und Lassen und unsere Entschliessungen bestimmen sollte? Wenn wir Gründe und Gegengründe reiflich überlegt haben; so wählen wir das, was uns das beste scheint, wie könnte uns dieß aber ein Spruch, der uns in einem Schatz- oder Spruchkästlein vorfällt, wenn wir dasselbe aufschlagen, so untrüglich sagen?

Von dem Kartenschlagen.

Der Wahrsager mischt die Karte, läßt sie den, der sich will wahrsagen lassen, abheben, und ein Blatt wählen, wonach er, wie er vorgiebt, sich richten will. Dann legt er die Blätter, je achte nach der Reihe auf, betrachtet die Lage des von jenem erwählten Blatts, und die Lage der andern gegen dasselbe, und fängt nun an, vergangnes und zukünftiges zu sagen. Jedes Blatt in der Karte, jede Farbe hat ihre Bedeutung. Es ist aber ganz willkührlich, wie man sie deutet, und jeder kann sich selbst die Regeln entwerfen, wonach er aus der Karte wahrsagen will. Was für Verbindungen kann ein erwähltes, gezogenes oder geworfenes Blatt mit den Schicksalen der Menschen haben, und wie könnte man daraus vergangne und zukünftige Dinge sehen? Warum soll diese Farbe Glück, jene Unglück zeigen? könnte es nicht gerade umgekehrt seyn? Ist dabei ein

Ohngefähr; so kann man auf die daher genommene Prophezeihung nicht bauen. Sollte Gott, wie man glaubt, einen guten Geist wirksam dabei seyn lassen, wie könnte er wahrsagen verboten haben? Auch durch Kartenschläger sind oft Menschen unglücklich geworden; Hier ist ein Beispiel davon: — In dem Dorfe **Wuthenow**, eine Meile von **Soldin** (einem Städchen in der Neumark) wurden dem Krüger oder Schenken 50 Thaler, lauter harte Thaler und Achtgroschenstücken gestohlen. Der Krüger ließ sich die Karten legen, und das Weib, die dieß that, sagte, daß der erste Jude, der in einem braunen Rock zu ihm käme, sein Geld gestohlen habe. Ein alter Jude aus **Lepehne**, der in Soldin zu Markte gewesen war, kehrte kurz darauf da ein, um einmal zu trinken. Der Krüger sahe kaum, daß der Jude einen braunen Rock anhatte, als es ihm einfiel, daß der wol der prophezeihete Dieb seyn könne. „Habt ihr kein hart Geld? — fragt er ihn — laßt mir doch einige Thaler ab.“ Der Jude versicherte, daß er hart Geld hätte, welches er in Soldin eingewechselt, um es auf der frankfurter Messe zu gebrauchen; aber er wollte ihm doch 6 Stück ablassen. Der Krüger sahe, daß der Jude an 18 Stück hatte, und beredete sich mit seiner Frau, Knecht und Magd, ihn zu binden und zu knebeln. Dieß geschah! Der Jude wurde mit einem Strück über den Leib, den man hinten mit einem Prügel zusammendrehte, so gedrückt, daß ihm das Blut aus Mund und Nase lief; und als er dennoch unter grossem Geschrei seine Unschuld versicherte, legte man ihm zwischen jeden Finger und Zehe kleine Hölzer, und drückte sie zusammen, und prügelte den armen Mann unmenschlich, daß er gestehen sollte. Der Lerm und das Geschrei rief die Nachbarn herbei, die, weil sie das Haus verrügelt fanden, die Thür einschlugen, und den schon halbtodten Juden von der Grausamkeit des Krügers retteten. Die Sache wurde untersucht, und der Jude ganz und gar unschuldig befunden; denn er hatte das harte Geld bei einem Kaufmann in Soldin eingewechselt. Diese Geschichte hat sich 1784 im Juni, an Ort und Stelle ganz so zugetragen, wie sie hier erzählt ist.

Das Sieb- und Schlüſſellaufen

iſt eine alte Erfindung, wodurch man etwas unbekanntes z. B. wer etwas geſtohlen hat ꝛc. erforſchen will. Ein Sieb wird an eine Scheere (beide müſſen geerbt ſeyn) gehangen. Die beiden Enden der Scheere werden von zween Perſonen auf die Mittelfinger geſetzt, und ſo erſt eine Zeitlang gehalten. Der Meiſter, der dabei ſteht, fängt nach allerhand Alfanzereien an, die Namen der im Hauſe befindlichen, in der Nachbarſchaft wohnenden und verdächtigen Perſonen laut zu nennen; und man glaubt, daß wenn der Nahme des Schuldigen ausgeſprochen wird, das Sieb ſich unaufhaltſam drehe, und dadurch den Thäter entdecke. Oder man befeſtigt einen Erbſchlüſſel in einer Erbbibel, hält den Schlüſſel auf den Mittelfingern, und verfährt dabei wie vorher: Der Erfolg ſoll derſelbe ſeyn.

Die Urſach von dem bedeutungsvollen Umdrehen des Siebes in der Bibel kann unmöglich in den ausgeſprochenen Nahmen liegen; noch können dieſe Dinge, weil ſie todte Körper ſind, etwas unbekantes entdecken. Der Trieb, das unbekante zu erfahren, kann dazu auch nichts thun; denn ſo würde der gewinnſüchtige Spieler die Würfel oder die Karten zu ſeinem Vortheil können fallen laſſen. Ein guter Geiſt kann dabei darum nicht

wirken, weil dadurch schon Personen angezeigt worden sind, die man nachmals unschuldig fand. Der Teufel kann nicht dabei seyn, welches man doch gemeiniglich glaubt, theils weil er auf der Welt nicht wirken kann, theils weil er selbst die Zukunft nicht weiß; denn diese kennt nur der Allwissende. Es müssen also andere Ursachen seyn, die das Umdrehen bewirken; und worin könnte man sie anders suchen, als in den Personen selbst, die das Sieb oder die Bibel halten? Wenn der Nahme dessen, von dem man vermuthet, daß er etwas gestohlen oder gethan habe, ausgesprochen wird, so erregt die gewisse Vermuthung und die Begierde, das gewünschte zu erfahren, in den Händen der Haltenden ein Zittern, welches denn jene Umdrehung verursacht. Und da der Nahme des vermeintlichen Thäters gewöhnlich ganz zuletzt erst ausgesprochen wird, da die angestrengten Nerven nachlassen, so ersieht man leicht, woher das Umdrehen komme. Wer solche Gaukeleien vornimt, der will sich nicht gern überzeugen, daß sie unzuverlässig sind, und so ersetzt ein Stoß, den man fast wider seinen Willen thut, was der Sache selbst abgeht. Diesen Stoß verursacht der geschickte Meister auf eine unmerkliche Art selbst, wenn er sieht, daß die fragenden Personen ehrlich zu Werke gehn; welches er um so leichter kann, da diese voller Erwartung da stehen. Es bedarf nur eines kleinen Anstoßes, den aber die Geschwindigkeit verbirgt, um das Sieb oder die Erbbibel zum Umdrehen zu bringen. Die Erfahrung hat diese Kunst mannigfaltig widerlegt, und den oft gerechtfertiget, der dadurch schuldig erkant wurde. Daß der Aberglaube von Hexen in dem Bauernstande noch immer herrscht, und daß noch viel zu thun ist, ihn wegzubringen, beweist auch folgende Geschichte. Im Mai des Jahrs 1785 meldete die Ehefrau des Einwohners, Andreas Hildebrand, zu Hilvershausen bei dem hildesheimischen Amte, Hunesrück, mit weinenden Augen daß sie eine Magd im Hause habe, die sich Engel Christine Schreder nenne, die eine offenbahre Zauberin sey. Sie habe gedrohet, daß ihre Ziege, Kühe, Pferde, und endlich ihr Mann sterben sollte. Diese Drohungen wären auch schon an der Ziege und einem Pferde vollzogen,

indem bereits beide krank wären. Sie bat um Gotteswillen, ihr beizustehen, und dieses Unglück von ihr abzuwenden. Der Amtmann hatte mit dem mangelhaften Verstande dieser Frau Mitleiden, und suchte sie von der Thorheit ihrer Meinung zu überzeugen, als er Nachricht erhielt, daß das ganze Dorf über diese Geschichte in Aufruhr sey. Er verfügte sich daher sogleich an den Ort, und fand die Engel Christine Schreder, mit einem Gesangbuch in der Hand, im Bette liegen. Auf die Frage: was ihr fehle? — und ob sie krank sey? — gab sie zur Antwort: „Es ist alles wahr, was die Hildebrandin berichtet hat.“ Als sie nun um das, was wahr sey, genauer befragt wurde, erzählet sie: Sie hätte von ihrer Grosmutter alles gelernt. Diese hätte einstmals, als sie von ihrem Vater geschlagen worden, zu ihr gesagt: „Mädchen! dir ist keiner als der Teufel gut, in dessen Schutz mußt du dich begeben.“ Hierauf hätte die Grosmutter ihr die Nase blutig gemacht, ein Stück Holz genommen, darauf einige Tropfen Blut geschmiert und gesagt: ‚Nun kannst du dir helfen. Wenn dir künftig einer etwas zu leide thut, so nim ein Messer, und wirf es in drei Teufelsnahmen unter's Bette, dann muß das Vieh und endlich der Hushere erkranken.“ — Diesen Rath habe sie befolgt und auch die Worte dabei gesprochen. Da nun solch ein Messer nicht könne herbei geschafft werden, ohne daß eine Seele geopfert würde; so habe sie eine Tracht Schläge gefodert, welche sie auch empfangen hätte. — Fast schien es, als ob das Mädchen wahnsinnig sey; aber ihre übrigen passenden Antworten bewiesen das Gegentheil. Da man in ihrem Gesicht verschiedene blutige Streifen bemerkte; so wurde ein Chirurgus herbeigerufen, sie zu besichtigen. Sie war kaum halb entkleidet, da sah man mit Entsetzen, wie unmenschlich sie gepeitscht, geschnitten und gebrantmarkt war. Nun wurde sie aus dem hildebrandischen Hause weg, in ein andres getragen, wo sie gleich bekannte, daß die ganze Hexengeschichte von den hildebrandischen Leuten erdichtet, und sie so lange geweinigt worden wär, bis sie angelobt hätte, sie in Gegenwart der Obrigkeit als wahr zu erzählen. Dieß veranlaßte eine nähere Untersuchung, darin sich diese Sa-

che folgendermaſſen entwickelte: die Ziege im hildebrandiſchen Hauſe war krank geworden, welches man einer Hexe zugeſchrieben, und um dieſe ausfündig zu machen die Schlüſſelprobe gemacht habe, wobei mancherlei Fragen, z. B. Wer die Hexe ſey? Wo ſie wohne? Was ſie gemacht? u. ſ. w. gethan wurden. Wohin nun der Ring des Schlüſſels gezeigt hatte, die war ſo lange für die Hexe gehalten worden, bis ein abermaliger Verſuch eine andere in Verdacht gebracht. Man hatte ſich mit dieſer Schlüſſelprobe den ganzen Winter beſchäftigt, und verſchiedene Leute in der Gemeinde waren dadurch, wenigſtens in Hildebrands Hauſe in den Verdacht der Hexerei gekommen. Endlich hatte man in Gegenwart des ganzen Hauſes und der Bramann die Schlüſſelprobe vom neuen gemacht, und oft wiederhohlt. Da nun der Ring auch auf die Dienſtmagd Schredern gezeigt, ſo war ſie, (ein Mädchen von ſiebenzehn Jahren) von allen für die Hexe gehalten worden, welche die Ziege bezaubert habe. Um noch mehr davon zu erforſchen, hatte die Sabine Bramann das betrügeriſche Spiel noch einmal angefangen, und folgende Fragen gethan: Ob die Ziege behext ſey? Ob das Füllen behext ſey? Ob die Kühe und Pferde behext wären? Ob die Wirkung des Hexens auch an den Hausherrn komme? Wer das Hexen gethan habe? Endlich hatte ſie auch die Frage gethan: Ob die Engel Chriſtine Schredern die Hexe ſey, welche alles dieſes verübt habe? wobei ſich der Schlüſſel abermals gedrehet hatte. Zu eben dieſer Zeit waren in dem hildebrandiſchen Hauſe zwei Meſſer und drei Ellen Band vermißt worden. Darüber hatte die Sabine Bramann wieder die Schlüſſelprobe gemacht, und war dadurch abermals in dem Verdacht beſtärkt worden, daß die Schredern die Hexe ſey. Nun fiel man das arme Mädchen thätlich an, entblößte ihre Lenden, ſchlug ſie anfänglich mit einem Strick, hernach mit einer Pferdepeitſche, und verlangte das Geſtändnis, daß ſie das Vieh behext, und die Meſſer und das Band geſtohlen habe. Da dieß nicht wirken will, ſo fährt man mit Schlagen auf den Lenden, Rücken, Armen und Beinen fort, bis endlich alle ermüdet nachlaſſen, und das Mädchen zu Bette kriecht, wo ſie noch am folgen-

den Morgen nackt und beräubt gelegen hatte. Hier aber ward zu einem noch grausamern Verfahren geschritten. Ohngefähr um zwölf Uhr Mittags, trit die hildebrandische Ehefrau mit ihrem Ehemann, Sohn, Tochter und der Bramann, plötzlich vor das Bette des Mädchens. Man zieht sie mit Gewalt heraus, entkleidet sie vom Kopf bis zu den Füssen, und peitscht sie mit einer Pferdepeitsche über alle Theile des Vorder- und Hinterleibes, daß sie endlich zu Boden stürzt. Während dem wird die Schredern beständig gefragt: ob sie nicht gehext habe? Da sie aber dennoch nicht gestehen will, so schneidet man ihr alle Haare der Kopfes bis auf die Haut ab. Als sie nun so nackend dasteht, steckt man sie von neuem unter das Bette, schlägt bald mit einem Strick, bald mit einem Besenstiel, ohne Schonung eines Theils am Leibe, unaufhörlich auf sie hinein, bis die Bramann den Rath giebt, daß es zur Verhütung aller fernern Hexereien, gut seyn würde, wenn man von dem Mädchen Blut erhalten könnte. Sogleich werden ihm mit einem stumpfen Brodmesser die Schienebeine fünfmal zerschnitten, als aber davon noch kein Blut fliessen will; so schlägt man ihm mit einem Instrument, womit sonst Kühen und Pferden die Ader geöfnet wird, eine tiefe Wunde in die Wade, und sieben Löcher in den Rücken. Durch diese heftigen Schmerzen wird die Schredern wieder ohnmächtig. Bei ihrem Erwachen ist die Sabine Bramann von neuem mit einer Schlüsselprobe beschäftigt, wobei sie unter andern die Frage thut: Ob es gut sey, daß die Schredern auch mit glühenden Zangen gezwickt werde? welches durch den Schlüssel bejaht wird. Ungesäumt macht der hildebrandische Sohn, (ein Junge von 16 Jahren) die Zange glühend, und zwickt sie damit in die Nase, wodurch sie von neuem ohnmächtig zu Boden sinkt. Dennoch fährt er mit Zwicken und Brennen auf dem Rücken, den Schenkeln und Waden fort, da indeß die Schredern sinnlos auf dem Boden ausgestreckt liegt. Aus Furcht daß sie gar sterben mögte, fängt man an, sie mit Wein und Brandewein zu waschen; und da sie dadurch wieder einige Empfindung und Vorstellungskraft erhält, so dringt man in sie, daß sie nur gestehen mögte: worauf sie aus Furcht vor einer noch

üblern Behandlung alles ſagt, was man verlangt. Die Sabine Bramann hebt hierauf wieder ihre Schlüſſelprobe an, und legt der Schredern folgendes in Fragen vor: Ob ſie nicht einmal eine Tracht Schläge von ihren Eltern empfangen, darauf ihre Zuflucht zu ihrer Grosmutter genommen, und dieſe ihr denn geſagt habe: Dir iſt keiner als der Teufel gut ꝛc. Die Schredern bejaht dieß in der Angſt, und muß denn auf einen Zettel Jeſu Nahmen und auf einen andern Blut Jeſu Chriſti dreimal ſchreiben, welches man ihr auf die Bruſt und auf den Rücken legt, wahrſcheinlich, um ſich gegen den Teufel oder ihre fernern Hexereien zu ſchützen. Die Sache wird im Dorf bekant, man ſpricht davon, daß ſie gerichtlich unterſucht werden ſolle; das hildebrandiſche Haus geräth in Schrecken, und verſpricht der Schredern ein neues Kleid unter der Bedingung zu ſchenken, wenn ſie gegen die Obrigkeit ſagen würde, daß ſie das Hexen wirklich erlernt habe. Auch reicht man ihr ein Buch, darin ſie bei der Ankunft des Amtmanns leſen mögte. Die Thäter wurden beſtraft! Sabine Bramann kam auf 2; die hildebrandiſche Ehefrau auf 1 Jahr ins Zucht- und Spinnhaus; Andreas Hildebrand wurde mit ſeiner Tochter auf vierzehn Tage, und ſein Sohn auf 3 Wochen bei Waſſer und Brod, einen Tag um den andern, zum Arreſt verdammt, welcher letztere bei Endigung deſſelben noch 15 Stockſchläge durch den Schlieſſer empfing. Sämtliche Verurtheilte mußten die Gerichts- und Heilungskoſten, und der Engel Chriſtine Schredern hundert Thaler für Schmerzen ꝛc. bezahlen.

Das Punctiren

oder die Geomantie iſt die eitle Kunſt, da man durch Puncte, welche man in den Staub, Sand, oder auf Papier macht, etwas unbekantes erfahren will. Die Puncte, die aber, indem man ſie zeichnet, nicht gezählt werden dürfen, werden, wenn ſie gemacht ſind, zuſammen gezählt, und von der Zahl, die da heraus kommt, auf mannigfaltige Weiſe Gebrauch gemacht. Oder die Taufnahmen der rathfragenden Perſonen werden auf-

geschrieben, und die einzelnen Buchstaben, mit der Summe der gezählten Puncte verglichen. Jeder Buchstabe bedeutet eine Zahl; a bedeutet 1. b — 2; c — 3. u. s. w. Die Verfahrungsart ist ganz willkührlich, und sie ist daher verschieden: Schon hieraus kann man sehen, daß die Antworten, welche man auf die Fragen: Wird der kranke wieder gesund? Kommt der Reisende wieder: u. s. w. erhält, unrichtig sind. Man kann sie auch ohne zu punctiren, wenigstens eben so richtig angeben; denn da mein Nahme von der Willkühr meiner Eltern abhängt; so kann eine gewisse Berechnung nach demselben mein Glück, meinen Tod ꝛc. nicht anzeigen. Vielleicht wurde dieß nur zum Spaß und Zeitvertreib erdacht; aber dieser Spaß artete in Aberglauben aus. Alle vorher schon angeführte Gründe gehören auch hieher. Die Kunst ist thörigt, eitel und unnütz; denn was hilft es mir, wenn ich den Dieb zu wissen glaube, ihn aber nicht gewiß weiß, und es ihm nicht sagen, ihn darüber nicht anklagen darf? Oft schon sind durch diese und dergleichen Künste, die besten Freunde und Eheleute veruneinigt worden, oft schon Unglück und Menschenelend daraus erfolgt. Aus einem Miethkutscherstalle in H. wurden ein paar Uhren, und einige andere Sachen gestohlen. Die Kutscherknechte gehen zu einem Weibe, die in dem Ruf stand, daß sie wahrsagen könne, und fragen, ob sie nicht den Dieb jener Sachen anzuzeigen wisse? Sie sagt, der den folgenden Morgen zuerst in den Stall kommen würde, sey der Dieb. Zufälliger Weise kommt ein armer Schuhflicker, der in einer ganz entfernten Gegend der Stadt wohnte, frühmorgens vor Anbruch des Tages in den Stall, um einige Arbeit zu überbringen. Sogleich fallen ihn die Knechte an, richten ihn mit Mistgabeln unmenschlich zu, und werfen ihn denn in diesem hülflosen, dem Tode nahen Zustande, heimlich heraus, weil sie gewiß glauben, daß er bald sterben, und sie nicht würden verrathen werden. Der Unglückliche erhohlt sich, kriecht einige Gassen fort, und verbirgt sich, da ihn alle Kräfte verlassen, in einem Kellerloch; wo ihn die Stadtsoldaten fast todt finden, ihn nach Hause bringen, und Anzeige davon thun. Er hat noch so viel Kräfte, daß er abgehört werden und diejenigen anzeigen kann,

die ihn so unmenschlich zugerichtet hatten. Die Bösewichter entflohen.

Von der Feuerprobe.

Durch die Feuerprobe, wozu man in vorigen Zeiten alsdann seine Zuflucht nahm, wenn bei einer gerichtlichen Untersuchung zweifelhafte Fälle vorkamen, die in Ermangelung eines gültigen Beweises nicht entschieden werden konnten, hat ehedem mancher unschuldige sein Leben verlohren. Bei Berührung des Feuers sollte des Angeklagten Unschuld bewiesen werden, und man bat Gott in einem feierlichen Gebet, den Unschuldigen unverletzt zu erhalten, dem Schuldigen aber Hände und Füsse verbrennen zu lassen, und dadurch die Unschuld oder das Verbrechen anzuzeigen. Weil man nun gewiß glaubte, daß Gott hier ein Wunder thue, so nennte man dieses Verfahren, eine böse That zu entdecken, ein Gottesgericht; welches sonst so allgemein war, daß Vornehme und Geringe, Gelehrte und Ungelehrte sich damit abgaben und es billigten. Wenn jemand der Zauberei beschuldigt ward; so mußte er unter der Aufsicht eines Priesters, mit dem er bisweilen in die Kirche gieng, 3 Tage fasten. Der Priester mit seinem Ornat bekleidet, legte, wenn nun die Probe vor sich gehen sollte, einen eisernen mit Weihwasser besprengten Polzen auf glühende Kohlen, sang das Lied der 3 Männer im Feuerofen, auch wol die Litanei oder einige Psalmen, hielt Messe und reichte dem Beklagten das Abendmahl. Ehe er ihm aber das glühende Eisen in die Hände gab; so rief er Gott um die Entdeckung der Schuld oder Unschuld noch einmal an, nach dessen Endigung der Angeklagte den glühenden Polzen 9 Schuh weit tragen mußte. Dann umband ihm der Priester die Hand und versiegelte sie. Am 3 Tage ward darauf eine Untersuchung angestellt. War die Hand nicht so gesund wie die andere; so ward er in einer papiernen mit vielen Teufeln bemahlten Kleidung lebendig verbrannt. Man bediente sich zu dieser Absicht auch glühender Pflugscharren, legte 9 oder 12 derselben, in einer gewissen Weite von einander, und der Beschuldigte mußte barfuß darüber hingehen. Wurde er nicht beschädigt; so hielt man

ihn für unschuldig: Wurde er aber verletzt; so ward er zum Feuer verurtheilt. Man muß sich wundern, daß in den damaligen Zeiten einige Personen, besonders die von hoher Geburt, die Feuerprobe ohne Verletzung gemacht haben. Da man aber nicht glauben kann, daß Gott bei diesen Anlässen durch ein Wunderwerk dem Feuer seine natürliche Kraft genommen habe, um ihre Unschuld zu rechtfertigen; so müssen ihnen Mittel bekant gewesen seyn, wodurch sie die Wirkungen des Feuers auf die Haut, und das Eindringen desselben auf einige Augenblicke haben verhindern, und die Probe aushalten können. Dergleichen Mittel kennt man jetzt mehrere. Man reibt die Hände oder was man sonst vor der Verletzung des Feuers sichern will, mit Schwefelgeist, oder vermischt diesen mit Salmiac und Zwiebelsaft zu einer Salbe. Oder man macht von Federweiß, ungelöschten Kalk, Eierweiß, Ebischsaft, Bilsenkraut und dem Saamen des Flöhkrauts und Seife — eine Salbe, die man sich zu diesem Behuf bedient. Auch von ungelöschtem Kalk, Eierweiß, Queckſilber und der Altheewurzel wird eine solche Salbe gemacht, und damit die Theile bestrichen, welche von dem glühenden Eisen nicht sollen verletzt werden. Waren vielleicht diese oder ähnliche Mittel jenen Personen bekannt, die ohne Verletzung mit den Händen oder Füssen das glühende Eisen berührten? Als der Kaiser Karl der Dicke seine Gemahlin Richarda in Verdacht hatte, daß sie mit einem Bischof verbotenen Umgang habe, und sie daher die Feuerprobe machen ließ, soll sie das glühende Eisen unverletzt ergriffen, und dadurch ihre Unschuld bewiesen haben. Von der Kunigunda, des Kaisers Heinrich des zweiten Gemahlin, die sich wegen eines vertrauten Umgangs mit einem Hofmann verdächtig gemacht hatte, wird erzählt, daß sie über 11 glühende Pflugscharren weggegangen, auf der zwölften einige Augenblicke stehen geblieben sey, und ihre Unschuld gerühmt habe. Vermuthlich hatten die Pflugscharren schon den größten Theil ihrer Hitze verlohren, ehe die vornehmen Personen darüber gegangen sind: Und da diese breit und dünn waren; so mußte der Verlust ihrer Feuertheile desto geschwinder und ihre Wirkung auf den Körper desto schwächer

ſeyn. Unter den Füſſen iſt überdem wegen des Gehens und Stehens gemeiniglich eine dicke, ſtarke Haut, die, mit einer feuerabhaltenden Salbe beſtrichen, vom Feuer nicht leicht verletzt wird. Mancher unſchuldige iſt nach dieſer Probe durch das Feuer vom Leben zum Tode gebracht worden, wenn er verletzt worden war; dahingegen der Böſewicht ruhig fortſündigte, wenn er die Mittel kannte, durch deren Anwendung er ſich gegen daſſelbe geſichert hielt. Vermuthlich iſt es nur wenigen bekant geweſen, und gewiß ſind die meiſten bei aller ihrer Unſchuld traurige Opfer des Aberglaubens geworden. Auch

der Waſſerprobe

bediente man ſich ehedem zur Unterſuchung ſolcher Händel, die vor Gericht nicht ausgemacht werden konnten; beſonders zur Unterſuchung der Hexereien; denn nicht etwa nur gemeine Leute, ſondern auch obrigkeitliche Perſonen bildeten ſich ein, daß die Leiber der Hexen durch ihre Gemeinſchaft mit dem Teufel andere Eigenſchaften bekämen, unter welchen auch dieſe mit begriffen ſey, daß ſie leichter als das Waſſer würden, und daher auf demſelben ſchwimmen müßten. Wenn daher ein alter Mann, oder ein altes Weib der rothen Augen wegen verdächtig waren, oder von andern der Hexerei beſchuldigt wurden; ſo ſtellte man mit ihnen die Waſſerprobe an. Der Beſchuldigte ward nemlich in die Kirche geführt, wo man Meſſe hielt, und das Waſſer beſchwor, daß es ſich in der Offenbahrung der Schuld oder Unſchuld des Beklagten kräftig erweiſen mögte. Drauf wurde er an das Waſſer gebracht, man band ihm die Daumen kreuzweis an die groſſen Zehen, und warf ihn nackend hinein. Nur den Frauensperſonen ließ man zu ihrer Bedeckung einen Unterrock. Von demjenigen, der unterging, glaubte man, daß er unſchuldig ſey; einen andern, der oben ſchwimmen blieb, hielt man für ſchuldig: Und dieſer wurde ſogleich verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden. Damit nun die untergehenden Unſchuldigen nicht erſaufen mögten; ſo ward jedem, mit dem man die Probe anſtellen wollte, ein Strick um den Hals gebunden, woran man den zu Grunde gehenden ſogleich wieder heraus zog.

Geſchah die Probe an einem Fluß; ſo hielten Perſonen, die am Ufer ſtanden, das Ende des Stricks in den Händen, und gaben auf den hineingeworfenen acht. Das Schwimmen und Unterſinken ſolcher Perſonen rührte nun blos von zufälligen Urſachen her. Wir wiſſen, daß der menſchliche Körper nicht viel ſchwerer iſt als das Waſſer, folglich durch einige Bewegungen leicht auf demſelben erhalten werden kann. Sobald ein Menſch die Luft einathmet, ſo wird ſein Leib ausgedehnt, er wird minder im Waſſer ſchwer, und ſchwimmt leichter. Jene Unglücklichen, die mit Furcht und Schrecken erfüllt waren, indem man ſie ins Waſſer warf, hohlten in der Angſt tief Athem, und beförderten dadurch aus Unwiſſenheit ihr Schwimmen. Auch die Art des Bindens trug dazu nicht wenig bei; denn je mehr ſie der Länge nach auf dem Waſſer lagen, deſto leichter ſchwammen ſie. Der Unterrock war bei den Frauensperſonen ebenfalls ein Mittel, ſie ſchwimmend zu erhalten. Die Leute welche das Seil hielten, durften es nur etwas anziehen, und es war unmöglich, daß die hineingeworfene unterſinken konte. Dieß konnten ſie aber theils aus Eifer die Hexen ausrotten zu helfen, theils aus der gewiſſen Uiberzeugung, daß die hineingeworfenen Hexen wären, oder auch aus Haß und Groll thun; und man kann glauben, daß ſie es gethan haben. So ſind viele Unſchuldige durch den häßlichen Verdacht, daß ſie Hexen könnten, vom Leben zum Tode gebracht worden. In dem Jahr 1777 begab ſich davon eine traurige Geſchichte. In Tarenta, einer Stadt in Dalmatien, brach ein Viehſterben aus, welches der dumme Pöbel für eine Wirkung der Hexerei hielt. Der (catholiſche) Pfarrer ſelbſt war ſchwach genug, dieß zu glauben, und klagte einem benachbarten Pfarrer dieſes Unglück ſeiner Gemeinde. „Nehmet, ſagte dieſer, alle Weiber, die im Verdacht der Hexerei ſind, und werfet ſie ins Waſſer. Diejenigen, die untergehen, ſind unſchuldig, und dieſe müßt ihr geſchwind wieder heraus ziehen: Die aber oben ſchwimmen, die hält der Teufel über dem Waſſer, und die züchtiget ſo, wie ihr es für gut findet.“ Der Pfarrer, froh über dieſe Entdeckung, ließ gleich die Probe machen, die Untergeſunkenen wieder heraus ziehen, die andern mit Schlägen

fast umbringen. Man war schon im Begrif, zu noch grausamern Executionen zu schreiten, als der General-Proveditor von Dalmatien zu rechter Zeit Nachricht davon erhielt, einige Truppen dahin schickte, und dadurch der abergläubischen Wuth Einhalt that.

Im Jahr 1779 den 13ten März trug sich in dem Dorfe Ossowo, welches in Pommerellen liegt, und dessen Einwohner gröstentheils Edelleute sind, die sich vom Ackerbau nähren, eine ähnliche, höchst traurige Geschichte zu. Einer unter den Edelleuten daselbst, Andreas von Zabinsky, hatte dem Bauer Mathias Kopka, ein Gartenhaus vermiethet, wodurch beide Familien in nähern Umgang kamen. Die Frau des Edelmanns bemerkte allerlei kleine Unglücksfälle in ihrer Wirthschaft, seitdem die Kopka in ihrem Hause wohnte. Sie gerieth daher auf den Verdacht, daß jene eine Hexe sey, die sich wegen einiger Zänkereien durch Zaubern an ihr zu rächen suche. Um diese Zeit wurde das Fräulein Agnes von Zabinsky an dem rechten Knie und Schenkel lahm, und hatte viel Schmerzen. Ob nun gleich der Arzt versicherte, daß dieß von einer gichtischen Materie herrühre; so hielt doch die Mutter diesen Zufall für eine unnatürliche Krankheit, die eine Wirkung von der Zauberei der Kopka wär. Sie erklärte darauf die unschuldige Bauerfrau nicht nur im ganzen Dorfe für eine Hexe; sondern trieb ihre Rache so weit, daß sie den Schulzen im Dorf und die Gemeinde beweg, mit der Kopka die Wasserprobe anzustellen. Es wurden daher zur Abholung derselben Andreas von Zabinsky, dessen Sohn und etliche Bauern abgeschickt, welche die Bedaurungswürdige mit Gewalt nach einem kleinen, nahe vor dem Dorf gelegenen Teich schleppten, wo sie sich bis aufs Hemde ausziehen mußte. Die Frau von Zabinsky besprengte den Teich mit Weihwasser, und ihr Sohn band der vermeinten Hexe die Hände und Füsse mit Stricken von Stroh kreuzweis zusammen. Sie wurde ins Wasser geworfen, die Strohseile löseten sich auf, und sie kam wieder ans Ufer. Dieß befriedigte die Aufgebrachten nicht; sie wiederhohlten daher das Verfahren noch einmal, und der Erfolg war derselbe. Nun zweifelte man nicht mehr, daß sie eine

Hexe ſey. Ihr Mann, der 21 Jahre mit ihr eine zufriedene Ehe geführt hatte, glaubte ihre Unſchuld auf keine andre Art erweiſen zu können, als dadurch, daß die Waſſerprobe noch einmal mit ihr wiederhohlt würde. In dieſer Meinung lief er den verſammelten Leuten nach, die ſich ſchon auf dem Rückwege nach dem Dorfe befanden, und foderte ſie ſämtlich, und beſonders die Zabinskyſche Familie auf; mit ſeiner Frau nochmals einen Verſuch zu machen, ſie beſſer zu binden, mitten auf den Teich zu ziehen, und ſie alsdenn ins Waſſer zu werfen. Dieß geſchah. Man band die arme Frau mit hanfenen Stricken kreuzweis zuſammen. Die beiden Zabinsky nahmen ſie unter die Arme, wadeten mit ihr in den Teich, und warfen ſie ſo weit vom Ufer, als ſie konnten. Ein anderer Edelmann ſtieß ſie hierauf mit einem langen Stab in die Mitte des Waſſers hin. Aber die Arme ſchwamm eine Zeitlang auf dem Bauche in dem Teiche herum, bis ſie endlich vermittelſt des an ihr befeſtigten Stricks wieder herausgezogen und losgebunden wurde. Nun hielt man ſich für berechtigt an der vermeinten Hexe alle Arten von Grauſamkeit auszuüben. Faſt alle, und vornemlich die Zabinskyſche Familie, ſchlugen ſie unmenſchlich, und verlangten, daß ſie das Fräulein Agnes entzaubern ſollte, und beſchloſſen endlich, daß die gemishandelte Frau, die nichts konnte als ihre Unſchuld be-

theuren, nicht wieder ins Dorf zurück kommen ſollte. Sie flehte um Erbarmung, und bittet, daß man ſie nur von der Erde aufrichten mögte; aber einer ſchlug ſie ſtark deſſen mit einem Stock ſo lange, bis er ſprang, und ſtieß ſie mit dem in der Hand behaltenen Stück ins Geſicht, indem er ſagte: „Steh auf Beſtie, und zieh dich an!“ Nun giengen die Verſammelten in das Dorf zurück, und lieſſen die gemishandelte Frau ohne alle Hülfe unter freiem Himmel in der Abendkälte liegen. Endlich kamen ihre beiden Töchter, von dem Elend ihrer Mutter gerührt, hoben ſie von der Erde auf, und führten ſie an ihren Armen bis an die äuſſerſten Zäune des Dorfs, wo ſie wegen ihrer Schwachheit liegen blieb. Gegen Abend beredeten ſich die Edelleute, ſie über die Grenze zu bringen. Franz von Zabinsky ſpannte zu dem Ende den Miſtwagen ſeines Vaters an, legte die Unſchuldige darauf, und fuhr unter einer zahlreichen Begleitung mit ihr weg. Unterwegs gab er ihr noch Peitſchenhiebe, und ſeine Mutter ſchrie beſtändig, daß ſie die Agnes entzaubern ſollte. Als ſie ſchon ziemlich weit gefahren waren, zerbrach das Wagenrad, und ſie fiel auf die Erde. Sie weinte bitterlich, bat um Erbarmen, und daß man ſie nicht hülflos ohne Kleider ſollte liegen laſſen. Aber man ließ ſie, deren Leib mit Wunden und Striemen bedeckt, und vor Kälte erſtarret war, auf dem freien Felde liegen, und gieng rühlos nach dem Dorfe zurück. Ihr Mann, der ſie aus Furcht vor den ihm angedroheten Schlägen verlaſſen hatte, und den die zum drittenmal angeſtellte Waſſerprobe in der Ueberzeugung von der Unſchuld ſeiner Frau wankend machte, wurde doch von Mitleiden und Liebe zu ſeiner treuen Gattin ſo gerührt, daß er hinlängliche Kleider zu ſich nahm, und dem übrigen Haufen nachgieng. Dieſer war ſchon auf dem Rückwege. Er aber vermied ſolchen, und fand bald darauf ſeine unglückliche Frau auf dem Wege ſprachlos liegen. Sie röchelte noch, und aus der Naſe und dem Munde floß häufiges Blut. Alle Mühe, ſie aufzurichten und anzukleiden war vergebens; ſie lang bereits mit dem Tode. Er bedeckte ſie daher mit Kleidern, und gieng in einer Art von Verzweiflung nach Hauſe zurück; und als er etwa 1 Stunde nachher wieder kam, fand er ſie todt. Er war

ausser sich, lief zum Pfarrer zu Wiele, ihm den Vorfall anzuzeigen. Dieser gab dem Landvolgteigericht zu Konitz Nachricht davon, welches die Verbrecher sogleich der Untersuchung unterwarf. Gott Lob, daß wir über diese Zeiten weg sind, oder doch nicht unter Menschen leben, die so unrichtig denken, und so grausam handeln.

Müssen gewisse Wasser jährlich einen Todten haben, und darf derselbe vor dem dritten Tag nicht herausgezogen werden?

Auch das ist eine menschliche Thorheit, daß man von manchem Fluß oder Teich glaubt, er müsse jährlich einen Todten haben; gleichsam, es wäre der Fluß ein Götze, der einen Menschen zum Opfer verlange. Die Halloren in Halle haben den falschen Glauben, die Saale müsse vor dem Johannistag einen haben, und weigern sich wol gar deswegen, dem darin verunglückten Hülfe zu leisten. Man denkt, so ein Wasser reisse den Menschen mit Gewalt an sich, und lasse ihn nicht wieder los. Es werde unruhig und mache ein Geräusch, wenn es lange keinen Todten gehabt habe. Dieser Aberglaube ist vermuthlich daher entstanden, weil man angemerkt hat, daß in einigen Flüssen und Teichen, mehr Leute ertrinken als in andern; oder daß dieß zu einer gewissen Jahrszeit geschieht. Allein dieß läßt sich erklären. Ein Fluß hat bisweilen betrügliche Stellen, ungewöhnliche Tiefen, und Sandbänke, die in einem andern nicht sind; und wird daher dem Abergläubischen verdächtig. Oder er ist besonders fischreich, so daß viele sich auf demselben beschäftigen; hat steile Ufer u. s. w. Natürlich, daß dann mehr Menschen in demselben umkommen, als in einem andern, wo das nicht ist. Im Frühjahr, wo die Menschen anfangen, das Wasser zu befahren, aus den Teichen Wasser zum Bleichen u. dgl. zu holen, können allerdings mehr ums Leben kommen, als in einer andern Jahreszeit. Man kann auch deswegen im Wasser umkommen, weil man durch Erkalten und daraus entstehende starke Zusammenziehung der Gefäße einen Schlag oder doch den Schwindel bekommen kann. Wer sich vorher durch Gehen erhitzt hat, und

plötzlich ins Wasser geht, dem können seine Nerven durch die schnelle Abwechselung der Hitze und Kälte leicht erstarren; er bekommt alsdenn einen Krampf und muß ertrinken. In einem Fluß, wo viele zu baden pflegen, ertrinken mehr, als in einem andern, wo das nicht ist. Mehr Vorsichtigkeit, und es werden in dem einen Fluß oder Teich nicht mehr unglücklich seyn, als in dem andern. Das ein im Wasser ums Leben gekommener Mensch nach etlichen Tagen in die Höhe kommt, und auf dem Wasser schwimmt, ist eine bekante Sache. Abergläubische sehen es als ein Wunder an, und schreiben dem Wasser, wer weiß was für eine geheime Kraft zu, einen Menschen nach etlichen Tagen wieder von sich zu stossen. Aber diese Erscheinung ist ganz natürlich, und läßt sich leicht erklären. Der menschliche Körper hat, wie schon gesagt, mit dem Wasser beinahe einerlei Schwere, und das Wasser, welches er aus der Stelle treibt, ist nicht viel leichter als er selbst; daher er auch, wenn er im Wasser liegt, nur sehr wenig wiegt. Wenn nun der menschliche Körper einige Zeit unter Wasser gelegen hat, so fängt er an, in Fäulnis überzugehen, folglich zu schwellen, so daß er mehr Wasser aus der Stelle treibt als vorher, folglich leichter wird als das Wasser selbst, in die Höhe kommt, und oben schwimmt, wenn er auch bisher auf dem Grund gelegen hatte. Dieß ist der Fall bei den Ertrunkenen; und man sieht daraus schon, wie sehr unrichtig die Meinung ist, da man denkt, der todte Körper dürfe vor dem dritten Tag nicht aus dem Wasser gezogen werden, und wer das thue, der ertrinke bald selbst; denn das Wasser räche sich an ihm. Mancher ist durch dieses Vorurtheil abgehalten worden, seinen in Todesnoth sich befindenden Nächsten zu retten, da er es wohl gekonnt hätte, und gethan haben würde, wenn er eben dadurch nicht wär abgehalten worden. Mancher, der es so sehr verdient hätte, gerettet zu werden, hat dadurch das Leben verlohren, das für viele schätzbar war. Kinder und Gatten klagen lange noch um den Geliebten, den der Abergläubische aus jenem thörigten Vorurtheil dem Tode überließ, und müssen nun ihr Leben in Kummer und Elend verbringen. Ach, das Leben eines ist selbst in den Augen Gottes theuer geachtet; wie kann der, der es einem

seiner Brüder nicht erhielt, ein gutes Gewissen behalten, und ohne Graus an die Ewigkeit denken, wo der von ihm in Tode verlaßne mit ihm vor demselben Richter erscheint. In einem anhaltischen Dorf ertrankt ein Kind. Zwei Studenten, die eben da waren, brachten es durch Reiben und geschickte Behandlung so weit, daß es sich schon wieder regte, und sogar einmal die Augen aufschlug. Da kamen aber die Aeltern des Kindes, und die Bauern, und hielten die Studenten ab, ihr Verfahren fortzusetzen (wodurch sie zumal bei so guten Anzeigen — das Kind gewiß wieder zum Leben gebracht hätten) weil es in der Seeligkeit keine Ruhe habe. — Schrecklicher, schrecklicher Aberglaube! verdiente er nicht die strengste obrigkeitliche Untersuchung?

Von dem Bluten eines ermordeten Körpers.

In den alten Zeiten glaubten selbst obrigkeitliche Personen, daß der Körper eines erschlagenen zu bluten anfange, sobald der Mörder zu ihm gebracht würde; und es wurde dieß daher als ein Mittel gebraucht, den unbekanten Mörder zu entdecken. Wenn jemand entleibt war, und die Obrigkeit wußte den Thäter nicht; so ward auf Befehl derjenige, den man wegen der begangnen Mordthat in Verdacht hatte, zu dem todten Körper gebracht. Wenn nun der todte Leichnam zu bluten anfieng; so hielt man das für ein Zeichen, daß er der Mörder desselben sey. Läugnete er; so suchte man ihn wol gar das Bekentnis der That durch die Folter abzunöthigen. Diese Art zu verfahren, wurde bei den alten Deutschen das Baarrecht genennt. Des Julius Mallavacca, eines Corporals, Ehefrau, ward bei schwangerm Leibe umgebracht. Nach 3 Tagen ward die That ruchbar, und ihr Körper wurde geöfnet, welches an eben dem Tage geschah, an welchem ihr Mann von einer Reise zurück kam. Kaum hörte er die schreckliche That, so eilte er ganz auser sich in die Stube, wo seine erschlagene Frau auf dem Tische lag. Aber welch ein Unglück für den armen Mann! Die Ermordete fieng bei seiner Gegenwart an, aus der Nase zu bluten, und jedermann glaubte nun, daß er der Mörder derselben sey.

Vergebens betheuerte er seine Unschuld, läugnete, eine so schändliche That begangen zu haben, und suchte sich durch seine Abwesenheit zu vertheidigen und zu rechtfertigen. Er ward gefoltert, und da er die Qualen nicht aushalten konnte; so bekannte er eine That, die er nicht begangen hatte; und ward darauf, auf Befehl der Obrigkeit, seiner Unschuld ohnerachtet, gepangen. Gewiß ist mancher andre Unschuldige, durch diesen abergläubischen Gebrauch zum Tode verdammt worden, weil man ihn durch die Folter nöthigte, etwas zu bekennen, wovon er nichts wußte. Wir können daher sehr froh seyn, daß die Obrigkeit jetzt von solchen Anzeigen nichts mehr hält; denn sonst könnte ja jeder in den Verdacht kommen, eine Mordthat begangen zu haben; könnte seiner Unschuld ohnerachtet, als Mörder behandelt werden. Wenn ein Mensch ermordet ist; so befindet sich hin und wieder bei ihm gerennen Geblüt, welches sich vermöge seiner Schwere herunter senken kann, so daß der Entleibte zu bluten anfängt. Dieß geschieht aber ganz zufällig; denn die Gegenwart eines Menschen kann, wenn er auch der Mörder wäre, auf keine Weise das Nasenbluten bei dem ermordeten verursachen: und die Erfahrung lehrt, daß ein Erschlagener zuweilen blutet, es mögen Menschen zugegen seyn oder nicht. Auch aus dem Blute, welches man einem vermeinten Missethäter abließ, wollte man ehedem urtheilen, ob er schuldig oder unschuldig sey; und es gab Personen, die dieß verstehen wollten. Manchem unschuldigen hat dieß das Leben gekostet. In der Gegend von **Witkow** in Pohlen starben einem Edelmann die Ochsen, und der Verdacht fiel auf eine siebenzigjährige Bauerfrau, welche als Hexe eingezogen wurde. Der Henker aus **Gnesen** mußte ihr die Nase entzwei schlagen, um aus dem Blute zu urtheilen. Dieß bestätigte den Verdacht, und nun kam sie auf die Tortur. Von Schmerzen zur Verzweiflung gebracht, gab sie noch eine andre Frau als Hexe an, und der giengs eben so. Man stellte noch mit ihnen die Wasserprobe an; sie schwammen oben, und nun wars richtig, daß sie Hexen wären. Sie wurden gebunden auf Schleifen gesetzt, und ob sie gleich ihre Unschuld betheuerten, zum Scheiterhaufen gefahren. Hier waren aus 8 Schuh

dickem Holz zwei Stösse 6 Fuß hoch ins gevierte so errichtet, daß in der Mitte ein Loch war. Die Unschuldigen wurden aufs Gesicht an die Erde geworfen, und ihnen Hände und Füsse auf dem Rücken zusammen gebunden. In jedes Loch der Scheiterhaufen ward ein Bund Stroh gesteckt, die Unglücklichen hinauf gewunden, auf den Bauch gelegt, und das Streh angezündet. Das Geprassel der Flammen, das Geschrei der Elenden, das Geächze der Zuschauer, und das Arbeiten der Körper, die sich gern losmachen wollten, und ins Holz bissen, gab mit dem Dampf, Gestank und Rauch ein entsetzliches Schauspiel, welches alle, die anwesend waren, lange nicht vergessen konnten.

Vom Geistercitiren.

Es hat von jeher Leute gegeben, welche die Geschicklichkeit zu besitzen vorgaben, durch allerhand Cirkel, künstliche und eingeweihte Lichter, Beschwörungen, Zaubergesänge und Töne, die Seelen der Verstorbenen herbeizufodern. Diese, wiewohl nur vorgegebene Kunst heißt, Necromantie, und der sich damit abgiebt, Necromantist. Man will dadurch zukünftige, oder verborgene Dinge überhaupt erfahren. Heyden und Juden (jetzt noch Christen?) hingen ehemals an dieser abscheulichen Gattung von Weissagen. Es waren hin und her öffentliche Plätze zu dieser Art zu weissagen bestimmt, und man beobachtete viele Ceremonien, ehe man zum Werk schritt. — Man baute einen, auch wol zween Altäre, welche man mit schwarzen und himmelblauen Bändern, und mit Zipressenzweigen schmückte. Schwarze Thiere wurden geschlachtet, deren warmes Blut man mit Milch, Wein und Honig vermischt auf die Erde goß. Sobald das Feuer auf dem Altar angezündet war, trug man die Eingeweide dreimal um denselben, trank aus Bechern, suchte dadurch die Geister zu versöhnen, und besprengte in dieser Absicht noch das Grab, nebst dem erblaßten Körper, mit umgewandter Hand mit Wein. Dieß geschah immer zur Nachtzeit, oder doch bei Sonnenuntergang, nie des Morgens, weil man dafür hielt, daß die Geister den Glanz der Sonne nicht vertragen könnten, sondern vor demselben flöhen.

Dann wurden Zauberverſe geſprochen, um die Seelen hervorzulocken, die man im Abgrund dachte: Man rief die unterirdiſchen Gottheiten (die aber nirgends ſind) an, daß ſie die unter ihrer Bothmäſſigkeit ſtehenden Seelen hervorſchicken mögten; hieb mit dem Schwerdt, welches man in den Händen trug, immer einmal um ſich, damit die Geiſter nicht zu nahe kommen oder Schaden thun mögten; goß warmes Waſſer oder Blut in den Hals des Verſtorbenen, welches, wie man glaubte, die Seele in den Körper zurückbringe. — Daß auch die Juden wider das Verbot Gottes ſich auf dergleichen Zaubereien gelegt haben, beweiſt die Geſchichte Sauls bei dem Weibe zu Endor.

Es iſt unmöglich, daß die Seelen der Todten durch irgend etwas herbeigebracht werden können; denn der Zuſtand der abgeſchiedenen Seelen iſt nach dem Unterricht der heil. Schrift (nur hier finden wir von dieſer wichtigen Angelegenheit etwas) von ſolcher Beſchaffenheit, daß ſie nie wieder erſcheinen können. Der Teufel kann die Geſtalt des Verſtorbenen und eben ſo wenig ein andrer böſer Geiſt, annehmen. Aber die Betrüger, welche ſich für Geiſterbeſchwörer ausgeben, wiſſen durch Anwendung natürlicher Mittel, Geſtalten hervorzubringen, wodurch die in Erſtaunen geſetzt werden, welche jene Mittel nicht kennen. Dieſe Geſtalten bewegen ſich, reden ꝛc. welche Wunder! Eine ſogenannte Zauberlaterne, eine ſpaniſche Wand, und ein Hohlſpiegel ſind die Dinge, durch welche dergleichen Erſcheinungen hervorgebracht werden. Die Zauberlaterne, welche zuſamt denen, die die Gaukeleien treiben, von der ſpaniſchen Wand* verborgen werden, ſtellt die Figuren dar. Der Hohlſpiegel macht, daß die Worte, die der Meiſter leiſe nach ihm hinſpricht, laut ſchallen, ſo daß man glaubt, die erſchienene, für einen Geiſt gehaltene Geſtalt rede: Oder es iſt ein Bauchredner als Hülfsperſon dabei; welches ſolche Leute ſind, die die Kunſt verſtehen, Töne hervorzubringen und zu ſprechen, ohne daß man an ihrem Munde Bewegungen merkt: Denn daß der erſcheinende Schat-

* d. i. ein von Leinwand gemachter Unterſchied in einem Zimmer, dahinter die Gaukler verſteckt ſind; alles hören, ſelbſt aber nicht geſehen werden können.

ten kein Geist sey, würde man, wenn man auch alles das nicht wüßte, aus folgendem schon abnehmen können. Wenn auch die abgeschiedenen Seelen Verlangen haben könnten, in die Welt zurückzukehren, wenn sie dazu gerufen würden; so könnten sie das doch aus eigner Macht nicht. Die Menschen müßten einen Grad von Allmacht besitzen, und Wunder thun können, wenn sie die Geister der Verstorbenen zurückbringen wollten. Ist die Erscheinung nur ein Schatten; so kann sie nicht reden, wie es doch geschieht: Ist sie aber ein Körper, so kann sie nicht durch zugeschlossene Thüren und Wände kommen, oder in einem Hui wieder verschwinden, wie es hier der Fall ist. Schröpfer und Schwedenborg, die berühmtesten Geisterbanner ihrer Zeit, machten grosses Aufsehen. Schröpfer hintergieng nicht nur Unwissende, sondern auch ansehnliche Gelehrte, die aus Mangel der dahin gehörenden Kenntnisse die Sache nicht beurtheilen konnten, oder aus Vorurtheil, und weil sie einmal dafür eingenommen waren, nicht beurtheilen wollten. Damals bezweifelte man es nicht, daß S. die Verstorbenen beschwören und heraufodern könne; denn die Gestalten, welche er den Zuschauern darstellte, und für die beschwornen Seelen verstorbener Personen ausgab, haben geredet, sich bewegt, in der Luft geschwebt, und zum Theil ein jämmerlich es Geheul gemacht. Aber als Schröpfer mit seinen Betrügereien nicht weiter konnte, erschoß er sich aus Verzweiflung selbst am 8 October 1774 in dem Rosenthal vor Leipzig, und zeigte aller Welt, daß er kein Geisterzwinger gewesen.

Schwedenberg war 1688 den 9. Jänner geboren; und starb 1772 den 29. März in London. Er war ein Thor und ein Schwärmer; aber es fehlte ihm nicht an Verstande; auch war er ein ehrlicher Mann, und ließ sich zu heimlichen Absichten nicht leicht brauchen. Er selbst nennte sich einen Missionair (Gesendeten) des Herrn; sagte mehrmals, er rede blos, wie der Herr ihm die Augen geöfnet, und die Schrift erklärt habe; er habe Befehl und Sendung vom Herrn. Der Herr habe ihm den Himmel gezeigt, und er beschreibe ihn aus Gehorsam gegen den Herrn. Die Geister, sagte er, wohnen im Himmel; und da sind Rosen-

haine, schöne Gefilde, Kornäcker, Häuser, Paläste u. s. w. Schwedenborg fand bei seinen Verzückungen in den Himmel dort alles gerade so, wie hier auf Erden: Zimmer mit Fenstern, mit geheizten Oefen, Männer mit Schlafröcken und Pelzmützen. Als er einst an einer wohlbesetzten Tafel in guter und lustiger Gesellschaft solche Visionen erzählte, fragte einer ihn: Ob denn im Himmel gerade so wie hier, solche Tische, solche Speisen, solche Teller, Messer ꝛc. wären? — Er bejahete es. „Nun wer weiß, setzte dieser hinzu, ob wir jetzt nicht schon im Himmel sind?“

So wie Gestalt sey menschlich, sagte er, auch die Engel und Geister hätten menschliche Gestalt. Das jüngste Gericht sey 1757 wirklich in der Geisterwelt gehalten worden, und er sey Augenzeuge davon gewesen. — Man sieht leicht, daß Schwedenborg es so wie andre wußte, daß man durch Dreustigkeit in gewissen Fällen gewinne. Wirklich schien es, daß er so klug seyn wolle, als Gott; denn er wollte bekant machen, was dieser weislich verbarg. Schwedenborg war zu seiner Zeit ein seltsamer, bewunderter und nicht zu enträthselnder Mann. Aber man hat in der Folgezeit über einige seiner Geistersehereien sehr deutliche Aufschlüsse bekommen. Zum Beispiel: Die verstorbene Königin von Schweden, Louise Ulrike, gab einst Schwedenborg auf, ihren damals schon verstorbenen Bruder, den Prinz von Preussen, zu fragen, warum er ihr auf einen gewissen Brief nicht geantwortet habe. Schwedenborg hinterbrachte hierauf, nach vier und zwanzigstündigem Zeitraum, der Königin die Antwort des Prinzen solchergestalt, daß die Königin, die völlig überzeugt war, niemand kenne den Inhalt des Briefs, als sie und ihr verstorbener Bruder, in die größte Bestürzung gerieht, und des Mannes Wunderkraft anerkannte. Aber der Graf F. erklärte die Sache. Von der im Jahr 1756 beabsichtigten Revolution in Schweden ward die Königin als eine der Hauptstifterinn angesehn; und es fehlte nicht viel, daß sie nicht dafür hätte leiden müssen. In dieser so bedenklichen Lage schreibt sie ihrem Bruder, dem Prinz von Preussen, um sich Rath und Hülfe bei ihm zu erbitten. Die Königin erhielt keine Antwort;

und da der Prinz bald nachher starb, so erfuhr sie nie, warum er nicht geantwortet hatte: Daher trug sie Schwedenborg auf, seinen Geist zu fragen. Eben als Schwedenborg von der Königin den Auftrag bekam, waren die Reichsräthe, Grafen T. und H. zugegen. Letzterer, der den Brief unterschlagen hatte, wußte sowol als der erste, warum keine Antwort erfolgt war; denn beide hatten beschlossen, Schwedenborg zu gebrauchen, der Königin ihre Meinung über etwas zu sagen, was sie ihr fühlbar zu machen wünschten. Sie giengen daher des Nachts zu dem Geisterseher, und legten ihm die Worte in den Mund, die er sagen sollte. Schwedenborg, froh in Ermangelung übernatürlicher Einflösungen diese zu erhalten, eilte des andern Tags zur Königin, und sagte ihr: Der Geist des Prinzen sey ihm erschienen, (aber niemand ausser dem Propheten hatte ihn gesehen) und habe ihm aufgetragen, ihr zu sagen: Er hätte darum nicht geantwortet, weil er das Betragen seiner Schwester zu sehr gemisbilligt, da sie vor Gott schuld an dem, ihrer unvorsichtigen Staatsklugheit und ihres Ehrgeizes wegen, vergossnen Bluts wär, und dafür büssen müsse. Er bäte sie daher, sich nie wieder in Staatshändel zu mischen, der Regierung sich nicht anzumassen, und keine Unruhen zu stiften, wovon sie über kurz oder lang das Opfer seyn würde. — Die Königin, äusserst verwundert über diese Erklärung, und in der festen Uiberzeugung, niemand könne geheime Umstände und Briefe wissen, die sie nur ihrem verstorbenen Bruder entdeckt hätte, glaubte von diesem Augenblick an Schwedenborg, und war seine Vertheidigerin.

Jene beiden Herren hüteten sich wol, davon zu sprechen. Der Ritter Beylon sahe die beiden Männer aus Schwedenborgs Hause schleichen, und da er auch zugegen war, da die Königin ihm den Auftrag gab, so errieth er bald den ganzen Plan, den er aber nicht bekannt werden ließ, weil er der Königin einige Ermahnungen gönnte.

Von derselben Geschichte hat man noch folgende Erzählung: In ganz Stockholm wurde fast durchgängig das Gerücht geglaubt, Schwedenborg hätte der verwittweten Königin Louise Ulrike besondere Nachrichten von ihrem verstorbenen Bruder,

dem Prinz von Preussen, mitgetheilt; Nachrichten, welche unmittelbaren Bezug auf Umstände hätten, die keinem Menschen, als der Königin und dem Prinz bekant gewesen wären. Verschiedene behaupteten sogar, die Königin, welche Schwedenborgen, um die Wahrheit seiner Geisterseherei zu prüfen, den Auftrag gegeben, den Geist ihres Bruders darüber zu fragen, habe sichtbare Kennzeichen des gröſten Schreckens gegeben, als ihr nun der Geisterbanner, den sie zur Unterredung bei der öffentlichen Hoftafel der königlichen Familie herbeigerufen, die Nachrichten mitgetheilt hätte. Die Königin selbst aber soll sich darüber so erklärt haben: Schwedenborg habe sich in einer Unterredung, in welcher sie ihm allerhand Einwendungen gegen die Möglichkeit seiner Visionen gemacht, erbothen, ihr die Wahrheit derselben durch Thatsachen anschaulich zu machen. Hierauf habe sie ihm aufgegeben, den Geist ihres verstorbenen Bruders über den Sinn einiger Ausdrücke zu befragen, die ihr bei einer mit ihm gehaltenen und durch Zufall abgebrochenen Unterredung dunkel geblieben wären; und sie habe ihm hiezu einige unterscheidende Umstände, als: des Orts, der Materie ꝛc. näher bezeichnet; und Schwedenborg sey mit der Versicherung von ihr gegangen, ihr über lang oder kurz Nachricht von dem Erfolg seines Auftrags zu bringen. Diese Nachricht aber sey ihr niemals geworden. Schwedenborg habe sichtbar die Gelegenheit zu einer Unterredung mit ihr vermieden, und endlich gesagt: Er könne den Herrn (nemlich den Geist des Prinzen) noch nicht zum Spruch bringen; wobei er ihr zugleich zu erkennen gegeben, daß es nicht von ihm abhienge, bestimmte Geister zu sprechen, wann und wie er wollte, und es könnten wol Jahre hingehen, bevor der Herr sich bei ihm einfände. Einladen könne er zwar, aber die Auswahl der Gäste hienge nicht von ihm ab, und er müsse sich gefallen lassen, ob ihm ein Geist mit seinem Zuspruch beehren wolle, wenn er es thun wolle, und wo er es wolle. Sie mögte sich also noch gedulden. — Diese Geduld aber sey durch keinen Erfolg gekrönt worden. Schwedenborg sey gestorben, ohne den Herrn zum Spruch zu bekommen; und die Königin sey gestorben, ohne nur etwas Glauben an seine Visionen zu haben.

Man sieht hieraus, wie mislich es mit der Glaubwürdigkeit der Wundergeschichten steht. Gewöhnlich pflegen solche Begebenheiten von den Wundermännern mit Fleiß hohen Personen beigelegt zu werden, bei welchen das Untersuchen und Befragen grössere Schwierigkeiten hat. Man sollte nichts, am wenigsten etwas unwahrscheinliches ohne Bestätigung fest glauben.

Man mag nun von obigen beiden Erzählungen annehmen, welche man will; so steht Schwedenborg immer in armseliger Blösse da. Nach der ersten Erzählung ist er ein Betrüger, nach der andern ein Lügner. — Noch eine Geschichte von ihm, die das gesagte mit noch mehr beweist:

Die Wittwe des Grafen von Marteseld ward um eine Summe gemahnt, die ihr seliger Mann, wie sie wohl wußte, schon bezahlt hatte; doch konnte sie die von ihm erlegte Quittung nicht finden. Sie klagt Schwedenborg ihre Verlegenheit, und der sagt ihr den andern Tag, er habe mit ihrem verstorbenen Mann gesprochen, und dieser habe ihm den Ort, wo die Quittung liege, genennt. Man sahe nach, und fand sie. Es war in Schweden gewöhnlich, daß man ein kleines verborgenes Schränkchen zu Büchern hatte, welche man aus mancherlei Ursachen eben nicht wollte sehen lassen. Ein solches hatte auch Schwedenborg einst von dem Grafen von Marteseld geliehen gehabt, und darin die (nachher vermißte) Quittung wahrscheinlich als ein hineingelegtes Zeichen gesehen; oder er hatte glücklich vermuthet, daß sie darin liegen werde, wie es denn auch eintraf. Statt nun der Wittwe aus dem Gedächtnis zu sagen, der Zettel liege da oder da; stellt er sich, als ob er erst einen Geist bemühen müsse, der ihm diese Nachrichten hinterbringe.

Durch auffallende Sätze und Behauptungen erregen Leute, wie Schwedenborg war, Aufmerksamkeit, und bleiben, wenn ein Bescheidener erröthen würde, unbeweglich. Es fehlt ihnen an Gegenwart des Geistes nicht, um sich aus den Verlegenheiten zu wickeln, in welche sie beim Betreiben ihrer Wundersachen oft gerathen. Bleiben sie unentdeckt; so folgt daraus nicht, daß sie so bewährt gewesen, als sie sich ausgaben und von andern gehalten wurden: Oft geschieht dieß erst nach dem Tode: Die er-

zählte Geschichte des S. ist ein Beweis davon. Auch das unregelmässigscheinende Verfahren bei dem Geistercitiren ist kein Beweis für dessen Aechtheit; denn was erdenkt der Betrüger nicht, um Kurzsichtige zu blenden?

Der Geistercitirer soll sich den Tag merken, darin er geboren ist, und das regierende Himmelszeichen; soll an diesem Tag eine Masse von verschiedenem Metall machen, daraus eine Glocke giessen, und an dem Schlägel Adonai (Gott) an die Dicke oder Runde der Glocke Tetragrammaton und an die Handhabe Jesus schreiben. Neun Tage zuvor soll er sich durch Reinigkeit des Leibes, Enthaltung von Speisen und durch beten vorbereiten; dann sich räuchern und neue Kleider anziehen, und diese Vorbereitungstage so einrichten, daß sie sich in einem Donnerstag endigen. Dann soll er in der Nacht an einen einsamen Ort, gegen Morgen gelegen, gehen, einen neuen Tisch mit einem Teppich überdecken, Stühle dabei und drei Wachskerzen auf neuen Leichtern darauf setzen, und hierauf mit einer neuen, mit einem gleichfals neuen Messer geschnittenen Pfauenfeder und einer besonders zubereiteten Dinte, die Nahmen der Geister aufschreiben, welche er haben wolle; und dann sprechen: „O Gott Tetragrammaton, Adonai; Ich N. dein Geschöpf, bitte durch Jesum, allda mein Begehren im Glück, durch deine Gnade mit diesen Geistern zu erfahren, ohne Uibel, mit Gewalt deiner Macht, Herr Zebaoth, ein Herr aller Herren, Amen.“ Wenn solches Gebet geendigt, soll er mit jener Glocke zu läuten anfangen und sagen: „Du Geist N. ich begehre durch mein Begehren, und diese und eure Nahmen, mir augenblicklich zu erscheinen.“ Dreimal das gesagt, und dreimal drei Schläge geläutet, soll die Geister zwingen oder bewegen, zu kommen. Wenn sie kommen, soll er ihnen den Ort zum sitzen zeigen, und anfangen, jeden mit Nahmen zu nennen, zu sagen: „Ich N. begehre von dir Geist N. daß du mir —— sagest und vorzeichnest, so in deinem Vermögen ist; und du magst alles nennen, was du willst: Das begehre ich durch die heiligen Nahmen Gottes: Tetragrammaton, Adonai und Jesus.“ Wenn man ihnen denn eine besonders zubereitete Dinte, neue Feder und Papier gebe;

so zeichneten sie alles auf, was man verlange. Man soll dann die Geister nahmen mit Milch auslöschen und sagen: „Fahret hin, ihr guten Geister, im Nahmen des Schöpfers; und so ich euch in seinem Nahmen durch dieses Werk fodere, daß ihr mir alle Tritte erscheinet, und gehorsam seyd; im Nahmen der heiligen Trinität; Amen."

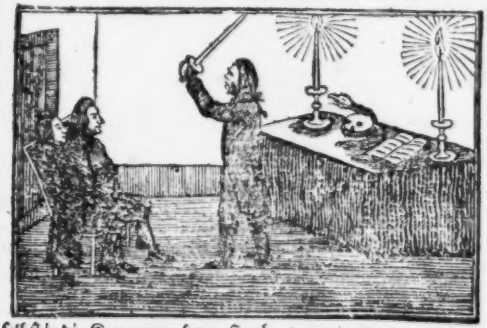
Aratron soll der Geist des Saturns heissen; Bethor des Jupiters; Phaleg des Mars; Och der Sonne; Hagith der Venus; Ophiel des Merkurs; Phuel des Monds. Die Zeit, da sie sollen gefordert werden können, sind der Donnerstag, Sontag, auch Mittwoch, bei zunehmendem Mond. Jene genannte Geister der Planeten sollen unter den andern die mächtigsten seyn: Wenn man sie zum Freunde habe, bedürfe man der andern Geister nicht. Durch sie könne man auch erfahren, wie, wenn und wo man die Engel selbst citiren dürfe, welche aber nicht viel Geschwätz vertragen können. Wenn man die Geister nicht allzulange aufhalte, und ihnen nicht beschwerlich sey, so sollen sie zu jeder Zeit wieder erscheinen. — Aber wer kann das glauben? Wem leuchtet nicht der Unsinn davon ein? Wer könnte den phantasirenden Thor in dieser Sprache verkennen?

Ein Geisterbeschwörer führt die Gesellschaft in ein Zimmer, das gewöhnlich schwarz ausgeschlagen ist; und in dessen Mitte ein schwarz behängener Altar steht, auf welchem zwei Lichter brennen, auch Todtenköpfe und Menschenknochen liegen. Durch diese unerwartete Gegenstände werden die Zuschauer gleich Anfangs in Furcht und Schrecken gesetzt. Dann macht er um den Altar einen Kreis, und bittet die Anwesenden, ja nicht zu sprechen, viel weniger über den Kreis zu kommen, weil ihnen sonst der Hals leicht gebrochen werden könne. Nun fängt er an, kauderwelsche Wörter zu sprechen, welches die Beschwörung seyn soll, und räuchert mit Specereien. Auf einmal verlöschen die Lichter, es entsteht ein Gepolter, und der Geist erscheint schwebend über dem Altar, in Bewegung. Der Beschwörer haut mit seinem Degen mitten durch den Geist, ohne ihn zu verletzen, der aber dabei ein jämmerliches Geheul anfängt. Nun legt der Beschwörer dem Geist allerlei Fragen vor, die er mit einer holen

und fürchterlichen Stimme beantwortet. Auf einmal entsteht ein neues Gepolter, und der Geist verschwindet. Die ganze Zurüstung hiebei ist so künstlich und versteckt, daß auch der scharfsinnigste und entschlossenste darüber stutzig werden, und das Geheimnis nicht leicht entdecken kann. Die oben genannte Zauberlaterne, welche dabei gebraucht wird, heißt wegen ihrer wunderbaren Wirkungen so, und ist eben die, womit die Schattenspiele an der Wand gemacht werden. In derselben befindet sich ein Spiegel, eine Lampe und eine Glasscheibe, auf welche man die Figuren, welche vorgestellt werden sollen, mit durchsichtigen Farben mahlt. Diese kleinern Figuren stellt sie an der Wand in einem dunkeln Zimmer vergrössert vor; oder zeigt sie schwebend in dem Rauche, der aus der obern Oeffnung derselben in die Höhe steigt, oder durch betäubende Räucherpulver von dem Geisterbeschwörer verursacht wird; auf welchen sodenn das aus der Laterne herausgehende Licht hingerichtet wird. Ist nun auf das Glas ein Gespenst gemahlt, so erscheint es auf vorbeschriebene Art; und die Geisterbeschwörer haben einen reichen Vorrath davon, um alle mögliche Figuren darstellen zu können; oder mahlen selbst eine Gestalt, so wie sie jetzt gebraucht wird: Denn gewöhnlich lassen sie sich das Aeussere der Person, die sie jetzt hervorrufen sollen, beschreiben; ausserdem, daß sie sich noch verschiedene andere Umstände, die zu ihrer Sache gehören, angeben lassen, oder künstlich zu erfragen wissen. Das ganze übrige Glas ist mit schwarzer undurchsichtiger Farbe bemahlt, damit nur die verlangten Figuren sichtbar werden. Gewöhnlich wird erst der Kopf, und so nach und nach die ganze schreckliche Gestalt sichtbar. Weil das Zimmer ganz schwarz ausgeschlagen ist; so kann man den aus der Laterne steigenden Rauch um so weniger bemerken. Die Auslöschung der Lichter und das Gepolter verursachen versteckte Hülfspersonen; und damit von alle dem nichts entdeckt werde, dürfen die Zuschauer nicht über den bezeichneten Kreis gehen. Folgende hier ganz kurz erzählte Geschichte widerfuhr dem Professor W. „Wir giengen, sagt er, des Abends nach der Wohnung der Necromantisten, weil sie ihre Kunst nirgens anders als in ihrem Hause spielen wollt

ten. — Sie versprachen unser Begehren zu erfüllen, wenn wir bis Mitternacht warten wollten. Underdeß suchten sie uns den Kopf mit Gespensterhistorien und dergleichen anzufüllen, und fragten endlich, ob wir furchtsam wären? Es schlug eilfe, und man machte Anstalten, den Geist herauf zu fodern; uns wurden Stühle zum Sitzen gegeben. Der eine gieng in die gerade über stehende Kammer, worin es ganz finster war, und ward die Thüre gleich hinter sich zu. Dann fragte mich der andere ganz leise, wen er jetzt herauf fodern sollte; es müßte aber ein Todter seyn? Den Aristoteles, antwortete ich. Dann foderte er von meinem Freund den Degen, hatte das Zaubergeräth, breitete ein Todtentuch auf die Erde, und legte darauf einen mit schwarzem Tuch überzogenen Tisch, auf welchen er einen gräßlichen Todtenkopf legte. Neben ihm standen zwei Lichter, von denen er nach gehends behauptete, daß sie aus Menschenfett gezogen wären. Zu seiner Rechten lagen zaubertische mit wunderlichen Characteren bezeichnete Bücher, darin er aufschlug, und uns winkte, daß keiner ein Wort reden sollte. Darauf ergreift er den entblößten Degen, haute dreimal um sich, und machte einen Kreis, der bis an die Thür der Kammer gieng. Endlich bildete er theils in der Luft, theils auf der Erde allerlei seltsame Figuren, verdrehte die Augen, schäumte mit dem Munde, wies die Zähne u. s. w. Dann wurde er ruhiger, und stieß im brüllenden Ton die Worte aus: „Satan, ich beschwöre dich im Nahmen Beelzebubs und der ganzen Hölle, daß du dich jetzo in einer lebendigen und sichtbaren Gestalt zeigest.“ — Dann verdrehete er wieder die Augen, ward blaß und schlug sich dreimal stark an die Brust. Hier sprang eine schreckliche, aber abgerichtete Schlange (denn Schlangen lassen sich so abrichten) aus dem Busen, wand sich um den Todtenkopf, und wollte schon auf uns los, als sie der Zauberer ergrif; und bald war sie weg. Der Zauberer fluchte auf den Todtenkopf, als ob er die Schlange verschlungen hätte, und wir sahen Blutstropfen aus seinen Augenhöhlen fliessen. Nun wendete der Zauberer sich nach der Thür der verschlossenen Kammer, in welcher ein fürchterlich Gerauch entstand, schlug mit der Spitze des Degens einmal an; trat wieder zurück und hieb mit dem

Degen um ſich; trat abermals an die Thür, ſchlug ſtillſchweigend ſiebenzehnmal an; ſprang aber wieder in den Kreis, und fieng an zu zittern; hieb etlichemal wie raſend um ſich, gieng wieder ganz leiſe an die Thür der Kammer, wo er neunmal anklopfte. Er nahm hierauf ſein Zauberbuch, machte allerhand wunderliche Characteres auf den Tiſch, ſchlug achtzehnmal, dann neunzehn und vierzehnmal an, und rief: Satan, ich beſchwöre dich, daß du mir den Todten heraufbringeſt. Dann ſprang er eilends auf, und rief den Geiſt durch 19, 5, 11, 5 und endlich durch 18 Schläge. Nach Endigung deſſen rief er mit fürchterlicher Stimme: Satan, ich beſchwöre dich zum dritten und letztenmal, daß du mir den Todten heraufbringeſt. Darauf entſtand ein heftiges Gepolter in der Kammer, aus welcher der andre Necromaniſt hervorſprang, lang hin auf die Erde fiel, und ausrief, daß er den Geiſt des Ariſtoteles geſehen. Ich wollte



ſelbſt in die Kammer gehen; ſie aber verweigerten es, weil ich mich zu ſehr erſchrecken mögte. Endlich lieſſen ſie es geſchehen. Himmel, was ſah ich! Einen alten abgelebten Mann, mit einem grauen Bart, eingefallenem Geſicht, und einem langen Todtenhemd umkleidet, der die Augen zu bewegen ſchien, bald ſtill ſtehen blieb, bald ſich bewegte; als ob er auf mich zu wollte. Ich entſetzte mich, wich zurück, gab den Todtenbeſchwörern, und

wir giengen nach Hause. Es machte mich die ganze Nacht hindurch unruhig; ich überdachte alles, und endlich fiel mir ein, daß ich an dem Gespenst eine Perüque gesehen hatte, die Aristoteles doch nicht kann getragen haben, weil die Erfindung noch nicht gar alt ist; und glaubte nun noch weniger, daß es der Geist des A. gewesen seyn könne. Um in meiner Ueberzeugung gewisser zu werden, ließ ich mir des andern Tags den Cicero fodern. Alle Ceremonien waren so wie am vorigen Tag; aber die Verschiedenheit der Schläge entdeckte mir das Räthsel. Erst schlug er drei, dann neunmal u. s. w. an die Thür, weil C der dritte, J der neunte Buchstabe ꝛc. des Alphabets ist. So hatte der Beschwörer auch vorher dem in der Kammer steckenden den Nahmen des Aristoteles gesagt; erst einmal, dann siebenzehnmal u. s. f. angeschlagen, weil A. der erste, R der siebenzehnte Buchstabe ꝛc. des Alphabets ist. — Ich lief nach der Kammer; aber wie sehr mußte ich erschrecken, als ich ein Gespenst vor mir stehen sah, das den Kopf unterm Arm hatte; zum Glück entdeckte ich die magische Laterne, die hinter einem Schirm versteckt war. Nun griff ich auch nach dem Todtenkopf, u. sahe eine Schweinsblase mit Blut darin, welche es langsam aus den Augenhölungen heraustäufeln ließ. Die Necromantisten baten mich sehr, sie nicht zu verrathen; und ich erfuhr nachher, daß sie verlaufene Balbiergesellen wären."

Dieses Capitel würde zu weitläuftig ausfallen, wenn die in Berlin entdeckten Gaukeleien des Philidor ganz erzählt werden sollten; daher es hier an dem genug seyn mag: Das Zimmer, darin sich diese Gesellschaft befand, war von allen Seiten verwahrt. Auf dem Fußboden sah man einen mit Kreide bezeichneten Kreis, in dessen Mitte ein länglich zusammengeschlagenes schwarzes Tuch lag. Auf dieses Tuch war ein kleiner schwarzer Zauberstab hingeworfen, und auf der Mitte desselben stand eine kleine Todtenlampe; neben dem Tuch aber ein viereckigtes Kohlenbecken mit fast ausgebrannten Kohlen. Philidor bemühte sich, die Gesellschaft, davon jeder einen Louisd'or hatte geben müssen, auf alle Art zu betäuben und in Erstaunen und Furcht zu setzen. Er räucherte, ließ (durch ein auf einem

tiefen Reif ausgespanntes aber verstecktes Trommelfell) donnern; gebot, daß man still seyn mögte, und drohete; wollte einen electrischen Schlag beibringen: Aber vergebens, seine Betrügerei wurde entdeckt, und er in seiner Blösse dargestellt.

Müssiggang und Liebe zur Bequemlichkeit sind die gewöhnlichen Ursachen, daß Leute sich auf die Necromantie legen. Sie entstellen ihre Körper und ihre Gesichtszüge auf die seltsamsten Arten, um ihren Possen einen Schein zu geben, und lassen den Abergläubischen dabei, wenn er glauben will, daß sie mit dem Teufel in enger Verbindung stünden. Die grossen Erwartungen und die Einbildungskraft thut auch hiebei sehr viel. Als einst ein junger Mann in einer Gesellschaft behauptete, daß er Geister citiren könne, und auf Verlangen einiger, sein Hokus Pokus zu machen anfieng, liefen alle, bis auf einen davon, als ein Gepolter entstand; und alle versicherten, da sie zurück kamen, daß sie den Geist gesehen, der ihnen ein schiefes Maul gemacht hätte.

Noch muß die bekante Saulsgeschichte aus 2 B. Sam. 28. berührt werden, die man als einen Beweis angeführt hat, daß es doch möglich sey, die Geister der Verstorbenen herbeizuführen. Es gab damals lustige Weiber, die nicht weit von ihren Wohnungen, etwa in einem kleinen Wald Hölen hatten, darin sie abgerichtete Leute versteckten, und diese mußten aus den Hölen reden, was ihnen von diesen Weibern eingegeben war. Ein solches Handwerk trieb auch diese Frau. Daß es der König Saul war, der zu ihr kam, und ihre Hülfe begehrte, konnte sie leicht wissen, weil sie im jüdischen Lande wohnte, und den König, der viel im Lande umherzog, und einen Kopf gröſſer war, denn alles Volk, gesehen hatte. Sie konnte es auch aus seiner Begleitung schliessen, denn er hatte zween Gefährten bei sich. Der König mutmaste selbst, daß sie ihn kennen würde, daher wechselte er seine Kleider. Sie fiel auch bald darauf, daß es Saul seyn mögte, ob sie ihm gleich nicht sagt, daß sie ihn kenne; denn sie sagt V. 9: Siehe, du weißt wohl, was Saul gethan ꝛc. Saul schwur ihr hierauf bei dem Herrn, und dieser Schwur entdeckte ihn noch mehr! Sie konnte auch schon daraus wissen, daß Saul

mit ihr rede, da sie den Samuel herauf bringen sollte, mit welchem Saul viel Umgang gehabt, und ihn in wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt hatte. Um gewiß zu erfahren, daß der, der mit ihr rede, der König sey, stellt sie sich erschrocken, da der Geist erscheinen soll, und sagt V. 12: Warum hast du mich betrogen, du bist Saul! Und er gesteht es. Samuel aber erschien gewiß nicht. Saul fragte das Weib: Was siehest du? er selbst sahe nichts. Das lügenhafte Weib antwortete V. 13: Ich sahe eine obrigkeitliche Person heraufsteigen aus der Erde. Sie beschreibt nun V. 14. das, was sie zu sehen vorgab, so, wie sie den Samuel bei seinem Leben gesehen hatte. — Samuel war überdieß nicht hier, sondern zu Rama begraben, wie konnte er hier in der Höle heraufkommen. Auch war es nicht Samuel, der aus der Höle redete, sondern der in der Höle versteckte Mensch, der von der Betrügerin unterrichtet war; denn er redet wahres und falsches untereinander, welches der Geist des Propheten nicht gethan haben würde. Es traf z. B. nicht ein, was V. 19 steht: Morgen wirst du und deine Söhne mit mir seyn; denn alle Söhne Sauls kamen nicht um, dazu starb Saul noch nicht den folgenden Tag. Das wahre, welches der in der Höle versteckte Betrüger redet, hatte er aus dem, was Samuel bei seinem Leben geweissagt. 1 S. 15. V. 28. Wenn die ganze Beschaffenheit der Frau, der Ort, wo der Geist erschienen, die dabei ohne Zweifel gebrauchten Ceremonien, die Stellung des Königs ꝛc. ausführlicher beschrieben wär, so würde daraus die Art des Betrugs noch einleuchtender können dargestellt werden.

So ist also die vorgespiegelte Kunst, Todte zu citiren, eitel, und lauter Betrug. Gott hat dem Menschen keine Macht über die Geister Verstorbener oder Lebender verliehen: Denn so würde nichts mehr Geheimnis seyn; und wie unsicher wär das Leben der Könige, und das Wohl ihrer Staaten. Wohl uns daher, daß es keine solche Kunst giebt!

Aberglaube aus der Christnacht.

Diese Zeit, die den Christen in aller Absicht ehrwürdig und heilig seyn sollte, wird immer noch zur Betreibung des

schändlichsten Aberglaubens der schwärzesten Bosheit, oder wenigstens sehr kindischer Tändeleien gemisbraucht. Unverheirathete Mädgen und Bursche giessen flüssig gemachtes Blei in kaltes Wasser, und wollen aus den daraus entstehenden Figuren theils ihre künftigen Beschäftigungen, theils ihre Heirathspartie lernen. Es geht ganz natürlich zu, daß in solchem Fall das Blei mancherlei Figuren bekommt, und es geschieht dieß nicht etwa nur in der Christnacht, sondern zu jeder andern Zeit. Zwar die Nagelschmidin S. goß auch Blei in ihrem ledigen Stande, und es erschienen lauter kleine Nägelchen; aber dieß ist das gemeinste, und man wird die Figuren, welche Nägeln gleichen, fast immer finden. Je aufmerksamer der Zukunftforschende das Blei betrachtet, desto mehr sieht er darin, desto mehr schmeicheln die Figuren den Erwartungen, Wünschen, u. Hoffnungen. Es giebt Weiber, die ein eigenes Geschäft daraus machen, das gegossene Blei zu besehen und zu deuten: Jede hat ihre eigne Art; dieß macht aber die ganze Sache verdächtig. H. wurde in der Jugend beredet, am heiligen Abend um Mitternacht zwischen 11 und 12 Uhr stillschweigend Blei zu giessen; und er sahe die Figur eines Menschen, der ein Schießgewehr auf der Schulter und einen Hund neben sich hatte. Ja, H. wird ein Jäger! Er ist nun erwachsen; aber seine Bestimmung ist eine ganz andere. Kugeln in der Christnacht fehlen nicht — wenn sie von einem geschickten Schützen abgeschossen werden, wenigstens nicht leicht. Damit der junge Bursche oder das Mädgen die künftige Liebschaft kennen lerne, geht er oder sie in der Christnacht zwischen 11 und 12 Uhr stillschweigend an den Brunnen, sieht hinein, und glaubt das gewünschte darin zu sehen. Lebrecht hatte gehört, daß die reiche Fieke, die er gern geheirathet hätte, dieß an einem gewissen Brunnen thun würde. Es kam ihm zu statten, daß bei diesem Brunnen ein Baum stand, dessen Zweige darüber hinreichten. Da hinauf stieg er, so bald es halb elf geschlagen hatte: Fieke kam, und Lebrecht, der sich recht sichtbar machen wollte biegte sich so sehr herüber, daß der Ast, auf welchem er sich befand, entzwei brach. Er fiel herunter, und zerbrach den Arm, und Fieke bekam vor

Schreck das Fieber. Auch pflegen heirathssüchtige Mädchen um diese Zeit in die Blase (den im Ofen und in der Stube selbst eingemauerten Topf) zu sehen, ihren Bräutigam darin zu erblicken. Von dem Auffüllen des Weins in der Christnacht, schließt man, wie er im künftigen Jahre gerathen werde. In der Christnacht zwischen 11 und 12 Uhr glaubt man, ist das Wasser Wein. Der Weinhändler füllt die Fässer mit Wein auf, um von dem Steigen und Fallen, auf die Güte und Menge desselben im nächsten Jahre zu schliessen. Der Kornhändler thut ein gleiches mit dem Korn. Er füllt Gefässe mit Korn an, und bestimmt aus dem Zu- oder Abnehmen des Maasses in denselben den Fruchtpreis in jedem Monat. Wenn in der Christnacht der Wind geht; so sagt man, die Bäume rammeln sich — und erwartet dann ein reiches Obstjahr. Wessen Schatten am Weihnachtsheiligen Abend bei eingebrachtem Licht keinen Kopf hat, der stirbt im selbigen Jahr. In der Christnacht müssen zwei Lichter die ganze Nacht über auf dem Tisch brennen: löscht eins davon aus (welches doch sehr zufällig ist, oder leicht vermieden werden kann) so bedeutet es, daß der Vater oder die Mutter sterben werde. Wenn in dieser Nacht ein Reif vom Gefäß springet, so soll das Jahr einer aus dem Hause sterben. Aber wenn man auf beiden Seiten eines Menschen ein Licht in gerader Stellung setzt, so erscheint er ohne Kopf; daß kann alle Tage durchs ganze Jahr geschehen. In den zwölf Nächten (von Weihnachten bis Dreikönigs-Tag) soll man keine Erbsen, Hülsen oder andere Früchte essen, man bekommt sonst selbiges Jahr die Krätze, oder Schwären — wenn man viele üble Feuchtigkeiten bei sich hat, oder sich unreinlich hält. Wer am ersten Christag nicht Braunkohl ißt, wird ein Esel.

Jungfern, die gern heirathen wollen, sollen in der Christnacht nackend beten; denn wird ihnen ihr Liebster im Schlaf erscheinen. Aber gewiß wird der im Schlaf erscheinen, den das Mädgen sich wünscht. Wenn eine Dienstmagd wissen will, ob sie länger bei ihrem Herrn in Diensten bleiben oder abziehen werde, soll sie auf den Weihnachts heiligen Abend den Schuh werfen. Wenn der Schuh mit der Spitze nach der Thür stehe, so glaubt

sie, daß sie abziehen; steht er hereinwärts, daß sie dableiben werde. Sie setzt sich dabei mit dem Rücken nach der Thür. Man pflegt zu sagen, daß wie jemand glaubt, es ihm wiederfähret: Dieß wird auch hiebei wahr. Denn wenn die Magd erst glaubt, daß es des Schicksals Rathschluß, und es nun nicht zu ändern sey, daß sie werde abziehen müssen; so wird sie ihre Dienste vernachlässigen: Im andern Fall wird sie fortfahren, sich so zu verhalten, wie bisher, und wird behalten werden. — Das Schuhwerfen wird also eintreffen; aber ganz natürlich! Wenn ein Mädgen wissen will, was für Haare ihr künftiger Liebster hat; so greife sie in der Christnacht rücklings zur Stubenthür hinaus, so bekommt sie solche Haare in die Hand. Und wenn sie wissen will, ob sie in diesem Jahr einen Mann kriegen werde, soll sie an das Hünerhaus klopfen und sagen:

Gackert der Hahn; so krieg ich ein'n Mann:
Gackert die Henn; so krieg ich kein'n.

Wenn sie wissen will, ob ihr Liebster gerade oder krumm seyn werde, soll sie aus einer geschichteten Klafter Holz ein Stück ziehen: Wie dieses ist, so ist auch der künftige Mann. Wenn sie wissen will, wie ihr künftiger Mann heissen werde; so soll sie den ersten Faden Garn, den sie am Weihnachts heiligen Abend spinnt, vor ihre Hausthür spannen: Wie nun der erste vorbeigehende heißt, so wird auch ihr künftiger Mann heissen. Die Schäfer dürfen in den zwölf Nächten den Wolf nicht nennen; er zerreißt sonst die Schafe. Ein Hund, der in der Christnacht heult, wird selbiges Jahr toll. — Welche Thorheiten, welche Einbildungen, welche Lügen und Erfahrungswidrige Meinungen. Kaum sollte man es glauben, daß (vernünftige?) Menschen auf Dinge verfallen könnten, die so ganz dem gesunden Menschenverstand entgegen sind, wenn leider es die Erfahrung nicht bestätigte! Aber sie sind noch nicht zu Ende, die Thorheiten, welche Christen glauben und handhaben, denen die Weihnachtszeit zur heiligen Feier bestimmt ist. Man beschwöret in dieser Nacht den Teufel zum Geldbringen, und sucht Schätze zu graben, weil man glaubt, den Geistern, unter deren Aufsicht

dieſe ſtehen ſollen, wären, ſo wie dem Teufel ſelbſt, die Hände gebunden. Man höhlt zwölf Zwiebeln aus, und ſtreut in das Ausgehöhlte etwas Salz: In welcher Zwiebel nun Waſſer iſt, das ſoll anzeigen, daß der Monat, den dieſe bedeuten ſoll, naß ſeyn werde. Iſt aber in der Zwiebel kein Waſſer; ſo glaubt man, daß es werde trocken ſeyn. Man ſetzt Salzhäuſchen, für jede Perſon im Hauſe eins. Weſſen Häuſchen nun umgefallen oder geſchmolzen iſt, von dem glaubt man, er werde in dem Jahre ſterben. Der hundertjährige Mann laſſe für ſich aus trocknem Salz ein feſtes Häuſchen an einen trocknem Ort hinſetzen, und es wird unverſehrt gefunden werden, er aber vielleicht ſchon morgen ſterben; dahingegen dem Knaben ſeines, der noch 50 Jahre zählt, — einfallen oder ſchmelzen wird, wenn ein Muthwilliger an dem Tiſch gerüttelt hat, auf dem es ſtand, oder einen Waſſertropfen darauf fallen ließ. — Um zu wiſſen, ob man das Jahr noch leben oder ſterben werde, wirft man den Schuh rückwärts über ſich zur Thür hinaus. Steht die Spitze hereinwärts, ſo bleibt man leben; ſteht ſie hinaus, ſo ſtirbt man. Eltern und Hausväter handeln unverantwortlich, wenn ſie ihren Kindern oder Geſinde dergleichen Gaukeleien geſtatten: Denn die gewiſſe Erwartung des Todes, die man auf dergleichen Anzeigen unterhält, kann ihn wirklich, oder wenigſtens doch Schwermuth nach ſich ziehen. Man hat davon traurige Beiſpiele. Das kommende Jahr iſt nicht glücklich, wenn man um dieſe Zeit, zwiſchen 11 und 12 Uhr des Nachts ein Fußbad anſtellt. Der Bauer umwindet dann ſeine Obſtbäume mit naſſen Strohſeilen, ohne ein Wort zu reden, um ſie zu dem folgenden Sommer fruchtbar zu machen. In dieſer Nacht werden die Coffeewahrſagereien vorgenommen. Helle Chriſtnacht, finſtre Scheunen; finſtre Chriſtnacht helle Scheunen, ſagt man, und es ſoll ſo viel heiſſen: Wenn in der Chriſtnacht der Mond ſcheint, und das Wetter helle iſt; ſo ſoll das Jahr an Getraide fruchtbar ſeyn, ſo daß die Scheunen von dem Eingeſammelten voll und finſter werden: Wenn er aber nicht ſcheint, und das Wetter trübe iſt, ſo ſoll das Jahr wenig in die Scheunen kommen, und ſie licht und leer bleiben. Aber wer kennt die Thorheiten alle,

wodurch Weinachten entweiht wird?! Daß man den Kindern um dieſe Zeit Geſchenke giebt, iſt an ſich eine unſchädliche Gewohnheit; daß man ihnen aber ſagt, der heil. Chriſt gebe es ihnen, daß man befiehlt, Tücher aufzubreiten, damit er darauf beſcheeren könne, daß man das Zuſehen verbietet, weil er ihnen die Augen ausbuhlſten könne — wer kann das billigen? Ein vermummter Claus, St. Nicolaus, Knecht Ruprecht, oder wie er ſonſt heiſſen mag, trit herein, mit einem weiſſen Hemd oder auf andere, Kindern fürchterliche Art gekleidet, hat in der Hand

eine Ruthe, und ruft mit verſtellter Stimme: betet, betet! und ſtäupt ſie, wenn ſie das nicht können; oder giebt ihnen Nüſſe, Aepfel ꝛc. wenn ſie recht viel zu beten wiſſen. Das arme, unwiſſende Kind betet den verkleideten Buben faſt an, damit er es nicht in den Sack ſtecke: und glaubt, es ſey der Herr Jeſus ſelbſt. Aber würde dieſer ſo handeln, wenn er auf der Erde erſchien? würde er Kinder erſchrecken, und durch Schläge Gebete von ihnen erzwingen? Man würde erſtaunen, wenn man die Menge der Kinder wiſſen ſollte, die vor Schreck über ſolchen Anblick geſtorben ſind. Man durchſchwärmt die Nacht, welche Vorbereitung auf die heiligſten Tage ſeyn ſoll, und macht den Kindern weiß, daß es in dieſer Nacht beſonders ſehr unſicher ſey, und die Geſpenſter da häufiger erſchienen als ſonſt, und je-

dem sichtbar würden. Heilloses Gewäsch! — Die sogenannten Frühmetten, welche aber zur Ehre des Christenthums an den allermeisten Orten, theils schon abgeschafft sind, theils noch abgeschafft werden, und die uranfänglich eine stille, feierliche Vorbereitung auf das Fest seyn sollten, waren so ausgeartet, daß sie zur höchsten Verunehrung Gottes und des Erlösers gereichten. Wenn man in der Ferne einen vermischten wilden Schwarm sähe, so wie etwa einen wilden Matrosenhaufen, der sich in einer Brandweinsschenke berauscht hat, und man käme dann näher hinzu, und sähe, daß der Ort des Greuels eine Kirche sey, wo bei angezündetem Lichte ein Prediger auf der Canzel stünde — daß also Gottesdienst hier gehalten werde; so würde man freilich erschrecken, und mit Erstaunen und Betrübnis fragen: Welche heidnische Nation je sich so vergessen habe? Und wenn man denn bedächte, daß es Christen, protestantische Christen, im letzten Virtel des achtzehnten Jahrhunderts wären; so würde man von Schmerz und Betrübnis überwältigt werden. Die Christen kamen auf den Gedanken, die Nacht, in welcher das Andenken der Geburt des Erlösers jährlich erneuert wird, feierlich zu begehen; aber diese Feier entartete bald in Ausgelassenheit, die weder durch die Heiligkeit des Orts, noch der Zeit zurückgehalten ward. Man bemerkte dieß, und an mehreren Orten suchte man diesen Greuel wegzuschaffen; aber nur die geschärftesten Verbote konnten diese Christnachtsfeier abstellen, welche man sich fast allenthalben, durchaus nicht wollte nehmen lassen. Dieß war jedem der Fall in den Frühmetten in Z.

Der Gottesdienst begann Morgens um 4 Uhr: Die Kirche war erleuchtet, es erschallten Music und lateinische Gesänge. Das Fest lockte eine Menge Menschen aus den benachbarten Bergstädten dahin, die sich mit Brandwein und Honigkuchen reichlich zu versehen pflegten, um sich gegen die Kälte zu schützen, und — das Christfest zu begehen. Die Kirche war gepfropft voll und der Lerm so groß, als wenn alle Trommeln eines Regiments auf einmal geschlagen würden. Der entsetzliche Dampf vom Brandtwein, Lichtern und Tobac erfüllte die Kirche und erstickte fast den einzigen nüchternen Mann, den Prediger. Die-

ser konnte wegen des erstaunlichen Getöses nicht reden, stand still, und sahe von der Canzel herab den Unfug der Gemeinde. Brennende Lichter, die das besoffne Volk von den Leuchtern riß, flogen in der Kirche umher, bei einigen wickte der im äussersten Übermaaß genossene Brandtwein und Honigkuchen von oben und unten. Andre wälzten sich mit Weibspersonen in öffentlicher Unzucht schamlos herum. So kann selbst die heiligste, die beste Religion ausarten, wenn nicht die aufklärende, sittlichmachende Vernunft ihr zur Seite bleibt.

Calenderaberglaube.

Mein neuer Calender sagt:
Weisheit, Klugheit und Verstand,
Welches sehr gut ist, wie aller Welt bekant,
Wünscht der Calender im neuen Jahr,
Der 1790 geschrieben war.

Wohl sind die Dinge sehr gut: Wenn sie nur der Calender auch beförderte! Es ist aber so viel ungereimtes darin, daß Weisheit, Klugheit und Verstand verschwinden würden, wenn man ihm folgte. Gleich Anfangs heißt es unter der Uiberschrift:

Der zwölf Nächte Anmerkungen.

Wenn die Sonne am heiligen Christtage scheinet, so bedeutet es ein glücklich Jahr. Den 2ten, so bedeutet es Theurung. Den dritten, Uneinigkeit. Den vierten drohets den Kindern Masern und Blattern. Den fünften geräth das Obst und Winterfrucht wohl. Den sechsten giebt es Uiberfluß an Baum- und Feldfrüchten. Den siebenten gute Viehweide; hingegen Theurung an Korn und Wein. Den achten viel Fische und wilde Vögel. Den neunten den Kaufleuten glückliche Handelschaft. Den zehnten gefährliche Gewitter. Den elften grosse Nebel und Krankheiten. Den zwölften bedeutets Krieg und Blutvergiessen.

Jeder weiß, wie viel und grosser Aberglaube von und an den Tagen herrsche, die für Christen die heiligsten seyn sollten: Hier wird uns auch gesagt, daß die Sonne Glück oder Unglück bedeu-

te, wenn sie an den ersten zwölf Christtagen scheine. Aber laß sie nur scheinen, die wohlthätige Sonne, sie soll uns immer willkommen seyn, an den Christtagen, so wie durchs ganze Jahr. Wir wollen, wenn wir sie an diesem Tage sehen, weder Unglück ahnden, noch ausserordentliches Glück erwarten; denn beides mögte unsere Erwartungen täuschen. Ist das Jahr glücklich, oder trit in demselben Theurung ein; so soll die Sonne uns das nicht prophezeihet haben. Masern, Blattern, Krankheiten, Uneinigkeit, wilde Vögel ꝛc. werden in dem neuen Jahre nicht fehlen; werden aber gewiß auf diese Calenderprophezeihung nicht folgen. Geräth das Obst und die Winterfrucht wohl; giebt es Uiberfluß an Baum- und Feldfrüchten, an Fischen ꝛc. so wollen wir dem dafür danken, der es uns gab — ohne auf jene vorgeblich vorbedeutende Sonnenerscheinungen an heiligen Tagen geachtet zu haben. Krieg und Blutvergiessen hängt von dem Willen des Weltregierers ab, wie könnte der Sonnenschein am zwölften Christage es uns verkündigen? Denn

Alles lenkt ein weiser Gott:
Drum ists Dummheit oder Spott.
Etwas glauben ohne Grund. —

Wo ist es uns gesagt, daß Gott durch Sonnenscheinungen zu gewissen Zeiten uns die Zukunft entdecken wolle, die er uns aus weisen Ursachen verborgen hat? Eben so wenig hat Gott in den Donner, der in den verschiedenen Monaten gehöret wird, etwas vorbedeutendes gelegt. Der Donner, welcher allemal auf den Blitz folgt, welches zusammen Gewitter heißt, hat seine sehr natürlichen Ursachen! Wenn die Dünste, die aus der Erde beständig aufsteigen, in der Luft sich reiben, so werden sie entzündet; und das ist der Blitz: Der Blitz treibt die Luft aus einander, die denn mit Heftigkeit wieder zusammen fährt; und das ist der Donner. Unter gewissen Umständen muß ein Gewitter entstehen, und Regen und Wind sind natürliche und begreifliche Folgen desselben, die unter diesen Umständen nicht ausbleiben können. Sobald man aber von etwas weiß, daß es natürlich zugeht, und die Ursachen kennt, warum es geschieht; so hört man auf zu glauben, daß dadurch etwas prophezeihet werde. Un-

ter den zwölf Nächten verſteht man bekantermaſſen diejenigen zwölf Tage und Nächte, die vom erſten Chriſttag anfangen, und ſich am Abend vor dem Feſte der Offenbahrung Chriſti endigen. Die abergläubiſchen Thoren wollen von der Witterung, die in dieſen Tagen einfällt, auf die Witterung des ganzen Jahrs ſchlieſſen. Der erſte Chriſttag ſoll den März, der zweite den April, der dritte den Mai u. ſ. w. bedeuten. Und ſo wie die Witterung des Morgens, Vor- und Nachmittags und auf den Abend, an jedem Tage der Zwölfen beſchaffen iſt; ſo ſoll die Witterung in jedem der zwölf Monate ſeyn. Man glaubt fälſchlich, daß in den zwölf Nächten die Calender gemacht werden, weil während derſelben eine beſondere Stellung der Geſtirne am Himmel ſey, und man an dem Laufe derſelben ſehen könne, was für Witterung das ganze Jahr hindurch ſeyn werde. Das iſt alles grundfalſch, iſt die Geburt eines ſchwachen Kopfs. Man hat ſonſt noch von den Zwölfen andere Vorurtheile, glaubt z. B. daß man krank werde, wenn man Hülſenfrüchte: Erbſen, Linſen, Bohnen u. dgl. genieſſe; daß das beſte Vieh im Stalle ſterbe, wenn man Fleiſch eſſe. Es iſt aber nichts gewöhnlicher, als daß der Landmann in den Feiertagen krank wird, weil er da mehr als ſonſt ißt und trinkt, und weniger arbeitet: Und da in ſolchen Tagen auch das Geſinde nicht zu arbeiten pflegt, ſo iſt es um ſo mehr eine gute Hausregel, wenn man kein Fleiſch zu eſſen giebt. Gleichfalls ſoll das Ausmiſten der Viehſtelle, während den Zwölfen nicht gut ſeyn. Ein verſtändiger Hauswirth aber wird, wenn es forderlich und die Witterung bequem iſt, ſich durch dieſes Vorgeben nicht davon abhalten laſſen. Das Geſinde, welches mit Ende des Jahrs aus den Dienſten geht, unterzieht ſich in den letzten Tagen vielen Arbeiten ſo ungern, als das neue Geſinde in den erſten ſogenannten Flittertagen; und der Hausherr überſieht es in dieſen Fällen, zumal da man in den kürzeſten Tagen, wenn die Kälte ſehr groß iſt, die Ställe nicht gern öfnet. Daher verflieſſen die Zwölfe gemeiniglich ohne Säuberung der Ställe, und der Aberglaube hat es endlich für unrathſam ausgeſchrien. Im Calender heißt es ferner:

Prognosticon vom Christtage.

Fällt der Christtag auf den Sonntag; so wird ein warmer Winter, der Frühling warm und naß, der Sommer heiß, trocken und schön, der Herbst feucht und winterisch. Korn und Wein gerathen wohl, es giebt viel Honig, die Schaafe aber seyn dürftig, Saat und Gartenfrüchte gerathen wohl.

Fällt er Montags; so ist der Winter weder zu kalt noch zu warm, der Frühling gut, der Sommer windig; es giebt viel Wein, aber wenig Honig, und die Bienen sterben gern.

Fällt er Dienstags; so wird ein kalter Winter mit viel Schnee, der Frühling gut und windig, ein nasser Sommer, und trockner Herbst, Wein und Korn mittelmässig, auch sterben die Schweine gern.

Fällt er auf die Mittwoch; so wird der Winter hart, im Frühling viel Wetter: Sommer und Herbst werden gut; Heu, Wein, Korn genug, aber sehr wenig Aepfel, auch wenig Zwiebeln.

Fällt er auf den Donnerstag; so hat es im Winter sehr viel Regen, der Frühling ist windig, ein guter Sommer, ein nasser Herbst, Korn und Früchte genug, Wein ziemlich, wenig Honig.

Fällt er den Freytag; so wird ein langer und harter Winter, aber ein guter Frühling, der Sommer unstät, Wein, Korn und Heu genug, aber Schafe und Bienen sterben gern, auch wird viel Obst.

Fällt er auf den Sonnabend; so wird der Winter nebligt mit grosser Kälte und Schnee, der Frühling windig, der Sommer gut, der Herbst trocken, giebt aber wenig Korn und andere Früchte, aber gute Weide, die Bienen sterben gern.

Der Tag, an welchem wir das Andenken der Menschwerdung des Erlösers feiern, soll, wenn er auf den Montag fällt, anzeigen, daß es wenig Honig gebe, und die Bienen sterben; und wenn er auf den Dienstag fällt, die Schweine gern sterben. Es soll sehr wenig Aepfel und Zwiebeln geben, wenn er auf die Mittwoch fällt; es soll Schaafsterben anzeigen, wenn er auf

den Freitag fällt?! Wie wenig können die den Nahmen vernünftiger und guter Christen verdienen, die solchen Unsinn verbreiten, oder an demselben hangen? welche die Absicht der Menschwerdung des Erlösers so sehr verkennen, daß sie die Tage, an welchen sie sich dieser göttlichen That feierlich erinnern sollen, zu abergläubischen Anzeichen misbrauchen. Christus hat seinen Geburtstag mit keiner prophetischen Kraft begabt, und man kann daher in den darauf folgenden Tagen um so weniger etwas ausserordentliches suchen. Und da man den eigentlichen Tag der Geburt Christi nicht einmal mit Gewisheit bestimmen kann; so sieht man wol, daß alle daher genommene Prophezeihungen ungegründet sind.

Monatliche Witterung.

Wenn es im Januar donnert; so bedeutet es grossen Wind. Der Donner im Februar bedeutet Krankheit. Im März, Gußregen. Im April, Unfruchtbarkeit. Im May, Mangel an Früchten. Im Junio, folgen gemeiniglich Krankheiten. Im Julio, ist es ein Zeichen vieler Früchte. Im August, Mangel an Früchten. Im September, vielen Widerwillen. Im October, starke Winde. Im November, gute Früchte. Im December, Schaden am jungen Vieh.

Mancher, der an den Calenderglauben einmal gewöhnt ist, lauert sorgfältig auf den Donner, und erwartet, wenn er ihn gehöret hat, grosse Winde, Gußregen, Krankheiten und Widerwillen, den Mangel am jungen Vieh u. s. w. oder die vielen und guten Früchte — ohne daß vielleicht seine Erwartungen je erfüllt werden. Jenes prophezeihete Unglück kommt jährlich gewiß, mehr oder weniger: Daher läßt es sich gut vorher sagen! Wie aber, wenn es kommt, ohne daß es in den besagten Monaten gedonnert hat? Oder wie, wenn der Donner gehört worden ist, und das Unglück trifft nicht ein? Oder wie wenn es im Juli oder November donnert, und die Früchte gerathen dennoch schlecht? Wo bleibt da die Calenderweisheit, und wo der Glaube an seine Prophezeihungen? Weg also mit einem Glauben, der auf so schwachen Gründen ruht, der so ungewiß und unsicher ist! Wer

wollte ſich noch hintergehen laſſen, wenn man ſchon oft betrogen iſt? Wer wollte unaufhörlich erwarten, was man ſchon ſo oft vergebens erwartete? Man ſetzt dabei das Vertrauen, das man Gott ſchuldig iſt, aus den Augen, und glaubt den Menſchen (die ſogar die Abſicht haben zu hintergehen) mehr als ihm.

Merkwürdig ſind auch die Nachrichten, welche man im Calender vom Aderlaſſen hat: Wir leſen darin einen

Bericht vom Aderlaſſen.

An welchem Tage durch das ganze Jahr gut oder bös Aderlaſſen iſt. Der erſte Tag iſt bös, man verliehrt die Farbe. Der zweite iſt bös, bringet leichtlich ein Fieber mit ſich. Der 3 iſt bös, verurſachet gefährliche Krankheiten. Der 4 iſt bös, kann einen ſchnellen Tod verurſachen. Der 5 iſt bös, es verſchwindet das Geblüte. Der 6 iſt gut, da gehet Blut und Gewäſſer. Der 7 iſt bös, verderbet den Apetit zur Speiſe. Der 8 iſt bös, kränkt und verderbt den Magen. Der 9 iſt bös, machet den ganzen Leib kräzig. Der 10 iſt bös, verurſachet ein flüſſig Angeſicht. Der 11 iſt gut, machet Luſt zum Eſſen und trinken. Der 12 iſt gut, machet geſchickt am ganzen Leibe. Der 13 iſt bös, machet Unluſt zum Eſſen und Trinken. Der 14 iſt bös, verurſacht gefährliche Krankheiten. Der 15 iſt gut, machet Luſt zu Speis und Trank. Der 16 iſt bös, und der allergefährlichſte. Der 17 iſt gut, und der allerbeſte. Der 18 iſt gut, und bringet Geſundheit. Der 19 iſt bös, und gar beſorglich. Der 20 iſt bös, erwecket allerhand Krankheiten. Der 21 iſt gut zu allen Dingen. Der 22 iſt gut, und entfernt alle Krankheiten vom Menſchen. Der 23 iſt ſehr gut, wehret allen Krankheiten, und ſtärket die Glieder des ganzen Leibes. Der 24 iſt gut, und nimt alle Dämpfe, ſtarken Huſten und Herzensangſt hinweg. Der 25 iſt gut für diejenigen, die Hauptbeſchwerungen haben, befördert auch den Verſtand. Der 26 iſt gut, und bewahret das ganze Jahr vor Fieber, und wehret vornehmlich den Schlagflüſſen. Der 27 iſt bös, und geneigt zum jähen Tod. Der 28 iſt gar herrlich und ſehr gut. Der 29 iſt bös. Der 30 iſt ſehr bös. Da

haben wir also in jedem Monat vierzehn böse, einen gar herrlichen und guten, einen allerbesten, und einen allergefährlichsten, einen zu allen Dingen guten, und einen gar besorglichen Tag bei dem Aderlassen. Aber wer wird sich daran kehren, wenn er Bedürfnis fühlt, oder der Arzt ihm dazu räth, ob in dem Calender bös oder gut stehe? Laß zur Unzeit Ader, und du wirst die übeln Folgen davon wol erfahren, wenn im Calender gleich — recht sehr gut stand. Laß zur Ader, wenn es dir nöthig ist, oder ein Sachverständiger dazu räth; und es wird dir bekommen, wenn gleich der Tag, an welchem es geschah, im Calender für gar besorglich ausgegeben wurde. Es ist allerdings wahr, daß man nach dem Aderlassen die Farbe verliehren, in ein Fieber oder andere Krankheit verfallen, oder sich gar den Tod zuziehen kann; aber immer nur in dem Fall, wenn es zu unrechter Zeit geschiehet. Zu rechter Zeit gebraucht, hat es bekant gute Wirkungen, ohne daß man aber im Stande wär, dazu einen Tag fest zu setzen. Der Calenderaderlaßprophet hat es auch gar wohl gewußt, daß der Dumme (denn für Kluge wird so etwas nicht geschrieben) immer mehr Unglück als Glück erwartet; daher sind der unglücklichen Tage mehr, als der glücklichen. Er wußte es auch, daß diese Gläubigen nicht untersuchen, und hält sie daher für das, was sie sind, für Narren. Der 5te heißt es, ist bös, es verschwindet das Geblüte, der 6te ist gut, da gehet das Blut und Gewässer. Allerdings verliehrt man Geblüt, wenn man Ader läßt, und daß das Blut mit Wasser vermischt sey, ist jedem bekant! Wie konnte er das als eine Prophezeihung anstellen? Gerade wie auch aus einem Knecht kein Tanzmeister, wenn er Ader gelassen hat. Man sollte dieß aber meinen, wenn man liest: Der 12 ist gut, machet geschickt am ganzen Leib. Verschiebe das Aderlassen bis zum 26ten, und glaube, daß du denn das ganze Jahr vor Fiebern und Schlagflüssen wirdest bewahrt bleiben; oder bis zum 25ten, um mehr Verstand zu bekommen; der Erfolg wird dich lehren, daß du in jedem Fall betrogen seyst. Kaum kann man sich des Unmuths enthalten, wenn man Menschen, die doch ihre Schwäche kennen, über Sachen z. B. über Gesundheiten, und Krankheiten, so zuversichtlich urtheilen hört,

als ob ihre Prophezeihungen ungezweifelt zutreffen müßten. Man höre den Calender:

Von Gesundheiten und Krankheiten.

Im Januario werden hitzige Krankheiten entstehen, und die Schwindsüchtigen werden ihre Noth haben. Der Februar wird manchem das Leben kosten. Der März drohet mit Kopf- und Zahnschmerzen. Der April soll gar gefährlich seyn. Im May kommen hitzige Fieber und Flüsse. Der Junius drohet mit Herzbeschwerungen und Ohnmachten. Im Julio fällt kein schädlicher Aspect ein. Im August wird man verschiedene Arten von Krankheiten bemerken. Im September sind mehr gute als böse Aspecten. Der October deutet auf Hauptweh, Schlagflüsse, Herzbeschwerung und Krätze. Der November zeigt auf Magenbeschwerden und Ohnmachten. Im December werden sich hitzige Krankheiten und Stockflüsse ereignen.

Ohne Zweifel werden alle die genannten Uibel in dem Jahre verspürt werden; aber gewiß nicht in der hier vorhergesagten Ordnung. Man trifft zu allen Zeiten alle Krankheiten unter den Menschen, ohne daß man sagen kann, diese Krankheit gehört für diesen, und jene für jenen Monat. Die Schwindsüchtigen haben nicht nur im Januar, sondern zu allen Zeiten ihre Noth; und nicht nur der Februar kostet manchem das Leben, sondern die Menschen sterben durchs ganze Jahr. Wer zu Kopf- und Zahnschmerzen, zu Ohnmachten ꝛc. geneigt ist, der wird nicht nur in den hier damit begabten Monaten, sondern zu ungleichen Zeiten davon befallen. Freilich werden immer einige seyn, die ihre Krankheiten in den Monaten finden, und wenn man denn sagen wollte, der Calender hat doch wahr geredt — so kann alles was darin steht, zu verschiedenen Zeiten, und an gewissen Personen wahr werden; aber wie viele sind dagegen, die von eben der Krankheit, zu ganz andern Zeiten befallen werden! Weg also mit so ungegründeten Meinungen!

Der Calender ist ganz mit Zeichen angefüllt, die gut Aderlassen, sehr gut Aderlassen, gut baden und schröpfen, gut säen und pflanzen, gut Kinder entwöhnen. (Zusammenkunft ist mit-

melmässig. Gesechster Schein ist gut. Gevierter Schein ist böse. Gedritter Schein ist gut. Gegenschein ist böse. Glücklicher Tag ist roth.) Gut Holzfällen. Gut Purgieren. Gut Haarabschneiden — bedeuten. Einfältige unterlassen nie, in den Calender zu sehen, bevor sie etwas vornehmen. Sie baden und schröpfen, säen und pflanzen, purgieren zu der Zeit, welche der Calender für die beste hält: sie entwöhnen die Kinder an einem glücklichen Tag, schlagen kein Holz, und beschneiden sich ohne Calenderrath ihr Haar nicht. Allein wenn das Kind lange genug gesäuget hat, so wird es sich zu allen Zeiten, (freilich auch an einem im Calender bezeichneten Tage) entwöhnen lassen. Die Arzneien werden ihre gewöhnliche Wirkungen haben, das Holz wird gleich gut wärmen, und das verschnittne Haar wieder wachsen, wenn der Calender auch nein dazu sagt. Wenn die Krankheit ein Purgiermittel fodert; so muß man es zu allen Zeiten und Stunden nehmen, und die Meinung ist thörigt, wenn man glaubt, die Wirkung der Mittel hange von dem Zeichen ab, im welchem sich die Sonne befindet, oder von den Vierteln des Monds. Dieses Vorurtheil aber ist so tief eingewurzelt, daß man Leute hat sterben sehen, die auf das günstige Himmelszeichen oder Mondsviertel warteten, einem Mittel Kräfte zu geben, welches vier oder fünf Tage früher genommen, ihnen das Leben würde gerettet haben. So entscheidet ein unwissender Calendermacher über das Leben der Menschen. Man fürchtet sich, Arzeneien zu nehmen, so lange die Hundstage währen. Wenn diese Furcht sich auf die grosse Hitze gründete, so verdiente sie Nachsicht: Allein man glaubt, der Hundsstern, den man für unglücklich hält, regiere in diesen Tagen, habe während denselben auf den menschlichen Körper besondern Einfluß. Jeder weiß, um wie viel Tage die sogenannten Hundstage von der Erscheinung jenes Sterns verschieden sind, und wie er daher um so weniger auf etwas nachtheiligen Einfluß haben kann, wenn sonst auch, wie es doch wirklich nicht ist, seine Wirkungen schädlich wären.

Auch bei dem Säen und Pflanzen hat man die Tage bestimt, die dazu gut seyn sollen.

Vom Säen und Pflanzen.

Diejenigen Tage, welche zum Säen und Pflanzen dienlich sind, sind folgende:

Zur Frühlingssaat sind gut: Der 7, 16, 20 und 26 März. Der 3, 8, 15, 18, 21, 24, 27 und 30 April. Der 5, 8, 12, 15, 19, 22 und 27 May. Der 4, 9, 16, 25 und 27 Junii. Zur Herbstsaat sind gut: Der 3, 7, 10, 15, 19, 23, 25 und 28 September. Der 2, 6, 8, 10, 14, 17, 20, 23, 27, 29 und 31 October. Der 3, 5, 9, 12 und 14 November.

Die Calendermacher sind hierin nicht eins: Dieser bestimmt diese, und jener jene Tage; und wenn man darüber mehrere vergleicht, so findet man, daß sie alle Tage, theils für gut theils für böse halten. So einfältig sind aber jetzt die Landleute nicht mehr, daß sie in den Calender sehen sollten, wenn sie den Acker bestellen, oder den Garten bearbeiten wollen: Sie nehmen dazu die Zeit, welche ihnen die beßte zu seyn scheint, und sind, wenn sie das ihre gethan haben, unbekümmert, weil sie wol wissen, daß sie nun nichts weiter zum Fortkommen des gesäeten oder gepflanzten beitragen können; sondern Seegen und Gedeihen von dem erwarten müssen, der dieß allein geben kann. Wie oft ist der Abergläubische betrogen worden, wenn er zu diesen Geschäften einen vermeint-glücklichen Tag wählte; und wie oft hat die Erfahrung gelehret, daß auf solche Tage nichts ankomme. Das Sommergetraide: als Gerste und Haser, sollen mittelmäßig gerathen, wie auch Linsen, Wicken, Erbsen, Hirsen; Heu dürfte mehr, aber weniger Grummet werden. Das Wintergetraide, sonderlich Korn, kann im Herbste bei rechter Zeit gesäet werden. Das Obst soll an etlichen Orten gut, an andern aber wenig seyn: Die Eicheln verbleiben ganz klein. Der Hopfen geräth mittelmäßig, und leidet gemeiniglich im Frühlinge Schaden durch Mehlthau. In diesem Jahr soll wenig Wein werden, und weil im Herbst kein gut Wetter ist; so soll man ihn bald lesen und die Weinberge zeitig decken. So kann man verhersagen, daß es heute finster, und morgen wieder helle werden wird, wie der Calender versichert, daß in diesem Jahr mehr Heu als

Grummet; an etlichen Orten mehr, an andern weniger Obst seyn werde. Daß der Hopfen gemeiniglich im Frühling durch Mehlthau Schaden leide; daß im Herbst kein gut Wetter seyn werde, und man daher bei Zeiten säen, und Wein lesen solle. Wenn denn aber jenes zuversichtliche Vorhersagen: Gerste und Hafer sollen mittelmässig gerathen. — In diesem Jahr soll wenig Wein werden ꝛc. nicht eintrifft, wer merkt darauf, oder wer macht dem, der es gesagt hat, Vorwürfe? Wer kann aber so etwas glauben? und wer wird sich nicht gern von Meinungen losmachen, die so elend ausgedacht sind, die so gefährlich werden können, wenn man an denselben fest bleibt?!

So unzuverlässig, wie alles dieses, sind auch die Wetterprophezeihungen der Calender: Wer aus dieser Ursach sich einen Calender kauft, der betrügt sich gewiß. Man vergleiche nur die Calendervorherverkündigungen mit der Witterung selbst, und man wird sich bald überzeugen, daß sie nichtig sind. Nachdem man sich zehnmal betrogen hat, so trifft es kaum einmal zu, was man im Calender vom Wetter sucht. Wir wissen im allgemeinen die Ursachen davon, wenn das Wetter sich verändert hat; aber die Regeln, nach welchen dieß geschieht, kennen wir noch nicht, und werden sie schwerlich finden. Man hat Jahre lang das Wetter jedes einzelnen Tages bemerkt, und die Ursachen davon gesucht; hat alles das mit einander verglichen, um hierin auf etwas gewisses zu kommen; aber vergebens! Und fast scheint es, daß alle künftige Versuche so fruchtlos als die bisherigen, seyn werden. Es ist auch bekant, daß die Witterung an allen Orten nicht gleich ist. Hier regnet es, und eine Stunde weiter scheint die Sonne. Dort ist ein Gewitter, und hier bemerken wir es nicht. Wir haben Calender, die in einer 15 und mehrere Meilen entfernten Stadt gemacht sind; wie wär es möglich, daß sie uns sagen könnten, es werde heute bei uns ein Gewitter, morgen Regen u. s. w. seyn?

Heute fallen keine sonderliche Aspecten, sagt der Calender, heute fallen gute, heute böse. Aspecten sind die Stellungen der Sonne und der Planeten, welche zu verschiedenen Zeiten, auch verschieden sind, weil diese Körper sich bewegen. Wenn sie mit

einander auf- und untergehen, und zu gleicher Zeit im Mittage erſcheinen; ſo ſagt man, daß ſie einerlei Länge haben. Wenn man von der Sonne bis zum Mond durch die Mittagslinie in Gedanken ſich eine Linie denkt, und findet ſie entweder in eben dem Grade, oder doch nur wenige Grade der Länge, von einander unterſchieden; ſo heißt dieß Zuſammenkunft: Und dieſe ſoll mittelmäſſig-glücklich ſeyn. Iſt aber die Sonne von dem Planet, oder ein Planet von dem andern, 60 Grad (ein Grad hat 15 deutſche Meilen) der Länge nach entfernt; ſo heißt das Geſechſterſchein, der nach dem Calender gut ſeyn ſoll. Wenn die Sonne von einem Planet, oder ein Planet von dem andern 90 Grade abſtehen, ſo nennt man das Geviertenſchein, der, wie der Calender ſagt, böſe iſt. Beim Gedrittenſchein ſind Sonne und Planeten 190 Grade der Länge von einander entfernt — er iſt gut! Wenn zween Planeten gegen einander überſtehen; ſo heißt es Gegenſchein; und der iſt böſe! Erblickt man zwei oder mehrere an derſelben Stelle des Himmels; ſo heißt dieſer ihr Stand conjunctio oder Verbindung. Ich fühle, daß ich, um dieſe Calenderausdrücke zu erklären, nicht ganz deutlich ſeyn kann; fühle aber auch, daß es ungeräumt ſeyn würde, zu glauben, die verſchiedenen Stellungen der Sonne und Planeten, die von Ewigkeit her nach den vom Schöpfer feſtgeſetzten Regeln erfolgen, und zu beſtimmten Zeiten gewiß eintreffen — könnten etwas böſes oder gutes bedeuten. Warum wollte man ſich bei Dingen, welche nicht in unſrer Macht ſtehen, mit Furcht oder Hofnung quälen? Würden wir dabei wol als vernünftige Menſchen handeln, oder würden wir nicht mit Recht Thoren genennt werden, die ohne Noth ſich die Freuden des Lebens verbittern? Der Aberglaube denkt z. B. Wenn der Mond bei dem Jupiter oder der Venus geſehen werde; ſo zeige dieſe Verbindung bei der Geburt eines Kindes Glück an. Wer die ungeheuren Entfernungen bedenkt, in welchen die Planeten von einander, und von der Erde (auch bei ihrer Zuſammenkunft) abſtehen, der wird nicht Kälte, Wärme, Hitze, Trocknis und Feuchtigkeit, noch weniger Schickſale einzelner Menſchen oder gar Weltbegebenheiten ihrem Einfluß zuſchreiben.

Die Planeten sind aus dem, bei manchem so beliebten Calenderbuch bekant. Sie heissen Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Mercurius, Mond. Sie sind Weltkörper, denen man diese Nahmen gegeben hat, um sie zu unterscheiden. Jedem Jahr wird ein Planet zugeordnet, von dem man alsdenn sagt: Er regiert. Jedem Planet legt man Eigenschaften bei, die man auf die Witterung des Jahrs überträgt. Saturn ist trocken und kalt; Jupiter feucht und warm; Mars hitzig und trocken; Venus feucht und warm; Mercurius warm und trocken; Mond feucht und kalt. Jeder weiß aber wol, daß die Witterung der Jahrszeiten eintrit, ohne daß der Planet, den man den regierenden nennt, Einfluß darauf hat. Hätten diese Planeten, ohne ihre Stellung, wie man dieß nach dem sogenannten hundertjährigen Calender glaubt, auf die Denkungsarten und Schicksale der Menschen Einfluß; so müßten Zwillinge, und alle diejenigen Kinder, die zu der Zeit geboren werden, da die Planeten dieselbe Stellung haben, auch einerlei Character und Schicksale haben: Aber lehrt nicht die Erfahrung, daß ihre Gemüthsart und die Vorfälle ihres Lebens sehr verschieden sind? Wie sonderbar ist es daher, wenn man von einem Planet sagt: Er regiert. Kann ein todter Weltkörper, der sich seines Daseyns nicht bewußt ist, über vernünftige Geschöpfe das Regiment führen? Wenn das ein Planet könnte, warum sollte es nicht vielmehr die Erde können, auf der wir wohnen, und die daher auf uns einen weit grössern Einfluß haben müßte, als jene weit entfernte Welten? Ist es nicht schändlich, bei Betrachtung seiner Schicksale an eine leblose Materie zu denken, und derselben Wirkungen zuzuschreiben, die sie unmöglich haben kann? Als ob man es nicht wüßte, daß ein Gott sey, der alles regiert, und für seine Geschöpfe mit Güte und Weisheit sorgt! Jener Aberglaube verdunkelt die göttliche Vorsehung, und ist für die Tugend höchst gefährlich. Der Müller in G. glaubt, daß die sieben Planeten die sieben Fürsten (Erzengel) im Himmel bedeuten, und daß man sich, je nachdem dieser oder jener Planet im Jahre regiert, an diesen oder jenen Himmelsfürst wenden müsse, um etwas zu erlangen: Und weil er, wie man sagt, sonst kein unge-

scheuter Mann ist, so glaubt es die ganze Gegend. Wenn aber nun der Müllermeister einmal hört, daß man den achten Planet (Uranus) entdeckt hat, wird er denn auch einen achten Himmelsfürst erwählen? Eben so wenig bestimmen die zwölf himmlischen Zeichen: Widder, Stier, Zwillinge, Krebs, Löwe, Jungfrau, Wage, Scorpion, Schütze, Steinbock, Wassermann, Fische — die monatliche Witterung: Sie zeigen in den Calendern weiter nichts an, als daß die Sonne in dieses Zeichen trete; und man kann nicht sagen; der Februar ist wässerig, der Julius feurig; weil in diesem der Löwe, in jenem die Fische — das Monatszeichen sind. Wenn der Mond oder die Sonne in dieses oder jenes himmlische Zeichen tritt; so glaubt man, dieß habe in die Dinge auf der Erde, in die Schicksale der Menschen, auf Seegen und Unseegen einen besondern Einfluß. So will mancher Zimmermann, wenn die Sonne im Zeichen des Krebses oder des Scorpions steht, kein Holz fällen, weil er glaubt, der Wurm komme in dasselbe. Wenn das Zeichen der Fische drei Tage hinter einander im Calender steht; so soll es Regen bedeuten. Allein wer die ungeheure Entfernung bedenkt, in welcher die Fixsterne von der Erde abstehen, und daß sie blos willkührliche Nahmen haben, welche die alten Sternkundiger von den Dingen hernahmen, mit welchen man sich damals in jedem Monat vorzüglich beschäftigte, der wird leicht einsehen, daß es Thorheit sey, ihnen solche Wirkungen beizumessen. Man bestimmt im Calender auch die monatliche Witterung im allgemeinen, aber so, daß jeder andere eben das vorhersagen kann. Der Frühling, heißt es, ist feuchte, dabei warm, mit unterlaufendem Froste; der März ist kalt; der April hält Regen; der Mai ist anfangs schön, worauf Kälte folgen könnte. Der Sommer ist bisweilen warm, doch öfters kalt; der Junius ist zwar fein, hat aber öfters Regen. Der Herbst und Winter ist anfangs feuchte, alsdenn mittelmäßig kalt, darnach ganz kalt und feuchte. Im December kommt Schnee, darauf etwas Regen: Zu Ende des Jahres wird es kalt, so bis ins folgende Jahr dauert. Wie bekant ist es, daß im Frühling noch Fröste mit unterlaufen; daß es im April regnet, und noch etwas kalt, und die Kälte des Win-

ters bis ins folgende Jahr dauert? Es würde daher mehr als Neugier nach der Zukunft seyn, wenn man nach diesem Maasstab die Witterung messen wollte. Wir können die künftige Witterung im allgemeinen mit ziemlicher Gewißheit vorhersagen; denn die Erfahrung hat uns ihre Verschiedenheit in den Jahrszeiten und ihre gewöhnlichen Abweichungen von der Regel gelehrt.

Auch darf man nicht glauben, als ob die Thiergestalten so am Himmel erscheinen, wie sie im Calender stehen. Man hat die bei einander stehenden und bleibenden Sterne, aber nur auf dem Papier, in Thiergestalten gezogen, und ihnen Nahmen gegeben, um sie zu unterscheiden, und sie im gemeinen Leben kurz nennen zu können. Die Sterne an sich, oder ihre Stellungen gegen einander, haben nichts weniger als solche Gestalten.

Und damit es an nichts fehle, was ein Neugieriger oder Abergläubischer suchen könnte; so haben viele Calender auch

Welthändel.

Januarius. Boßhafte Gemüther richten viel Unheil an. Hüte dich vor bösen Mäulern. **Februarius.** Es wird mit gefährlichen Unternehmungen umgegangen. Alte Gebräuche wieder einzuführen, ist jetzo vergebens. **Martius.** Jetzt wird es offenbar werden, was in geheimen Cabinetten bisher tractirt worden ist. **Aprilis.** Gewisse Anschläge haben schlechten Fortgang. Wer wider Eid und Pflicht handelt, wird keinen guten Lohn empfangen. **Majus.** Die Kaufmannschaft ist glücklich. Grosser Reichthum kommt aus entfernten Ländern. **Junius.** Man sey vorsichtig; der Feind ist geschäftig, und der Betrug groß. Wer andere waschen will, muß selbst rein seyn. **Julius.** Mancher kann sich wieder erholen. Ungerechten Richtern geht es übel. **Augustus.** Die Trauerkleider werden zugeschnitten. Grosser Zwietracht wird entstehen. Die Kaufleute haben sich vor Schaden zu hüten. **September.** Böse Anschläge werden gemacht, werden aber nicht gelingen. Ein jeder stehe auf der Hut, daß er nicht in die Schlinge falle. **October.** Vielen hohen und niedern will die Welt zu enge werden: Ein je-

der hüte sich. November. Hohe Potentaten spüren ihres Vorhabens glücklichen Fortgang. Böse Gemüther suchen Verwirrungen anzurichten. December. Gott regiere aller hohen Potentaten Herzen, daß ihre Anschläge ein gutes Ende nehmen.

Man glaubt in die Heydenzeiten versetzt zu seyn, wenn man in Zeiten, die man aufgeklärt nennt; wo man die Vorfahren dumm, und sich für weise hält, so etwas in einem Buche liest, das fast allgemein in den Händen der Christen ist! Mancher hängt seinen Calender, den er in allen Nöthen zu fragen gewohnt ist, wie ein Heiligthum hin, und hält seine Aussprüche, wenn ihn gleich der Erfolg so oft das Gegentheil gelehrt hat, ferner für untrüglich. Schon das sollte die Nichtigkeit der Calenderprophezeiungen verwerflich machen, daß sie ein Jahr wie das andere, fast immer gleich ausfallen. Boshafte Gemüther richten nicht nur im Januar oder November, sondern zu allen Zeiten Unheil an: Und soll man sich etwa nur in diesem Monat vor bösen Mäulern hüten; oder hat man durchs ganze Jahr Ursach dazu? Nicht nur im Februar oder October wird mit gefährlichen Unternehmungen umgegangen; nicht im Junius nur ist der Feind geschäftig, und ungerechten Richtern ist der Julmonat nicht allein gefährlich. Man sieht leicht, daß der Calender blos schrieb, um auch von Welthändeln etwas gesagt zu haben. Wer könnte so thörigt seyn, die Begebenheiten in der Welt hienach zu beurtheilen; oder glauben, daß das, was geschieht, darum geschehe, weil es im Calender vorhergesagt ist? Freilich, wenn man geneigt ist, die Vorfälle, welche uns und andere treffen, hieher zu ziehen; so wird man immer Gelegenheit haben, sich in der Meinung zu beruhigen, daß der Calender doch wahr geredt habe. Vielleicht sind die Prophezeihungen

vom Krieg und Frieden

richtiger. Wir mögen, heißt es da, die Ursachen des für Land und Leute so höchst schädlichen und gefährlichen Kriegs betrachten, wie wir wollen; so werden wir doch niemals dieselben recht erforschen, noch vielweniger werden wir sie an dem gestirnten Himmel finden. Es ist also nichts thörigter, als dieses, daß man

die Urſachen davon bei den Sternen zu ſuchen ſich nicht abgewöhnen, und die Nichtigkeit dieſes Prognoſtici nicht einſehen will. Laſſet uns andächtig und fleiſſig zu Gott beten, daß er die Herzen groſſer Potentaten allezeit zum Frieden lenke, und alle verderbliche Kriege von uns gnädiglich abwende. — Es fehlt weiter nichts, als daß man im Calender Truppen ins Feld rücken, dem Kaiſer die Schlacht verliehren, und dem König ſie gewinnen ließ, um alles Calendervorherſagen lächerlich zu machen, und jeden zu überzeugen, wie weit er ſich darauf zu verlaſſen habe. — Wenn man geſtehen muß, daß man nichts wiſſe; ſo nimmt man zugleich einen ſo andächtigen Ton an, daß das prophetiſche Anſehen in den Augen des Einfältigen nichts verliehrt. Man geſteht hier, daß es thörigt ſey, die Urſachen dazu bei den Sternen zu ſuchen: Warum aber entfernt man nicht alles das, was eben thörigt iſt? Warum ſucht man nicht die Nichtigkeit aller Vorherſagungen zu zeigen, und warum befördert man den Glauben davon ſo ängſtlich?

Dort ſehe ich wieder ein Verzeichnis der Knaben- und Mägdlein-Charaktere, durch alle Monate. Welch ein Miſchmaſch!

Januarius. Ein Knabe in dieſem Monat geboren, iſt ſchön, zornig, arbeitſam; iſt dem wollüſtigen Leben ergeben. — Ein Mägdlein iſt ſchmeidiges Leibes, verliebt; hat ein Merkmal im Geſicht: Im Alter dürfte es Armuth leiden.

Februarius. Ein Knabe in dieſem Monat gebohren, iſt ſchönes Geſichts, kalter Natur, ungeſchickt; liebt das Weibsvolk ſehr. Heirathet er; ſo bekommt er eine ſchlechte Ehe, und zeuget doch viel Kinder. — Ein Mägdlein iſt kalter Natur, argwöhniſch, zornig, lügenhaft. In ihrer erſten Ehe leget ſie wenig Ehre ein; in der andern aber wird ſie in Glück leben, welches ihr Neid bringet.

Marzius. Ein Knabe in dieſem Monat geboren, iſt Kunſtreich, liebt die Wahrheit, und kommt zu hohem Alter. — Ein Mägdlein aber wird ſchön: Höflichkeit iſt ihr Schmuck, wodurch ſie zu einer frühen Heirath gelanget.

Aprilis. Ein Knabe in diesem Monat geboren, ist ansehnlich, glücklich im Heirathen, hat Beliebung zum Krieg. — Ein Mägdlein ist schön, verliebt, mag ihr Kränzchen in Acht nehmen, und nicht lange im Heirathen wählen.

Majus. Ein Knabe in diesem Monat geboren, ist vernünftig, still; hat Glück im Handel, wenn er fromm lebet. — Ein Mägdlein ist scharfsinnig, treuherzig, wodurch sie oft betrogen wird, bekommt mehr als einen Mann.

Junius. Ein Knabe in diesem Monat geboren, ist kunstreich, liebet Gesellschaft, hat Glück zur Kaufmannschaft und geistlichen Gütern; bei grossen Herrn aber viel Widerwärtigkeit. — Ein Mägdlein aber ist schön, und dabei sehr leichtsinnig, heirathet jung, hat gute Zeit in der Ehe.

Julius. Ein Knabe in diesem Monat geboren, wird sehr geliebt, bekömmt drei Weiber, und hat gute Nahrung. — Ein Mägdlein aber ist schön, heirathet bald, und wird ihren Mann recht sehr lieben; kommt zu hohem Alter.

Augustus. Ein Knabe in diesem Monat geboren, wird künstlich, liebet das Frauenzimmer; bekommt ein hohes Alter. — Ein Mägdlein aber ist falsch, verliebt, und durch Aergernis verkürzt sie ihr Leben, sonst würde sie alt.

September. Ein Knabe in diesem Monat geboren, isset und trinket gern etwas gutes, er wird gerne reisen, und zu einer gewünschten Heirath gelangen; den Armen viel Gutes thun. — Ein Mägdlein aber ist freundlich, kommt bald in Ehestand, ist gottesfürchtig, und liebet den Mann.

October. Ein Knabe in diesem Monat geboren, hat viel Glück, Lust zur Reise, und hat Glück in der Heirath. — Ein Mägdlein aber wird schöner Gestalt, durch ihre dritte Heirath wird sie glücklich werden.

November. Ein Knabe in diesem Monat geboren, ist schöner Gestalt, erlanget Gunst bei Herrn und Frauen. — Ein Mägdlein ist dumm von Gedächtnis, doch sehr höflich, heirathet aus ihrem Vaterlande, und wird Neider haben.

December. Ein Knabe in diesem Monat geboren, ist herrisch, dürfte einen tapfern Kriegsmann abgeben, und glück-

lich seyn. — Ein Mägdlein ist faul, lügenhaft, trotzig, hoffärtig; sie wird Segen haben, wenn sie darnach lebet.

Man suche, ob die Mägdlein des Januars im Gesicht ein merkmal haben. Gelangen die im Marz gebornen Knaben wirklich zu einem hohen Alter; und liefert der April nicht je zuweilen Krüppel? Daß die Mägdlein des Aprils ihr Kränzchen sollen in acht nehmen, und die Maimädchen treuherzig sind, stehe wol blos darum da, daß darüber in einer Schenke gelacht werde? Der Mann, im Julius geboren, heurathe, und glaube, er werde drei Weiber bekommen: Der Tod sieht nicht in den Calender, und fragt nicht darnach, ob er etwa ein hohes Alter geweissagt habe. Verkürzen nur Augustmädchen durch Aerger sich das Leben; essen nur die Septemberknaben gern etwas gutes; oder ist das allen Erdenkindern gemein? Aber wir wollen über ernsthafte Dinge nicht spassen! Der Dumme wird unvorsichtig heirathen, weil er in einem Monat geboren ist, der ihm dazu Glück verkündiget; oder er wird den Ehestand scheuen, weil der Calender ihm Unglück prophezeihet: Und was für unselige Folgen können aus dem allen entstehen? Jener wird ein Wollüstling, vielleicht darum, weil, wie der Calender sagt, und er glaubt, alle im Januar Gebornе dazu geneigt sind: Jene ist lügenhaft und zornig, und bleibt es; denn der Februar hat es in ihre Natur gelegt, und sie kann, wie sie glaubt, nichts dafür. Der erwartet nach dem Calender ein hohes Alter, und der Tod reißt ihn mitten unter Hoffnungen dahin: Und dieser fürchtet es, weil es ihm darin trübe gehen soll. Diese fürchtet die erste Ehe, weil sie damit wenig Ehre einlegen soll, und verscherzt darüber ihr Glück; jene plagt die beiden ersten Männer zu Tode; denn erst die dritte Ehe soll glücklich seyn. Dieser — aber wer könnte den Unsinn, und alle das Unglück, das daraus entstehen kann, und wirklich entsteht, erzählen? Warum wollte man sich die Jahre der Freude verkümmern, das Glück des Lebens nur halb geniessen; oder unter Furcht und leeren Hoffnungen dahingehen? Und wie unweise würde man seyn, wenn man das aus dem nichtigen Grund thun wollte, weil es ein alberner Mann im Calender sagt!

Man mögte ermüden, alle die thörigten Meinungen zu nennen, von denen die Menſchen geplagt werden. Dort ſehe ich etwas

Von den Stufenjahren.

Selbige ſind, heißt es, im menſchlichen Alter allemal das 7. oder 9. Jahr. In dieſen pfleget ſich bei den Menſchen mehrentheils etwas ſonderliches zu ereignen. Von der Zahl 7 ſind folgende Stufenjahre: Das 7, 14, 21, 28, 35, 42, 49, 56, 63, 70, 77, 84, 91, 98. Unter dieſen wird ſonderlich das 49 Jahr, weil es das 7mal 7te iſt, gefährlich gehalten: Aber im 56 ſterben gemeiniglich die gröſten Helden. Von der Zahl 9 ſind folgende: 9, 18, 27, 36, 45, 54, 63, 72, 81, 89, 98. Das 63 aber iſt gemeiniglich der Alten Tod, weil es ſowol von 7 als 9 ein Stufenjahr iſt.

Man geht bei Beſtimmung der ſogenannten Stufenjahre von den Zahlen 7 oder 9 aus, verdoppelt ſie, und ſetzt denn noch 7 oder 9 hinzu, um die Jahre zu beſtimmen, da dem Menſchen etwas ganz merkwürdiges begegnen ſoll. Im 63 Jahre ſollen die Alten gemeiniglich ſterben: Warum? weil 7mal 9 63 macht! Das 49 Jahr ſoll beſonders gefährlich ſeyn, weil es das 7mal 7te iſt: Warum nicht auch das 81ſte? denn es iſt das 9mal 9te! Gott verbarg uns die Zukunft, und die Zeit unſers Todes: Wie könnten wir dieß durch ſo leichte Berechnungen errathen? Greift man nicht durch ſolche Klügeleien dem Schöpfer vor? Und wo iſt der, der ſagen könnte, daß die merkwürdigen Begebenheiten ſeines Lebens in die genannten Jahre wirklich gefallen wären? Die Vorſehung beſtimmt der Menſchen Schickſal, ohne ſich nach den Jahren zu richten, die dieſe vorwitzig dazu feſtſetzten.

Leſer, ermüde nicht, und ließ noch etwas von dem Glücks- und Unglücksſpiegel, auf nächtliche Träume gerichtet.

Dieſes vorgeſetzte A, B, C, ſollſt du alſo verſtehen: Wenn du des Morgens frühe aufſtehest, ſo ſollſt du vor allen Dingen dein Gebetbuch zur Hand nehmen, und mit einem andächtigen Gebet dich Gott befehlen: Wenn du nun dein Gebetbuch

aufschlägest, so nim den ersten Buchstaben, der auf der ersten Zeile oben am Blatte steht, und suche in diesem vorgesetzten A, B, C; so wird derselbige Buchstabe zeigen, was dir an demselben zuständig ist. Ist es Glück, so danke Gott, so bete desto fleissiger zu Gott; denn Gott ist ein Mann, der Glück und Unglück wenden kann.

Bericht, wie man das A, B, C, verstehen soll.

A. Grosse Ehre und Freundschaft sollst du haben heut.
B. Feindschaft ist auf dir, sieh dich fleissig für.
C. Verlust will dir heute begegnen.
D. Glück in allen Sachen wirst du haben.
E. Beim Frauenzimmer bist du glücklich.
F. Zank und Streit hast du heut.
G. Freude wirst du überkommen.
H. Aus deinen Sorgen kommst du heut.
J. Deine Sachen gehen glücklich an den Ort.
K. In Schaden sollst du kommen heut.
L. Betrogen sollst du werden heut.
M. Kummer und Trübsal ist um dich überall.
N. Böse Nachrede wirst du hören.
O. Gute Zeit ist dir heut bereit.
P. Gute Bothschaft wirst du hören.
Q. Deine Freunde sind dir mißgünstig.
R. Keine gute Zeitung wirst du hören.
S. Ein heimlich Unglück will dir begegnen.
T. Hüte dich vor deinem Nächsten.
U. Glück und Freude hast du heut.
W. Guten Fortgang hast du heut.
X. Glücklich ist deine Sache.
Y. Guten Nutzen und Gewinn.
Z. Heut hast du zu allem, was du anfangen wirst, Glück.

Wie viel Unheil kann durch Verbreitung solches Unsins angerichtet werden! Heute soll ich mich vor meinem Nächsten hüten, weil, indem ich das Gebetbuch aufschlug, der Buchstabe T. mir zuerst in die Augen fiel: Er merkt mein Mistrauen,

und hört auf, Freund zu seyn; denn er hatte nichts böses im Sinn. Heute soll ich Freude, Glück ꝛc. haben, freue mich darauf, und sehe mich zu meinem Misvergnügen getäuscht: Oder ich soll Verlust, Zank, Schaden ꝛc. haben, fürchte es vergehens, und verbitte mir die Zeit, die sonst vielleicht froh würde vorübergegangen seyn. Heute unterlasse ich, etwas zu thun, weil der Buchstabe es mir widerräth, und muß es nachmals bedauern; denn die Gelegenheit ist vorüber, und kommt wahrscheinlich sobald nicht wieder, da ich zu meinem, oder zu dem Glück eines andern etwas thun konnte: Oder der Buchstabe prophezeihet guten Fortgang; ich unternehme, und sehe mich abermals betrogen; denn ich fand gerade die unbequemste Zeit.

Durch den Calender würde man unter allen Büchern am geschicktesten richtige Kenntnisse verbreiten, und Weltverbesserung bewirken können. Jedes andere Buch legt man bald, wenigstens wenn man es gelesen hat, weg: Den Calender braucht man, vom Anfang des Jahres bis zu Ende. Aber was je der Aberglaube ausgedacht hat; das findet man in Calendern. Schade, daß man ihn mit lügenhaften Wetterprophezeihungen und so vielen andern albernen Dingen anfüllt! Schade, daß man ihn zur Verbreitung vieles Unsins und des Aberglaubens misbraucht!

Frage: Aber warum wird denn so etwas gedruckt? Antwort: Weil jezt noch gilt, was weiland die Väter sangen: Daß die Welt wolle betrogen seyn.

Nachstehende Bücher sind bey mir zu haben.

Bremer, J. C. lateinisches Wörterbuch für Anfänger. gr. 8 1 Thlr.

Fabers Versuch über die vortheilhafteste Bauart hydraulischer Maschinen, und insbesondere der Getraidemühlen. Aus dem Franz. übersetzt und mit Anmerkungen versehen von M. A. F. Lüdicke, mit einer Vorrede von J. J. Ebert, nebst 6 Kupfertafeln. gr. 8. 2 Thlr.

Fabris. J. C. Geographie für alle Stände, gr. 8. 1ster Theil 1ster Band, 2 Thlr. und 2ter Band. 2 Thlr. 20 gr.

Züge aus der Natur und Gesellschaft für Kinder, 8. 8 gr.

Hanway, Jonas, Tugend im niedrigen Leben, oder Betrachtungen über die gegenseitigen Pflichten der Reichen und Armen, der Herren und Diener, Gedanken über die mancherley Zustände, Leidenschaften, Vorurtheile und Tugenden der Menschen, aus wahren Abrissen hergeleitet; nebst hieher gehörigen Fabeln und Anecdoten von Lebenden und Todten; in Gesprächen zwischen einem Vater und seiner Tochter. Aus dem Englischen, 4 Theile. 8. 3 Thlr.

Lederer, J. Ch. neu umgearbeiteter Orbis pictus. 8. 12. gr.

Mill, Versuch vom Wetter, nebst Anmerkungen über des Schafhirten von Bambury Regeln, wie man von den Veränderungen desselben urtheilen soll, als ein Anhang zu eben dieses Verfassers Lehrbegriffe von der Feldwirthschaft. Aus dem Engl. 8. 6 gr.

Müllers, J. T. Einleitung in die ökonomische und physikalische Bücherkunde, und in die damit verbundenen Wissenschaften bis auf die neuesten Zeiten, erster Band, welcher die Klassification der Bücher enthält, gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

— — Einleitung in die ökonomische und physikalische Bücherkunde 2ter Band, erste Abtheilung welche die litterarische und kritische Kenntniß der Bücher enthält, gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

— — 2ter Band, zweite Abtheilung, gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Briefe für Kinder über die Werke der Natur, 8. 10 gr.

Nicholson, W. Einleitung in die Naturlehre. Aus dem Englischen mit einigen Zusätzen und Anmerkungen übersetzt von M. Fr. Lüdicke. 2 Bände mit 25 Kupfertafeln. gr. 8. 2 Thlr. 16 gr.

Kurze Anweisung für den Landmann, Steinkohlen, Torf, Mergel, und Gips zu entdecken, Wiesen zu bessern, Flachs, Hanf, Hopfen, Toback, Kümmel und Fänchel mit Nutzen zu bauen, Baumschulen anzulegen, Bienen zu warten, Maulbeerbäume zu erziehen, und den Seidenbau mit Vortheil zu betreiben. 8. 1789. 1 Thlr.

Reichel, A. gründliches und deutliches Rechenbuch, aus welchem die Rechenkunst ohne mündliche Anweisung mit Vortheil erlernet werden kann. 2 Theile 8. 2 Thlr.

Xenophontis Cyropaedia e recensione Th. Hutchinsoni, cum selectis eiusdem notis. Accessit Index graecitatis. Editio auctior atque emendatior. Curauit editionem Sam. Fr. Nath. Morus. med. 8. 20 gr.

Lucians, griechische Todtengespräche mit einem zureichenden Wörterverzeichniß, der Jugend zu Liebe herausgegeben von J. G. Haas. 8. 4 gr.

Die ersten Gründe der griechischen Sprache, nebst den nothwendigsten syntaktischen Regeln zum Besten der Anfänger, aus grössern Sprachlehren gezogen von G. H. Martini. 8. 5 gr.

Der Immerwährende Kalender nebst einer Ostertabelle für die Jahre nach Christi Geburt 1700 bis 2000 von M. L. Fr. Rüdiger. gr. 8. 1789. 20 gr.

Landwirthschaftskalender. Oder aus den bewährtesten Erfahrungen und den besten neuern ökonomischen Schriftstellern entlehnte Vorschriften, über das, was in jedem Monate bey einer wohlbestellten Landwirthschaft zu beobachten ist. gr. 8. 1790. 5 gr.

Lexicon latinum et theodiscum ad formam Kirschiani correpta copiae paratum post varias variorum curas denuo retractavit, emandavit, supplevit pluribusque vocabulis auxit P. G. B. med. 8. 1790. 3 Thlr. 8 gr.

P. Ovidii Nasonis libri Metamorphoseon ex recensione Burmanni, varietate lectionis et notis perpetuis illustrauit T. E. Gierig. II. Tomi. med. 8. 2 Thlr.

Ovids Verwandlungen metrisch übersetzt von J. G. K. Schlüter 8. 2 Thlr.

Funfzehn Kupfer zu Ovids Verwandlungen, so zur lateinischen und deutschen Ausgabe können gebunden werden. 2 Thlr.

Platonis Menexenus, et Periclis Thucydidei, oratio funebris, recensuit et animaduersionibus illustrauit I. C. Gottleber. gr. 8. 8 gr.

ΠΛΑΤΩΝΟΣ ΣΥΜΠΟΣΙΟΝ. Platons Gastmahl. Ein Dialog. Hin und wieder verbessert und mit kritischen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von F. A. Wolf. med. 8. 14gr.

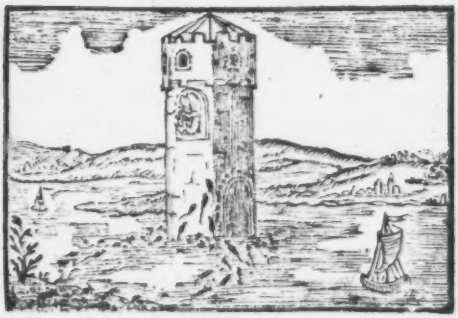
Plutarchi Instituta et excerpta Apophthegmata Laconica, Recensuit, animaduersionibus illustravit, indicesque verborum Graecorum instruxit T. E. Gierig. med. 8. 6 gr.

Propertius, Sextus, varietate lectionis et perpetua adnotatione illustratus a Barthio; accedunt indd. rerum et verborum philologicocritici. med. 8. 1 Thlr. 12 gr.

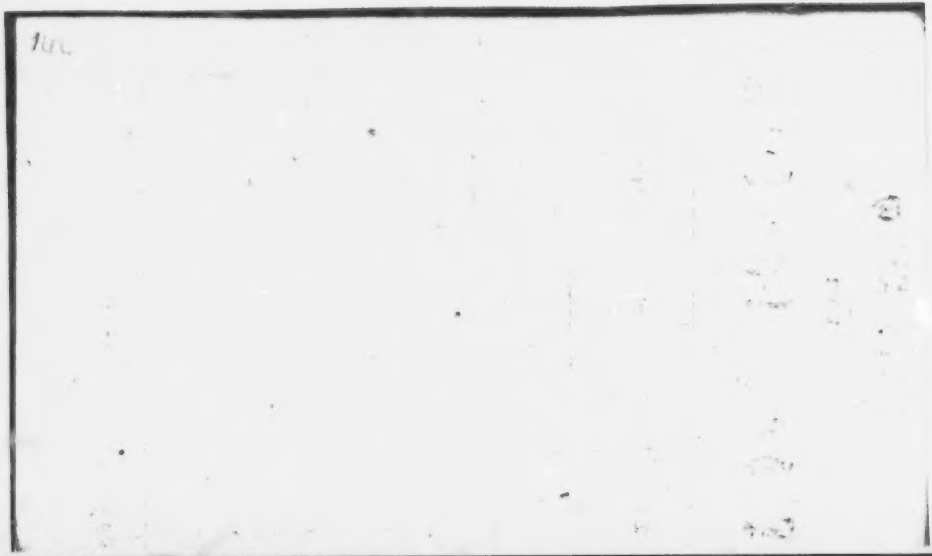
Das Buch
vom
Aberglauben.

Die Erndte iſt groß. Samlet das Unkraut in Bündel, daß man es verbrenne.

Zweyter Theil.



Hannover, bey Chriſtian Ritſcher. 1793.
(9 Groſchen)



Vorrede.

Man hat bei Erscheinung des ersten Theils dieses Buchs die Frage aufgeworfen, ob nicht dadurch verschiedene Arten des Aberglaubens nur noch bekannter, und somit die Aufdekkung der im Schwange gehenden Irrthümer mehr schädlich als nützlich werden könnte. — Wenn man dieß im allgemeinen bejahen wollte, so würde es doch wol nicht weniger heissen, als daß man den Aberglauben ungestört brüten und wirken lassen müsse, weil er Widerspruch nicht dulden könne, und ohne diesem sich vielleicht früher verliehre. Wäre auch letzteres, was es aber nicht ist — in der Erfahrung gegründet, so dürfte man, so lange der Aber-

glaube noch da ist, bei den dadurch bewirkten traurigen Ereignissen, davon dieser zweite Theil so manches aufstellt, doch wol nicht einen ruhigen Zuschauer abgeben, und es dem Beobachtungsgeiste der Nachkommen überlassen, ob diese Hofnung erfüllt werde, ohne an seinem Theil beizutragen, daß des Elends unter Menschen früher weniger werde? Aber es scheint dazu fast keine Hofnung zu seyn, da selbst die eifrigsten bisherigen Bemühungen, practische Vorurtheile zu bekämpfen und wo möglich, auszurotten, doch nicht nach Wunsch gefruchtet haben; ohnerachtet man nicht in Abrede seyn kann, daß wohlwollende und theilnehmende Menschen dadurch aufmerksam gemacht und angefeuert worden sind, den Uebeln zu wehren, die zu allen Zeiten dadurch angerichtet werden. Jedes physische und moralische Uebel wird grösser, wenn man dagegen nicht Mittel anwendet. Daß dieß bei dem Aberglauben, dem grösten unter allen Uebeln, der Fall auch ist, liegt zu sehr am Tage, als daß man darüber streiten könnte. Tausendjähriger Aberglaube herrscht noch unter dem deutschen, biedern Volke, und hat sich da so vervielfältigt, daß man wol fragen dürfte, ob je eine andre Nation sich auf so mannigfaltige Art hierin verirrt habe? könnte man ausser alle dem

es wol als möglich denken, daß dasjenige, was als falsche Meinung dargestellt und behandelt ist, von denen die es sehen, dennoch als wahr werde angenommen und gebraucht werden: und sollte man nicht vielmehr hoffen, daß die Nichtigkeit der ohne Grund angenommenen Meinungen desto auffallender seyn werde, nachdem diese durch Gründe und Beyspiele in ihrer Blösse dargestellt sind? Wenn also dem Aberglauben, der mit schädlichen Wirkungen unausbleiblich verbunden ist, entgegen gearbeitet werden kann und muß, so ist nothwendig, daß ein Buch da sey: welches das nöthigste über die Materie zusammengefaßt enthält, und daher als Leitfaden bei Belehrung des unwissenden, annoch sehr grossen Haufens gebraucht werden kann. Ich hoffe, dieß auch durch diesen Theil erreicht zu haben. Daher habe ich nicht nur die abergläubigen Meinungen beigebracht und behandelt, sondern auch die wirksamen Mittel zur wirklichen Erreichung der Absicht, die man sonst abergläubiger Weise zu erreichen sucht, möglichst angegeben. Dieß geschah unter andern bei der Viehhexerei, Hundswuth ꝛc. Habe abergläubiges Verfahren, das wirklich schädlich ist, nicht angeführt; wohl aber die Mittel, wodurch der damit angerichtete Schade wieder gut gemacht werden kann z. B. bei dem

Vernageln der Pferde; habe endlich durch viele Beiſpiele aus den neueſten Zeiten, zu erweiſen geſucht, wie wahr es ſey, daß durch Aberglauben, der überall in Handlungen ausbricht, mehr als durch irgend ein Uebel das Wohl der menſchlichen Geſellſchaft zerſtöhrt werde. Und ſo wird dieſes Buch auſſerdem daß es nützlich werden kann, reiche Beiträge zur Geſchichte menſchlicher Verirrungen geben.

Hannover.
den 4ten Sept.
1792.

Heinrich Ludwig Fiſcher.

Inhalt.

Von der Magie. Seite 1
Vom Teufel. 37
Von Geiſtern. 46
Von Ahndungen. 56
Von Träumen. 57
Von Kobold und Heckemännchen. 64
Von Wechſelkindern und den Unterirrdiſchen 66
Von der Frau Helle. 66
Vom Reſſ.liegen beim Gewitter, und vom Erdbade. 67
Vom fliegenden Drachen Irrwiſchen und Nordlicht. 69
Vom Regenbogen u. Regenbogenſchüſſeln. 69
Von Cometen, Mondſinſternissen u. feurigen Lufterſcheinungen. 70
Vom Einfluß des Mondes, vorzüglich auf den menſchlichen Körper und deſſen Wirkungen überhaupt. 71
Aberglaube aus der Naturgeſchichte. 84
Ausgang der Kinder in Hameln. 86
Ritter St. Georg und den Lindwurm. 91
Der St. Magnusſtab. 95
Vom Mäuſethurm des Hatto. 98
Von der Hundswuth. 99
Vom Hexen, Nachweiſen u. d. gl. 102
Von den Pilzerſchnittern. 124
Vom Zaubern. 127
Vom Baugeiſt. 127
Vom Johannismännchen. 131

Auszüge einiger merkwürdigen Hexenprocesse. 134
Ob ein Mensch sich gegen Hieb u. Schuß festmachen könne. 175
Von Sympathie. 177
Aberglaube von Dieben, Gehängten ꝛc. 191
Vom Geldheben. 197
Ein bewährtes Mittel, anstatt des Feuerbesprechens anzuwenden. 206
Vom Büssen der Rose. 207
Von Quacksalbern und Wundärzten. Cagliostro. Manuel. 209
Aberglaube aus dem gemeinen Leben. 224
Vom großen Roland. 230
Von Riesen Zwergen und Amazonen. 230
Vom ewigen Juden, und den Plagen der zwölf jüdischen Stämme. 231
Ueber Tagewählerei und einige Witterungs Regeln. 237
Vom animalischen Magnetismus. 242
Aberglaube vor und bei der Geburt des Menschen. 258
Aberglaube beim Gevatterstehn und Taufen. 265
Aberglaube beim Sterben und Begrabenwerden. 266
Aberglaube bei Trauungen. 271
Aberglaube beim Abendmal- und Kirchengehen. 273
Von Propheten und Wahrsagern. 273
Müssen gewisse Wasser jährlich einen Todten haben; und darf derselbe vor dem dritten Tag nicht herausgezogen werden? 286
Vom Geisterciriren. 289
Aberglaube aus der Christnacht. 299
Calenderaberglaube. 300
Die zwölf himmlischen Zeichen. 302

Von der Magie.

Der Aberglaube ist sehr alt. Man findet in der Geschichte des Alterthums von dem, was in unserm philosophisch und aufgeklärt genannten, Jahrhundert thörigtes geglaubt und gehandhabet wird, sehr viel; ja man hat in neuern Zeiten zu dem, was menschlicher Unsinn je hervorbrachte, Beiträge ohne Zahl geliefert. Die folgende Abhandlung erweist dies.

Die **Magie** ist die Kunst, wunderbare, d. i. solche Dinge hervorzubringen, welche die Gesetze und Kräfte der Körper, der Thiere, und alles dessen, was wir aus Erfahrungen, oder andern gewissen Gründen, zu dieser Welt rechnen, übersteigen. Derjenige also, dem Gott die Macht vergönnte, Wunder zu thun, ist kein Magus, weil er diese Macht nicht durch Kunst und nach einer gewissen Methode erhielt. Aus ähnlichem Grunde ist auch der kein Magus, welchem irgend ein Geist freiwillig Hülfe leistete, aber wohl derjenige, der nach einer gewissen Methode den höchsten Geist und andere Geister vermittelst gewisser Gebete, Opfer u. d. gl. zu seinen Absichten gleichsam zwingen zu können glaubt.

Da der Magier Dinge bewirken will, welche die natürlichen Kräfte, sowohl des Menschen an sich betrachtet, als auch die Kräfte der Körperwelt überhaupt, übersteigen, so muß er nothwendig auf außernatürliche Hülfsmittel bedacht seyn.

Der Zweck der Magie ist überhaupt zwiefach. Man will durch übernatürliche Kräfte besonders solche

Dinge bewirken, welche Reichthum, Ehre, Vergnügen verschaffen. Ohne, oder durch geringe Arzneimittel Kranke heilen, zukünftige oder verborgene Dinge erkennen, vergrabene Schätze finden, alle Metalle in Gold oder Silber verwandeln, bis in die innerste Natur der Dinge eindringen, ganze Reiche und Staaten umkehren oder beschützen, kurz, alles Große und Außerordentliche bewirken können, dies ist der eine Zweck der Magie. Da dieser aber vielen zu verächtlich schien, besonders, weil diese Kunst von jedem Bösewicht gemisbraucht werden könnte, so erklärten sie jene Dinge für nichtswürdige Kleinigkeiten; es gebe weit größere und vorzüglichere Dinge, in deren Besitz sie sich höchst selig fühlten, ihnen sey es vergönnet, Gott und göttliche Dinge unmittelbar anzuschauen, und alles Sterbliche zu verachten.

Es giebt eigentlich so viele Theile der Magie, als es verschiedene Zwecke derselben giebt. Hier sey es genug, zu wissen, daß die Kunst zu weissagen, Krankheiten anzuzaubern oder zu vertreiben, Geister zu citiren, und die Alchimie die vornehmsten Theile der Magie sind. Die Astrologie gehört nicht zur Magie, wenn man sich darunter blos die Kunst denkt, aus dem Stande der Gestirne die Zukunft zu prophezeihen, denn hierbei wird nicht die Hülfe eines Geistes für nothwendig gehalten, sondern man glaubt, die Gestirne besäßen von Natur und durch den göttlichen Willen eine bedeutende Kraft. Aber sie gehört allerdings zur Magie, wenn man darunter die Kunst versteht, durch Hülfe der die Gestirne bewegenden Geister, alle verborgenen Dinge entdecken, das Zukünftige weissagen, die Metalle verwandeln, die Krankheiten heilen zu können. Mithin gehört das Wahrsagen aus dem Fluge der Vögel, aus dem Eingeweide der Thiere und andern dergleichen Dingen nicht zur Magie; denn man glaubt, es wohne ihnen an sich eine bedeutende Kraft bei. So bald hingegen Geister zu

Hülfe genommen werden, und der Beistand derselben vermittelst gewisser Ceremonien, Formeln, Kräuter, zuwege gebracht wird: so gehören diese Dinge zur Magie; die übrigen nicht. Eben so ist von den Amuleten und Talismanen u. s. w. zu urtheilen.

Wird die Kraft, die man ihnen beilegt, von Geistern, oder dem Willen der Gestirne hergeleitet, so sind sie magisch, ausserdem nicht.

Zur Magie endlich gehört das Vorgeben, einen vertrauten Umgang mit Geistern zu haben, dieser werde nun vermittelst gewisser Formeln, Opfer u. s. w. erzeugt, oder dadurch, daß sich die Seele von dem Körper und der Sinnlichkeit ganz abziehe, und durch ein inneres Licht zur Gemeinschaft der Geisterwelt gelange. Denn auch im leztern Fall wähnt man ja doch, durch den Umgang mit Geistern verborgene Dinge zu erfahren, die Zukunft vorher zu sehen, in die innerste Natur der Dinge zu schauen.

Unwissende, und noch ganz rohe Völker halten die ganze Natur für beseelt, überall denken sie sich Dämonen und Geister als Principien der Erscheinungen. Wo sie nur Bewegungen wahrnehmen, da denken sie auch eine Seele hinzu. Der Grund davon liegt in einer zu weit getriebenen Analogie. Wir leben, empfinden, und thun vieles, weil und wie wir wollen. Ob andere Dinge auch Leben haben oder nicht, das wissen wir Anfangs nicht, sondern schließen es erst nach vielen angestellten Erfahrungen. Wird nun der unwissende Naturmensch gewahr, daß die äussern Dinge Bewegungen oder Wirkungen äussern, welche von uns unternommen, aus Absicht oder Empfindung entstehen, so glaubt er ihnen auch mit Recht Empfindung und Seele zuschreiben zu können. Denn, so wie sich der Mensch immer das Unbekannte aus dem Bekannten zu erklären sucht, so sucht sich der Wilde, so lange er die Natur der Dinge ausser sich noch

nicht kennt, die äussern Erscheinungen aus seinem eigenem Gefühl begreiflich zu machen. Daher die bildlichen Gestalten der Geister und Seelen, die bildliche Gestalt Gottes selbst, die Beschreibungen und Vorstellungsarten des Zustandes nach dem Tode, die Schilderungen des Lebens und der Seligkeit der Götter. Daher die Rache gegen leblose und leidzufügende Dinge, die Unterhaltung mit uns angenehmen, die Klagen, welche Dichter und Verliebte an Bäume, Felsen u. s. f. richten, die Reden mit körperlichen Dingen, welche wir oft ohne unser Wissen führen. Kein Wunder also, daß die noch rohe und unwissende Menschheit alles für begeistert ansahe. Nun waren aber die Wirkungen und Eindrücke der Dinge von angenehmer, oder unangenehmer, oder gleichgültiger Art; folglich werden sie von einem guten, oder bösen, oder mittlern Geiste besessen. Auch die bösen wurden oft angebetet, damit sie nicht schaden mögten. Da sich jene rohe Menschen die Geister ganz nach menschlicher Art vorstellten, und ihr bloſses Gebet nicht immer in Erfüllung gehen sahen, so nahmen sie bald auch zu mancherlei Ceremonie ihre Zuflucht; und da diesen bisweilen ein gewünschter Ausgang entsprach, schrieb man ihnen eine sehr groſse Kraft zu. So z. B. wurden Kranke durch Kräuter, die sie zu sich nahmen, zufälliger Weise wieder gesund: und nun hielt man Kräuter für vorzüglich geschickt, böse Geister zu vertreiben, oder zu versöhnen. Hat sich ein solcher Glaube einmal in die Gemüther eingeschlichen, so finden sich bald Menschen, welche ihn aus Gewinnsucht zu erhalten suchen. Daher bei allen wilden Völkern die vielen Zauberer, welche Krankheiten zu heilen, das Zukünftige zu prophezeien, böse Geister zu verbannen, einen vertrauten Umgang mit guten Geistern zu haben, und sie nach ihrem Gefallen hervorrufen zu können, vorgeben.

Auf dieses Hervorrufen konnten sie auf folgende Weise fallen.

Die Menschen haben von Natur eine Begierde, das Zukünftige vorher zu wissen, und diese ist desto stärker, je weniger sie den Zusammenhang und Folgen der Dinge übersehen, und je dringender sie durch die Gegenwart genöthiget werden, an die Zukunft zu denken. Zugleich besitzen die Wilden eine lebhaftere Einbildungskraft. Ueberdem sind sie nicht vermögend, ihre Einbildungen von wirklichen Empfindungen zu unterscheiden, daher sie Träume und Fieberparoxisinen für wirkliche Empfindungen, und Unsinnige, Rasende, für von Gott Begeisterte halten. Wenn daher dergleichen Menschen zukünftige Begebenheiten sich lebhaft vorstellen, so sehen sie ihre Einbildungen für Wirklichkeiten an, und glauben, daß Geister ihnen das Zukünftige oder Verborgene eröffnen. Und da jener Zustand lebhafter Einbildungen durch benebelnden Rauch, durch heftige Bewegung des Körpers, und durch Trommeln, oder anderes die Sinne betäubendes Geräusch erzeugt wird, so schließen sie, daß auf solche Weise Geister hervorgerufen werden.

So bald es nun Menschen giebt, welche sich jener Künste rühmen, so fangen sie auch an, dieselben in eine wissenschaftliche Form, in ein System zu bringen, welches sie aber, damit es nicht in Verachtung komme, oder ihr Gewinnst schaden leide, äußerst verborgen halten, und die Einweihung in dasselbe mit den beschwerlichsten Ceremonien verknüpfen. Hierdurch erhält die Magie ein sehr geheimnißvolles Ansehen.

Uebrigens ist die Allgemeinheit, in welcher die Magie bei allen wilden Völkern angetroffen wird, schon allein hinreichend, das Vorgeben derer zu wiederlegen, welche sie für eine den Stammältern des menschlichen Geschlechts von GOtt geoffenbarte, und durch Ueberlieferung weiter fortgepflanzte Kunst gehalten wissen wollen.

Von der Magie der Chaldäer sind keine alten, und folglich hinlänglich glaubwürdigen Zeugnisse vorhanden, einige wenige, und sehr verdächtige, finden sich bei Schriftstellern, die lange nach Christi Geburt lebten. So viel scheint aus allem zu erhellen, daß sie einen Umgang der Götter mit Menschen annahmen, daß sie gute und böse Geister unterschieden, daß sie sich gewisser Kräuter bedienten, um magische Wirkungen hervor zu bringen, daß ihre Astrologie, in einer gewissen Rücksicht mit der Magie nichts gemein hatte, in so fern sie den Sternen nur bedeutende Kräfte beilegten, daß sie hingegen in einer andern ganz magisch war, in so fern sie von den inwohnenden Geistern oder Gottheiten der Gestirne durch gewisse Formeln, Gebehrden, Ceremonie, Opfer und Gebräuche, eine besondere und übernatürliche Kraft zu erlangen glaubten. Ohne Zweifel hatten sie auch schon Talismane (Teraphine). Ueberhaupt aber war die ganze Magie der Chaldäer auf die Astrologie gebauet. Denn bei jedem Volke wurde die Magie der Religion und Theologie angepaßt, als aus welchen sie entsprungen, und auf welche sie ganz gebauet war. Wo also die Gestirne als die wichtigsten Gottheiten verehrt wurden, da mußten auch die Gestirne in der Magie die wichtigste Stelle einnehmen.

Bei den Persern war die Magie so einheimisch, daß sie so gar ihren Namen aus Persien hat. Der Unterschied der persischen und chaldäischen Magie, scheint vorzüglich nur darin zu bestehen, daß jene nicht so sehr, wie diese, auf die Astrologie gebauet war. Uebrigens war der Glaube an viele Arten von Dämonen, an Erscheinungen von Göttern und Todten, Eingebungen, prophetischen Entzückungen, Wahrsagungen aus vielerlei Dingen, an die Zauberkraft gewisser Gebete, Opfer, Kräuter u. s. f. Um sich aber ein noch heiligeres Ansehen zu geben, oder weil sie selbst glaubten, daß zur Gelangung

der Gemeinschaft mit höhern Geistern, eine besondere Einrichtung des Lebens erfordert würde, oder weil sie diese ihren Begeisterungen am zuträglichsten hielten, thaten sie das, was bei allen wilden Völkern die Zauberer thun, sie zeichneten sich durch ihre Lebensart von dem übrigen Volk aus, und enthielten sich besonders des Weins, des Fleisches und des Beischlafs.

Daß übrigens die Magie eine eigenthümliche Erfindung der Perser sey, kann nicht behauptet werden, denn man findet dieselbe, wie auch ganz natürlich, bei allen rohen Völkern.

Wenn also Zoroaster so allgemein für den Erfinder derselben ausgegeben wird, so ist dieses nur so zu verstehen, daß er die Magie in eine wissenschaftliche Form zu bringen gesucht hat.

So wenig Nachrichten auch von der Magie der Indier übrig sind, so erhellet doch so viel, daß sie, im Ganzen genommen, von der Magie der Chaldäer und Perser nicht sehr verschieden gewesen sey. Die Indier wahrsagten durch Hülfe der Geister, heilten durch den Beistand derselben Krankheiten, hatten ihre Zauberformeln u. s. w. Offenbar aber übertrieben ist das, was Philostrat in seiner Lebensbeschreibung des Apollonius von der Magie der Bragmanen erzählt.

Bei keinem dieser erwähnten Völker, ist die Magie aus einer einzigen Quelle herzuleiten. Nach dem, was oben von dem Ursprunge der Magie gesagt worden ist, ist es leicht einzusehen, daß jedes Volk, ohne noch mit andern Völkern vermischt zu seyn, sich seine eigene Magie bildete, wenn es gleich nachher Manches aus der Magie anderer Völker aufnahm.

Der älteste Schriftsteller, bei welchem wir Erwähnung der ägyptischen Magie finden, ist Moses, welcher uns erzählt, daß die ägyptischen Zauberer durch Beschwörungen Stäbe in Schlangen, das Nilwasser in

Blut verwandelt, und eine große Menge Frösche hervorgebracht hätten. Hieraus, erhellet, daß die Aegyptier durch magische Worte so gar natürliche Dinge zu verwandeln, und Thiere zu erzeugen geglaubt haben; ein Umstand, welchen man bei den Chaldäern und Persern nicht findet, und der ein großes Alterthum der Magie bei den Aegyptern verräth. Denn auf eine solche Zauberei verfällt ein Volk gewiß nicht gleich vom Anfange, sondern erst alsdann, wenn die Kunst, Krankheiten zu heilen, und zu wahrsagen, an Achtung zu verlieren anfängt, und man ihr dadurch ein neues Ansehen zu geben sucht.

Sie unterschieden gute und böse Geister, und hielten, wie fast alle rohe Völker, die bösen für die Ursachen der Krankheiten, welche durch die Hülfe guter Geister vertrieben werden müßten. Sie hatten eine Menge magischer Kräuter und Amulete, oder Talismane.

Da die Egypter auch von je her dem Studium der Astronomie sehr ergeben gewesen, so ging auch die Astrologie bei ihnen im Schwange. Die Aegypter, sagt Herodot, grübelten darüber, welcher Gottheit jeder Tag heilig sey, welches Schikfal einem Menschen, der an diesem oder jenem Tage geboren wäre, bevorstände, woran er sterbe, welche Gemüthsart er haben würde. Da sie nemlich bemerkt hatten, daß die Gestirne auf die Jahrszeiten, die Witterung, die Beschaffenheit der Luft u. s. f. Einfluß hatten, so schlossen sie allzu übereilt, daß sie auch auf alles übrige Einfluß haben müßten. Ohne Zweifel trieben sie die Astrologie zugleich auch als magische Kunst.

Da Moses, außer Aegypten, wenig andere Länder besucht hatte, so ist es wahrscheinlich, daß er bei allen Arten des Aberglaubens, welche er den Israeliten verbiket, vorzüglich die Aegypter im Sinne hatte, welche er oft, so gar auch ausdrüklich erwähnt. Folglich hatten

sie auch Zauberinnen, welches vermuthlich alte Weiber waren, von welchen sie eben so, wie andere Völker dachten, daß sie aus Neid und Bosheit darauf ausgingen, Schaden zuzufügen, Krankheiten anzuzaubern, das Vieh zu behexen u. s. w. Moses verbietet ferner, die Todten zu befragen, und die Tage zu wählen. Dieses letzte bezieht sich auf den astrologischen Aberglauben, als ob gewisse Tage zu Ausrichtungen eines Geschäfts vorzüglich geschickt wären, oder, als ob sich aus den Gestirnen ersehen liesse, welche Täge vorzüglich wären. Auch Zahlen und geometrischen Figuren, schrieben sie eine magische Kraft bei. Diese Art des Aberglaubens entsprang daher: sie sahen, daß viele Dinge nach Verlauf einer gewissen Anzahl von Jahren, Monaten, Tagen, ihr Ende erreichten, oder untergingen, daß es bei Krankheiten gewisse kritische Tage gäbe, daß zu gewissen Zeiten vieles wieder von neuem entstünde; geschwind fielen sie darauf, den Zahlen selbst eine gewisse Kraft beizulegen. Ein Irrthum, der auch unter uns bei dem gemeinen Volke sehr herschend ist.

Was die Magie unter den Griechen anbetrift, so gedenkt schon Homer einiger magischen Künste, z. B. des Befragens der Todten. Es gab mehrere ordentliche Orakel der Todten. Schon Orpheus hatte ein solches Orakel wegen seiner Frau, der Euridice, befragt; und die bei den Alten oft vorkommende Redensart: in die Unterwelt steigen, heißt in der That nichts anders, als das Orakel der Todten um eine Antwort befragen. Eine andere magische Operation, welcher Homer erwähnt, ist die, Menschen in mancherlei Thiergestalten zu verwandeln. Dieses geschah vermittelst gewisser giftiger Kräuter und der Berührung mit dem Zauberstabe. Die Circe und Medea sind bei den Alten als Erzzauberinnen dieser Art bekannt. Homer schreibt ferner gewissen Beschwörungsformeln die Kraft, das Blut zu stillen,

zu. Außerdem werden bei alten Schriftstellern den idäischen Dactylen, dem Orpheus, dem Amphion, dem Musäus, dem Zalmoxis magische Beschwörungen zugeschrieben.

In der That mußten auch die Griechen sehr zeitig auf Magie fallen, da sie, wie andere rohe Völker, die Krankheiten von den Göttern zugeschickt, alle Vorzüge des Geistes von den Göttern ertheilt, die Künste den Menschen von den Göttern gelehrt, alles Große und Vortreffliche von ihnen eingegeben glaubten. Ganz natürlich dachten sie auf Mittel, Hülfe der Götter zu erlangen, auf Magie.

Seit den Kriegen des Darius und Xerxes gegen die Griechen, wurde der Name Magie, den Griechen bekannt, und bald allgemein. Auch lernten diese nach und nach die Magie anderer Völker kennen. Ein grosser Magiker war Pythagoras und seine Schüler, welche einen vertrauten Umgang mit den Göttern und Geistern suchten, Krankheiten durch Beschwörungen heilten, Todte befragten, den Zahlen und geometrischen Figuren übernatürliche und geheime Kräfte beilegten.

Mit der Magie der Perser in ihrer ganzen Ausführlichkeit, wurden die Griechen durch den Perser Osthanes bekannt, der ein ganzes Buch über die Magie geschrieben hatte, und wahrscheinlich selbst eine Reise nach Griechenland machte. Unter andern sprach er in seinem Buche auch vieles von Sympathien und Antipathien; Hirngespinste, auf welche ganz natürlich jedes Volk fällt, das die wahren Ursachen der Dinge noch nicht einsieht. Einer von den Nachfolgern des Osthanes, schrieb ein Buch von der Auslegung der Träume. Dennoch gewann die ausländische Magie bei den Griechen nur wenig Fortgang.

Allgemein ausgebreitet, und mit Unsinn verbunden, war der magische Aberglaube schon zu Anfang des persischen Krieges.

Ohne hinlänglichen Grund wird Demokrit unter die Magiker gezählt, vielmehr disputirte er gegen dieselben, und behauptete nur gewisse geheime Kräfte der Natur bei Erscheinungen, welche er sich aus ihren wahren Gründen nicht zu erklären wußte. Aber ein großer Magiker war Empedokles, der auch die Geister zuerst in gute und böse unterschieden zu haben scheint. Eine ganz neue Gattung von Magie entstand durch die Mysterien. Es ist ungewiß, ob diese in Griechenland selbst entstanden, oder aus dem Auslande dahin gebracht worden sind. Gewiß aber gelangten sie zu den Zeiten des Pythagoras und der Pythagoriker, in großes Ansehen. Bei den meisten noch rohen Völkern, entstehen ganz natürlich Mysterien. Die Krankheitsbeschwörer und Wahrsager, die ihre magischen Künste zu verheimlichen suchen, sinnen bald ganz eigene Gebräuche und Ceremonien aus, welchen sich diejenigen unterwerfen müssen, die in ihre Künste eingeweihet werden wollen. Kein Wunder also, wenn sich auch in Griechenland von selbst Mysterien bildeten. Schon zu den Zeiten des Triptolemus und des Orpheus, gab es dergleichen Mysterien, welchen der letztere vielleicht nur eine andere Form gab. Mehrere Jahrhunderte lang, blieben sie ganz im Dunkeln, und bezogen sich wahrscheinlich auf nichts, als auf die Kunst, mit Geistern Umgang zu pflegen, sie hervor zu rufen, und zu Heilung der Krankheiten, in Vorhersagung der Zukunft und Offenbarung verborgener Dinge, ihre Hülfe erzuhören. Dahin zielte das Fasten, die Kasteiungen, und alles andere, was die Eingeweiheten zu erdulden hatten, ab, und eben diese Gebräuche finden wir bei den Mysterien der Griechen noch in spätern Zeiten.

In den Mysterien erschienen, wie man glaubte, die Götter, Geister und Seelen der Verstorbenen unmittelbar selbst. Ihren magischen Ursprung bestärkt auch dies, daß die Stifter derselben Orpheus, Musäus, Linus, die

idäischen Dactilen, auch zugleich als große Magiker gerühmt werden.

Die größern Mysterien scheinen also vor Alters nichts anders, als Einweihungen gewesen zu seyn, vermittelst welcher jeder seinen besondern Schutzgeist bekam, der ihm in allem was er that und vornahm, beistehen sollte. Anfangs mogten diese Mysterien wohl mit den ungereimtesten Possen verknüpft gewesen seyn; aber bei mehrerem Aufkeimen der Philosophie, wurde alles auf einen vernünftigern Fuß gesezt, und die Hauptabsicht blieb nur die, in den Mysterien ein heiliges und reines Leben vorzuschreiben, und die Seele immer mehr vom Körper abzuziehen, und hierdurch zu einem nähern und vertrautern Umgang mit Gott und höhern Wesen zu gelangen; mit einem Wort, Geisterseher zu werden. Daher der Ursprung der mystischen Philosophie bei den Griechen, und der Unterschied zwischen der gemeinen und philosophischen Magie.

Uebrigens herrschten in Griechenland alle Arten von magischem Aberglauben. Perikles trug, als er von einer Krankheit befallen worden war, ein von Weibern ihm umgehangenes Amulet. Gegen die Zeiten des Alexanders, werden die thessalischen Zauberinnen sehr gerühmt. Von ihnen glaubte man, daß sie durch Zaubertränke die Menschen zur Liebe reizen, und daß sie die menschlichen Gestalten in jede andere verwandeln könnten. Plato gedenkt auch schon des Knotenknüpfens, als eines magischen Mittels. Bei den magischen Unternehmungen wurde fast immer die Hekate angerufen.

In großes Aufnehmen kam vor Alexanders Zeiten die philosophische oder theosophische Magie. Socrates sprach von einem besondern Genius, und Plato, welcher der Philosophie überhaupt eine die Schwärmerei und den Umgang mit Geistern sehr begünstigende Gestalt gab, suchte diesen nähern Umgang mit Schutzgeistern dadurch

wahrscheinlich zu machen, daß er sagte, die Götter wären in einem viel zu großen Abstand von den Menschen entfernt, als daß zwischen ihnen und den Menschen ein Umgang Statt finden könnte. Es müßte also mittlere Geister geben, durch welche die Gebete und Opfer der Menschen vor die Götter, und die Befehle und Verheißungen dieser zu den Menschen gebracht würden. Durch ihre Hülfe also gingen alle Wahrsagungen, Opfer, Einweihungen, Beschwörungen, Bezauberungen, alle magische Unternehmungen, vor sich. Plato blieb also bei den Volksbegriffen, wie er sie vorfand, und suchte sie nur auf philosophischere Weise aufzustutzen. Sogar den Zahlen legte er eine große Kraft bei, und glaubte, daß eine gewisse bestimmte Zahl der Bürger zur Fortdauer des Staats sehr viel beitrage.

Zu Alexanders Zeiten kam ein zweiter Osthanes nach Griechenland, und verrückte die Köpfe mit der Magie der Perser nicht wenig. Zu eben der Zeit machte Berosus die Griechen mit der Astrologie und dem Nativitätstellen bekannt. Wie groß sein Ansehen gewesen seyn muß, sieht man daraus, daß er auf der Insel Cos eine Schule eröfnete, und daß ihm zu Ehren die Athener eine goldene Statüe setzten.

Ob nun gleich bei diesen Umständen der gesunde Menschenverstand in Griechenland immer mehr und mehr unterdrückt wurde, so fanden sich doch hin und wieder Köpfe, welche sich diesem Aberglauben widersetzten. Dahin gehören Aristoteles und Epikur. Jener nahm keine andere Geister, als die Seelen, oder bewegenden Principien der Himmelskörper an, läugnete alle übrige Arten von Geistern, folglich auch die Möglichkeit magischer Künste. Dieser läugnete alle Gottheit, oder doch die göttliche Regierung derselben, und nahm nichts, als das Daseyn körperlicher Atomen für gewiß an. Natür-

licher Weise mußte er die magischen Künste und Wunder läugnen.

Noch höher erhob die Magie ihr Haupt unter der Regierung des Ptolomäus Philadelphus, dadurch der Umsturz so vieler Reiche, und durch die zum gegenseitigen Verkehr der Völker so geschickte Lage Alexandriens fast alle Völker und Religionen unter einander vermischt wurden. Um eben diese Zeit entstand in Aegypten die Kabbala, oder wurde vielmehr in eine weit wissenschaftlichere Form gebracht.

Die Juden, die immer gern nach Wundern und Weissagungen haschten, und durch das Ansehen der Propheten, welche in einen vertrauten Umgang mit Gott zugelassen worden zu seyn behaupteten, noch mehr darin bestärkt wurden, stoppelten aus ihren schon üblichen magischen Formeln und Ceremonien, aus den magischen Künsten der Aegypter und Griechen, aus der pythagorischen und platonischen Philosophie, und vielen andern Stellen ihrer heiligen Bücher, ein magisches System zusammen, worin die Possen der Astrologen, die Träume der Pythagoriker und Platoniker von einem vertrauten Umgange mit Geistern, die unter dem Volke im Schwange gehenden Mährchen von den Zauberkräften gewisser Wörter und Formeln in Verbindung gebracht waren.

Aber nicht nur die gemeine Magie, sondern auch die mystische, oder philosophische, breitete sich immer weiter aus. Jene suchte den Beistand von Geistern zu Erreichung gewisser Absichten zu erlangen, diese hatte bloß den Zweck, durch gewisse Grade zum Anschauen der Gottheit, der höhern Geister, und der innern Natur der Dinge zu gelangen. Plato fand deswegen ungemeinen Beifall.

Nirgends war und ist noch jetzt diese Art mystischer Theologie häufiger anzutreffen, als in Ostindien. Die

physischen Ursachen davon sind diese. Wo die Einbildungskraft lebhaft, die Lebensbedürfnisse im Ueberfluß und leicht zu erlangen sind, und wo der Körper zugleich durch die Hitze träge und zur Ruhe eingeladen wird, da wird die Seele allmählig von den Sinnen ab, und ganz in sich zurück gezogen, findet Vergnügen an dieser ungestöhrten Stille, verfällt in den Quietismus, und setzt das höchste Gut in die Betrachtung des Nichts, in die Unthätigkeit aller körperlichen und geistigen Kräfte. In einem solchen Zustande führt die immer neugeschäftige Einbildungskraft, seltsamen Träumen ähnliche, und für wahrhafte Dinge gehaltene Bilder herbei. Man glaubt sich nun zu den Göttern und unkörperlichen Naturen erhoben, in eine ganz andere schönere Welt versetzt, und Gott ähnlicher geworden zu seyn. Diese Art von mystischer Philosophie bekam in nachherigen Zeiten den Namen Theosophie, und wurde sowohl mit der jüdischen als christlichen Religion verbunden, und die Quelle vieler unsinniger und verderblicher Meinungen.

Von der ältesten Magie der Römer ist zu bemerken, daß schon Numa Pompilius die Götter um Rath befragt. Auch verbietet in den Gesetzen der zwölf Tafeln eins, die Feldfrüchte zu besprechen, und ein anderes, Zauberlieder zu singen. In jenen ältesten Zeiten haben die Römer ihre Magie vermuthlich von den Sabinern oder Etruskern bekommen. Bei den letztern herrschte viel magischer Aberglaube, unter andern, daß sie die etruskischen Worte, arse verse, um Feuersgefahr abzuwenden, an die Hausthüren schrieben.

Die ausländische Magie wurde sehr früh nach Rom verpflanzt. Schon Ennius spricht, jedoch mit Verachtung, von den Astrologen und Aegyptischen Wahrsagern. Nach den Zeiten des Ennius wurden auch die thessalischen Zauberkünste in Rom bekannt. M. Cato führt Worte an, die bei Verrenkung der Glieder von großer

Wirksamkeit seyn sollten. Von Zeit zu Zeit wurden Edikte gegen die Magiker gegeben; bekannt ist insbesondere das Gesetz des Sulla, (de veneficis & sicariis.) Dennoch schlich sich dieser Aberglaube immer wieder ein, und fand so gar oft bei den Angesehensten und Vornehmsten Achtung und Beifall. In der That fand er bei den Griechen mehr Widerstand, als bei den Römern. Die Ursache davon liegt für's erste in der Religion der Römer, welche sich weit mehr zum Aberglauben hinneigte. In den geheimen Büchern der Priester standen viele Arten, die Götter erscheinend zu machen, Menschen und andere Dinge zu verfluchen, und in ihren ältesten Geschichtschreibern wurden viele von den Priestern, Augurен u. a. verrichtete Wunder erzählt. Für's zweite hielten die Römer weit hartnäckiger über ihre vaterländischen Religionsgebräuche. Dazu kam, daß die Philosophie erst spät Eingang in Rom fand, und doch nur von wenigen studirt wurde.

Die Zauberer und Zauberinnen mußten sich, wenn sie etwas Wichtiges vornehmen wollten, des Beischlafs enthalten. Hiervon war wohl der Grund dieser, daß sie mit ungeschwächtem Geist und Körper desto mehr Aufmerksamkeit auf ihr Vorhaben wenden konnten, zumal, da sie bei ihren Wahrsagungen außerordentliche Bewegungen des Körpers vornahmen, und folglich viele körperliche Stärke dazu nöthig hatten.

Es giebt fast nichts, was die Zauberer jener Zeiten nicht möglich zu machen gehofft hätten. Sie gaben vor, den Lauf der Flüsse aufhalten, die Sterne zurückgehend machen, die Erde spalten, die Nebel vertreiben, Schneegestöber erregen zu können. Nicht damit zufrieden, Steine, Kräuter und gewisse Theile von thierischen Leibern zu ihren Künsten zu gebrauchen, gebrauchten sie nunmehr auch Theile des menschlichen Körpers dazu. Daher vergruben Zauberinnen kleine Knaben in die Erde,

Erde, liessen sie da verhungern, und gebrauchten dann ihre Eingeweide. Sie sammelten Todtengebeine, und auf den Gräbern gewachsene Kräuter, weil sie diesen besondere Kräfte zutrauten, indem die Seelen der Verstorbenen durch diese Dinge am meisten gerührt würden.

Mehrere Kaiser gaben harte Gesetze gegen die Magiker, aber zum Theil glaubten sie selbst an diesen Unsinn, und alle Strafen vermogten nicht, solchen auszurotten, sondern erregten nur noch mehr die Begierde darnach. Eine große Menge der damals im Schwange gehenden magischen Künste, findet man in der Naturgeschichte des Plinius, welcher bei aller Gelegenheit davon spricht.

Als große Zauberer sind Simon Magus und Apollonius von Tyana bekannt, welcher letztere jedoch die gemeine Art, die Magie aus gewinnsüchtigen Absichten zu treiben, verachtete, und nur die mystische trieb.

Die Basilidianer, Carpocrasianer, die Gnostiker, die Ophianer, hegten auch magische Grillen. Ueberhaupt läugneten auch die christlichen Schriftsteller von dem dritten Jahrhunderte, die Kunst der Magie nicht, sondern eiferten nur gegen dieselbe, als gegen eine teufelische Kunst.

Vom dritten Jahrhundert bis auf die Zeiten Constantins des Großen, wurde das Studium der Magie auf eine unglaubliche Art durch die Neuplatoniker befördert. Besonders fingen sie an, die mystische Magie in ein ordentliches System zu bringen, worin ihnen selbst die christlichen Lehrer beistanden. Die Liebe zu diesen Grillen ging so weit, daß man sogar unter dem Namen vieler berühmter Alten, Bücher erdichtete.

Für sehr erfahren in der Magie, wollte Plotin angesehen seyn. Als einer Frau ein kostbares Halsband entwendet worden war, gab er, als ihm das Gesinde vorgeführet wurde, sogleich den Dieb an, der auch seinen Diebstal gestand. Er hatte einen Genius, mit dem er auf einen sehr vertrauten Fuß umging. Einst sagte er bei ei-

ner gewissen Gelegenheit: die Dämonen müssen zu mir, ich nicht zu den Dämonen kommen. Seinen Feinden schickte er Krankheiten zu. Viermal, sagt sein Biograph, Porphyrius, sey er zum unmittelbaren Anschauen Gottes selbst gelangt. Dieses ist doch heut zu Tage der letzte und höchste Zweck der ganzen Magie, zu welchem man aber nur durch verschiedene Grade gelangt. Anfangs nemlich, da die Menschen zwar mancherlei Götter und Dämonen annahmen, aber ohne noch eine Rangordnung unter denselben eingeführt zu haben, wünschte der Zauberer nur einen oder mehrere Geister zu Freunden und Beiständen zu haben: Nachdem eine Rangordnung unter denselben eingeführt worden war, suchte er den Beistand derjenigen, die das meiste vermögten. Endlich, nachdem man auf philosophische Weise sie alle einem höchsten Gotte untergeordnet hatte, setzte sich die Magie die Gemeinschaft mit diesem Gotte selbst zum vorzüglichsten Ziel, als durch welche man zugleich alles nur mögliche ausrichten könnte, und des Beistandes niederer Geister gar nicht mehr bedurfte.

Die Nachfolger Plotins gingen auf diesem Wege immer weiter fort. Sein Schüler Porphyr, um den grossen Unterschied der gemeinen und mystischen Magie zu bezeichnen, nahm zwei Arten von Magie an. Eine die durch den Beistand guter Geister ausgeübt würde: diese nannte er Theurgie, und eine andere, die sich böser Geister bediente: diese nannte er Goetie. Von beiden unterschied er die Theosophie, unter welcher er die höchste Glückseligkeit und reinste Erkenntniß der Dinge verstand, welche aus dem unmittelbaren Anschauen Gottes entstünden, und wozu wir blos durch die größte Reinigkeit und die Abziehung unserer Seele von allen andern Gedanken gelangen könten. Von einem solchen unmittelbaren Anschauen Gottes hatte Plato, welchem man doch diese Lehre zuschrieb, nichts gesagt, obgleich sein dichterischer Ausdruck, wenn er von dem Hinaufsteigen zu Gott spricht, so etwas ver-

muthen lassen könnte. Seine Meinung war nur diese: Es giebt in den menschlichen Seelen Ideen, d. h. allgemeine Begriffe von Geschlechtern und Arten, sie sind unkörperlich, unbeweglich, keiner Zeugung und keiner Verweſung unterworfen, folglich ewig und göttlich. Eben diese Ideen befinden sich auch in Gott und dem göttlichen Verstande, und geben die Formen aller erzeugten und verweslichen Dinge ab, und sind von Gott selbst der Materie mit getheilt, aus seinem Wesen in diese übergegangen. Unsere Seele enthält ferner einen Theil des göttlichen Wesens, nemlich die Vernunft, als welche uns eigentlich zu Menschen macht. So oft wir also die reine Vernunft gebrauchen, und das Wesen der Dinge betrachten, so oft betrachten wir das Göttliche, was in ihnen ist; so oft wir unsere vernünftige Seele betrachten, indem wir uns von der Sinnlichkeit und Phantasie ganz abziehen, so betrachten wir einen Theil Gottes. Dieses nun nennt Plato zu Gott aufsteigen, Gott betrachten.

Die Ordnung führt uns jetzt auf den Zustand der Magie bei den Römern, nach den Zeiten Constantins des Großen.

Constantin und Constans gaben sehr harte Gesetze gegen die Goetie, aber nicht gegen die Theurgie. Eben dieses geschahe von Concilien, aber alles dieses reichte zu Ausrottung des Aberglaubens nicht zu. Neue Stärke erhielt sie durch Julian den Abtrünnigen, der durch neuplatonische Lehrmeister mit diesem Unsinn angesteckt, alle Tempel durchkroch, und nicht ohne großes Schrecken und Entsetzen, die Schauspiele hervorgerufener Geister und Götter mit ansah. Schon vor ihm hatten sich Aurelianus und Maxentius der magischen Künste gegen ihre Feinde bedient.

Viel zu dem größern Ansehn der Magie trug auch Jamblich, der Schüler Porphyrs bei. Von ihm erzählten seine Schüler die ungereimtesten Wundergeschichten. Seinen Namen führt ein Buch, welches, wenn es auch

gleich nicht von ihm selbst herrührt, dennoch die ganze neuplatonische Lehre über Magie und Theurgie am richtigsten vorträgt. Seit den Zeiten des Jamblich wurde die Theurgie und Theosophie für den Zweck der ganzen platonischen Philosophie angesehen, d. h. ein vertrauter Umgang mit Geistern und Gott selbst, und was eine Folge davon ist, die Kunst zu weissagen, und Wunder zu thun. Daher alle seine Nachfolger für Thaumaturgen gehalten wurden. Da auf solche Art die Philosophie durch die Magie einmal verdorben war, so wurden auch andere Wissenschaften durch dieselbe verunstaltet.

Vorzüglich betraf dieses Schicksal die Medicin. Zwar hatte Galen alles gethan, um alle magische Possen aus der Medicin zu verweisen, aber die herrschende Unwissenheit, und die Tochter derselben, die Leichtgläubigkeit, machten mit der Zeit seine Bemühungen fruchtlos, und die sogenannten Empiriker siegten über diejenigen Aerzte, welche in Heilung der Krankheiten gewisse aus der Natur der Krankheiten und der Heilmittel hergeleitete Regeln befolgten. Dahin gehören Marcellus, Empiricus, Aetius, Alexander, Trallianus, welche die ungereimtesten magischen Heilmethoden anriethen. Nichts war in diesen Zeiten häufiger, als Menschen zu tödten, um mit ihren Eingeweiden Zauberei zu treiben. Jetzt auch sprach man zuerst von Bündnissen, die man mit den Dämonen errichtete, von nächtlichen Versammlungen der Hexen an gewissen bestimmten Oertern. Daß die Geister und Engel bisweilen bei Weibern schliefen, daß war eine uralte Ueberlieferung der Juden, die vermuthlich im Alpdrücken und hinzukommenden wollüstigen Träumen ihren Grund hatte. In jenen Zeiten entstand die eigentliche mystische Theologie welche von der Theurgie mehr dem Namen, als der Sache nach unterschieden ist. Es gab nemlich viele, welche sich zur christlichen Religion bekanten, aber mit der platonischen Philosophie angefüllt waren, und der christli-

chen Religion eine Gestalt gaben, wie sie sich zu ihrer vorherigen Denkart am besten schickte. Dergleichen zur Schwärmerei gestimmte Köpfe begaben sich häufig, aus Furcht vor den grausamen Verfolgungen, oder wegen der unruhigen Zeiten, in wüst Gegenden. Da strebten sie nach einer besondern Heiligkeit, hofften auf Erfüllung der Verheissungen, welche in den heiligen Schriften denen gemacht worden waren, die sich nicht dieser Welt gleich stellten, sondern ihr absagten, glaubten durch Fasten und andere Kreuzigungen des Körpers eine solche Heiligkeit zu erlangen, und so dachten sie endlich durch Hülfe ihrer verdorbenen Einbildungskraft, eine Methode aus, sich Gott zu nahen, seines Anschauens zu geniessen, und in einer genauen Gemeinschaft mit den Engeln zu leben.

Die Theurgen glaubten, durch gewisse Gebetformeln, Ceremonien, Opfer und ein heiliges Leben Gott und die Dämonen zwingen zu können, sie mit ihrem Lichte zu erleuchten, statt, daß die christlichen Mystiker auf eine anständigere Weise es Gott noch frei stehen liessen, zu dem, welchen er für würdig hielt, herabzusteigen, oder ihn seines Anschauens zu würdigen. Diese Mystik setzt also doch auch eben so, wie die Theurgie, eine gewisse Methode zur Vereinigung mit Gott und den Engeln zu gelangen, voraus. Die Vorschriften der Theurgen sind nicht sehr von den Vorschriften der Mystiker unterschieden, sie dringen beide auf Keuschheit, auf das Fasten, auf eine sparsame Nahrung, auf Einsamkeit, Gebet, Beobachtung göttlicher Dinge, Wachen. Beide endlich haben zum Ziel, die Entzückung, in welcher sich ihnen Gott in einem majestätischen Lichte offenbart, und die Engel ihnen in mancherlei glänzenden Gestalten erscheinen.

Im fünften Jahrhunderte nach Christi Geburt wurde die Mystik von einem gewissen Dionysius Arcopagita in ein ordentliches System gebracht.

Es ist ganz natürlich, daß die Magiker, Theurger und Mystiker einerlei Vorschriften haben müssen. Alle gestehen ein, daß der Mensch mit seinen äußern Sinnen keine Geister wahrnehmen könne, oder, daß, wenn er sie auch bisweilen wahrnehme, er dadurch niemals einen beständigen Umgang mit denselben erlangen könne. Um zu diesem letztern zu gelangen, muß man zu ganz fremden, und von dem gewöhnlichen Leben ganz abweichenden Dingen seine Zuflucht nehmen.

Es muß etwas im Körper geändert, es müssen die innern Organe der Phantasie verdorben werden. Dieses aber kann durch eine jede besondere Art zu leben bewirkt werden.

Gemeiniglich geschieht dieses entweder durch zu sich genommene Arzeneien, oder durch eine gewisse Weise sich zu kleiden, zu nähren, zu wachen und zu schlafen. Diejenigen, die jenes erste thun, bilden sich während ihrer Trunkenheit, Raserei, oder Schlafens ein, viele wunderbare Dinge zu sehen, und in die Versammlung von Geistern aufgenommen zu werden. Diejenigen hingegen, welche die letzte Methode befolgen, verderben für immer ihre Einbildungskraft durch ihre allzugroße Enthaltsamkeit, durch allzu vieles Fasten und Wachen. Bei dem dadurch allzu sehr geschwächten Körper und erschöpften Sinnen erzeugen sich nun ungewöhnliche Bilder, und die Menschen glauben endlich das wirklich zu sehen, was sie zu sehen so sehr wünschen. Hieraus erhellet, wie es komt, daß alle Magie, die jemals unter den Menschen im Schwange gegangen ist, eine von jenen beiden Methoden gebraucht hat, davon die erste im rohen und wilden Zeitalter, die zweite aber im gesittetern befolgt worden ist; wie es komt, daß bei allen wilden Völkern, ja auch bei den Griechen und Römern, das Weissagen einer Art von Raserei zugeschrieben, und von der ältesten Magie geglaubt wurde, daß sie durch Kräuter und Arzeneimittel die Gestalten der Men-

schen verändern, die Götter hervorrufen, die Menschen hoch durch die Luft fliegen machen könne; und endlich, wie es kömt, daß man mit der Zeit dafür hielt, daß die Menschen durch Fasten, Enthaltsamkeit, Wachen, Einsamkeit und Nüchternheit zu dem Anschauen Gottes und anderer geistigen Wesen gelangen könten.

Von der Magie der westlichen europäischen Völker bis zu dem dreizehnten Jahrhunderte, verdient folgendes bemerklich gemacht zu werden.

Daß die Britannier, Gallier, Germanen, noch vor ihrer Bekanntschaft mit den Römern, Magie unter sich gehabt haben, das ist sowohl aus der Natur des menschlichen Geistes, als auch aus den Zeugnissen alter Schriftsteller ersichtlich. Besonders waren, nach dem Zeugniß des Plinius, die Britannier der Magie sehr ergeben.

Die Druiden der Gallier schrieben manchen Kräutern magische Kräfte zu, und glaubten, daß besonders der Mond ihre Wirksamkeit noch zu verstärken vermögte, u. s. f.

Von der Magie der Deutschen finden wir einige Nachrichten bei dem Strabo und Tacitus. Seit diesen Zeiten finden wir weiter keine. Theils waren die Zeiten zu unwissend, theils waren diejenigen, die noch etwas aufzeichneten, Mönche. Diese ließen es dabei bewenden, mit dem Bannstral gegen diesen Aberglauben und die Abergläubigen zu wüthen, ohne sich um die eigentliche Beschaffenheit und den Ursprung desselben zu bekümmern. Ja sie hielten es sogar für unerlaubt, sich auch nur mit Erwähnung dieser Gottlosigkeit zu verunheiligen, oder durch Aufzeichnung derselben sie zu unterhalten, und auf die Nachwelt fortzupflanzen. Dennoch läßt sich aus den Spuren, welche wir seit dem vierten Jahrhundert wieder antreffen, schließen, daß dieser Aberglaube nie ganz ausgegangen gewesen seyn muß.

Die Franken, die Westgothen und Ostgothen, gaben Gesetze gegen diesen Unsinn; im sechsten Jahrhunderte wurden zwei Weiber wegen Zauberei verbrannt.

Zu Anfang des achten Jahrhunderts, als Spanien von den Saracenen eingenommen wurde, brachten diese auch ihre Wissenschaften, und unter andern auch ihre Magie mit dahin. Ihre Philosophie hatten sie von den Griechen bekommen. Ob sie nun gleich immer vorzüglich den Aristoteles im Munde führten, so nahmen sie doch zugleich ungemein viel von den Neuplatonikern und ihrer Art, den Aristoteles auszulegen an. Daher brachten sie die mystische Philosophie mit nach Spanien, jedoch nicht rein, sondern mit vieler gemeinen Magie vermischt. Ihr waren insonderheit Tophail und Avicenna sehr günstig. Zu Salamanca und Toledo wurde die Magie öffentlich, obgleich in Höhlen, gelehrt.

Unter Carl dem Großen wurden viele Hexen verbrannt. Durch die nähere Bekanntschaft mit der Gelehrsamkeit der Araber, kamen ihre magische Grillen auch nach Frankreich, Britannien und Deutschland. Aus arabischen Büchern wurde sowohl die theurgische, oder mystische, als auch die gemeine Magie geschöpft. Jene erste wurde von vielen Theologen mit beiden Händen ergriffen, nachdem der Dionysius Areopagita von dem Johann Scotus Erigena ins Lateinische übersetzt worden war. Die letzte von denen, die sich zugleich mit mathematischen und physischen Dingen beschäftigten.

Sehr gemein wurden sie seit dem dreizehnten Jahrhunderte. Die mit Blut unterschriebenen Verträge mit dem Teufel, in welchen sie dem Christenthum auf immer entsagten, wenn er ihnen beistünde.

Ein Bock wurde jetzt statt eines Weibes, als der Vorsteher der Versammlungen der Hexen verehrt. Die Amulete, Philakterien, Zauberformeln, bekamen eine andere Form. Statt der Namen und Gebräuche, die von der heidnischen Religion entlehnt waren, führte man jetzt andere ein, welche sich mit der christlichen Religion besser vertrugen. Dreierlei Art von Magie giebt es seit jener

Zeit. Die eine beruht auf Verträgen mit dem Teufel, die zweite auf astrologischen Grillen, Sympathien und Antipathien, und der davon abhängenden Wirksamkeit gewisser Dinge, Worte und Ceremonien; die dritte auf einer gewissen Reinigung der Seele, wodurch man zum Anschauen und Hervorrufen guter Geister, ja selbst der Gottheit, geschickt wird.

Zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts setzte Innocentius der dritte Inquisitores haereticae pravitatis ein, blos in der Absicht, um die Kirche von allen Irrthümern und Spaltungen rein zu erhalten. Um die Hexen bekümmerten sich die Inquisitoren noch nicht, sondern überliessen die Bestrafung derselben den weltlichen Richtern. Erst ungefehr in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts setzten sie die Magie mit unter die Ketzereien, und fingen an, viele Hexen zu verbrennen. Je mehr man gegen sie wüthete, desto mehr nahm ihre Menge zu. Die Magie wurde so ein allgemeiner Gegenstand des Nachdenkens, daß, da sie in vielen Büchern und Disputationen vertheidigt wurde, die Akademie zu Paris sie alle untersagte. Zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts gaben die Inquisitoren ein unseliges Buch heraus, in welchem sie aus vielen Beispielen zu erweisen suchten, daß es wirklich eine teuflische Magie gebe, und zugleich gaben sie die Art und Weise an, wie sie verfahren würden, um diese Gottlosigkeit auszurotten. Nun wurden durch ganz Deutschland Scheiterhaufen angezündet, und viele tausend alte Weiber verbrannt. Seit dem sechzehnten Jahrhunderte jedoch fanden sich zwei Männer, welche die Unschuld jener Weiber, und das rechtswidrige Verfahren der Inquisitoren zeigten, ob sie gleich die Magie selbst nicht leugneten. Diese waren Johannes Wierus und Reginaldus Scotus. Aber erst, als eine gereinigtere Philosophie eingeführt wurde, fing man an, den magischen Unsinn einzusehen. Die Besserung ging überhaupt nur langsam von statten. Wierus

und Scotus wurden bald von der Menge überschrieen. Mehr schon wirkte Spee, er brachte es dahin, daß an manchen Orten die Untersuchungen gegen die Hexen eingestellt wurden.

Eben so viel hat Britannien dem Webster zu verdanken, dem bald darauf Hutchinson nachfolgte.

In Holland bewieß Becker den Ungrund der Zauberei in seiner bezauberten Welt. Endlich brachte Christian Thomasius diesem Aberglauben den stärksten Stoß bei, so großen Lärm er auch dadurch in der theologischen Welt verursachte. Auch ist der Geist des Thomasius noch lange nicht genug in die katholischen Länder eingedrungen. Das Gesagte gilt fast ganz nur von der gemeinen Magie; denn Theosophen gab es immer genug.

Eine ordentliche Gesellschaft errichteten sie im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts unter dem Namen der Rosenkreuzer.

Wie leichtgläubig übrigens auch unser Jahrhundert ist, wenn es auf magische Gaukeleien, auf Wunder, Goldmachen, Weissagungen, ankömt, das beweisen die Beispiele Schwedenbergs, Schröpfers, Gaßners, Ziehens, Cagliostros, u. s. w.

Es soll nunmehr noch von den Beweisen, welche man für und wider die Magie führt, und zwar 1) von den Beweisen der alten Philosophen bis auf die Zeiten des Jamblich, 2) von den Beweisen des Jamblichs, und 3) von den Vertheidigern der Magie nach den Zeiten des Jamblichs, kürzlich gehandelt werden.

Der älteste Beweisgrund, den man für den wichtigsten hält, und welchem in der That der Werth aller übrigen anhängt, ist die Erfahrung. Diese, sagt man, lehre, daß oft geistige Naturen den Menschen erschienen, daß es Menschen gegeben hätte, und gäbe, welche die Zukunft verkündigten, viele die menschlichen Kräfte übersteigende Dinge verrichteten, und mit den Geistern, ja mit

Gott selbst, einen vertrauten Umgang hätten, mithin müßte sich an den magischen Künsten etwas wahres finden. Da hier nun alles auf die Richtigkeit der historischen Zeugnisse ankömt, und von Dingen die Rede ist, welche von der gewöhnlichen Ordnung der Natur ganz abweichen, so ist die schärfste Prüfung jener Zeugnisse nöthig. Denn je seltener, ausserordentlicher, dem gewöhnlichen Laufe der Natur widerstreitender etwas ist, je weniger innerliche Wahrscheinlichkeit es hat; desto mehr müssen wir bei uns anstehen, daran zu glauben. Man muß in solchen Fällen nie vergessen, wie groß der Hang des Menschen zum Wunderbaren sey; wie leicht Täuschungen der Einbildungskraft statt finden können, wie Unwissenheit und Unbekanntschaft mit den Naturgesetzen leicht auf verborgene übernatürliche Wesen überspringen läßt, wie in eben dem Maaße, als die Kenntniß der Natur zunimmt, jene Wundergeschichten abnehmen; wie Eigenliebe die Menschen leicht verführt, daß sie sich einen hohen Werth beilegen, und für wichtig genug halten, daß Gott und die ganze Geisterwelt ihrer Angelegenheiten und Wünsche wegen sich in Bewegung setzen; wie sie stolz genug sind, sich für vorzüglicher vor andern Menschen zu halten, und hiervon auch andere zu überzeugen suchen; wie oft gewinnsüchtige und hungrige Betrüger andere oft mit Fleiß zu Irrthümern verleiten; und endlich, wie selbst der ehrlichste Mann bei aller seiner Ehrlichkeit dennoch ein schlechter Beobachter seyn, oder aus frommer Einfalt und in guter Absicht wunderbare Dinge erzählen kann. Denn auch das ist unleugbare Erfahrung, daß viele Menschen, oft selbst die Klügsten und Weisesten, aus irgend einer dieser Ursachen, oder auch aus mehrern zugleich, unzuverläßige Zeugnisse abgelegt haben.

Die Erfahrung, welche wir machen, ist ferner entweder eine fremde, oder eine eigene. Die letzte besteht hier entweder darin, daß wir einen andern übernatürliche Dinge verrichten sehen, oder, daß wir dieselben selbst ver-

richten. Was die fremde Erfahrung anbelangt, die wir nur vom Hörsagen kennen, so sieht man leicht, daß diese hierbei kein Gewicht hat. Denn die Zeugen mögen nun der Zeit oder dem Orte nach weit von uns entfernt seyn, oder mit uns noch zu gleicher Zeit leben; so können wir in Ansehung derselben niemals sicher genug vor allen Irrthum gestellet werden. Das Zeugniß derjenigen, welche viele Jahre, oder viele Jahrhunderte vor uns gelebt haben, kann von uns nie einer so strengen Prüfung unterworfen werden, daß wir völlig gewiß würden, daß sie uns weder hätten hintergehen können, noch wollen. Dazu kömmt, daß das hohe Alterthum in der Naturkunde noch unwissend und leichtgläubig war, und überall Wunder sah. Sind es aber Zeitgenossen von uns, welche etwas bezeugen, so ist doch ihrer bloßen Aussage auch nicht blind zu trauen, und kaum können wir in irgend einem Fall gründlich genug ausmachen, ob nicht irgend ein Irrthum dabei vorgefallen sey. So z. B. lehren ausgemachte Erfahrungen, daß es oft ein Spiel, eine Täuschung der Einbildungskraft war, wenn mancher einen vertrauten Umgang mit seinem Schutzgeist zu haben vorgab. So trafen viele Prophezeihungen zufälliger Weise ein, oder der Prophezeihende sahe sie durch einen besondern durchdringenden Verstand voraus. Wer die Zukunft nur einmal vorher sieht, oder weissaget, der ist deswegen nicht gleich für einen Propheten zu halten. Nur demjenigen könte man einen Umgang mit Geistern zutrauen, der oft, und ohne je unrichtig zu prophezeihen, Dinge, die keine menschliche Klugheit voraussehen konnte, mit ganz unzweideutigen Worten, und ganz bestimmt vorausſagte. Daß ausserdem manche Vorhersagungen zutreffen, das ist eben so wenig zu verwundern, als daß im Würfelspiel mancher Wurf mehrmal wiederkehrt. Schreibt sich einer eine Kunst zu, durch gewisse Worte oder Gebete Wunder zu thun, gesetzt auch, wir wären selbst Zeugen der darauf wirklich erfolgten und sel-

nem Gebete entsprechenden Begebenheiten, so dürfen wir uns dennoch dadurch nicht verführen lassen, ihm wirkliche Wundergaben zuzuschreiben. Denn viele Krankheiten und Gebrechen wurden, wie den Aerzten aus unzähligen Beispielen bekant ist, blos durch eine heftig erregte Einbildungskraft geheilt. Daher nichts verwunderswürdiges darin liegt, wenn ein Mann viele Krankheiten durch Amulete, durch gewisse Formeln, durch Auflegung der Hände u. s. w. zu vertreiben scheint. Oft wissen listige Betrüger den Zufall und die Umstände zu nutzen, tausendmal auf solche Weise betrogen, lassen sich die Menschen doch immer von neuem betrügen. Wenn das Wetter, die Winde, der Ungestüm der Wellen, auf das Wort eines Menschen einmal, oder einige mal zu gehorchen scheinen, so ist dieses nicht gleich für die Ursache von jenem zu halten, sondern man muß untersuchen, ob dasselbe oft und immer zutreffe, denn so bald der Ausgang nur einmal nicht zutrift, so war jenes offenbar nur Zufall, ein Glück. Und wie viele Ursachen giebt es nicht, welche uns mißtrauisch, selbst gegen unsere eigene Sinne machen, und uns zurück halten müssen, bei uns unerklärbaren Erscheinungen sogleich Wunder! zu rufen.

Sehr gut bestreitet schon Ennius die Magiker mit der Erfahrung, daß diejenigen, welche andern Reichthümer und alle Herrlichkeiten versprechen, selbst in Dürftigkeit und Hunger lebten. In der That lehrt dieses die Geschichte aller Zeiten. Staunt man auch bisweilen darüber, woher mancher z. B. Cagliostro, das Geld zu seinem Aufwand und zu so vielen Wohlthaten hernimt, so finden sich bei genauer Untersuchung am Ende ganz natürliche Quellen.

Plotin bauet seine Beweise für die Magie auf eine ohne Grund angenommene Weltseele, auf daraus fließende Sympathien und Antipathien der Dinge, und auf die unerwiesene Voraussetzung, daß wir Menschen jemals im Stande seyn könten, den Zusammenhang und die Harmo-

nie des Weltalls zu übersehen. Seine Vertheidigung der Theosophie insbesondere gründet sich auf die Emanation, nach welcher Gott in allen Dingen, etwa so wie die Kraft der Sonne in allen ihren Stralen gegenwärtig ist, oder, so wie die Stimme eines Lehrenden sich vielen tausend Ohren mittheilt, und doch überall nur dieselbe Stimme eines einzigen Lehrenden bleibt. Eine Lehre, die zu offenbaren Ungereimtheiten und der Gottheit unwürdigen Vorstellungen führt. Die Extase sagt Plotin, erhebt zu Gott, man wird einen Glanz, ein Licht gewahr: man fühlt eine Ruhe, eine Seligkeit, die über alles geht. Allein, was beweisen diese Dinge für den Hauptsatz? Ein Licht sehen auch diejenigen, welche aufgehangen werden, ein Licht sehen auch oft die Trunkenen, denen das Geblüt nach dem Kopfe steigt, eine ungemeine Seligkeit fühlen oft diejenigen, welche viel Opium zu sich genommen haben, oder wahnsinnig sind, bisweilen auch die Träumenden.

Aber sagt man, in jener Extase gelangen wir zum Anschauen und zur richtigen Einsicht in die wahre Natur der Dinge. Giebt etwa die Grille der Emanation, auf welche alles gebauet ist, einen Beweis davon ab? oder die verworrene, dunkle, verstandlose Art zu reden, und zu schreiben, welche solchen Menschen gewöhnlich ist?

Noch weit vernunftwidriger, als Plotin, gehen die Kabbalisten zu Werke. Diese denken nicht einmal an Beweise, es müßte denn dieses ein Beweis seyn sollen, daß sie sich den Schein geben, als ob sie alles aus der heiligen Schrift geschöpft hätten, welche sie auf eine jämmerliche Art durch Versetzung der Buchstaben eines Worts, oder durch eine willkührliche Verbindung mehrerer, so lange drehen, und wenden, bis der Sinn, welchen sie haben wollen, zum Vorschein kommt. Uebrigens beruht ihr System, wie bei dem Plotin, auf der Emanation; nur, daß sie noch ungleich mehrere ungereimte Hypothesen hinzusetzen.

Porphyr führt gegen die Magie so viele Schwierigkeiten an, daß er sie in einem günstigern Zeitalter vermuthlich ganz aufgegeben haben würde, statt daß er am Ende doch wieder darauf verfälle, sogar eine von Gott selbst angegebene Anweisung zur Magie zu behaupten.

Die Neuplatoniker hatten keinen göttlichen Ursprung derselben behauptet, aber wohl gaben ihn die Kabbalisten und einige neuere Theologen vor.

Auch Jamblich ging von dem Emanationssyst m aus, und behauptete diesem zufolge, Gott sey auf das innigste mit unserer Seele vereinigt, und seine Erkenntniß sey uns also angebohren. Er könne aber nicht durch Schlüsse, sondern durch bloße Anschauung von uns erkannt werden, und eben dieses gelte von den reinen Geistern und Seelen; denn die wären in keinen räumlichen Verhältnissen von einander entfernt; befänden sich daher alle in Gott, in welchem wir dieselben also auch anschaueten. Es stünde folglich gar nicht bei uns, Gott zu leugnen, wir müßten ihn nothwendig annehmen. Jamblich breitet sich hierauf in sehr spitzfindige Unterschidungen der geistigen Wesen aus, die einen Widerspruch über den andern enthalten. Eben dieses gilt von seinen übrigen Meinungen von der Allgegenwart Gottes, von der Art, wie man durch Theurgie zum Anschauen Gottes gelangen, von der Astrologie, von der Wahrsagerei, von der Extase, von den Wunderkräften gewisser Wörter und Formeln, u. s. w.

Es sind drei magische Bücher vorhanden, welche dem Salomo zugeschrieben werden, ob sie gleich gewiß nicht von ihm herrühren. In allen wird der christlichen Religion Erwähnung gethan, alle gründen sich auf astrologischen Aberglauben, sind voll von Dämonen, durch deren Beistand sie Wunderdinge versprechen, die genaueste Kentniß der verborgensten Dinge, die Kentniß aller Künste und Wissenschaften, die Verwandlung der Metalle, die

Vorhersehung der Zukunft, und alles, was nur unter den Menschen für wichtig gehalten wird.

Die Sprache ist voll von abentheuerlichen Wörtern, Namen, und den sinnlosesten Erdichtungen.

Manche haben die Magie mit der Uebereinstimmung aller Völker vertheidigen wollen; allein, da das menschliche Geschlecht zu gewissen Zeiten nothwendig in Irrthümern stecken muß, bis es sich aus denselben herausarbeitet, eben so wie der Knabe und Jüngling erst nach mancherlei Irrthümern zur Einsicht in die Wahrheit gelangen kann, so beweiset dieser Grund gar nichts.

Eben so wenig beweisende Kraft haben die Bekenntnisse der Hexen, die freiwillig von ihnen abgelegt worden sind, denn was die vor Gericht gethanen Bekenntnisse anlangt, so ist schon längst angemerkt worden, daß die Richter und Inquisitoren durch Geiz verleitet, gegen die Hexen wütheten, um sie um ihre Gelder zu bringen. Die ganze Verfahrungsart war äußerst ungerecht. Den leichtgläubigsten Anklägern wurde geglaubt, alle Wiederlegungen der Beklagten halfen nichts, sie wurden so lange gemartert, bis sie unter der Marter aussagten, was die Richter wollten. Eben so wenig kann das Zeugniß der Ankläger und der Zeugen hier etwas beweisen. Viele klagten aus Haß, Neid, Habsucht, Unschuldige an; andere fürchteten sich vor den Bezauberungen, und erfuhren vor lauter Einbildungen endlich die befürchten Uebel. Endlich pflegten auch viele Unglücksfälle, Krankheiten, Uebel, welche nur durch Zufall entstanden, besonders, wenn sie etwas Wunderbares an sich hatten, ohne weitere Umschweife Hexen zugeschrieben zu werden, und nun fand man ohne viele Mühe eine Person, auf welche man diesen Verdacht warf. Was aber die freiwillig abgelegten Bekenntnisse der Hexen betrift, so entsprangen diese bald aus einer verderbten Einbildungskraft, durch welche sie würklich Hexen zu seyn glaubten, zumal da sie sich betäubender Getränke

tränke bedienten. Andere suchten auch wohl eine Art Vorzug oder Ruhm darin, Hexen zu seyn, und solches andere glauben zu machen.

Der stärkste Beweisgrund, der für die Magie vorgebracht worden ist, und selbst heut zu Tage am meisten auf die Gemüther wirkt, ist der, der aus der heiligen Schrift genommen wird. Außer der Erzählung des Moses von der Magie der Aegypter, beruft man sich auf die Hexe zu Endor, und auf die göttlichen Gesetze wider alle Arten von Magie. Andere fügen noch die Stellen der heiligen Schrift hinzu, wo von Geistern, Engeln, Teufeln, die Rede ist, und schließen, daß, da sich diese alle von einem Orte zum andern bewegen können, sie auch Körper in Bewegung zu setzen vermögend wären.

Hier muß man vor allen Dingen bemerken, daß man das Ansehen der heiligen Schrift mit großer Vorsicht und Mäßigung anführen müsse. Die heilige Schrift giebt uns nicht eine Regel für alle Künste, eine Quelle aller Wissenschaften ab. Sie bedienet sich einer einfältigen, und dem rohen Alterthum, den noch ungeläuterten Begriffen der Menschen angemessenen Sprache, so, daß sich oft weiter nichts daraus schliessen läßt, als daß zu der Zeit, da diese Bücher geschrieben wurden, diese oder jene Meinung unter dem Volke herrschte. Es gilt also hier der Satz, den selbst manche Kirchenväter eingestehen: zuförderst müssen wir untersuchen, was eine beständige Erfahrung und die Vernunft uns von den Dingen lehren, und daraus müssen wir den Sinn der heiligen Schriften, da, wo er zweifelhaft ist, bestimmen. Da nun die magischen Künste, oder, daß Dämonen und Engel den Menschen in Ausübung von Wundern, beistehen, weder aus der Erfahrung, noch aus Vernunftgründen erwiesen werden können; so kann auch das Ansehen der heiligen Schrift auf diesen Fall nicht angewendet werden.

Moses sprach nur nach seiner Meinung, und aus dieser ist nicht auf die Realität der magischen Künste zu schliessen. Die Gesetze gegen den magischen Aberglauben, wurden aber nur in der Absicht gegeben, damit die Juden nicht eiteln Künsten nachhängen sollten, welche leicht zum Götzendienst verleiten könten, sie sollten jenem magischen Aberglauben keinen Raum bei sich vergönnen.

Man beruft sich ferner auf die Besessenen, die in der Bibel vorkommen, und schließt daraus, daß Krankheiten wirklich von bösen Geistern herrühren können. Daß diese aber oft von Zauberern in den Körper eines Menschen gebannet, und dadurch ganz besondere Krankheiten erregt worden sind, das beweiset man aus den ganz ausserordentlichen Zufällen mancher Krankheiten, z. B. wenn Frösche, Schlangen, Stecknadeln u. s. w. aus dem Körper des Kranken herausgehen, wenn sie durch convulsivische Zufälle ausserordentlich und in die Höhe geworfen werden ꝛc. Verständige Aerzte, welche dergleichen Fälle mit der möglichsten Sorgfalt untersuchten, fanden am Ende immer, daß dergleichen sogenannte Besessene, entweder melancholisch, oder außerordentlichen Convulsionen unterworfen waren, oder endlich, und dieser Fall komt am häufigsten vor, mit Fleiß Betrügereien spielten.

Auch dieses ist hierbei nicht zu vergessen, daß die Erzählungen von jenen Zufällen gemeiniglich sehr übertrieben worden.

Die ganze Magie entstand ursprünglich aus der Unwissenheit roher Menschen in natürlichen Dingen; dann wurde sie von einer solchen Art Menschen getrieben, welche Schamanen, Zauberer, Schwarzkünstler heissen, besonders auch von alten Weibern; in der Folge nahmen sie auch Priester und andere Personen in Schutz. Von nun an wurde sie in die gemeine und philosophisch mystische unterschieden, bekam einen andern Schwung, und wurde bei diesen Theurgie und Theoso-

phie. Je aufgeklärter daher ein Zeitalter wird, deſto mehr verſchwinden die magiſchen Poſſen, ſtatt daß andere Wiſſenſchaften mit dem Fortgange der Zeit immer mehr an Ausbildung gewinnen. Die Geſchichte der Magie lehrt ferner, daß die magiſchen Gebräuche und Ceremonien zu andern Zeiten immer anders, und beſonders nach der jedesmaligen Religion eines Volks, eingerichtet geweſen ſind; andere Gebräuche, Formeln, Gebete, Kräuter, Werkzeuge u. ſ. f. bei den Aegyptern, andere bei den Chaldäern und Perſern, andere bei den Griechen, andere endlich bei den Chriſten.

Die Geſchichte der Magie lehrt, daß die Menſchen, um die Gewalt Wunder zu thun zu erlangen, bald Kräuter, bald Steine, bald Metalle, bald Theile thieriſcher Körper, bald Todtenknochen, bald Eingeweide lebendig zerfleiſchter Menſchen ꝛc. gebraucht, und immer in einem andern Mittel das geſucht haben, was ſie in den vorhergehenden Mitteln nicht gefunden hatten. Beweis genug, daß die Zauberkünſte nicht auf alten feſten Ueberlieferungen, oder wohl gar auf göttlichen Offenbarungen beruhen können. Wollte man einwenden, daß die wahre Magie nur durch mancherlei Meinungen entſtellt worden wäre, nun ſo gebe man das Kriterium an, woran die ächte Magie von der unächten unterſchieden werden kann. Aber ein ſolches giebt es durchaus nicht. Vielmehr ſind bisher alle vorgegebenen Zaubereien, ſo bald ſie von erfahrnen und unbefangenen Männern unterſucht wurden, als Betrügereien oder Täuſchungen befunden worden. Nirgends hat man auch nur durch ein einziges Zeugniß, welches die Prüfung aushielt, erweiſen können, daß durch die Magie jemals wirklich etwas bewirkt worden ſey.

Daher auch z. B. in der Medicin alle magiſche Mittel, deren Anzahl ſonſt unendlich war, von den größten und vortreflichſten Aerzten verachtet werden.

Was insbesondere die Theosophen anlangt, hat keiner derselben die Philosophie mit irgend einer merkwürdigen Erfindung bereichert, aber wohl durch seine Grillen und barbarische Sprache verdorben, und die Köpfe verrückt. Zwar rühmen sie von ihrer Kunst, daß sie allein die Menschen recht fromm, von Leidenschaften frei und Gott ähnlich mache. Allein, genau betrachtet, führt ihr inneres Licht nur zur Unwissenheit und Trägheit. Künste und Wissenschaften wurden nur immer durch ein eifriges Studium der Menschen, aber nie durch die Erleuchtungen der Theosophen befördert.

Wie schlimm wäre doch der Mensch in allen Rücksichten daran, wenn er bei allen seinen Projekten, Unternehmungen, Arbeiten, beständig in Furcht stehen müßte, daß selbst seine besten und klügsten Anstalten durch irgend einen übelgesinnten Zauberer fruchtlos gemacht werden könnten.

Würde ferner nicht alle Gewißheit der Sinne aufgehoben, und das ganze menschliche Geschlecht in die äuserste Verwirrung gesetzt, wenn es bloß in der Gewalt der Zauberer stünde, durch beständige Affungen zu täuschen? Könnte nicht der Verbrecher die Schuld seines Verbrechens auf eine Bezauberung, auf eine Besitzung von einem bösen Geist schieben?

Durch Annahme der Magie wird ferner alle Ordnung, aller Lauf der Natur gehoben, den doch die Weisesten aller Nationen als die Gott anständigste Einrichtung der Welt annehmen zu müssen geglaubt haben. Und in der That, entweder hat alles, was in der Welt geschieht, seine natürlichen Ursachen, oder nur manches, oder nichts. Ist das erste, so wird alle Magie ein Unding; ist das zweite, so, daß manche Dinge aus physischen Ursachen anderer von Gott, von Dämonen und Engeln gewürkt werden, so wird die ganze Weltordnung gestöhrt, und die Welt gleicht dann einer Uhr, welche auf der einen Seite

von der Feder, auf der andern von menschlichen Händen, bald da, bald dorthin getrieben wird, so, daß sie endlich durch so viele einander entgegengesetzte Bewegungen verdorben und vernichtet wird. Die äuserste Verwirrung müßte demnach die Folge davon seyn. Ist das dritte, so hören alle Wirkungen der Dinge auf einmal auf, Gott allein wirkt alles in allem, eine Hypothese, die nichts für sich hat, und nach welcher Gott sich durch die Zauberer oft selbst hervorzaubert, und beständig mit sich selbst in mannigfaltigen Kriegen verwickelt seyn müßte. Ueberdies hat man ja, wie schon bemerkt worden, ganz offenbar Zeichen des Betruges bei magischen Operationen entdecket. Die Magiker wählen zu ihren Unternehmungen die Nacht, diese Mutter aller Täuschungen und Träume, sie lassen die Geister bei angezündeten Kerzen erscheinen, weil die Betrügereien durch den Schatten und das ungewisse Licht desto leichter verdeckt werden; sie suchen durch die gräßlichsten Verschwörungsformeln, und auf alle Arten, den Zuschauern das größte Schrecken einzuflößen; der Zuschauer darf nichts untersuchen, nicht fragen, darf keinen Laut von sich geben, sich nicht rühren, oft so gar wird er durch betäubende Getränke, oder betäubendes Räucherwerk in eine Art von Berauschung gesetzt; und was das Meiste sagen will, kein freidenkender Gelehrter und unbefangener Kunstverständiger, nur leichtgläubige, werden zugelassen.

Vom Teufel.

Daß man in neuern Zeiten keineswegs aufgehört hat, Teufelserscheinungen und Einwirkungen als möglich unwirklich zu glauben, davon hat man leider zu viel Beweise, und die folgende Geschichte ist dazu ein Beleg.

In Melchendorf, einem Erfurtisch katholischen Pfarrdorf, eine Stunde vor der Stadt, kam eine Frau ins

Kindbette. Einige Tage nach ihrer Niederkunft hört man des Abends in der berufenen Mitternachtsstunde die Kuh im Stalle blöcken, und der Mann will hin, um zu sehen, ob sich etwa der Ochse losgerissen habe? denn die Kuh pflegte gemeiniglich zu schreien, wenn dieß geschah. „Was? sagt die Frau, welche sichs auch hatte in den Kopf setzen lassen, daß der Teufel bei Kindbetterinnen gern sein loses Spiel treibe — du willst zwischen 11 und 12 Uhr in den Stall gehen? könnten wir nicht das größte Unglück haben. Wer weiß, ob nicht der böse Feind die Kuh blöcken macht, um dich zu überfallen, wenn du hinauskommst; und mich könnte der Kobold bebüstern und mir einen Krüppel für mein gesundes und gerades Kind hinlegen, wie es solche Exempel giebt.“ Der Mann, der sonst eben nicht furchtsam war, gab den anhaltenden Bitten seiner Frau nach, und als er des Morgens 5. Uhr in den Stall kam, war sein Ochse, der ihn und seine Familie ernähren half, nicht etwa vom Bösen gehohlt, sondern von einem Diebe weggetrieben worden. Der Mann berichtete das Unglück mit der größten Bestürzung seiner Frau. Das hätte er aber doch nicht thun, sondern vielmehr die geschwächte Kranke schonen, und weil das Unglück einmal geschehen war, es ihr glimpflich nach und nach beibringen sollen; denn diese wurde todtkrank vor Schrecken. Die Leute hatten viele Kinder, und wie leicht wäre es gewesen, daß diese ihre Mutter verlohren hätten.

In einigen Gegenden stehen viele Leute in der Meinung, der Teufel komme mit einem blauen Mantel umkleidet, in die Häuser armer Leute, und biete ihnen Geld an, oder verspreche, sie mit allen zu versorgen, was sie nöthig hätten; aber unter der Bedingung, daß sie sich mit ihrem Blute in ein bei sich habendes Buch schreiben sollten; und wenn sie sich nicht dazu verstehen wollten, verschwinde er, und lasse einen häßlichen Gestank hinter sich. Deswegen nennt man den Teufel auch den Blaumantel,

wie man ihn anderswo Rothrock oder Pferdefuß nennt. Man erzählt, daß Blaumantel in den theuren Jahren 1770—72. in jenem Geschäft sich oft habe sehen lassen. Wenn jemand in eine hitzige Krankheit fällt und phantasirt, so meint man, es sey eine Einwirkung des Teufels, oder doch, ein böser Mensch habe es ihm angethan, von welcher Krankheit er nicht anders geheilt werden könne, als wenn Messe über ihn gelesen, oder ein Seegen über ihn gesprochen werde. Aber der, so dieß verrichten welle, müsse ohne Sünde noch so seyn, wie er von Mutterleibe gekommen; sonst habe es keine Wirkung. — Mit Erstaunen und Betrübnis gegen die getäuschten, die sich so verkehrte Vorstellungen von der alles beglückenden Religion JEsu machen, sahe man in Günzburg, in Schwaben, noch im Jahre 1785. daß die Kapuciner am h. Dreikönigs Vorabend mit einem Rauchfaß in die Häuser vieler wohlhabenden Bürger gingen, wo sie von allerlei geweiht seyn sollenden Kräuterwerk in den Zimmern, besonders in dem Keller, einen dicken Rauch machten, um den Teufel mit seinem ganzen Anhang für dieses Jahr daraus zu verbannen. Hätten sie nur einem einzigen armen Bürger, die des Seegens am meisten bedürfen, diese Gefälligkeit auch erwiesen; aber so leuchtete ihre Absicht, was sie in dem Dampfe eigentlich ertappen wollten, zu deutlich in die Augen. Manche Hausväter lassen bei dieser Gelegenheit ihre Wohnungen blos deswegen mit Kapucinerrauch anfüllen, damit sie nicht in dem Ruf kommen, als fehlte es ihnen an Frömmigkeit, obgleich oft die ganze Familie die Sache als eine Posse ansieht. Zwei solcher Teufelsräucherer saßen mit einem Hauswirth bei einer Flasche Wein, der mit ihnen über die Wunderkraft des Dreikönigswassers und Rauchs sprach, indeß seine Töchter mit dem Rauchfaß im Hause herumschwärmten, und besonders ihre Schlafzimmer und Betten wacker durchräucherten.

Noch in der Mitte des Jahres 1784. begab sich in Mannheim folgendes. Eine mit hysterischen Zufällen behaftetes Weib bildete sich im Ernst ein, sie sey vom Teufel besessen, und wendete sich daher an den Stadtdechant, mit der Bitte, daß er den schlimmen Gast von ihr austreiben möge. Dieser schickte sie zum Arzt damit er die Art ihres Uebels untersuchen, und ihr dienliche Arzneien verordnen mögte. Die Patientin aber blieb bei ihrer Meinung, wollte sich nicht helfen lassen, und wurde von andern darin bestärkt. Ein Kapuziner und ein Exjesuit hielten den hysterischen Husten der Kranken für das Bellen eines Hundes, und fingen daher an, durch Gebrauch, oder vielmehr Misbrauch des heiligen Nahmens Gottes die unsichtbaren, bösen Geister bezwingen, und aus der Kranken austreiben zu wollen. Jener Arzt aber veranlaßte, daß die Person ins Spital gebracht wurde, wo sie denn auch durch dienliche Arzneimittel geheilt worden ist. — Im August 1783. bekam eine Metzgersfrau in Günsburg, einer kleinen Stadt in der Markgrafschaft Burgau, in Schwäbisch Oestreich, einige Tage nach ihrer Niederkunft so heftige Mutterschmerzen, daß sie darüber in eine Art von Raserei fiel. Sie schlug nach jedem, der sich ihr nahte, und raufte sogar einem Kapuciner eine Hand voll Haare aus seinem Barte. Dieser erkannte sogleich aus der Lüsternheit nach seinem Bart, daß es nicht Mutterwehen, sondern ein böser Geist sey, der in ihr wüthe. In Zeit von einer Stunde war das Gerücht durchs ganze Städtchen verbreitet, welches der Stadtdechant selbst bestätigte. Der Arzt durfte aus gewissen Ursachen nicht widersprechen, und entfernte sich von der Patientin. Ein Kapuciner, der in dem Ruf eines grossen Geisterzwingers stand, wurde herbeigerufen. Auf Befehl der Hochwürdigen mußten die Betten, worauf die Kranke lag, aufgeschnitten und die Federn untersucht werden, ob keine Haare oder Zwirn, oder sonst etwas einer Hexerei ähnliches darin verborgen

ſey. Der brave Metzger hatte bei ſeiner Hochzeit ſein Ehebett nicht, wie es jene Herrn Geiſtlichen als ein verjährtes Recht fodern, einſegnen laſſen. Dafür mußte er es ſich nun gefallen laſſen, daß ihm daſſelbe verdorben, und ſeiner Frau Schuld gegeben wurde, ſie habe den Schwarzen. Denn wenn in jener Gegend eine Hochzeit gehalten wird, ſo kommen am Abend des Beilagers zwei Kapuciner, und ſegnen das Ehebette ein, indem ſie Stükchen Wachs in den Ecken der Bettſtatt anbringen. Nachdem der Kapuciner die arme Kranke lange geplagt und noch kränker gemacht hatte, hieß es: es ſey dieß ein Teufel von der erſten Klaſſe, dem nur der Pater Ullrich zu Elchingen, einer Benedictiner-Abtei zwiſchen Günzburg und Ulm, gewachſen ſey. Dieſer hatte ſeine eigene vom übrigen Abteigebäude abgeſonderte Wohnung. Nebſt allem zu ſeinem Heilweſen gehörigen Werkzeugen, hatte er eine Weibsperſon bei ſich, die jedesmal die größte Plauderache in dem ganzen Lande ſeyn, aber dabei im Rufe der Frömmigkeit ſtehen mußte. Dieſe verkaufte nach Anordnung ihres Principals dem leichtgläubigen Volke Oel und Kräuter als hochgeweiht. Sie führte jedesmal den Nahmen ihres Principals, ſo wie denn dieſe Ullrichs-Bärbel hieß. Dahin nun wurde die kranke Metzgerfrau gebracht, und nach einem vier und zwanzig ſtündigen Aufenthalt und bezahlter Gebühr kam ſie, wie leicht zu erachten, kränker zurück. Jene Abtei ſteht ſeit beinahe 70 Jahren in dem Ruf, die größten Teufelsbanner in ganz Schwaben zu beſitzen. Der Prälat ſorgt dafür, daß immer einer zur Nachfolge in dieſer Kunſt, das Volk zu täuſchen, unterrichtet wird, und jedesmal wird der liſtigſte, und der den größten Zulauf im Beichten hat, dazu auserſehen. Aus ganz Schwaben ziehen Menſchen aus allen Ständen dahin, und es vergeht faſt kein Tag im Jahr, wo nicht ein Menſch oder ein Stück Vieh zum wunderthätigen Heilen gebracht wird, welches Gewerbe dem Prälaten jährlich

über 1000 Thaler einbringen soll. — Der Mann jener unglücklichen Frau wagte es endlich auf Anrathen eines Vernünftigen, einem Wundarzt aus der Nachbarschaft herbeizuholen. Dieser versicherte aber beim ersten Anblick der Patientin, daß es bereits zu spät sey. „Die Pfaffen haben ihn um sein Weib und Kind gebracht" sagte er; und der Mann wiederhohlte es. Frau und Kind starben kurz hernach. Zu einem Reisenden sagte der Wittwer der gepferten Frau: „Ja, sie sind hin, mein Weib und mein Kind; aber ich wollte sie gern verschmerzen, wenn nur Gott wollte, daß sie die letzten Schlachtopfer eines Aberglaubens gewesen, der — Hier konnte er vor Schmerz und Thränen nicht weiter reden. Nach des Pater Ulrichs Tod stellte jedoch der Abt Robertus den Unfug ein; die Bärbel war darüber untröstlich. —

Wer mit dem Teufel einen Bund hat, und will ihn darum betrügen, der muß sich sieben Jahr nicht waschen und nicht kämmen: oder man verlange vom Teufel, er solle ein Bäumchen wachsen lassen; das kann er nicht, und so ist man los. Dieser von dem dunkelsten Aberglauben ausgedachte Rath beweist freilich, daß der Bund mit dem Teufel selbst von denen, die an solche Gaukeleien glaubten, für etwas gar böses gehalten worden sey: hätte aber eben darum als ein entfernter Beweis gelten können, daß so etwas nicht statt habe. Lange sind jedoch die Menschen bei dieser Meinung geblieben, und man hat sie aus Gründen, die freilich schlecht genug ausgedacht waren, dabei gelassen.

Selbst dann, wenn aus den Vorspiegelungen von den Einwirkungen des Teufels etwas gutes entstehen könnte, sollte man sich derselben nicht bedienen, sondern auf richtigem Wege seine Absicht zu erreichen suchen. Wenn man z. B. zu Kindern sagt: seht des Abends nicht in den Spiegel, der Schwarze guckt euch über die Schulter, so ist dieß zwar ein Mittel mehr, sie vor Eitelkeit zu bewah-

ten; aber es wird dadurch auch vor etwas, das doch nie geschieht, Furcht eingeprägt, und ist schändlicher und schädlicher Betrug. Dennoch verfolgt man die, welche dagegen eifern, oft mit Wuth. Am 21sten Sonntage nach Trinitatis 1785 stellte der Prediger C. G. Stork an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin, nach Anleitung der Sonntags-pistel vor: die sanften Rüstungen des Christen wider Versuchungen und Feinde — und behauptete unter andern, daß in seinem Text nicht von dem leidigen Teufel die Rede sey; ob er seines Theils gleich das Daseyn des Bösen — Gott sey bei uns! gar nicht im geringsten zu läugnen gemeint sey. Dieses setzte der vorsichtige Mann ausdrücklich hinzu; aber gleichwol verfaßte die Dreifaltigkeitsgemeinde deshalb eine schriftliche bittre Anklage wider ihn, worin es unter andern heißt: „Es ist die größte Unbarmherzigkeit, wenn ein Lehrer auftrit, und die traurige Wahrheit läugnet, daß ein Teufel ist. Wenn kein Teufel wäre, so nützte uns auch Jesus nicht.

Welch eine Lästerung, und welch ein grober Undank gegen den Stifter der christlichen Religion, lag in dieser Behauptung; denn seine herrliche Tugendlehre hat gewiß schon Millionen Menschen beglückt, und ihnen die Hoffnung eines bessern Lebens geschenkt, die aber gar wohl ohne den Teufel bestehen kann. Stork ließ seine Predigt drucken, um zu zeigen, daß er sich der ihm beigelegten Unbarmherzigkeit nicht schuldig gemacht habe, und war so barmherzig, sie zum Besten der Armen zu verkaufen, denen er dafür Holz anschaffen wollte, damit sie im Winter nicht zu sehr frieren sollten. Die Predigt mag von dem aufgeklärten Theil der Einwohner Berlins frisch weggekauft worden seyn, um dem Bösen einen Streich zu spielen, der seine Freude daran haben soll, wenn die armen Menschen frieren müssen. — Fast so ging es dem Prediger Sigfried Wiser an der Josephstädter Pfarrkirche in Wien, welcher am 1sten Fasten-Sonntage 1786. über

die Versuchung Christi predigte, und dem Teufel nicht nur den Schwanz, die Bocksfüße und die Hörner absprach; sondern die Versuchung blos für eine innerliche Lust und Reizung zur Sünde erklärte, ohne daß ein böser Geist in Person dazu gekommen wäre. Das Consistorium fand dieses übel, und es entstand ein allgemeines Geschrei in der Stadt darüber. Das Geschrei kam bis an den Hof, und der einsichtsvolle Kaiser Joseph II. soll im Scherz gesagt haben: „der Prediger hat den Teufel zu stark in den Schwanz gezwickt, darum schreit er so." Wiser mußte nun seine Predigt zum Durchsehen einschicken; man suchte Anstößigkeiten darin, und fand nichts von Wichtigkeit. Er wurde verhört: aber da stand er ruhig und lächelnd, und bat nur um Ueberzeugung und Unterricht. Bald sagte man, er habe wider die Meinung der katholischen Kirche, bald, er habe lutherisch gepredigt; kurz, man untersagte ihm das Predigen. Der h. Ostertag war der erste, an welchem Wiser nicht auf die Kanzel stieg. Als nun ein andrer auftrat, entstand ein lautes Gemurre, und der größte Theil der Zuhörer ging zur Kirche hinaus. Man war äusserst aufgebracht und verschwur sich, alles zu unternehmen, um den rechtschaffenen Wahrheitsprediger wieder zu erhalten. So nennte ihn auch der Sprecher der Deputation, welche deshalb zum Kaiser ging. Dieser bediente sich unter andern der Ausdrücke: „Nun erst sind wir Menschen, gute Hausväter, folgsame Unterthanen und ächte Christen. Geben Ew. Majestät uns nur noch ein paar solche Prediger, und Sie können ohne weiters alle Policei- und Sicherheitswachen im Lande abschaffen. — Am Ende wußten seine Kläger nichts, als: er habe anstößig gepredigt, und — er habe wider den Sinn der Kirche gepredigt — bis die theologische Facultät urtheilte: „es sey in der Predigt nichts wider die Meinung der Kirche" — da Wiser denn förmlich wieder in das Predigtamt eingesetzt wurde. — Die Mei-

nung, daß der Teufel in allerlei Gestalten umhergehe, verbreitet oft Schrecken und Angst. — In dem Winter 1786. wo tiefer Schnee die Fluren deckte, ging der Feldprediger eines in Berlin in Besatzung liegenden Regiments, in der Heide vor dem Teltoerthore spatziren, und hatte zum Schutz gegen die kalte Witterung, einen Mantel über seine Ministerialkleidung mitgenommen. In der Heide begegnet er einer armen Soldatenfrau mit dem Ausdruck des Grams und Kummer im Gesicht, die mit einem Bund Strauchholz nach der Stadt geht. Er läßt sich mit ihr in eine Unterredung ein, und auf die Frage: ob sie auch wol zuweilen zum Abendmal gehe, um das Andenken des Todes JEsu zu feiern? antwortet sie: sie sey gegangen und auch nicht gegangen, und dieß sey daher gekommen. Sie hätte zum h. Abendmal gehen wollen, wäre also den Tag vorher zur Beichte gegangen, aber gleich darauf so krank geworden, daß es ihr nicht möglich gewesen. Was ihre Noth noch vergrösserte, sey, daß ihrem Manne verschiedene Wunden, die er aus dem Bayerschen Erbfolge-Kriege mitgebracht, aufgebrochen, woraus viel Unrath, Haare u. s. w. gekommen. Sie könnten nicht anders glauben, als es müsse ihnen von bösen Menschen etwas seyn angethan worden — sie müßten behext worden seyn. Der Feldprediger suchte ihr diesem schädlichen Aberglauben auszureden, gab ihr — um ihr Elend einigermaßen zu mildern — eine Hand voll Geld, so viel er in seiner Tasche fassen konnte, und ging, ohne ihren Dank abzuwarten, ins Gebüsch zurück, aus dem sie beide eben gekommen waren. Die arme Frau, die ihn, wegen ihrer schweren Bürde, welche den Kopf niederbeugte, wol nicht recht angesehen haben mogte, erschrickt über die Hand voll Geld — sie hat wol nie so viel auf einmal gehabt — sie weiß nicht, von wem es komt — der Geber ist verschwunden — Hexerei hat sie im Kopfe — fast natürlich war also der Gedanke: der Teufel habe es ihr gegeben, um sie

in Versuchung zu führen. Sie kommt bestürzt nach Hause, und erzählt ihren Freunden und Nachbarinnen: der Teufel sey ihr erschienen und habe ihr eine Hand voll Geld gegeben. Der Feldprediger — zufrieden, die Noth dieser armen Frau gemildert zu haben, ahndet nichts davon, erfährts aber hernach auf folgende sonderbare Art. Der Inspector und Prediger an der Nicolaikirche in Berlin, der sichs zur Pflicht gemacht hatte, in seinen Vorbereitungsstunden den Kindern jede Art des Aberglaubens auszureden, und besonders die Meinung von dem grossen Einfluß des Teufels zu zernichten, lehrte auch jetzt, man müsse dergleichen seltsame Meinungen fahren lassen; denn Christus der Sohn Gottes sey in die Welt gekommen, die Werke des Teufels zu zerstören. Der Teufel könne also keinem Menschen erscheinen und Geld oder sonst was geben. „Ja, Herr, fängt eins von den Kindern an — vor einigen Tagen ist er wirklich einer Soldatenfrau erschienen, und hat ihr eine große Hand voll Geld gegeben." Dieß ist ihm ein Räthsel, und er glaubt: die Frau sey entweder betrogen, oder sie wolle betrügen. Der Feldprediger kommt aber von ohngefähr zu ihm, und giebt ihm Aufschluß über die Geschichte.

Von Gespenstern.

Wenn man Gespenster sieht, so soll man die Schuhe umziehen, damit sie keinen Theil haben, nicht irre führen, oder überhaupt schaden. In Zöblitz, einem Städtchen im Erzgebürge, hatte auf dem Grabe des 1784. verstorbenen Kappellan Philippi kein Schnee gelegen, da doch der ganze Kirchhof damit bedeckt gewesen, welches man denn für eine Bestätigung des Gerüchts hielt, daß er spüken gehe. Ein Verständiger aber, der an Ort und Stelle selbst untersuchte, fand davon bald die Ursach. Er fand nemlich den Grabhügel ziemlich hoch, und auf einer erha-

denen Stelle des Kirchhofs liegen, so daß er über die Mauren desselben hervorragte. Da er nun in der letzten Hälfte des Winters aufgeworfen worden, da fast beständig Wind war, so urtheilte er richtig, daß natürlicher Weise kein Schnee auf demselben habe liegen bleiben können.

In einer gewissen Thüringischen Stadt glauben die Leute, daß die farbigten Priesterröcke oder Meßgewänder aus dem Grunde nicht abgeschaft werden dürften, weil sonst kein Geistlicher in dasiger Gemeinde im Stande wäre, wegen unmittelbar darauf folgenden Spükereien sein Amt zu verwalten.

Von denen, die eine Uebelthat begangen haben: die nicht an den Tag kommt und nicht bestraft wird, glaubt man: daß sie nach dem Tode mit dem Kopf unterm Arm laufen. Stirbt einer, der jemand betrogen hat, oder der eine Anordnung gemacht, die nach seinem Tode nicht vollzogen worden, so glaubt man, komme er wieder, und lasse den Seinigen nicht eher Ruhe, bis das ungerechte Gut zurückgegeben, oder seine Anordnung vollzogen worden. Aber dann würde ja die Welt voll von Gespenstern seyn müssen, und warum sollten Menschen nicht andrer Ursachen wegen eben so wol wieder erscheinen! — Derjenige, welcher einen falschen Eid schwört, oder seinem Hofe etwas vergiebt, soll wie man glaubt, nach dem Tode spuken gehen. Bei einem Streite zwischen zwei Nachbarn, der über die Frage entstanden war, ob der Grenzstein gewichen sey oder nicht, sprach — als die Sache nun entschieden war — der eine zu dem andern: Setze du den Stein, wie er stehen muß; dieser aber antwortete: setze du ihn. Nein, versetzte darauf der erste, ich will nicht darum spuken gehen; und ich auch nicht, erwiederte der letzte. Endlich baten sie einen dritten, daß er den Stein richten möchte, wie er glaube, daß er stehen müsse. Wenn dieß ein Mittel ist, die Aufmerksamkeit auf das Eigenthum und dessen Recht zu erhalten, so mag man immerhin glau-

ben, daß auch der spuken gehen müsse, der einen Grenzstein verrücke. — Wie oft ist es geschehen, daß man das Daseyn von Gespenstern erdachte, von welchen man sich auch nicht einmal einen Begrif bilden konnte? z. B. Wenn der Wind durch die Ritzen pfeift, so sagen die Leute, es sey der Handlose Mann — ohne sich dabei etwas zu denken, oder denken zu können. Ein Beweis mehr, daß es in der Natur nicht, wol aber in den Köpfen spuken kann. — Wer ein Gespenst sieht, dem werden die Fersen lang: dieß nimmt man im eigentlichen Verstande, ohnerachtet man wol wissen könnte, daß es blos sprichwörtlich gesagt ist.

Man glaubte in den ältern Zeiten nicht allein an Erscheinungen verstorbener Personen, sondern man hielt es auch für möglich, solche Erscheinungen durch Hülfe der Magie bewürken zu können. Dieser Aberglaube und der Hang zum Wunderbaren hat auch bis zu unserm Zeitalter nicht gänzlich aufgehört; selbst in unsern Tagen giebt es Leichtgläubige genug, die diese übernatürliche Zauberei einem Swedenburg und andern mehr beimessen; ja es ist bekannt, daß es sogar Leute gebe, die sich mit Todten und Geisterzitiren beschäftigen. Wer nur irgend einige Kenntniß von der geheimen Naturwissenschaft besitzt, und also von demjenigen, was in der Natur nach ihren Gesetzen und vermöge ihrer innern würkenden Kräfte, möglich ist, sich unterrichtet hat, wird leicht Schatten von Licht, und Betrug von Würklichkeit unterscheiden. Die mehresten Geschichten von erschienenen Verstorbenen beruhen auf Blendwerk oder Betrug; in der gegenwärtigen, welche ich meinen Lesern mittheilen will, findet keines von beiden Statt, sondern blos ein aus abergläubischer Furcht entstandener Irrthum.

Ludwig Sforza, Herzog in Mailand, hatte zu seinem Vergnügen einen grossen Affen, welchen er sehr gut pflegen ließ: die ausgesuchteste Speise ward ihm in Ueberfluß

fluß gereicht, und ein weiches, bequemes Bett stand auf dem Schlosse für ihn bereit. Er verdiente aber auch mit Recht diese besondere Aufmerksamkeit, da er an Gestalt, an Sanftmuth und an Fähigkeit dem Menschen ähnlich war; jedermann bewunderte seine Eigenschaften, die Klugheit, die sich auszeichnende Geschicklichkeit, und den durchdringenden Verstand. Wenn er spazieren gieng, grüßte er die Vorbeigehenden mit vieler Artigkeit, liebkosete sie zuweilen, öfters und gern spielte er mit Kindern; er hatte Erlaubniß überall ungehindert herum zu gehen, nicht nur auf dem Schlosse und in der Stadt, sondern auch in allen adelichen und bürgerlichen Häusern. Von Temperament war er nicht bösartig, beleidigte auch Niemanden, wofern er nicht gereizt wurde, dieserhalb ward er vom Herzoge und von allen Einwohnern der Stadt unter den Günstlingen des Fürsten vorzüglich geschäzt. Ohnweit dem Schlosse wohnte eine reiche bejahrte Witwe, Namens Nonna, welche von diesem Affen öfters Besuche empfieng, und ihn endlich sehr lieb gewann. Ihr ältester Sohn, der sie kindlich ehrte, und zärtlich liebte, merkte ihre Zuneigung zu dem galanten Affen sehr bald, und befahl deswegen allen Domestiken, daß sie ihn, so oft er seine Aufwartung machen würde, gut pflegen und freundlich begegnen sollten, damit seine Mutter dieses Trostes in ihrem grauen Alter nicht möchte beraubt werden. Der Affe setzte seine Besuche täglich fort, und kehrte nie, ohne mit den delikatesten Leckerbissen gesättigt zu sein, wieder heim in sein Bette. Nonna fühlte je länger je mehr die Last ihrer Jahre, ihre Kräfte nahmen nach und nach so sehr ab, daß sie das Bette nicht mehr verlassen konnte, und obgleich ihre gutgeartete Kinder alle nur mögliche Hülfe, um ihre Schwachheit zu unterstützen, herbeischafften, selbst auch der liebe Affe seine Theilnehmung durch öftere Besuche bezeigte und fast nicht mehr von ihrem Bette wich; so mußte sie doch eine Beute des Todes werden.

Der Körper der Erblaßten ward der löblichen Gewohnheit nach säuberlich gewaschen, mit wohlriechenden Oehlen besprengt, und mit neuen Kleidern behängt, der Kopf eben so, wie gewöhnlich im Leben, mit einem reinen Schleier und Binden gezieret. Man machte die nöthigen Anstalten zu einem ihrem Stande gemässen und prächtigen Leichenbegängniß, und Priester und Mönche versammelten sich bereits Schaarenweise, um die ausgeputzten Ueberbleibsel der Nonna zur Gruft zu begleiten. Während aller dieser Beschäftigungen im untern Theil des Hauses, und während der langen feierlichen Prozession schlupfte der Affe heimlich in das Schlafzimmer der Verstorbenen, durchsuchte alle ihre bekannte Kästchen und Schächtelchen, worin gemeiniglich Zuckerwerk, Honig und dergleichen niedliche Speisen für ihn verwahrt wurden, um davon nunmehr als einziger rechtmäßiger Erbe Besitz zu nehmen. Er war glücklich in seinem Nachsuchen, aß aber so viel, daß er auf einmal eine ausserordentliche Müdigkeit empfand, und Lust bekam sich auf das in der Kammer befindliche Ruhebette der Nonna zu werfen; als er sich aber demselben näherte, ward er eines Schleiers, einiger Binden, und noch anderen Kopfputzes gewahr, den die Verstorbene noch zuletzt getragen hatte. Kaum erblickte er diese Sachen, als auf einmal der Einfall bei ihm aufstieg, sich mit diesen Zierrathen auszuschmücken, und alsdann in das Bette zu steigen. Da er öfters zugesehen, wann Nonna diese Sachen anlegte, so wußte er ganz geschickt sich mit den Binden die Stirne zu umwinden, und in dem durchsichtigen Schleier sein behaartes Gesicht einzuhüllen. So bald er mit seiner Toilette fertig war, sprang er ganz manierlich ins Bette, legte seinen Kopf auf das Hauptküssen, deckte sich mit dem Oberbette bis an den Hals zu, und schlief ruhig ein. Nach einiger Zeit wollten die Mägde das Zimmer reinigen, sie erblickten aber gleich beim Eintritt den beschleierten Affenkopf, und in der Meinung, es

liege ihre vor zwei Tagen verstorbene Frau in dem Bette, wurden sie dermassen von Furcht und Schrecken überfallen, daß sie mit dem grösten Geheule die Treppe über Hals und Kopf hinunter stürzten, und allen im Hause befindlichen Leuten die Erscheinung der Verstorbenen als eine zuverlässige Wahrheit kund machten. Noch war alles über diese erschreckliche Begebenheit in der grösten Bewegung, als der älteste Sohn mit seinem Bruder und noch mehreren Blutsverwandten von der Beerdigung zurück kamen, und nach der Ursach des entsetzlichen Lärmens fragten. Die beiden Mägde erzehlten mit zitternder Stimme umständlich was sie gesehen hatten, worüber der Gesellschaft, so standhaft sie sich auch anfänglich wegen ihrer Beherzt heit bezeigte, aller Muth entfiel; und als sie nach geöffneter Trauerthür das Ungeheuer mit dem Kopfputz der Wittwe erblickten, geriethen sie in unaussprechliches Erstaunen und Schrecken, stillschweigend schaut einer den andern an, bebt mit Entsetzen zurücke, und flieht eilends die Treppe hinunter. In dieser kritischen und angstvollen Lage schickte man zu dem Seelsorger, einem allgemein für sehr gottesfürchtig gehaltenen Mann, dem man diese fürchterliche Erscheinung entdeckte. Nachdem derselbe genau von allem unterrichtet war, legte er seine Stola, sein Chorhemde und übrigen Ornat an, befahl auch zween andern Geistlichen gleichfals ihren priesterlichen Schmuck anzulegen, und alsdann einer mit dem goldenen Kreuz in der Hand, und der andere mit dem Weihkessel voranzugehen; er selbst nahm den Weihequast, und besprengte, unter beständigem Beten, alle die ihm begegneten. Diese feierliche Präparatorien flößten den bangen Bewohnern des Hauses wieder einigen Muth ein; besonders wurden die beiden frommen Brüder durch die trostreiche Rede des Geistlichen merklich gestärkt, welcher sie versicherte, daß, da ihre Mutter ja eine fromme gottesfürchtige Frau gewesen, ihnen kein Leid widerfahren könnte. Der leidige Satan, setzte er hinzu, pflegt

durch natürliche Mittel zuweilen ein Blendwerk zu machen; allein diese Betrügerei soll entdeckt und das Gespenst entweder durch Beschwörung oder andere Waffen der heiligen Kirche vertrieben werden. Hiemit gieng die Prozession die Treppe hinauf in die vorgemeldete Kammer, die geistlichen Herrn aber waren trotz aller ihrer Kirchengewehre so vorsichtig, am Eingange stehen zu bleiben, und die Thür weit offen zu lassen, um im Nothfall sich den Rückzug zu sichern. Der Beichtvater der Verstorbenen erschrack heftig, da er das Angesicht der Nonna im Bette erblickte; einen Irrthum konnte er gar nicht gestatten; er selbst hatte ihr die letzte Oehlung gereicht, und war ihr bis zu ihrer Grabstätte gefolget. Unbeweglich blieb er anfangs in der Thür und betete; endlich aber faßte er Herz, nahete sich dem Bette, und drehete den Weihwedel fleißig in der Hand herum. Nachmals nahm er seine Zuflucht zum Gebet, und deklamirte die Worte aus den Psalmen Davids: Besprenge mich mit Isoppen, daß ich rein werde ꝛc. Der Affe hörte alles ruhig und gelassen an, und machte nicht die mindeste Bewegung; sobald aber der Pfarrer den Weihequast mit dem rechten Arm aufhob, entsetzte er sich, und aus Furcht, mit diesem Gewehr geschlagen zu werden, verzerrete er das Maul, knirschte und klapperte so gräßlich mit den Zähnen, daß der gute Geistliche nichts weniger als den leibhaften Teufel zu sehen glaubte, der weder heilige Zeichen und Ceremonien, noch Gebete achtete. Erstarret vor Angst und Furcht, entfiel ihm der Weihwedel, und da er ganz sinnlos zur Kammer hinaus flohe, rollte er die Treppe hinunter. Indessen blieb doch sein wohl ausgepolsterter Körper ziemlich unbeschädigt; denn zu seinem Glück fiel er auf seine beherzten Herrn Collegen, welche gleich beim ersten Maulgezerre des Teufels Weihkessel und Kreuz weggeworfen und bei ihrer schnellen Flucht den nemlichen unsanften Weg schon zurück gelegt hatten. Durch das fürchterliche Gepolter auf der Treppe

sowol, als durch das Gewinsel der zum Theil beschädigten Geistlichen, kam das ganze Haus in Bewegung; man versammlete sich um die verunglückten Priester, half ihnen wieder zu Beinen, und verband ihre Wunden, ohne daß sie nur mit einer Silbe die Ursach ihres Unfals angegeben hätten. Nachdem sie sich endlich etwas von ihrem Schrekken erholt hatten, fieng der fromme Beichtvater mit einem tiefen Seufzer also an: ich habe gesehen, ich habe ihn mit diesen meinen eigenen Augen geschaut, den leibhaftigen Teufel, in der Gestalt der verstorbenen frommen Nonna — —

Ein unerwarteter Zufall nöthigte ihn, seine herzbrechende Erzehlung abzubrechen, der Urheber erschien in diesem Augenblick selbst oben an der Treppe, mit dem nämlichen Anzuge, wie er in dem Bette war gesehen worden. Schon erneuerte sich bei diesem Anblick das vorige Schrekken, und in dieser Bestürzung glaubte man die wahrhaftige Nonna, oder einen bösen Geist in ihrer Gestalt, zu erkennen. Der Affe aber hüpfte ganz lustig die Treppe herunter, machte seine gewöhnlichen Capriolen, und verwandelte durch seine artigen unteufelischen Schmeicheleien, alle bisherige Furcht und Schrecken in Freude und Gelächter. Die guten Priester mußten ihrer Schmerzen an Leib und Seele ungeachtet über diesen Possen mitlachen, besonders da dies kluge Thierchen seine Rolle so meisterhaft zu spielen wußte, daß er die Gebehrden und Manieren der Nonna vollkommen nachahmte, und überdem derselben in Gesichtszügen sehr ähnlich war. Jauchzen und Frohlocken verdrängte nun die Traurigkeit, und die Freude über die Erscheinung der Verstorbenen war grösser als die Betrübniß über ihren Hintritt. Der Hauptakteur dieses tragikomischen Stüks verließ gegen Abend das Haus, ging ganz pathetisch und triumphirend in seinem Ornat die Strassen hindurch nach dem Schlosse, wo er auch unter Begleitung einer grossen Menge Volks wohl behalten anlangte.

Martin Bauer ein Zimmermann in Günzburg, in Schwaben, hinterließ im Sterben den Ruf eines fleissigen und geschickten Arbeiters, eines guten Bürgers und wackern Hausvaters: Wie könnte er also von den Wohnungen der Seeligen ausgeschlossen seyn! Aber bei seinen Geschäften hielt er über seine Arbeiter scharfe Aufsicht, so daß sie weder Zeit noch Holz veruntreuen konnten. Dieß war denn die Ursach, daß manche ihn noch da er am Leben war, zum T.. wünschten. Gleich nach seinem Tode verbreitete man das Gerücht, er lasse sich zuweilen in Lebensgrösse auf der von ihm erbaueten Donaubrücke sehen; und in dem Hause, welches er bewohnt hatte, sollte er wie rasend spüken. Diese Sage fand so viel Eingang, daß der neu angenommene Werkmeister das Haus nicht bezog, sondern es leer stehen ließ, obschon die Wohnungen an dem Orte nicht überflüßig waren. — Frage — wie wäre diesem falschen abergläubischen Gerücht zu steuern gewesen? — Antwort — man hätte den ersten Urhebern desselben jedem 25 Stockschläge; und zur Strafe des leichtgläubigen Nachfolgers einem Unbefangenen das verrufene Haus auf einige Zeit unentgeldlich zu bewohnen geben sollen; so hätte man den gewiß seligen Geist des braven Werkmeisters ohne Zweifel in Ruhe gelassen.

Ein Gespenst wurde 1786. in Danzig eben so glüklich gefangen, als manche Leute anfingen, es für etwas anders zu halten, als es war. Es war nemlich die Magd eines Zuckerbeckers, welche, um gewisse Angelegenheiten im Dunkeln zu betreiben, so gewaltig im Hause spukte, daß der Mann sich zulezt nicht mehr aus seiner Stube wagte, und daß das Haus in übeln Ruf kam. Der Eigenthümer desselben ließ daher dem Gespenst auflauren, und man ertappte es.

Folgende Gespenstergeschichte hat sich nach allen Umständen nur etwa erst im Jahr 1785. an einem sichern Ort in Thüringen zugetragen.

Jüngſt rannte Meiſter Hans, der Schmid, aus ſeiner Hütte
zum Paſtor hin und ſprach:
„Ehrwürdger Herr! ich bitte
um Rath in einer Noth von gar beſondrer Art.
Als Beichtiger ſeyd Ihnen offenbahrt!
Mein Vater, der ohnlängſt verſtorben,
der ſich das beſte Lob erworben,
der gute Mann geht um und läßt ſich ſehn!
Ach! denken Sie! ſchon zweimal iſts geſchehn
zur Abendzeit, als ich mich in das Dorf begeben
um Geld zu hohlen zu erheben.
Die alte Mutter ſelbſt hat ihn geſehn
Leibhaftig, ach! und ließ die Suppe ſtehn,
die ſie juſt in der Eſſe kochte:
weil vor der Angſt das Herz ihr wie ein Hammer pochte."
„Sind das nicht Poſſen, ſprach der Paſtor, lieber Freund?"
„Ich läugne nicht, daß mirs faſt auch ſo ſcheint.
Indeſſen iſts des ganzen Hauſes Sage:
der Vater kommt auf alle Donnerſtage!
Was da für Rath?"
„Hört, Nachbar, wie ihr wißt,
ſtarb euer Vater ja als ein rechtſchafner Chriſt.
Meint ihr nun, daß es möglich wäre,
daß er in dieſe Welt zurücke kehre?"
„Herr Pfarrer! das bild ich mir nicht ein.
Es muß vielmehr der leidge Teufel ſeyn."
„Da habt ihr recht: denn leider! ohne Zweifel
iſt ein Menſch oft des andern Teufel.
Ihr kennt ja unſern Nachbar Veit
und ſeine vielen Schelmenſtreiche;
wißt auch, wie ſehr er dem Verſtorbnen gleiche;
voll Liſt iſt er, und wohnt von euch nicht weit.

Ihr ſparet euer Geld zu Kohlen,
und nächſten Donnerſtag wirds euch vieleicht geſtohlen.
Drum iſt mein Rath: nehmt in der Zeit
Bedacht auf eure Sicherheit.
Verwahrt das Haus durch Schloß und Riegel,
Bewafnet euch mit einem derben Prügel,
und ſeht ihr das Geſpenſt; ſo denkt nicht ohngefähr,
daß es der ſeelge Vater wär —
ſchlagt wacker drauf — nur nicht von oben her! —"
Hans hatte Muth, und fand den Vorſchlag nicht uneben;
Nur Schweigen war ihm nicht gegeben.
Er ſchwatzte hier und ſchwatzte dort,
wie er den Dieb, der des Geſpenſtes Rolle
in ſeinem Hauſe ſpielt, mit Schlägen lohnen wolle.
Die Nachricht ging vertraulich fort,
von Ohr zu Ohr bis Veit ſie hörte —
Weg war der Spuk. — Allein der Nachbar kehrte
den Diebesanſchlag um, daß er auf dieſes mal,
für ſeinen guten Rath, den Paſtor ſelbſt beſtahl.

Die Reime werden dem Erzählten eben ſo wenig etwas von ſeiner Glaubwürdigkeit, als vieleicht von ſeinem Nutzen nehmen.

Von Ahndungen.

Leere Ausflucht würde es ſeyn, wenn man da von Ahndungen die Rede iſt ſagen wollte, daß man die Wirkungen der Geiſter nicht kenne. Dem Tiſchler ſollen die Sägen und anderes Handwerkszeug klingen, ehe er einen Sarg zu machen bekommt. Aber welche unwürdige Beſchäftigung würde dieß für die Seele ſeyn, wenn ſie dergleichen auch vornehmen könnte! will nicht auch der Todtengräber an ſeinen Geräthſchaften Anzeigen bemerken, bevor er den entſeelten Körper ſeine Grube gräbt?

Von den Träumen.

Die Haupturſache, warum viele Menſchen ſo geneigt ſind, auf Träume und andre geheime Eingebungen zu halten, iſt keine andre, als ihre Eigenliebe und Unwiſſenheit. Der ſtolze und träge Erdenſohn iſt nicht damit zufrieden, daß ihn Gott mit offenen Sinnen in die ſchöne Welt geſetzt hat, unzählige Freuden zu genieſſen; daß er ihm Verſtand gegeben hat, die Natur der Dinge zu erforſchen, und noch dazu den Trieb durch die Ausbildung und den Gebrauch ſeiner mannigfaltigen Kräfte immer edler und glücklicher zu werden; ſondern er will auch noch, daß ihn Gott als ſein Schooskind an einem unſichtbaren Gängelbande leiten ſoll, damit er blos genieſſen, und die Hände dabei in den Schoos legen könne. Er will ſeine Sinne und ſeinen Verſtand nicht anſtrengen, ſondern die Weisheit und die Glückſeligkeit ſollen ihm anfliegen. Ja ſo traurig ſieht es noch bei uns um den ſchlichten Menſchenverſtand aus, daß viele Menſchen aller Stände, ohne zu erröthen, oft einen Fall zur Regel, und die Tauſende zur Ausnahme machen.

Zur Beſorgung unſrer eigenen Glückſeligkeit ſo wol, als zur Vermehrung der Schönheit und Vollkommenheit der Welt, welches beides die Abſicht unſers Daſeyns iſt, gab uns Gott Sinne und Verſtand. Weiter haben wir kein Mittel, etwas zu erkennen, als durch dieſe. Die Sinne benachrichtigen uns, wenn wir wachen, durch die um uns her befindlichen Gegenſtände davon, daß, wo und wie wir leben, und da ſind, und darauf gründet ſich unſre Ueberzeugung von der Wahrheit der Vorſtellungen unſers Verſtandes. Im Schlafe ruhen aber die Sinne; und die niemals ſchlafende Seele denkt dann die im Gedächtnis vorhandenen Bilder der Dinge eben deswegen ſo unordentlich und verwirrt durch einander, weil die Sinne ihr nicht ſagen, wo und wie ſie ſich in

der wirklichen Welt befindet. Es kann seyn, daß eine oder die andere Ader wegen der Lage des Körpers mehr gepreßt wird; daß man des Abends mehr oder später als gewöhnlich gegessen und getrunken, mehr oder weniger verdauliche Speisen genossen; sich mit mehr oder wenigen lebhaften Gedanken oder Gesprächen beschäftigt hat, und daß durch diese Umstände das Blut in seinem Umlauf verändert und gerade dieser oder jener Theil des Gehirns durch dasselbe bewegt wird, als andre. Dieß führt dann der Seele, diese oder jene Bilder vor andern gleichsam zur Beschauung vor und verursacht diesen oder jenen Traum. Man kann ja sogar durch gewisse Mittel angenehme oder fürchterliche Träume hervorbringen, und dadurch bestimmen, wovon jemand träumen soll. Eine Person, die von schweren Träumen geängstigt wird, darf nur einige Tage hindurch ein laulichtes Fußbad brauchen, Salpeter in Limonade nehmen, vor dem Schlafengehen Melisse kauen und Melissenessig schnupfen, und ihre Träume werden ruhig und angenehm. Der Genuß von Bohnen, Linsen und Erbsen, besonders des Abends erregt schwere Träume. — E. sagte einmal zu einer Person: Sie haben heute Nacht von einer Rose geträumt; zu einer andern. Sie sind unter einer Linde gesessen; zu einer dritten: Sie haben heut von einer Katze geträumt. Alle verwunderten sich. Doch ging die Sache natürlich zu. Er besprengte mit einigen Tropfen Rosenwasser das Hauptkissen der ersten Person; mit Lindenblüthewasser jenes der andern, und mit Katzenurin das Kissen der dritten, so daß der Geruch ganz schwach war, und daß die Personen davon keine Wissenschaft hatten. Da die Personen auf dem Kissen einschlummerten, fühlten sie den Geruch der Rose ꝛc. welcher daher ihre Fibern in Bewegung brachte, welche ihrer Phantasie die Blume ꝛc. im Traume zurückriefen.

Sollte es jetzt noch der Fall seyn, daß Gott uns auf eine ausserordentliche Art in Träumen unser Schicksal zeigte, so müßte er nur untrügliche Merkmahle bekannt gemacht haben, woran wir seine Eingebung von denen aus Dünsten des Magens, Unruhe des Bluts oder lebhafter Erinnerung erzeugten Traumgesichten sicher unterscheiden könnten, so wie er das Vieh durch den Instikt belehrt hat, welche Kräuter ihm nutzen oder schaden. Aber solche Merkmahle finden sich nirgends, auch sind in der heiligen Schrift keine angegeben. Wir thun also auf alle Fälle klüger, alle unsere Träume für blosse natürliche Träume zu halten, welche — nichts bedeuten.

Der Schlaf ist ein solcher Zustand, wo der Mensch die ihm zur Erfüllung der Absichten Gottes verliehenen Eigenschaften, seine Sinne und seinen Verstand nicht ordentlich gebrauchen kann, daß er in demselben eigentlich nur ausruhen: und frische körperliche Kräfte zum wachen sammeln soll, um da den Zweck, warum er in der Welt ist, desto eifriger zu befördern. Wär es nun nicht thörigt, den Traumbildern als Bewegungsgründen zu irgend einer Sache folgen zu wollen? Irren wir uns nicht im vollen Wachen schon oft genug, und machen Fehlschlüsse, die uns nachtheilig sind? Man muß überhaupt genau unterscheiden, ob Traumbilder, welche zugetroffen seyn sollen, **vergangene oder zukünftige** Dinge vorgestellt haben. Sind es vergangene, so kann es in der That leicht geschehen, daß der Seele im Schlafe Vorstellungen erneuert werden, auf die sie sich im Wachen nicht mehr besinnen konnte. Wenn man z. B. aus Unachtsamkeit eine Sache verlegt hat, und nicht wieder finden kann; so ist es möglich, daß es uns träumt, wo sich die verlorne Sache befindet. Dieß geht ganz natürlich zu; aber die Erfahrung lehrt auch, daß selbst unter solchen Erinnerungen selten eine richtig ist. In

Ansehung der zukünftigen Dinge, welche durch Träume voraus bedeutet worden seyn sollen, muß man bedenken, daß es meistens solche Gegenstände des menschlichen Lebens sind: die wir oft sehen und hören. Daß Menschen geboren werden, sterben, heirathen, zu Reichthum gelangen oder erhoben werden, in Verfall kommen u. dgl. geschieht täglich. Obst essen soll langes Leben — Trompeten, Traurigkeit — Läuse, Reichthum — Tauben fangen, Heurathen ꝛc. anzeigen. Aber das Obst, die Trompeten, Traurigkeit ꝛc. würden eben so wol das Gegentheil von dem angezeigten, wenn es dem ersten angesehenen Traumdeuter gefallen hätte, diese andre Auslegung davon zu machen. — Für die vermeinte Wahrheit, daß Träume doch etwas bedeuten, und von dem vorher unbekannten unterrichten können, führt man gewöhnlich auch den Traum an, welchen die Frau des Pilatus von Jesu hatte. Aber nichts ist wohl erklärlicher und natürlicher, als daß diese von einer Person träumte, die in jüdischen Lande bisher so grosses Aufsehen gemacht hatte, und jetzt zum Tode bestimmt war. Jesus hatte durchaus nichts gethan, worüber seine Feinde ihm einen Vorwurf hätten machen können; dagegen aber ungemein viel wohlthätige Handlungen verrichtet, welche diese in der Nähe beobachten konnte. Wenn sie für das gute empfänglicher war, als die aufgebrachten Juden in Hinsicht auf Jesum, so konnte sie von ihm träumen, ohne daß daraus für das Bedeutungsvolle der Träume etwas gefolgert werden kann. Ob Gott in frühern Zeiten dem Joseph und andern auf solche Art etwas bekannt gemacht habe, lassen wir dahin gestellt seyn, weil wir wissen, daß dieß auf unsre Zeiten, wo Gott nichts durch Wunder thut, sondern alles auf natürlichen Wegen geschehen läßt, nicht mehr paßt.

Am 21. Jan. 1786. schickte ein Dragoner aus Lübben, einer Stadt in der Niederlausitz an der Spree, ein paar

von seinen Kindern, da es gefroren war, mit einem Schlitten über die Spree nach Holz. Da diese etwas zu lange ausblieben, gieng er selbst nach. Es wurde finster und weder die Kinder noch der Vater kamen zurück. Dem Wirthe dieses Mannes, einem Zinngiesser, Nahmens Anemüller, dem es an dem nehmlichen Tage früh geträumt hatte, daß aus seinem Hause zween Personen ertrinken würden, wurde bange. Er nahm also eine Laterne und gieng nebst der ältesten Tochter des zu lange ausbleibenden Mannes, einem andern Dragoner und einem Knaben, Nahmens Feichten, seinem Hausgenossen entgegen. Da er weit genug gegangen zu seyn glaubte, rief er ihn bei Nahmen. Er erhält Antwort, und will nun gerade darauf zueilen: fällt aber unversehens in ein Loch, das nicht zugefroren gewesen war. Der Dragoner, den er mit sich genommen hatte, will ihn retten, und stürzt auch ins Wasser. Nun eilt die Tochter, die ihren Vater suchen wollte, zu Hülfe, und hat das nemliche Schicksal. Der Knbae aber wirft sich geschwind der Länge nach aufs Eis, und rettet so mit vieler Mühe noch das Mädchen. Die beiden andern waren verlohren. Unterdessen kommt der Vater mit seinen beiden Kindern, dem man entgegen gegangen war, an. Da dieser das Unglück seines guten Wirthes und Cammeraden hört, ist er ganz ausser sich, er sagt: „Wo mein Wirth ist, will ich auch bleiben," und würde gewiß nachgesprungen seyn, wenn ihn nicht die Kinder mit Gewalt zurückgehalten hätten. Den andern Tag fand man die beiden Ertrunkenen, die sich noch fest umarmt hatten. Sie starben den schönsten Tod, den ein Mensch sterben kann: — über dem göttlichen Geschäft, Menschen zu retten. Ihr Grab sollte billig ein Denkmal zieren. Den Muth und die Entschlossenheit des Knaben aber belohne Gott dadurch, daß aus ihm ein guter rechtschaffener Mann werde. — Es geschieht wol, daß einmal ein Traum wahr

zu werden scheint, so wie es wol einmal treffen kann, daß eben solches Wetter ist, als der hundertjährige Calender sagt. Es wäre daher eben so unweise, sich nach Träumen zu richten, als nach dem Wetter im Calender. Hier wäre vor allen Dingen zu untersuchen, wenn und wie der verunglückte Zinngiesser den Traum erzählt hat? ob er nicht den Tag vorher gehört, daß die Spree Eis angesetzt habe: Ob nicht sein Miethsmann davon gesprochen, daß er seine Kinder nach Holz schicken wolle u. dgl. so würde sich die Veranlassung des Traums leicht finden lassen. Gesetzt aber auch, man fände keine; so war dieses ein Traum — wie andre Träume, und der brave Zinngiesser würde seinem Hausgenossen auch wohl entgegen gegangen seyn, wenn ihn nicht vom Wasser geträumt hätte; ja vielleicht war eben die grössere Aengstlichkeit, die ihm der Traum verursachte, Schuld an der unvorsichtigen Eile, welche ihm das Leben kostete. Ueberhaupt würden die Beispiele, daß Leute durch den Glauben an Träume ihr zeitliches Wohl, ihre Gemüthsruhe oder ihre Vernunft eingebüßt haben, ein dickes Buch anfüllen, wenn man sie sammeln wollte. — Jene und andre Fragen liessen sich wol auch bei folgenden in Anwendung bringen.

Lord Lyttelton legte sich spät zu Bette. Den nächsten Morgen beklagte er sich über heftige Kopfschmerzen, schien ganz unruhig zu seyn und erzählte einen sehr auffallenden Traum, der, wie er sagte, tiefen Eindruk auf ihn gemacht haben würde, wenn er auch nur den kleinsten Funken von Aberglauben gehabt hätte. — Er wäre aus mitternächtlichen Schlaf aufgefahren, weil er einen Vogel an seinen Bettvorhängen flattern sahe, der aber gleich verschwand, wie sich ein Gespenst in weiblicher Gestalt und weißem Anzuge zeigte, das ihm befahl, in drei Tagen auf seinen Tod Rechnung zu machen. — Er beklagte sich scherzhaft über die Kürze der Ankündi-

gung und sagte, die Zeit sey nach einem so unordentlichen Leben zur Vorbereitung gar zu kurz. — Sonnabend Morgens befand er sich munter, war zu Epsom, und sagte, er würde den Geist auslachen, wenn er nur noch einige Stunden entwischte; denn es sey der dritte und letzte Tag. Am Abend bekam er Convulsionen und starb, noch ehe er sich entkleiden und niederlegen konnte. Die Sache selbst wird nicht nur durch viele andre angesehene Personen, die Zeugen von den Reden und von dem Ende des Lords waren, versichert; sondern muß auf jeden philosophischen Kopf einen merklichen Eindruck machen, wenn er den Umstand hinzudenkt, daß einem sehr vertrauten Freunde, eben diese Nacht von dem Vorfalle geträumt: der Lord wäre ihm nemlich gegen Anbruch des Tages erschienen, hätte die Vorhänge zurückgezogen und zu ihm gesagt: „Mein Lieber, es ist alles aus, sie sehen mich zum letztenmal," oder so etwas ähnliches.

Lottospieler gehen, wenn sie von einer Person geträumt haben, zu ihr, fragen nach ihrem Alter, und sezzen auf die Nummer. Träumen sie von der Nummer eines Hauses, so gehen sie hin sehen die Nummer desselben an und setzen auf dieselbe. In einigen Gegenden, wo das Lotto sein Recht behauptet, sind die Collecteurs zugleich Traumdeuter, und bedienen sich besonderer Bücher, da alle Träume auf die neunzig Nummern eingerichtet sind, dieß geschieht durch den Alpen- oder Hexenfuß. Etwas unsinnigeres läßt sich nicht leicht denken, und man sieht, daß das belobte Glücksrad den Leuten nicht nur die Beutel fegt, sondern auch die Köpfe verdreht, weil sie den lächerlichsten und dümmsten Aberglauben treiben.

Vom Kobold.

In Kitzingen, einer Würzburgischen Stadt, am Mayn, ging den 2. Sept. 1784. in der Nacht die Orgel der Hauptkirche von selbst. Die Leute hörten es, und weckten den Kirchner auf. Was mag das bedeuten? Man hielt es für gefährliche Ahndung, für Geister- und Koboldsspiel, und ließ es in die Zeitung setzen. Jene Frage wäre aber wohl so zu beantworten: Wenn eine Orgel von selbst geht, so bedeutet es Wind und lose Vögel, die ihn machen, entweder in die Orgel oder in die Zeitung. — Ein Bauchredner, der als Gesell bei einer Witwe arbeitete; die im Begrif war, einen Nebengesellen von ihm zu heirathen, redete von seiner Meisterin schlecht, und wollte sie vermuthlich in den Verdacht bringen, sie hätte ihr Vermögen, das sie doch durch Fleiß und Betriebsamkeit im Handel erworben hatte, durch ungerechte Mittel erlangt, um jenen Gesellen abzuschrecken. Er trieb diesen Muthwillen einige Tage hindurch; viele Leute liefen bei Tage und bei Nacht hin, und vielen hängte er etwas an. Der Platz der Betrügerei war die Werkstube. Endlich hatte man wahrgenommen, daß der Kobold sich nicht hören ließ, wenn der nemliche Gesell nicht zugegen war. Einige fielen also darauf, daß dieser der Kobold sey. Da man nun sagte, daß die Obrigkeit die Sache untersuchen, und der Kobold schlimm wegkommen würde, so machte er sich fort; und nun war alles stille. — Eine Magd erzählte ihrem Herrn, daß sie vorher bei einem reichen Bauer im Dienst gestanden, welcher eine Kammer gehabt, worin niemand habe kommen dürfen. Einsmals, da sie die Thür offen gefunden, sey sie hineingegangen, und habe nichts gesehen, als einen Stuhl und Tisch, auf demselben aber ein Kästchen, davon der Deckel halb aufgestanden. Ein Thier, das nicht wie ein Hund und nicht wie eine Katze gestaltet gewesen, habe darin gesessen, vor wel-

welchem Fleisch und Brod und ein Näpfchen mit Milch gestanden. Da wäre der Bauer eiligst gekommen, und sey darüber sehr ungehalten gewesen, daß sie in die Kammer gegangen: sie aber hätte gedrohet, daß sie anzeigen wolle, was sie gesehen. Darauf habe er versprochen, sie von Fuß auf neu zu kleiden, wenn sie es nicht anzeigen wolle, und da sie dieß zugesagt, habe er Wort gehalten. Aber welch ein unzuverläßiger Zeuge ist eine Magd, besonders wenn es auf Dinge solcher Art ankommt! Hatte der Mann — wenn anders die Geschichte sich zugetragen — in der Kammer nicht vielleicht das Geld warum man ihn reich nannte? Die Magd kannte das Thier nicht, was sie sah! Soll man darum glauben, daß es ein Geist oder Kobold gewesen; ein Kobold, der Brod, Fleisch und Milch frißt? War nicht vielleicht der Mann so abergläubisch, daß er besondern Segen in seinen Hause zu haben glaubte, wenn er darin irgend ein Thier füttere, und beruhigte er die Magd nicht blos darum, damit nur kein Aufsehn erregt und das Vorurtheil vermehrt würde, was man seines Reichthums wegen vielleicht schon von ihm hatte? Wie erklärlich ists daraus, daß er aufgebracht darüber wurde, daß die neugierige Magd an einem Ort gegangen war, wo sie nichts zu suchen hatte! Und wenn sie den Muth hatte, den Kobold in der Kammer selbst zu suchen, konnte da nicht die Angst, die grosse Erwartung und Einbildungskraft, ein Eichhörnchen oder anderes Thier, ihr als ein Unthier darstellen? Dergleichen Erzählungen darf man nur näher betrachten, um darin das unwahrscheinliche, erdichtete und abgeschmackte gewahr zu werden. — Man glaubt auch, daß es Thaler, Ducaten ꝛc, gebe, die so oft sie gezählt würden, ein Stück ihrer Art hervorbrächten. Dieß glaubt man unter andern auch von den mit dem Bilde eines Hahns bezeichneten Pfennigen. Andere glauben, der Teufel bringe den Leuten manchmal unter der Bedin-

gung, sich ihm zu verschreiben, ein Schächtelchen mit einer Nahrungsfliege oder einem Nahrungswurm, unter dem Versprechen, daß sie davon alle Tage ihr gewisses an Gelde haben würden. Diese Nahrungsfliege nennen andere das Heckmännchen, Allrunken oder Allräneken.

Wechselkinder.

Wechselkinder sollen nur sieben Jahr alt werden, und die Hexen nur ungetaufte Kinder holen. Um dieß zu verhüten, soll zu dem Kinde ein Schlüssel gelegt werden. Jetzt noch legen die Kindbetterinnen, so oft sie aus dem Kindszimmer gehen, von dem Kleidungsstücken des Vaters etwas, einen Erbschlüssel oder Bibel u. dgl. auf das Kind, damit es nicht ausgewechselt werde.

Von dem Unterirdischen, einem zwergartigen Volke, das unter der Erde wohnen soll, sagt man auch, daß sie die Kinder austauschen. Sie sollen in dieser Absicht besonders des Nachts aus der Erde steigen, auch die Kühe melken, und sonst allerhand Unfug treiben und Schaden thun. Um sie bei gute zu erhalten, und damit sie vielmehr etwas bringen, setzt man ihnen zu essen und zu trinken hin, davon jedoch nie ein Unterirrdischer etwas genossen hat, weil es keinen giebt.

In einigen Gegenden von Obersachsen erzählt man von der

Frau Helle

viel wunderbare Dinge. Sie soll den Abend vor dem Feste der Erscheinung Christi, sich auf dem Kreuzwegen sehen lassen, und in einem großen Wagen fahren. Vielmals soll sie in Mitternacht bei Wagnern, Schmieden ꝛc. an ihrem Wagen manches haben machen lassen, die

Schmiede mit goldenen Hammern und Nägeln, die Wagner mit goldenen Spänen belohnt haben, wann sie nichts dafür gefodert hatten. Die Mägde, glaubt man, müssen diesen Abend den Flachsrocken abgesponnen haben, sonst verunreinige ihn die Frau Helle; und alle Bauersleute essen diesen Abend eine Art von klosigten Brei, aus Mehl und Wasser gekocht, und mit Fett oder brauner Butter gemacht, damit die Frau Helle ihnen nicht den Bauch aufschneide. Dieser Abend wird daher in jenen Gegenden der Frau Hellenabend genennt.

Man legt bei einem

Gewitter

Nesseln, in der Meinung, daß vor diesen das Gewitter sich fürchte: und unter andern dann auch dem Biere nicht Schaden thun. Die Ursach, warum oft das ganze Brauen verdorben wird, liegt aber in der Kühlbutte. Diese muß aufs fleissigste geputzet und gereinigt werden, besonders da, wo sie lüfte hat; denn sonst wird es nicht mehr rein und lauter. Wäre der Schaden gar zu beträchtlich, so kann man, ehe das Bier in Fässer gefüllt wird, und schon genug ausgekühlt ist, ein paar Dutzend Eier hineinschlagen, es noch einen Tag auf der Kühle lassen, und durch ein Tuch abseigern; wodurch denn das Bier lauter gemacht wird.

Sollte man sich auch wol scheuen dürfen, einem vom Blitz Erschlagenen Hülfe zu leisten? — Wie wird das aber geschehen? — Wenn sich der unglükliche Fall ereignet, daß ein Mensch vom Blitz getroffen, und todtscheinend zur Erde geworfen wird; so entkleidet man ihn so schnell als möglich bis aufs Hemde, und löset zuerst vorzüglich die Halsbinde, und alle übrige Bänder an seinem Körper auf. Man macht darauf eiligst in einiger Entfernung von dem Orte, wo er erschlagen wurde, und

wo möglich, in einem lockern Erdreich, ein horizontales Grab, so lang, daß der Körper ausgestreckt, bequem darin liegen kann, und ungefähr einen halben Fuß tiefer, als der Mensch dick ist. Man zieht nun den Verunglückten auch das Hemde ab, und legt ihn ganz nackend und horizontal in das verfertigte Grab, so daß er auf dem Rücken, und mit dem Kopf etwas höher zu liegen kommt, als mit den Füssen. In dieser Lage bedeckt man seinen nackenden Körper zwar völlig, und etwa eine Hand hoch mit der ausgegrabenen Erde, jedoch so, daß das Gesicht ganz frei, und beim Einwerfen der Erde verschont bleibt. Man läßt nun den Verunglückten eine Zeit lang so eingegraben liegen, und bespritzt sein Gesicht öfters mit kaltem, reinem Wasser. Ist noch ein Funke des Lebens übrig, so pflegt die Wiederbelebung, der Erfahrung zu folge, binnen einer, oder höchstens drei Stunden zu erfolgen. Zeigt sich nach Verlauf dieser Zeit keine Spur des Lebens, so war der Unglückliche wahrscheinlich allzuheftig vom Blitz getroffen, und gleich anfänglich völlig getödtet. Daß sich denn unter diesen Umständen keine Wirkung dieses Verfahrens, und folglich auch keine Wiederbelebung hoffen lasse, versteht sich von selbst. Da es möglich ist, daß die Anwendung dieses Hülfsmittels durch Mangel an Arbeitern oder Geräthschaften zum Graben verzögert werden kann, so muß man die Zeit, bis Arbeiter und Geräthschaften zum Graben herbeigeschaft sind, nicht unthätig verstreichen lassen, sondern den Verunglückten, wenn er vollblütig ist, zur Ader lassen, und beständig mit kalten Wasser begiessen. Ist ein Arzt oder Wundarzt in der Nähe zu haben; so muß man nicht versäumen, diese sogleich rufen zu lassen, um sich ihres guten Raths so wol gleich vor, als auch nach wirklich erfolgten Wiederbelebung des Verunglückten zu seiner völligen Wiederherstellung zu bedienen. Die Wirksamkeit dieses Erdbades ist durch wiederhohlte Versuche erwiesen.

Der fliegende Drache

fliegt zuweilen in das Kaploch, wenn nemlich das Haus hoch liegt, und die Luft hier einen ſtarken Zug hat; oder in Höhe, wenn die brennbare Materie bald verzehrt und nicht im Stande iſt, den zähen Klumpen in der Höhe zu erhalten. Man behauptet auch, daß dadurch Häuſer ꝛc. angeſteckt worden wären. Dann denkt man nicht an eine Naturerſcheinung, ſondern ſagt; der Drache hat das gethan, und denkt an Einwirkungen des Teufels. Von einer abgebrannten Mühle ſagte man, daß ſie auf dieſe Art entzündet worden, und weil die alte Müllerin mit verbrannt war, die man ohnedem in böſen Verdacht hatte, ſo behauptete man nun um ſo mehr, daß ſie den Drachen gehabt und ihn nicht recht bedient hätte.

Wenn man Irrwiſche ſieht, ſoll man rufen: „Räuble, Räuble, mache dich leicht, daß du bald bei mir ſeyſt!„ und glaubt, ſie kämen dann, und man müſſe ſie auf dem Rücken tragen.

Durch wiederholte Beobachtungen haben neuerlich die Naturforſcher herausgebracht, daß der Stof des Nordlichts elektriſche Materie ſey, und daß man es mit zerſtreuter Gewittermaterie vergleichen könne. Wie wenig Urſach hat man, ſich davon zu fürchten, da es nicht ſo wie das Gewitter, Wirkungen auf uns äuſſert; und wie viel weniger kann es bedeuten, als dieſes!

Vom Regenbogen.

Man glaubt, daß da, wo der Regenbogen ſich endige, ein Schaz in der Erde zu finden ſey, und bedenkt nicht, daß er immer weiter, wenigſtens ſo weit fortgeht, als die Regenwolke reicht, in welcher er durch das Sonnenlicht verurſacht wird. So glaubt man auch, daß da wo der Regenbogen auf der Erde ſteht, die ſogenannten Regenbogenſchüſſeln gefunden werden. Aber der Re-

genbogen ſteht nirgends auf der Erde, hat nirgends ein Ende, ob es uns gleich ſo ſcheint, weil wir immer nur eine gewiſſe Gegend um uns her, überſehen können.

Von Cometen, Mondfinsterniſſen und feurigen Luftерſcheinungen.

Ein gewiſſer Schriftſteller (Lubireiz) der ſich Mühe gab, zu beweiſen, daß durch die Erſcheinung aller Cometen eine wichtige Begebenheit angezeigt worden, konnte zu dem, der im Jahr 1456 geſehen worden war, nichts merkwürdiges finden, als daß um dieſe Zeit die Bürger in Lüneburg gegen den Magiſtrat rebellirt, und ihn abgeſetzt hatten. — Freilich ſind auf Cometenerſcheinungen oft wichtige Begebenheiten erfolgt; aber man könnte glauben, daß dieſe dadurch hätten angezeigt werden ſollen. Man ſehe ehedem bei Deutung der Cometenerſcheinungen beſonders darauf, wohin dieſe etwa ihren Schweif kehrten. Der Beſagte wendete ihn gegen Morgen; und es ſoll zu der Zeit auch ein Reich im Morgenlande untergegangen oder von Feinden bezwungen worden ſeyn. — Nicht weniger als vor Cometen erſchrickt man immer noch vor Mondfinſterniſſen, als ob man noch in den Zweiten der Barbarei und Unwiſſenheit lebte, und nicht wußte, woher und wie ſie entſtehen!

Als das deutſche Kriegsheer des Kaiſer Otto, auf einem ſeiner lezten Feldzüge eine Sonnenfinſternis erblikte, gerieth es in unbeſchreibliches Schrecken. Eben dieſelben Soldaten, welche ſo viele Städte erobert und Völker bezwungen hatten, verkrochen ſich jezt in Weinfäſſer, Wagen und Kaſten, weil ſie glaubten, das Ende der Welt ſtehe bevor. — Man iſt bei feurigen auſſerordentlichen Erſcheinungen, die ſich in der Luft ereignen, überhaupt geneigt, ſie nicht nur zu deuten, ſondern auch Zuſätze zu machen, die der Sache ein recht wunderbares Anſehen ge-

ben. Am 12ten November 1791. Morgens sieben Uhr, sahe man besonders in der Gegend von Göttingen, einen hellen Streifen in der hohen Luft, an beiden Enden spizzig, in der Mitte breiter, der die Richtung des Windes hatte, und mit Regenbogenfarben abwechselte. Ehemals hätte man an dieser Erscheinung gewiß einen blanken Sper erblikt: Jezt gings noch erträglich. Ein rüstiger Bauer, der sich sonst nicht vor Feuer fürchtet, wenigstens vor irdischen, hatte an jenen Morgen Victualien nach der Stadt gebracht, war über die Erscheinung so bestürzt, daß ihn selbst bei der Erzählung davon einige Zeit nachher, beinah eine Ohnmacht angewandelt hätte. Ein Mann sagte: es habe eine Pyramide am Himmel gestanden, etwa zweimal so hoch als seine Stube; diese habe sich gesenkt, und endlich habe sich etwas wie eine Schlange darum gewunden, und wie ein Wirbel gedreht. Eine gesprächige Bauerfrau sagte uns: der Himmel habe sich weit aufgethan, und sie habe die Treppen darin deutlich sehen können; wozu sie die Bemerkung fügte, daß der Himmel überaus schön seyn müsse.

Ueber den Einfluß des Mondes, vorzüglich auf den menschlichen Körper.

Irrthümer der frühern und spätern Vorwelt in Menge entdeckt, beleuchtet und berichtiget zu haben, ist eine der Ursachen, warum wir unsere Zeiten für aufgeklärt halten. Die Aufklärung in diesem Betracht, läßt sich wohl nicht in Zweifel ziehen, wenn man an das viele irrige denkt, das vormals häufiger als jezt der Ruhe und dem Glücke, und überhaupt der möglichen Vervollkommnung der Menschen hinderlich wurde. Aber aus der Reihe alter Irrthümer könnte wohl mancher, wo nicht ausgestrichen, doch seine neuere Berichtigung bezweifelt werden. Es sollte eben nicht schwer seyn, eine ansehnliche Liste von Sätzen

zu entwerfen, welche die Alten entweder erfahrungsmäßig annahmen, oder doch für sehr wahrscheinlich hielten, die in neuern Zeiten nicht immer mit genauer Beobachtung und unbefangenem Forschungsgeiste, sondern mehr mit Räsonnement bestritten, und wie man sagt, widerlegt sind. Es ist freilich leichter etwas auf diese Art zu widerlegen, als die Natur darum zu belauschen, und die seltenen günstigen Augenblicke zu solchen Beobachtungen abzuwarten. In kurz verflossenen Zeiten, da man noch mehr auf Speculation als jetzt bauete, da wo eigentlich hätte beobachtet werden sollen, ist man in manchem Stücke mehr zurück als vorwärts gekommen. Aus dem Kapitel vom Aberglauben gehört manches hieher. Mit unter ist bisweilen ein guter Kern samt der Schaale, die man nicht aufbeißen konte, hinausgeworfen.

Von dem Einfluße des Mondes hielt man vordem viel, besonders bei Pflanzen, Thieren und Menschen, und auch bei manchen andern Naturbegebenheiten. Auch jetzt noch glaubt ihn der größte Haufen derer, die mehr mit der Natur im Freien sich beschäftigen. Uebrigens gehört er aber noch zu den gelehrten Ketzereien, zu deren Anhänger man sich nicht gern öffentlich erklärt.

Als man den Sauerteig der Sterndeuterei ausfegte, wurde auch dieser Glaube, weil er dem ähnlich sah, mit hinausgeworfen. Denn man sahe es nicht ein, und konte es auch niemand demonstriren, wie der Mond auf die Erde, oder auf den innern Bau der Thiere und Pflanzen wirken könne. Dem Ungelehrten war eine solche Widerlegung nicht so einleuchtend, um eine Ueberlieferung vom Vater auf den Sohn, die sich, wie er glaubte, auf Erfahrung gründete, für irrig zu halten.

Da durch Räsonnement bei diesem sowohl als bei tausend andern Gegenständen wenig oder nichts ausgemacht werden kann; so muß die Untersuchung in der Hauptsache lediglich auf den Weg der Erfahrung geleitet werden,

Es ist also der Mühe werth, einige Zeugnisse hierüber anzuhören. Um aber den hieher gehörigen Beobachtungen mehr Eingang zu verschaffen, und sie den Ungläubigen vorerst glaubhaft und wahrscheinlich zu machen, will ich vorher von Ursachen reden, die den Einfluß des Mondes, im Fall er gegründet ist, behindern oder befördern können.

In der ganzen Körperwelt wirkt alles eins in das andere, so daß jede Erscheinung, so viel sich von den meisten schließen, oder auch bei vielen wirklich darthun läßt, nicht die Wirkung blos von einer Ursache, sondern das Resultat von sehr vielen, vielleicht unglaublich vielen ist, wovon wir aber gewöhnlich nur wenige einsehen. Dieser Satz ist ungemein fruchtbar, und muß bei der Untersuchung der Natur zum Leitfaden dienen. Der Metaphysiker hat zwar Recht, wenn er behauptet, einerlei Ursache müsse nothwendig ihre bestimmte, jederzeit gleiche, Wirkung hervorbringen, wenn nemlich nur eine allein wirkt. Allein in der Natur, wo so mancherlei zusammen wirkt, und sich theils hinderlich theils beförderlich ist, findet dieses äusserst selten seine praktische Anwendung. Man bemerket da eine Erscheinung, und entdeckt irgend eine Ursache davon. Dem ohngeachtet ist zu einer andern Zeit die Erscheinung wider die Erwartung ganz anders, ohnstreitig darum, weil die mitwirkenden Umstände anders waren. Die Witterung liefert hier viel auffallende Beispiele. So veranlaßt ein aufgestiegener Nebel gewöhnlich einen Regen, allein bisweilen folgt dieser nicht darauf, sondern allenfalls wieder Vermuthen heiteres Wetter, weil entweder der Wind ihn forttreibt, oder weil irgend eine Beschaffenheit der Atmosphäre sein Herabfallen hindert, und ihn durchsichtig und also unsichtbar macht. Dieser letzte Umstand erklärt sich bekantlich durch analogische Versuche mit Wasser, da man durch geringe Zumischung einer Auflösung alcalisches Salzes das klareste Wasser ganz trübe, und durch Beimischung der Vitriolsäure u. d. g. wieder völlig

klar machen kann. Ein anderes Beispiel läßt sich von der Schwere und Elasticität der Luft hernehmen. Der Barometer zeigt hiervon die Veränderungen an, und man hat zufolge der Erfahrung gelernt, die daraus folgende Witterung mit vieler Wahrscheinlichkeit nach den Graden des Barometers vorher zu bestimmen. Allein oft erfolgt dasjenige gar nicht, welches man nach den häufigsten Fällen schließen durfte, oft gerade das Gegentheil, oft trügt er bei dem Nordwinde. Wir sehen hierbei, daß unter einerlei Graden der Elasticität und Schwere der Luft doch ganz verschiedene Folgen eintreten, also ein Beispiel, daß durch einen Zusammenfluß mehrerer Ursachen die Wirkung von einer oder einigen gar sehr geändert werden kann. Von medicinischer Seite lassen sich auch eine Menge ähnlicher Fälle anführen. Nur ein Paar, zum Beispiele. Die ansteckende Kraft der Pest, der Blattern, der Masern u. d. gl, ist außer Zweifel, allein oft erfolgt keine Ansteckung, auch bei Personen, die vor Blattern und Masern noch nicht gesichert waren, weil ihnen, wie man sagt, die Disposition fehlte, oder eigentlicher, weil die erforderlichen Nebenumstände nicht eintraten. Auch schlupfen bei Pestepidemien viele ohne Ansteckung durch, vor welche doch keine vormalige Ueberstehung dieser Krankheit sichert. Ferner, unterdrückte Ausdünstung verursacht Schnupfen, oft aber nicht, sondern etwa Husten, Halsweh, Seitenstich, Colik ꝛc. oder die Natur überwindet alles, und es folgt gar kein Uebel darauf, welches zum Glück der häufigste Fall ist.

Genug von Beispielen. Nun die analogische Anwendung meines Satzes auf den Mondeseinfluß.

Die Kraft des Mondes auf unsern ganzen Erdkörper besteht, zufolge der Theorie und der Beobachtung vorzüglich bei Ebbe und Fluth des Meeres in einer Anziehung. Die Erscheinungen bei Ebbe und Fluth entsprechen so sehr dem Stande des Mondes gegen die Erde, daß sich seine

Anziehung nicht mehr bezweifeln läßt. Die Wirkung dieser Kraft ist bei dem Wasser im Weltmeere am deutlichsten, ohnstreitig wegen der Flüßigkeit dieses Elements, und wegen seiner großen Oberfläche, da es den größten Theil der Erde bedekt. Allein eben diese Kraft muß auch auf die ganze Erde, und alle in und auf ihr befindliche Körper wirken, auf die Atmosphäre, auf Thiere, Pflanzen und Mineralien. In der Atmosphäre bewirkt sie ohnstreitig eine Ausdehnung oder etwas ähnliches von Ebbe und Fluth, in den organischen Körpern außer der Ausdehnung der festern Theile auch eine solche der flüßigen, und eine Veränderung in der Action der festen auf die flüßigen Theile. Bei den Mineralien wird sie wenigstens die Ausdehnung und ihre Schwere ändern, weil die Schwere aller Körper, oder ihr Streben nach dem Mittelpunkte der Erde durch die in entgegen gesetzter Richtung wirkende Anziehung des Mondes verringert wird. Die Erfolge hiervon müßten erstaunlich einleuchtend seyn, wenn nicht ungemein viel andere Ursachen zusammen liefen.

Die vorzüglichste entgegen wirkende Kraft ist die viel mächtigere Anziehung der Erde. Wenn diese beiden Kräfte, des Mondes und der Erde, beständig in einerlei Grade auf allen Stellen der Erdfläche gegen einander wirkten; so würden keine einleuchtende Erscheinungen von der Anziehung des Mondes vorkommen. Da aber der Mond seine Lage gegen die Erde verändert; so wird er diejenigen Stellen vorzüglich anziehen, über welchen er eben damals stehet. Dieses beweisen denn auch Ebbe und Fluth. Blos dieses genommen, würde nun folgen, daß die Erscheinungen vom Einflusse des Mondes bei einerlei Stande desselben völlig dieselben seyn müßten. Da dieses aber im Ganzen nicht so ist; so hat man deswegen häufig den ganzen Einfluß auf übrige Naturkörper bezweifelt, statt, daß man hätte zur Vermuthung oder Anerkennung mehrerer entgegen wirkender Ursachen geleitet werden sollen, die wenig-

stens das einleuchtende und auffallende in diesen Erfolgen öfters wegnehmen.

Die Anziehung der Sonne, welche sie auf die Erde äußert, ändert ebenfalls den Einfluß des Mondes. So hat man wegen des verschiedenen Standes des Mondes gegen die Erde gewisse periodische Veränderungen an Ebbe und Fluth bemerkt. Bei dem Neumonde, da diese drei Weltkörper beinahe, oder bei Sonnenfinsternissen völlig in einer geraden Linie stehen, der Mond nemlich zwischen beiden, wird der Einfluß des Mondes oder genauer, des Mondes und der Sonne, weil, da beide ihre Anziehung ihres Standes wegen verringern, am stärksten seyn. Durch Beobachtungen bei Ebbe und Fluth und bei der Witterung ist dieser Satz bestätigt worden. Bei Vollmonde ist der gegenseitige Fall. Sonne und Mond stehen nemlich gegen einander und die Erde zwischen ihnen. Da werden also die anziehenden Kräfte nicht von einander unterstützt, vielmehr wirken sie gegen einander. Dieses ist abermals eine Ursache von Veränderungen auf der Erde. Ich werde hernach Beobachtungen beifügen, welche dieses bestätigen.

Die Sonne verändert auch wegen ihres verschiedenen jährlichen Standes gegen die Erde den Einfluß des Mondes. Die Erdbahn ist nemlich eine Elipse, in deren einem foco die Sonne stehet. Folglich ist die Erde einmal im Jahr der Sonne am nächsten, und einmal am weitesten davon. Ihr nächster Stand eräugnet sich auf unserer nördlichen Halbkugel im Winter, und ihr entferntester im Sommer. Wenn aber zur Zeit des nächsten Standes der Mond zwischen Erde und Sonne stehet, oder der Neumond eintrit; so wird die Vereinigung der Anziehungen des Mondes und der Sonne stärker seyn, als im entgegen gesetzten Falle. Auch der Mond stehet nicht immer der Erde gleich nahe, sondern sein Abstand ist zu verschiedenen Zeiten bald größer bald kleiner. Auch daher folgt eine Veränderung.

Aus dem Vorgetragenen liesse sich nun ohngefehr ein vierfach verschiedner Mondeseinfluß annehmen. Erstlich wegen der Umdrehung der Erde um ihre Axe ein täglicher; zweitens wegen des Umlaufs des Mondes um die Erde ein monatlicher; drittens wegen des Umlaufs der Erde um die Sonne, und ihres größern oder kleinern Abstandes von derselben, verbunden mit dem Stande des Mondes, ein jährlicher; und ein vierter wegen der verschiedenen Entfernung des Mondes von der Erde.

Auch alle diese Umstände würden noch einen periodischen und regelmäßigen Einfluß hervorbringen, weil die Bewegungen und Anziehungen dieser drei Weltkörper ihre unwandelbare Ordnung haben. Allein nun ist noch eine vielleicht unabsehbare Menge anderer einwirkender Ursachen übrig, die ich zufällige nennen will, nicht weil sie etwa keinen Grund in andern Naturbegebenheiten hätten, sondern nur darum, weil wir diesen meistens nicht einsehen können. Ich will nur einige davon, deren Einwirkung ziemlich einleuchtend ist, namhaft machen. In der Atmosphäre kann der Einfluß des Mondes befördert oder behindert werden durch Wärme, Kälte, Feuchtigkeit, mancherlei Dünste, Trockenheit, durch Elektricität, vielleicht auch durch Erleuchtung, ferner durch Elasticität und Schwere der Luft, und auch durch Winde oder Stillstehen der Luft. Die Menge der Ursachen, die auf die Atmosphäre, und daher auch auf die Witterung wirken, ist so groß, daß darum unsere Einsichten von der Witterung noch sehr schwankend, und die sichere Vorhersehung des Wetters noch ziemlich ein Problem geblieben ist. Es ist hier gewiß nichts zufälliges, sondern alles hat ohne Zweifel seinen guten Grund in dem vorhergehenden, nur sind die Beobachtungen noch nicht so weit gekommen, um den ganzen Zusammenhang gehörig einsehen zu können.

Bei den organischen Körpern kommen in Ansehung des Mondeseinflusses auf die in eben dem Verstande zufäl-

ligen Umstände der Organisation und die äußern Ursachen in Betrachtung. Die willkührlichen Handlungen belebter Geschöpfe, wodurch sie den Zustand ihres Körpers, die Lebenskräfte, die Beschaffenheit und den Umlauf der Säfte, die Ernährung, die Ab- und Aussonderungen u. d. gl. sehr merklich ändern können, werden auch die sonst zu erwartenden Folgen ändern. Daher läßt sich auch nicht erwarten, daß z. B. Blutflüsse, daß Würmer in den Gedärmen, Epilepsie, Wassersucht u. s. w. sich immer nach dem Monde richten müssen. Das Wachsen und Gedeien der Pflanzen hängt auch von so mancherlei Umständen der Witterung, des Bodens, und ihrer besondern Eigenschaften ab, daß sich der Einfluß des Mondes auf sie nicht immer deutlich merken läßt. Dem ohngeachtet kann man durch Raisonnement nicht die alte Gartenregel widerlegen, daß verschiedene Gewächse bei dem abnehmenden Monde besser gedeien, als bei zunehmenden und umgekehrt.

Ich bin überzeugt, daß bei Anführung der Ursachen, die bei dieser Untersuchung in Betracht kommen müssen, nichts vollständiges geliefert werden könne. Ein jeder kann sich dasjenige, was er weiß oder glaubt, noch hinzudenken.

Es ist ungemein einleuchtend, wie einseitig derjenige urtheilen würde, der den Einfluß des Mondes deswegen leugnen wollte, weil er vielfältig dasjenige nicht erfolgen sieht, was er zufolge der Theorie von seiner Anziehung erwartete: denn es kommt hier nicht blos diese Anziehung in Anschlag, sondern ein Zusammenfluß vieler bekanter Ursachen, und vermuthlich eine noch größere Menge unbekanter.

Ich hielt für nöthig, diese Betrachtungen voraus zu schicken, weil sehr viele gegen die Möglichkeit, und folglich auch gegen die Wirklichkeit des Mondeseinflusses so sehr eingenommen sind, daß sie gar auf keine Beweise von Seiten der Erklärung achten mögen. Man darf nur aus

den Bemühungen der Astronomen das Resultat wissen, daß die Gesetze der Anziehung uns nach menschlichen Kentnissen gerade das meiste von den Bewegungen der Weltkörper begreiflich machen. In unsern Sonnensysteme hält die Sonne durch diese Kraft die Planeten in ihren Bahnen, die vom Schöpfer eine Tangentialkraft erhalten haben, und die eigenthümliche Anziehung jedes Planeten hat auf die Bewegungen anderer ihren Einfluß, so daß sich diese, ohne auf diesen Einfluß Rücksicht zu nehmen nicht berechnen lassen. Nun richtet sich die Maaße der Anziehung nach Größe und Entfernung, und darum wird vor allen Planeten die Erde auf den Mond die stärkste äußern, und wiederum der Mond verhältnißmäßig die stärkste auf die Erde, wenigstens eine stärkere als andere Planeten.

Wenn wir nun schon die Kraft, wodurch der Mond einen Einfluß auf die Erde hat, seine Anziehung nemlich, kennen; so würde es doch unbillig seyn zu fordern, daß man zur Erweisung derselben, auch alle hieher gezogenen Erscheinungen daraus erklären solle. Bei Ebbe und Fluth ist dieses geschehen, warum aber die Würmer bei abnehmenden Monde häufiger abgehen, und warum bei diesen oder jenen Krankheiten sich eine Uebereinstimmung mit den Veränderungen des Mondes zeige, das läßt sich wohl nicht mit Befriedigung erklären. Allein es kommt auch nicht so viel darauf an, zu wissen, warum etwas geschieht, als zu wissen ob es geschieht. Die Kenntniß der Natur hat durch Untersuchung der Thatsachen weit mehr gewonnen, als durch Spekulationen, wobei man sehr oft von der Erfahrung zu weit abgelenkt hat *).

Von dem vorgetragenen läßt sich nun auf diejenigen Erscheinungen eine Anwendung machen, die in dem mensch-

*) Diesem allen ohnerachtet kann man doch nicht in Abrede seyn, daß die Menschen dem Einflusse des Mondes viel mehr zugeschrieben haben, als wirklich statt haben kann.

lichen Körper von dem streitigen Mondeseinflusse herrühren mögen. Ich werde einige glaubhafte Zeugnisse von Beobachtungen dieser Art anführen, nicht um einen vollständigen litterarischen Aufsatz von diesem Gegenstande zu liefern, der hier am unrechten Orte stehen würde, sondern nur um einsehen zu lassen, wie ein Theil von angesehenen Aerzten hierüber denkt.

Der berühmte englische Arzt **Richard Mead** hat eine Anzahl eigener und fremder Beobachtungen gesammlet, die allerdings viel Aufmerksamkeit verdienen. Bei der Epilepsie hat er den Einfluß des Mondes bemerkt, so daß er bei dem Neu- und Vollmonde die Anfälle ziemlich gewiß hat vorher sagen können. Er beobachtete bei einer neunjährigen Tochter eines Kauffahrdeischiffers epileptische Bewegungen, die sich genau nach dem Monde, selbst täglich nach Ebbe und Fluth richteten. Der Vater sey oft von dem Schreien seiner Tochter, das sie nach Endigung eines Anfalles gethan, des Nachts aufgeweckt, und habe jederzeit damals die Ebbe auf der Themse bemerkt. **Archibald Pitcarn** hat verschiedene Frauen gekant, die zufolge der Mondsbewegungen epileptische Anfälle erlitten, auch zwei Mädchen, die den Veitstanz auf eben diese Art hatten. **Th Bartholin** erwähnt eines epileptischen Mädchens, das im Gesichte Flecken gehabt habe, die nach den verschiedenen Mondsphasen an Farbe und Größe sich änderten. **Van Schwieten** bemerkt, daß die Epilepsie bei den großen Mondsverändrungen wie er sagt, öftere Anfälle mache, und führt an, daß auch **Aretäus** dem Monde viel Kraft darin beilege. In der Bibel werden epileptische Kranke Mondsüchtige genannt. Matth. 4, v. 24. 17, v. 15. Daß ihre Krankheit Epilepsie gewesen sey, erhellet aus Vergleichung mit andern Stellen. Marc. 9, v. 18. Luc. 9, v. 39.

Bei den Würmern der Gedärme ist beinahe der gröſte Haufen derer, die nicht Aerzte sind der Meinung, daß sie bei dem abnehmenden Monde, und um den Neumond leichter abgingen, und mit weniger Mühe abgetrieben werden könnten. Ich bin nicht geneigt, dieses unter das Kapitel vom Aberglauben zu setzen, und kann diejenigen nicht billigen, die mit einem Machtworte hier entscheiden, und diesen Glauben als unanständig für einen gelehrten Arzt halten. Ehe er unanständig genannt werden darf, muß er erst durch so viele Erfahrungen widerlegt seyn, daß gar keine Einrede mehr Statt findet, Da dieses aber meines Wissens noch nicht geschehen ist, vielmehr noch vieles dafür redet; so ist eine so allgemeine Meinung eine Aufforderung zur Beobachtung. Es ist freilich nicht zu läugnen, daß auch außer der angegebenen Zeit die Würmer Zufälle und Krankheiten veranlassen, auch abgehen, allein es komt auf den häufigern Fall an, und da muß ich gestehen, daß ich nicht abgeneigt bin, aus eigener Beobachtung und vielen Nachrichten, die ich desfalls untersucht habe, mich zur Meinung der Ungelehrten zu lenken. Unter den Aerzten bestärkt diese Meinung unter andern der bekante Rosenstein, in seinem Buche von den Kinderkrankheiten, der übrigens dem astrologischen Aberglauben im medicinischen Fache sehr entgegen gearbeitet hat. Er hat die Uebereinstimmung mit dem Monde bei unzähligen Kindern wahrgenommen, so daß er sogar aus den Anfällen das Datum oder die Mondsperioden hat bestimmen können. Andere Aerzte bemerkten auch eine öftere Widerkehr der Beschwerden von den Würmern und ein häufigeres Abgehen zur Zeit des abnehmenden Mondes.

Guill Murgrave liefert eine Beobachtung, da einer Mannsperson von der Kindheit an bis in das vier und zwanzigste Jahr bei jedem Vollmonde ein Blutfluß am linken Daumen entstand, anfänglich zu 4 Unzen, nach dem sechzehnten Jahre aber zu einem halben Pfunde.

Bugliv erwähnt eines jungen Menschen, dem aus einer Fistel im Grimdarm bei zunehmenden Monde eine große Menge abging, welche sich allmählig beim abnehmenden Monde verringerte. Der Patient hatte hiervon eine so genaue Erfahrung, daß er aus der Menge des Ausflusses die Mondsperioden bestimmte.

Tulpius beobachtete eine Unterdrückung des Urins fast bei jedem Vollmonde mit Fieber und Beängstigung, die nichts anders als bei abnehmenden Monde, oder wenn der Kranke den nicht abwarten wollte, durch eine Aderlaß gehoben wurde.

Mead machte die Beobachtung, daß Steinbeschwerden bei einem Kinde jedesmal zur Zeit des Vollmondes eingetreten sind.

Bei Wechselfiebern hat Werlhof den Einfluß des Mondes anerkant. Durch die Veränderung des Dunstkreises, durch den Sonnen- und Mondlauf werde auch die im Körper befindliche Luft verändert, welche denn einen großen Einfluß auf die Fiebermaterie äußere. So behauptet auch Helmont vom Asthma, daß es sich nach dem Mondeslaufe richte. Bei der Pest hat Diemerbroek bemerkt, daß sie um den Neu- und Vollmond schlimmer gewesen sey, und daß um diese Zeit mehrere damit befallen, und mehrere daran gestorben wären.

Bei den Kröpfen erfuhr de Haen, daß die besten Mittel nur bei den abnehmenden Monde am wirksamsten waren.

Bei gewissen Epidemien haben auch einige Aerzte eine Verschlimmerung zur Zeit des abnehmenden oder neuen Mondes bemerkt. Bei der Wassersucht um den Vollmond, worin mich selbst mehrere Fälle bestärkt haben.

Diese Beobachtungen dienen wenigstens dazu, um die Aufmerksamkeit mehr auf diesen Gegenstand zu lenken. Es können freilich viel Beobachtungen beigebracht werden, da bei eben den Krankheiten keine solche Uebereinstimmun-

gen mit dem Mondeslaufe bemerkt sind. Allein darin liegt keine vollständige Widerlegung, weil durch mancherlei Umstände diese Wirkung geschwächt oder gehoben werden kann.

6. Es mag vielleicht in dem medicinischen Fache noch manches übrig seyn, daß gewissermaaßen hieher gehört, und bisher übergangen ist. Auch außer der Sphäre des Arztes, als bei dem Gedeien der Pflanzen, bei Thieren, bei Wanderungen der Thiere, bei der Sohle des eingemachten Kohls u. d. gl. redet die gemeine Meinung dafür. Die Meinungen und Erfahrungs ätze des größern Theils der Menschen, der seiner Beschäftigung wegen seit undenklichen Zeiten die Natur in diesem oder jenem Theile beobachtet hat, verdienen wenigstens so viel Achtung, daß man die Sache genauer untersuche. Ist auch manches Aberglauben, so liegt doch häufig die Wahrheit zwischen ihm und Unglauben in der Mitte.

Man säe, sagt z. B. der Abergläubige was über der Erde wachsen soll, im zunehmenden und Vollmonde; was unter der Erde wachsen soll, im abnehmenden.

Nach seiner Meinung soll der Mond auch auf den Brand im Waizen Einfluß haben. Oekonomen und Naturforscher behaupten aber vielmehr, daß die nicht zur völligen Reife gekommenen Körner den Brand im Waizen erzeugen. Einige bedienen sich daher des Einkalchens, welches mit Kalk und Vitriol geschieht. Dadurch wird das Keimchen der unvollkommnen Körner verderbt und zum Aufgehen unfähig gemacht. Andere nehmen alten Samenwaizen deswegen, weil die unreifen Körner auch nicht aufgehen. Noch andere lassen den Waizen, den sie zum Säen brauchen wollen, recht reif werden, lassen ihn, wenn er eingefahren ist, sogleich dreschen, schütten ihn recht bald und sehr dünn auf den Boden, und lassen ihn bis zur Saatzeit so liegen, daß er recht dürre wird. Auch nimmt man von dem brandigen Waizen keinen zum Aus-

säen, weil sonst der Brand unvermeidlich seyn soll. — Bemerkt jemand an seinem Leibe eine Verhärtung oder Erhöhung, oder werden die Frauenzimmer gewahr, daß sie Kröpfe bekommen, so müssen sie bei zunehmenden Mond, die Erhöhung alle Abende streichen oder sanft drücken, und indem sie die Augen auf den Mond richten, dreimal sprechen:

Was ich sehe, vermehre sich:
Was ich genieſſe, verzehre sich.

Dieß muß so lange wiederhohlt werden, bis man Besserung wahrnimmt. — Um so mehr ist dieß Verfahren verwerflich, weil der Nahme Gottes allemal dabei gemisbraucht wird, und man die Meinung hegt, daß ausserdem alle Mühe vergeblich sey. Bei abnehmenden Mond darf niemand in ein anderes Haus ziehen, denn sonst hat er kein Glück, und sein Vermögen wird abnehmen — wenn er damit nicht gut verfährt: denn im entgegengesezten Falle nimmt es gewiß zu.

Aberglaube aus der Naturgeschichte.

Die Grillen, glaubt man, bringen Seegen ins Haus.

Man glaubt, daß aus einer Kreuzspinne, die man sieben Jahre in einer Schachtel verschlossen hälte, ein Diamant werde. Sicherer sey der Erfolg, wenn man die Schachtel in den Rauchfang hänge. Während den sieben Jahren aber dürfe man nicht nachsehen, was etwa aus der Spinne geworden sey. Selten hat der, der solch einen abergläubischen Versuch macht, Geduld genug, den Erfolg abzuwarten; und in diesem Falle glaubt er denn selbst, den Diamant verwahrlost zu haben, der sonst aus der Spinne ohne Zweifel gewachsen seyn würde. Dadurch aber wird diese sonderbare Meinung erhalten. Immer

aber fand man nach sieben Jahren in der sorgfältig verwahrten Schachtel, was man von einer verweseten Spinne finden konnte — Staub. Man weiß, daß die Feuersteine sehr hart sind, und daß sie lange Zeit nöthig haben, um bis zu einer gewissen Größe zu wachsen. Wenn der Feuerstein seine Vollkommenheit erlangt hat, sagt man, so hat sich in seinem Innern ein Diamant erzeugt. Man kam vielleicht dadurch auf diese Meinung, daß man an dem Feuerstein Eigenschaften bemerkte, welche er mit dem Diamant gemein hat. Er ist sehr hart, und schneidet daher wie dieser, das Glas. Noch nie hat man darin jenen Edelstein gefunden. Was man sich wünscht, das glaubt man überall erhalten zu können und zu finden: daher die sonderbaren Arten, sich den Diamant zu verschaffen.

Die Karpfen haben im Kopfe ein knochenartiges Gewächs, welches man Karpenauge nennt, und es zu allerlei Dingen für gut hält.

Die großen gefräßigen Raubfische im Meer nennt man überhaupt Haifische. In Frankreich war die Heringsfischerei wegen der Gefräßigkeit derselben, die an den Heringen das Näherrecht vor den Menschen ausüben, sehr schlecht ausgefallen. Man stellte deshalb öffentliche Processionen d. h. feierliche gottesdienstliche Umgänge, von Marienbildern, Crucifixen, Fahnen ꝛc. begleitet — an, und that die Haifische in den Bann d. h. ließ sie durch einen Priester, der das Meer mit geweiheten Wasser besprengte, Kreuze darüber hinmachte und betete — feierlich verfluchen: ohne daß jedoch diese darüber ihren hungrigen Magen vergassen, und aus Furcht vor dem heiligen Fluch, die Heringe nicht zu tausenden verschlangen.

Wenn ein Hahn sieben Jahr alt ist, so legt er, glaubt man, ein kleines Ei: das müsse man übers Haus hinwerfen, sonst schlage das Gewitter in das Haus.

In einem gewissen Theil von Ostindien giebt es grosse, giftige Schlangen, welche von den Einwohnern bei dem Laute eines blasenden Instruments, von Leder gemacht, gefangen werden. Wenn die Schlange diesen Laut, welcher immer mehr verstärkt wird, höret, so erhebt sie ihren Kopf aus dem Grase, und fängt an zu zischen. Alsdenn nähert sich ihr der Schlangenfänger in aller Stille, und wartet, bis sie auf ihn losspringt; er weiß sich aber so behend zu drehen, daß sie sich an seinem Stabe herumwindet. Hierauf schnürt er ihr den Hals so enge zusammen, daß sie den Rachen aufsperrt, und die Giftblase auf ein Stück Scharlach, welches er hineinsteckt, ausleert. Dann schließt er sie in einen Korb, wo sie ihre Wildheit in wenig Tagen ablegt, da sie denn so abgerichtet werden kann, daß sie, wenn jenes Instrument geblasen wird, sich bis zur Hälfte erhebt, und tanzende Bewegungen macht. Mit dem Schlangenbeschwören hat die Fabel einige Aehnlichkeit, welche man von dem

Ausgang der Kinder in Hameln

einer Churhannöverschen Stadt, erzählt. Der Ausgang soll am 26sten Juni 1284. oder 85 geschehen, der Mann von ungewöhnlicher Größe, und die Anzahl der Kinder 133 gewesen seyn. Einige meinen, daß er die Ratten und Mäuse nicht zusam gepfiffen, sondern nur ein gutes Mittel zu ihrer Vertreibung gehabt. Entweder verwirft man das ganze als Fabel, oder erklärt es dahin, daß die Kinder durch ein Erdbeben umgekommen, oder durch Werber aus Siebenbürgen verführt worden. Beides ist unwahrscheinlich: denn von den Erdbeben müßte man nähere Nachricht haben, und 133 Kinder auf einmal würden durch fremde Leute nicht unbemerkt haben weggeführt werden können. Einen magischen oder Zaubergesang darf man nicht annehmen, weil durch Töne zwar der Mensch ge-

rührt, aber nicht wohl in einen bekannten, jetzt wundersam offenen Berg gelockt, oder in die andre Welt geführt werden kann. Von der versammelten Menge soll auch keiner zurückgeblieben seyn, welches ebenfalls sehr wundersam klingt. Einige geben die Anzahl auf 132 an, und sagen, daß es blos Knaben, andre, daß auch Mädchen dabei gewesen. Die gemeinste Erklärung davon ist folgende: der Kaiser Friedrich II. starb 1250. in Italien, ohne daß die Art seines Todes so recht gewiß bekannt wurde. Da trat denn unter andern ein gewisser Holtschuh, sonst Tilo Kolup genannt, auf, der sich gegen Rudolph zum Kaiser aufwarf. Dieser aber ließ ihn fangen, und zu Wetzlar verbrennen. Holtschuh sah dem Kaiser Friedrich II. sehr ähnlich, und hatte daher Anhang. Er soll es auch gewesen seyn, der durch Erzählung morgenländischer Märchen, die Kinder aus Hameln an sich gelockt, und endlich entführt habe, um, wie man sagt, durch sie seinen Anhang zu vergrößern; was aber doch seiner Macht keinen Zuwachs gegeben hätte, sondern ihm vielmehr Beschwerde gewesen seyn würde. — Noch erklärt man den Vorfall von der Fehde zwischen dem Bischof zu Minden und dem Herzog, Albert dem Großen, von Braunschweig-Lüneburg, in welcher jener, etwa im Jahr 1265. viele Hamelsche Bürger als Gefangene nach Minden schleppte. Höchst unwahrscheinlich ist die Begebenheit allerdings, und die Erzählung davon bleibt, wie fast alles, was vor Zeiten wunderbares geschehen seyn soll, fabelhaft. Daß man selbst in Kirchen Abbildungen davon hat, beweist nichts. Die lutheraner aber sind nicht auf jene seltsame Art, sondern so nach Siebenbürgen gekommen, daß der König Geisa II. 1143. viele Sächsische und andre deutsche Familien, nach Ungarn kommen ließ, Weinberge anzulegen und Bergwerke zu bearbeiten, und ihnen ansehnliche Vorrechte gab. Diese wandten sich nachmals nach Siebenbürgen, wo sie unter andern Hermanstadt erbaueten. Kis-

der würden da, am wenigsten in jenem Zeitalter, ihre einmal angenommene Religion haben beibehalten können. Sie sollen auf ihrem langen, finstern unterirdischen Wege auch die Siebenschläfer gesehen haben, sieben Brüder, die sieben Jahre geschlafen, und nachdem sie erwacht, gesund gewesen, und ihre Kleider unversehrt gefunden haben sollen. Man müßte die Beschaffenheit des menschlichen Körpers, und die Dinge überhaupt, gar nicht kennen, wenn man dergleichen Sagen nur einigen Glauben beimessen wollte, leicht könnte man dann auch glauben, daß der wunderbare Weg unter der Erde, von dem Klüt — so heißt der Berg bei Hameln — bis nach dem weiten Siebenbürgen jetzt noch vorhanden sey. Dieses hat übrigens nicht, wie man gemeiniglich glaubt, seinen Nahmen von sieben Bergen, denn deren sind darin viel mehr, sondern von sieben, ehedem darin befindlichen, berühmten Burgen oder festen Schlössern.

Man glaubte sonst von dem Chamäleon, einer Eidechse, daß er alle mögliche Farben annehmen könne, so daß er auf Baumblättern grün, auf Stroh gelb werde ꝛc. die Veränderung seiner Farben rührt aber theils von den auf ihn fallenden Sonnenstrahlen, theils von seinem Zorne her. — Wenn man Jüngferchen ruft, oder etwas singt, darin dieß Wort viel vorkommt, sollen die Eidechsen näher kommen. Sie scheinen die Gesellschaft der Menschen zu lieben; lassen sich aber durch jenes Anrufen gewiß nicht locken. Eidexen denkt der Abergläubische, sind ehedem Jungfern gewesen; so wie die Affen, verwünschte Menschen. In Senegambien (in Afrika) werden die Brüllaffen, die sehr neugierig sind, von den Einwohnern für Menschen gehalten, die, wie man glaubt, nur darum nicht sprechen, damit man sie nicht zur Arbeit anhalte.

Zuweilen legen die Hüner auch Eier ohne Schalen, welche man Windeier nennt; und dann findet man auch Eier, worin zween Dotter sind. Es liegt darin aber

nichts vorbedeutendes; noch weniger kann man glauben, daß solche Hüner behext sind.

Von der Golddrossel erzählte man sonst, sie bringe ihre Jungen Stückweise zur Welt, und sezte sie durch ein gewisses Kraut zusammen.

Der Kukuk, glaubt man, ruft nicht eher, als bis er Eier ausgetrunken habe, und werde nach Michael zum Raubvogel. Aber man verwechselt ihn dann mit dem Falken, mit dem er viel Aehnlichkeit hat. Man dürfte nur auf den Flug acht geben, um diesen Irthum zu bemerken: denn der Raubvogel fliegt in einem Zuge; der Kukuk, wie andre Vögel, mit vielen Flügelbewegungen.

Raben sollen in der Pfingstzeit kein Wasser saufen dürfen, und daher mit großer Begierde Thau lecken. Aber sie fressen auch Schnee, weil dieß vielleicht, als etwas härterer, ihren Hunger zu stillen scheint.

Schwanen sollen wenn sie alt werden, besonders wenn sie ihr Lebensende merken, schön singen. Die Alten glaubten dieß, und die neuern Naturforscher bezweifelten es. Herr Mongez hatte gehört, daß in den Thiergarten zu Chantilly, einem ansehnlichen Flecken 10 Meilen von Paris, ein singender Schwan wäre, und begab sich dahin, genauere Nachricht davon einzuziehen. Da sagte ihm der Aufseher über die Wasservögel, es wären in der That ein paar Singschwäne in dem kalten Winter 1769 dahin gekommen, welche so zahm geworden wären, daß sie aus seiner Hand äßen; auch hätten sie 1782 vier Junge ausgebracht. Er zeigte sie Herrn Mongez, und machte wirklich, daß sie ihren Gesang anstimmten; welches auf die Art geschah, daß man eine zahme Gans zu ihnen brachte. Auf diese gingen sie mit sträubenden Flügeln los, und würden ihr eine blutige Schlacht geliefert haben, wenn man sie nicht zurückgezogen hätte. Allein dieß geschah, und dem ungeachtet erhoben sie nun gleichsam ein Siegeslied, als ob sie überwunden hätten. Herr Mongez be-

merkte, daß ihre Melodie aus den vier Tönen e. f. d. e. besteht, von welchen das Männchen die beiden ersten allein singt, und wenn es an d. komt, so stimt das Weibchen ein e. f. ꝛc. und so geht es abwechselnd fort. Die lezte Note holten sie länger aus als die übrigen, und ehe sie wirklich singen, wiederholen sie mehrmals mit halber Stimme kuk, kuk, kuk. Ihr Ton hat viel Aehnlichkeit mit dem Geschrei des Pfauhahns, und ist so stark, daß man ihn eine halbe Stunde weit hört. Wie ihre Jungen aus den Eiern gekommen sind, haben die Alten diesen Gesang auf verschiedene Art und sehr lange gesungen; ob sie aber ihr eigenes Sterbelied singen werden, kann man noch nicht sagen, weil die Schwäne ein sehr hohes Alter, wie einige glauben, von zwei bis dreihundert Jahren erreichen.

Ungegründet ist vielleicht auch die Sage von den sogenannten **Seejungfern** oder Sirenen nicht. Die obere Hälfte soll das Ansehen einer Jungfer; die untere, das eines Fisches haben. Man hat Töne von ihnen gehört. Daß sie aber, wie man glaubt, einen Gesang hören lassen, ehe ein Sturm kommt, und dadurch diesen verkündigen, oder dadurch die Menschen anlocken, um sie unter das Wasser zu ziehen, ist Fabel.

Die Meinung, daß es **Waldteufel** gebe, ist ohne Zweifel daher entstanden, daß jemand da, wo er es nicht vermuthete, einen Affen sah, den er entweder nicht kannte, oder weil ihm dieser Anblik Schreck verursachte, Hörner am Kopfe, Bockfüsse ꝛc. sah, die der Affe doch nicht hatte. Aus diesem Vorurtheil entstand im Brandenburgischen ein Todtschlag. Das Gerücht von einem Waldteufel ging in dem Ort so allgemein, daß die Obrigkeit Nachsuchung thun ließ. Ein Bauer sah jemand am Wege schlafen, als er zu Markte fuhr, und ging vorsichtig vorbei. Im Heimwege — ob ihm da wol die Einbildungskraft durch einen Trunk, nicht mehr erhizt gewesen ist? — traf er auf einer andern Stelle, einen anders ge-

kleideten Menschen, einen Töpferjungen auch schlafen, schlug ihn hastig todt, und machte selbst die Anzeige von seiner vollbrachten, vermeintlich guten That.

Das Einhorn soll dem Pferde gleichen, und vor der Stirn ein beträchtliches, einzelnes Horn haben. Es soll in dem Lande der Cuffern gesehen worden seyn. Man hat es vertheidigt, beschrieben und abgebildet, sogar in Fürstlichen Wappen. Demohnerachtet ist es wahrscheinlich, daß es nie ein Einhorn gegeben hat; denn das Horn, was man öfters gefunden, und als von ihm kommend geglaubt hat, ist von dem Narwhall, einem Wallfisch, welchem zween lange, in einander gewundene Zähne aus dem Munde hervorragen. Die Fabel, daß das Einhorn zwar vor der Sündfluth da gewesen, aber nicht mit in Noa's Arche gekommen, und so mit ausgestorben sey, bedarf wol keiner Widerlegung.

Ritter St. Georg und den Lindwurm.

Man sieht dem Ritter in voller Rüstung, mit einer Lanze, zu Pferde, da er einen Lindwurm d. h. Drachen oder Krokodill unter sich tödtet. Das Gemählde gründet sich auf folgende Erzählung. Ein Drache begegnete einst einer Königstochter, genannt Ajam, und wollte sie verschlingen. Der tapfere Ritter Georg kam eben darauf zu, als sie ihm die Hände entgegen streckte, und um Hülfe schrie. Georg war so glücklich, daß er den Drachen tödtete.

Soll diese Erzählung eine wahre Geschichte seyn, oder eine Fabel? Wer war aber die Königstochter? Und was soll man von den Drachen denken, der in der Natur nicht ist!

Die Erzählung ist, der Hauptsache nach, der Fabel vom Perseus und der Andromeda völlig ähnlich. Cepheus, ein phönezischer Prinz, hatte die schöne Cassiopeja zur Gemahlin, die einmal sich einfallen ließ, zu glauben und zu

sagen, sie sey schöner als Juno (die geglaubte Gemahlin Jupiters, des höchsten Gottes der Heiden) darüber ward Juno erbittert, und beredete den Neptun (welchen die Heiden sich als den obersten Gott des Meers dachten) daß er ein großes Unaeheuer ans Land schickte, welches Menschen und Vieh auffraß. Nach einem Ausspruch des Orakels sollte das Ungeheuer nicht aufhören zu wüthen, bis Andromeda, die Tochter jener Eltern, ans Unser hingestellt sey, um von den Ungeheuer verschlungen zu werden. Dieß mußte geschehen. Andromeda erwartete mit Thränen ihr Schicksal, als eben Perseus dazu kam, und das Ungeheuer tödtete. Durch den Besitz der Andromeda wurde er dafür belohnt. — Wie aber diese Fabel einer geschickten Auslegung fähig ist, so dürfte auch wol unser Ritter einen tapfern Verfechter des christlichen Glaubens, die Königstochter, die er rettet, die Kirche Christi, und die Waffenrüstung die evangelische Lehre vorstellen. Der Drache ist ein Bild entweder des Teufels, oder der Ungläubigen. Nach dieser symbolischen Erklärung darf man sich auf Beantwortung so mancher Frage über den Ritter nicht einlassen. Ob er im Kirchspiel St. Jürgen (im Bremischen) gewohnt, gestorben, Güter besessen? sind nunmehr unnöthigen Fragen. Man hatte einmal einem Heiligen dieses Nahmens angenommen, welchem die dasige Kirche und das ganze Kirchspiel gewidmet, und daher St. Jürgen genannt wurde. Fast in allen Gegenden der Welt glaubt man einen Ritter St. Jürgen, und viele Orte haben von ihm den Nahmen. z. B. die Abtei St. Jürgen; zu Isey in Schwaben, das im Amt Ottersberg eingepfarrte Dorf St. Jürgen u. a. m. die römische und griechische Kirche feierte am 23sten April das Fest des Ritters, welches alles einem ehemaligen Heiligen und Märtyrer vorauszusetzen scheint. In einer Dorfcapelle nicht weit von Magnesia, wurde sonst ein wundersames Georgenbild aufbewahrt, und jährlich einmal umhergetragen.

Nahe bei Baruth in Syrien, hat Arrieux die Kirche dieſes Heiligen geſehen, und Nachricht davon gegeben. Die Chriſten ſo wie die Türken, haben ſich in den Kopf geſezt, daß der heil. Georg nicht geſtorben, und leztere nennen ihn deswegen den grünen, lebendigen Elias (Kidr Elias). Auch zu Lydda war vormals eine Georgenkirche, und die daſigen Chriſten und Türken glauben, daß er daſelbſt den Märtyrertod erlitten habe. In der Moſchee (mahomedaniſche Kirche) Nebbi Gurgis d. h. Prophet Georg, in Moſul, glauben die Chriſten, liege er begraben. Man zeigt aber auch ſein Grab zu Alt-Kahira, auf dem Libanon, und an mehrern andern Orten. In der Geſchichte der Märtyrer lernen wir allerdings einen Georg kennen, der ein Capadocier war, ein rüſtiger und kühner Kriegsmann. Man ſagt von ihm, daß er ſich lange gegen ſeine Verfolger gewehrt habe, und endlich auf Befehl des Kaiſer Diocletian im vierten Jahrhundert enthauptet worden. Dieſer ſoll der Georg ſeyn, von dem hier die Rede iſt. Er iſt der Patron des Königreichs England. Im ſymboliſchen Verſtande kann es viele Georgen gegeben haben, ſo wie es mehrere Herkuleſſe gegeben hat, und man darf nicht immer an den Capadocier denken. Man ſagt auch, der Ritter St. Jürgen ſollte ein leichtfertiger Schelm geweſen ſeyn. Wenn dieß iſt, ſo hat er es mit mehrern Heiligen gemein, die das Verdienſt haben, es geweſen zu ſeyn. Daß es einem Ritter Georg, ſo wie man ſich ihn gewöhnlich denkt gegeben habe, läßt ſich nicht erweiſen; wahrſcheinlich gehört ſeine Geſchichte unter die Sagen, die wir den Kreuzzügen zu danken haben. Daß aber die alten chriſtlichen Kaiſer, wenn ſie gegen die Türken und Ungläubigen zu Felde zogen, den Ritter Georg in obiger Bildung in einer Fahne hatten, die daher die St. Georgenfahne oder St. Georgenpanier hieß, iſt gewiß. Man weiß, daß von Rom aus der Eifer für die Kreuzzüge unterhalten und erhöhet wurde, welches beſonders durch die

Mönche bei den Armeen geschah. Am beßten konnte dieß auf eine sinnliche Art geschehen, durch eine Fahne, welche der Armee vorgetragen wurde, und auf welchen die Ungläubigen und Feinde Christi, unter dem Bilde des Drachen, von Christo, den Sieger über Teufel, Hölle und Tod, oder von jedem christlichen Kreuzfahrer, bekämpft und besiegt wurden. Wahrscheinlich legte man dieser St. Georgenfahne (wie ehedem die Dänen den Danebroge oder jetzt die Türken der Fahne Muhameds) auch eine wunderthätige Kraft bei. Dieß geschah unter andern von den alten Thüringern gewiß; die dem Georg als einen Heiligen verehrten. Der Soldat glaubte also durch diese Fahne siegen, und die christliche Kirche gegen die Drachenmässigen Anfälle der Ungläubigen schützen und vertheidigen zu können. Wahrscheinlich dachten die Kreuzfahrer so. Dadurch konnte man den Soldaten am beßten einen heiligen Eifer einflössen. Aber warum hielt man jene Sage in der Folge für wahre Geschichte und Thatsache? wie wurde aus dem siegenden Ritter ein Heiliger; denn dafür wurde er gehalten, in Eisenach einer Fahne zu Ehren, eine Kirche, in Naumburg ein Kloster gestiftet, und sein Hirnschädel im Kloster Cronschwitz im Vogtlande als ein Heiligthum verehrt. — Seine Fahne brachte man auf das Schloß Wartburg bei Eisenach, ohne sich bei alle dem darum zu bekümmern, ob ein heil. Georg auf Gottes Erdboden je Luft geathmet habe, oder nicht. Gewiß haben die Kreuzprediger den Ritter Georg oft genug zu ihrem Text gewählt. Der Drache konnte ihnen schöne Gelegenheit geben, die Feinde des Kreuzes Christi mit dem hölliſchen Drachen zu vergleichen, und Abscheu gegen die Ungläubigen in ihren Zuhörern zu erwecken. Sie durften nur Ephes. 6. v. 10 bis 17. Offenb. Joh. 19, v. 11. ꝛc. Cap. 20, v. 1 u. 2. zu Texten wählen. So wurde endlich aus dem genahten Reuter, der vorher nur in der Fahne existirte, in den Köpfen vieler, ein wirklicher Ritter, den

man, keiner weiß, warum, Georg nannte, wobei man denn jenes ſinnbildliche vergaß. Durch die Kreuzzüge wurde nun der Ritter ſo bekannt, daß man ihn allenthalben kannte und verehrte. Der St. Georgenorden, den Carl VII. als Churfürſt von Bayern 1729. geſtiftet, ſo wie der Orden des blauen Hoſenbandes, welchen der St. Georg mit dem Drachen zum Ordenszeichen hat, erhalten noch ſein Andenken.

Auch von dem heiligen Columbanus der in einem Theil von Schwaben die Menſchen zum chriſtlichen Glauben bekehrte, nebſt ſeinen Schülern das Feld eigenhändig bearbeitete, und das Kloſter Füſſen ſtiftete, wo er begraben liegen ſoll, hat, wie die Legende ſagt, einen großen Drachen oder Lindwurm erlegt, und in ſeiner Gegend alles Ungeziefer durch ſeine Wunderkraft ausgereutet. Und noch ſoll ein Ueberbleibſel ſeines Steckens, welches in jenem Kloſter bewahrt wird, die Macht haben, trotz allen Rattenfängern, die Mäuſe, Heuſchrecken und anderes Ungeziefer, das den Feldfrüchten ſchädlich iſt, zu vertreiben! Steif und feſt behauptet man: all's Ungeziefer lege ſich nieder und ſterbe, oder entweiche aus der Gegend, ſobald

der St. Magnusſtab

auf einen Acker gebracht werde. Beinahe alle Jahre reiſt daher ein Mönch mit dieſem wunderthätigen Stecken in Schwaben umher, und beſucht ſogar nicht ſelten, die benachbarten Schweizer. Dieſer Mäuſevertreiber geht nun mit ſeinem Stab zwar nirgends hin, wohin er nicht verlangt wird; aber da läßt er ſich auch ganz treflich bezahlen. 10. 12. 15 Gulden ſind die Gebühr, die ihm entrichtet werden muß, je nachdem der Ort, oder die Menge der Ratten und Mäuſe groß oder klein iſt. Das Volk geht ihm dann in einem feierlichen Zuge mit Kreuz und Fahnen

entgegen, und schreit aus voller Kehle den Rosenkranz ab. Der Mönch bleibt dann auf dem Felde, da wo Kreuze, Heiligen, Bilder, Altäre ꝛc. sind, die man gemeiniglich auf Kreuzwegen sieht stehen, beschwört und verflucht Ratten, Mäuse und alles Ungeziefer, giebt den Seegen mit dem Magnusstabe, streicht sein Geld ein, und das Volk begleitet den Wundermann wieder mit Kreuz und Fahnen bis an die Grenze. Ohngefähr in dem Jahr 1780 oder 1781. waren die Gegenden am Bodensee von Mäusen sehr geplagt: Husch, ward der St. Magnusstab geholt! Aber die Mäuse waren taub gegen alle Flüche und Beschwörungen, und wichen nicht vom Platze! Sie verheerten nach wie vor die Felder! Nun sollte man wol denken, ein solcher Erfolg würde den Leuten die Verstandsaugen ein wenig geöfnet haben? Aber nein! — Die Bauergüter eines Dorfes in derselben Gegend waren 1785 wieder mit Engerlingen, d. h. Maden, aus welchen Maikäfer werden, und Reitwürmern geplaget. Um diese zu vertreiben, begehrten sie abermals den Magnusstab, der eben in der Nähe vorüberzog. Alle Vorstellungen des Gutsherrn, daß die Engerlinge eine eben so natürliche Sache seyen, als der Magnusstab, und daß man ohne diesen Stecken beten könne, halfen nichts. Die Bauern wollten mit Gewalt den wunderthätigen Stab haben, und bald wäre es zu Thätlichkeiten gekommen! St. Magnusstab erschien; der Mönch verfluchte die Engerlinge und Reitwürmer, gab den Seegen mit dem Stecken, ließ sich bezahlen, zog von Kreuz, Fahnen begleitet wieder von dannen — und die Engerlinge und Reitwürmer trieben ihr Wesen nach wie vor. Man hoffte damals, daß der Stecken auf obrigkeitlichen Befehl bald auf immer in einem Kasten würde gesperrt werden, wo ihn denn die Mäuse zernagen, zur Beschämung derer, die einem morschen Stecken mehr als Gott vertrauten.

Wenn

Wenn der Storch ein Ei nicht ausbrütet, so stirbt jemand von den Höchsten im Lande. Man ist jedoch so billig oder vorsichtig, die Zeit nicht zu bestimmen, da der eine von den Höchsten im Lande auf dieses Zeichen sterben soll.

Man glaubt, daß der welsche Hahn böse werde, wenn man zu ihm sage: „Ich habe mehr roth, wie du" und daß er den Muth sinken lasse, und kein Rad mehr schlage, wenn er seine schmutzigen Füße ansehe. Beides ist unwahr!

Es giebt Kröten, die, nicht darum weil ihr Gift so gefährlich ist, sondern weil sie am Bauch Feuerrothe Flekken haben, Feuerkröten genennt werden. Ein Insekt eines kleinen Fingers lang und dick, das an Brust und Kopf eine braunröthlichte Schale, wie ein Krebs, einen weichen Bauch, vier Flügel, sechs Füße, und einen zweispitzigen Rüssel hat, wühlt wie ein Maulwurf in Gärten und Feldern, besonders unter der Oberfläche der Erde, und thut der Saat großen Schaden. Man nennt es gemeiniglich Reitkröte. Die Gärtner säen Hanf unter die Gewächse, oder begiessen die Beete mit Salpeter- oder Kalkwasser, um es zu vertreibin.

Die Rattenschwänze sind nicht giftig, und die Katzen fressen sie nur darum nicht, weil sie einen für sie widrigen Geruch haben, weswegen sie auch die Spitzmäuse nicht fressen, sondern nur tödten. Wenn es wahr wäre, daß die Katzen krank würden, nachdem sie einen Rattenschwanz gefressen, so könnte daraus nur dieß folgen, daß diese ihnen schädlich wären; denn nicht für alle Thiere ist ein und dasselbe Gift, wie das die sogenannten Krähenaugen beweisen.

Vom Mäusethurm des Hatto.

Einst sollen Mäuse einem Erzbischof von Maynz für die an einem Theil seiner Unterthanen begangnen Grausamkeit durch unabläßiges Verfolgen und endlich dadurch bestraft haben, daß sie ihn auffraßen. „In dem Lande entstand, so erzählt die Fabel, eine Theurung. Hatto, der Erzbischof und Landesherr, verschloß die Kornkammern vor seinem Nothleidenden Unterthanen, und ließ einst sogar eine Menge derselben in Scheunen sperren, welche er anzündete, weidete sich an dem Anblick, und äusserte muthwillig bei dem Geschrei der Unglücklichen, daß dieß dem Gepfeif der Mäuse nicht unähnlich sey. Von Stund an wurde er von einer Menge Mäusen verfolgt, welche überall, wo er sich auch verbarg, hinkamen. Ihnen zu entgehen, ließ er einen Thurm ins Wasser bauen, auf welchen er sich begab; aber auch hier wurde er von diesem Ungeziefer heimgesucht, und bis an sein Ende gequält. An dem Tage, da sie ihm endlich das Leben nahmen, lassen sich jährlich noch eine Menge Mäuse in der Gegend sehen, wo der Thurm steht.“ Das erzählte soll sich im Jahr 914. zugetragen haben. Gewiß ist es, daß Hatto unter Kaiser Otto, Erzbischof von Maynz gewesen ist, und daß in der Gegend von Maynz, ohnweit Bingen, da wo die Nah in den Rhein fällt, in letzterm Fluß ein alter Thurm steht, welchen man den Mäusethurm nennt. Man weiß von dem Hatto, daß er gar nicht so gut regiert habe, um auf seiner Unterthanen Liebe rechnen zu dürfen; er wurde vielmehr gehaßt. Dieß erklärt aber zugleich die Ursach, warum er den genannten Thurm gebauet haben mag. Hier wollte er einen sichern Zufluchtsort haben, wenn, wie er fürchten mußte, seine Unterthanen sich wider ihn empörten. Kleinere Veranlassungen mögen dazu gekommen seyn, woraus jene Erzählung entstanden. Den

Tag, da die Mäuse sich noch so häufig sollen sehen lassen, weiß man nicht, daher sieht sie nie jemand, und der Glaube daran bleibt. Der Thurm soll, wie man nicht unwahrscheinlich behauptet, von dem altdeutschen Wort: mäusen oder almäusern, welches auflauren bedeutet, den Nahmen haben, weil er ein Wacht- oder Warttthurm gewesen, den vielleicht der kluge Willigis errichten lassen — Weisse Mäuse sollen, wenn sie sich in Menge zeigen, Hungersnoth bedeuten. Freilich können sie eine Ursache dazu seyn, wenn sie sich nebst den gewöhnlichen sehr stark vermehren.

Von der Hundswuth.

Jäger, Hirten ꝛc. unterhalten darum den Glauben von dem Tollwurm, um ihn den Hunden der Bauern für Geld zu schneiden. Höchst ungereimt und lächerlich ist die Meinung, daß man mit den Worten: Hax, Pax, Max, Deus, Almax — den Biß eines tollen Hundes heilen könne. Mit dem Hubertusschlüssel einen Hund vor die Stirn gebrannt, soll eben die Wirkung haben. St. Hubert aber ist der Schutzpatron der Pfalz. Die abergläubische Gewohnheit, das von einem tollen Hunde gebissene Vieh dadurch vor dem Ausbruch der Wuth zu sichren, daß man es mit des Scharfrichters Schwerdt blutrünstig machte, ist in Berlin bei Strafe verboten, weil dadurch die Leute gehindert werden, bessere Mittel zur Verhütung des daher entstehenden Schadens anzuwenden, und damit schreckliche Unglücksfälle veranlaßt worden sind. Eins der nächsten und sichersten Mittel ist, daß man beim Vieh die Wunde sogleich ausschneidet oder ausbrennt, wodurch verhindert wird, daß das Gift sich nicht in dem Blut vertheilen kann. Bei Menschen setzt man, nachdem die Wunde gereinigt ist, zu dieser Absicht, Schröpfköpfe auf dieselbe, und sucht durch Eiterung oder Schwären

das Gift heraus zu ziehen. Das durch die Erfahrung bewährt gefundene Mittel wider den Biß des tollen Hundes ist die Belladonna, sonst Wolfskirche genannt. Das von einem Schlesischen Bauer wieder bekannt gemachte Mittel, die Mayenwürmer-Lattwerge, ist aber noch bewährter als jenes, und hilft auch bei Thieren. Ist das Gift bei Menschen schon in den Körper gedrungen, so bringt es Hitze, Angst, heftiges Schwitzen, Drängen des Urins, ohne daß er wirklich abgeht, hervor. Das Hemde, was der angehabt hat, der so geheilt wurde, pflegt man zu verbrennen, damit nicht durch künftigen Gebrauch Gift daraus eingesogen werde. Vor dem neunten Tag pflegt die Wasserscheu nicht auszubrechen.

In Podebuls im Thüringschen Kreis von Churſachsen wurde nach Ostern 1787. die Frau des Eseltreibers bei der dasigen Mühle, von ihrem eigenen toll gewordenen Hunde gebissen. Sie suchte bei keinem ordentlichen Arzt Hülfe, sondern bei einem Schuhmacher in dem Altenburgischen Dorfe Bechheim, der sich mit sympathetischen Curen abgiebt. Dieser Doctor Absatz gab der Frau einen beschriebenen Zeddel auf Butterbrod zu essen. Verständige Leute riethen ihr, zu einem Arzt zu gehen; aber sie thats nicht, und schon triumphirte der Aberglaube über die gesunde Vernunft, da achtzehn Wochen vergingen, ohne daß sich die geringste Wirkung vom Hundsgift zeigte. Allein, dieses Gift wirkt bei manchen Menschen früher, bei manchen später. Auf einmal verfiel nun die Frau in Raserei, und starb unter den entsezlichsten Schmerzen. Dabei äusserte sich der besondere Umstand, daß sie luftscheu war und über Wind klagte, wenn jemand auf sie zuging. Vermuthlich hat das Kreis Amt zu Eisenberg den sympathetischen Schuster bei dieser Gelegenheit angehalten, bei seinem Leisten zu bleiben, und allenfalls zu versuchen, ob er durch Sympathie Schuhe machen könne. — Kluge Leute wollen die Sympathie erklären, und sagen,

eine solche Cur geschehe vermittelst der subtilen Ausflüsse, die beständig aus dem menschlichen Cörper ausströhmen; durch diese wirke z. B. ein damit angefülltes Kleidungsstück, welches statt der Wunde verbunden wird, auf die Wunde zurück. Es ist aber viel wahrscheinlicher, daß die verletzten Theile b os durch die Kraft des umlaufenden Lebenssaftes wieder ergänzt werden; indem solche sympathetische Curen meistens von gemeinen Leuten gebraucht werden, die gesundes Blut haben.

Vor Michaelis 1785. wurde ein dreizehnjähriger Knabe in Bollstädt, einem der Reichsstatt Mühlhausen gehörigen Dorf, von einem Hunde in die Hand gebissen. Er wusch sie mit Fließwasser ab, hatte keine Schmerzen, und die ganz kleine Wunde heilte bald zu. Aber leider! nach sechzehn Wochen kamen die Folgen, und er mußte nach zwei mal vier und zwanzig Stunden unter unsäglichen Schmerzen seinen Geist aufgeben.

Der Caracal ein geschmeidiges und lebhaftes Thierchen, das die Biegsamkeit und Laune der Katze, und die Gestalt des Luchses hat, soll, welches aber unwahr ist, dem Löwen zum Spürhunde dienen.

Wenn man ein Thier, das geschlachtet wird, bedauert, so stirbt es schwerer, sagt man. Aber wenn man dabei ordentlich zu Werke geht, so daß das Blut schnell genug aus den Adern kommt; so stirbt es nach Verlauf einer gewissen Zeit, nicht früher und nicht später; man mag es bedauern oder nicht. Diese Meinung mag jedoch daher gekommen seyn, daß der, der mit Bedauren schlachtete, dabei nun auch etwas versah, und damit das Thier auf längere Zeit vom Tode entfernte; oder ihm doch die Sterbenszeit länger schien, als einem andern, der das mit gleichem Muthe ansah, oder selbst verrichtete.

Vom Heren, Nachweisen u. dgl.

In der Grafschaft Diepholz (in Westphalen) läuft der Landmann, wenn seine Kuh blaue Milch giebt, zu einem benachbarten katholischen Geistlichen, und läßt Kuh, Milchfaß ꝛc. mit Weihwasser besprengen.

Zu Ende des April 1786. wurde in der Nachbarschaft von Lüneburg, auf dem Lande einem Knechte 50 Thlr. gestohlen. Es war sein sauer verdienter und mühsam zusammen gesparter Lohn; und jedermann bedauerte den armen Menschen so sehr, als der unbarmherzige Dieb, der ihn bestohlen hatte, verabscheuet wurde. Aber anstatt dieses Unglück christlich zu ertragen, und dem boshaften Thäter durch kluge Nachforschung auf die Spur zu gehen, begab sich der Knecht ihn zu erfahren zu einer sogenannten Nachweiserin. Anderwärts nennt man solch eine Betrügerin weise Frau. Diese gab ihm nicht gleich auf der Stelle Bescheid, sondern vertröstete ihn bis auf eine bestimmte Zeit, da er wieder zu ihr kommen sollte. Unterdessen zog sie die nöthigen Erkundigungen ein, was für Personen am öftersten in den Stall zu kommen pflegten, wo der Diebstahl geschehen war. Als nun der Knecht wieder kam, so nennte sie zwar den Dieb nicht bei Namen, aber sie beschrieb denselben nach seiner ganzen Gestalt und Kleidung so, daß es niemand anders seyn konnte, als der Sattler, der auf dem Hofe arbeitete, und oft im Stalle zu thun hatte. Dieser, ein ehrlicher braver Mann, war so unschuldig an dem Diebstahl, als die Sonne, und der Knecht selbst wäre nimmermehr auf ihn gefallen: aber er glaubte nun der Lügenprophetin mehr als sich selbst, und gab es dem Sattler auf den Kopf schuld. In kurzem bereitete sich das Gerücht, daß er der Dieb sey, in der Gegend aus, und der Mann litt dadurch so wol in seiner Handthierung als an seinem ehrlichen Nahmen. Er verklagte

die Verläumder bei der Obrigkeit, und sie wurden bestraft: aber der Pöbel glaubt darum nicht minder an die Aussage der betrügerischen Hexe, und begeht die grausamste Ungerechtigkeit gegen einen ehrlichen Mann — aus Aberglauben.

Liegt ein Kind in der Wiege, daß es einen nicht ansieht, so ists eine Hexe. Die Kinder bringen also die unseelige Anlage zum Hexen schon mit auf die Welt! Wir blicken mit Erstaunen und Betrübnis in die Vorzeiten zurück, wo man den Einwirkungen des Teufels so viel zuschrieb, und Menschen in dem gräßlichen Verdacht hatte, als könnten sie durch dessen Hülfe unerhörte Dinge thun, oder wie man es mit einem andern Ausdruck nannte, hexen.

Das viele Schreiben und Predigen über die Gewalt des Teufels; über die neuen Moden, welche Gottes Strafen, Pest, Krieg, Brand, Misgeburten, Hungersnoth nach sich ziehen sollten; wodurch Schuldige und Unschuldige in gleiches Elend gestürzt würden; die Predigten über die Vorboten des jüngsten Gerichts, als Kometen, Feuer- und Luftzeichen, Blutregen u. s. w. verwirrten in der letzten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, einer grossen Menge von Menschen den Verstand, und machten bei hypochondrischen Körpern und schwachen abergläubischen Seelen einen besondern Eindruck und Wirkung. Engel Hastiz und Lökel, haben verschiedene Geschichten angeführt, von Leuten, die vom Teufel besessen worden, und allerhand wunderliche Dinge ausgesagt haben. Zu Friedeberg in der Neumark wurden 1593 sechzig, und nach und nach hundert und funfzig Menschen vom Teufel besessen, die in der Kirche vielen Unfug verübten, so daß der Prediger M. Heinrich Lemrich, der sich vorher viel mit diesen Leuten abgegeben und unterredet hatte, sich einsmal selbst auf der Kanzel, da er davon predigte, wie ein Besessener geberdete, und auch dafür gehalten wurde; welches die Macht des Teufels noch mehr in Ansehn brachte. Deswegen wurde von dem Konsistorio anbefohlen, in allen Kirchen

in der Mark öffentliche Gebete zur Befreiung der Menschen von der Gewalt des Teufels anzustellen; das Uebel wurde aber dadurch nicht gehoben. Es nahm vielmehr den Weg einer ansteckenden Krankheit des Verstandes. Wenn an einem Ort ein Besessener war, so fanden sich gleich mehrere, die sich eben so hatten, und aus Einbildung mit fortgerissen wurden. Wüste man nicht in neuern Zeiten die Geschichte der Nonnen zu Loudun, und der zwanzig Stück Besessenen zu Annaberg, im Erzgebirge, und so viele andere Begebenheiten dieser Art, sogar noch in unsern Zeiten: so würde man es für unwahrscheinlich halten. In Spandow bekam ein Hutmachergeselle 1594. einen ähnlichen Paroxismus, und in kurzer Zeit wurden etliche dreißig bis vierzig Menschen damit befallen, die allerlei Gaukeleien und Kontorsionen machten; unter welchen einige wie Mondsüchtige, oder wie Wurmkranke auf den Schorsteinen, Dächern und Brunnen, mit Lebensgefahr herum krochen. Der Rath ließ eiserne Ringe in den Mauern befestigen, und die Besessenen dieser Art mit Ketten daran fest schliessen; wodurch das Uebel etwas gemindert wurde. Die Geistlichen bestärkten diese armen Leute in ihrer verrückten Einbildung, und brauchten sie, ihre Lehrsätze von der Gewalt des Teufels zu bestättigen. Lökel hat die Geschichte der hier angeführten Besessenen, und eine noch grössere Anzahl von solchen Verrückten angezeigt, und bei einigen die Worte und Reden geführt, deren sie sich bedienten, um im Namen des Teufels die Menschen über die Modensucht zu bestrafen, und die Moral zu predigen; die vollkommen in dem damals gewöhnlichen Kanzelstyl abgefasset sind. Angesehene und rechtschaffene Männer, so die Bosheit und verworrene Einbildungskraft dieser Elenden erkannten, und ihre Schalkheit verachteten, wurden dafür von ihnen mit übeln Nachreden und unanständigen Verläumdungen durchgezogen. War ein geistlicher Amtsbruder gelinder in seinen Predigten,

und lermte und polterte nicht über die neuen Moden, oder redete nicht dem Teufel und seiner Gewalt das Wort; so wurde er vom Teufel durch die Besessenen selbst ermahnet, seine Gemeine mit mehrerem Eifer zu bestrafen und mit Ernst anzugreifen; wie solches dem Superintendenten zu Spandau, M. Albrecht Colerus, begegnete, welchen der Hutmachergeselle deshalb zu vermahnen, von einem Engel wollte Befehl erhalten haben. Lökel sagt ganz vernünftig, daß dieser Mensch wahnsinnig gewesen, und von dem Henker ein Brandmark verdient hätte. Das Unwesen zu Spandau machte indessen so viel Aufsehens, daß Churfürst Johann George die vornehmsten Theologen von Berlin und Frankfurt dahin schickte, um die Sache zu untersuchen; deren ausführliches Bedenken, welches nach damaliger Einsicht abgefaßt ist, Engel in seinen Annalen, S. 414 u. f. abdrucken lassen. In Frankfurt an der Oder hatte der Teufel auch sein Spiel. Eine Fischers Tochter aus Lebus begegnete 1536 einem Soldaten auf dem Felde, der gegen Versprechung ihr viel Geld zu geben, sie zu seinem Willen beredete; wie seine Begierden befriedigt wurden, bemerkte sie, daß er gräßliche Augen machte, und Hörner hatte; sie überzeugte sich, daß sie mit dem Teufel zu thun gehabt, weil sie den Kerl seitdem nicht wieder gesehen. Von der Zeit an, gebärdete sie sich als eine Besessene, und wurde nach Frankfurt gebracht. Das Auffallende war, wenn sie mit den Händen an die Wand strich, so bekam sie die Hand voll Geld. Die Geschichte dieses Mädchens hat zu der Zeit viel Reden gemacht, und die Federn der Gelehrten beschäftiget: kein einziger aber hat sich getrauet, die natürlichen Ursachen heraus zu suchen. Engel erzählet sie in den märkischen Annalen, und Leuthinger in seinen Kommentarien. D. Stymmel, ein Professor der Arzneigelahrtheit zu Frankfurt, der gelehrte Jodokus Willich und der berühmte Sabinus, haben sie weitläuftig beschrieben, und alle Hexen-

bücher der damaligen Zeiten erzählen sie; jedoch mit veränderten Umständen, und mit allerlei Bemerkungen aus den gewöhnlichen Hexengeschichten, ausgezieret. Wird diese Geschichte mit Vernunft untersucht; so fällt alles Wunderbare sogleich weg. Es war ein melancholisches, geiles und geiziges Mädchen, das durch Wollust und Begierde verleitet, sich mit einem unbekannten Kerl abgegeben hatte: bei oder gleich nach der That, war ihr die Furcht angetreten, daß sie nach den vielen damals in Schwange gehenden Erzählungen und Teufelshistorien, mit dem Teufel selbst zu thun gehabt; zumal da sich der Kerl verlaufen hatte. Die Furcht machte, daß sie sich besessen glaubte, wobei sie ihre Einbildung mit Betrug und Gaukelei auszierte, um noch mehr Geld zu bekommen. Das Geld hatte sie theils von dem Kerl, und nachher von gutherzigen Leuten, die ihr Mitleiden durch Almosengeben bezeigen wollten, erhalten. Es blieb nach der Erzählung wirkliches Geld, so wie es zu der Zeit in der Mark kursirte: an statt daß, nach den gewöhnlichen Hexengeschichten, dergleichen Geld in Scherbel oder Steine verwandelt wird. Wenn sie das Geld in der Hand wies, steckte sie es geschwind ins Maul, und that, als wenn sie es käuete und herunter schluckte, damit sie es immer wieder hervorholen und bei anderer Gelegenheit zu neuen Täuschungen gebrauchen konnte. Wie endlich die Wächter es ihr alsobald wegnahmen, als sie es in der Hand hatte, so hörte ihr Vorrath auf, und sie nahm Nadeln zu eben dem Behuf und behielt sie im Munde, um dergleichen Spiel zu wiederholen, bis sie der Possen selbst überdrüssig wurde: vermuthlich weil sie in allen Predigten auf D. Luthers Anrathen zur Kirche geführt, und zu Hause auf Befehl des Raths angeschlossen wurde, damit sie der Teufel nicht wegholen sollte. Sie stellte sich gelassen und vernünftig, vermiethete sich bei einem Bürger als Dienstmagd; und wie sie nach einigen Jahren schwanger wurde:

so lief sie fort, und man hat nachher nichts weiter von ihr gehört.

Es verdient einige Erläuterung, wie es zugegangen, daß sobald nach der Reformation dergleichen Teufeleien in dem Gehirn der Menschen häufiger entstanden sind, und daß fast mehr Besessene bemerkt worden, als zur Zeit des Pabstthums selbst.

Unsere Seele ist gewissen trüben Stunden mit einer Art von Sorge, Befürchtungen und Schrecken unterworfen, die bald von der unglücklichen Beschaffenheit der öffentlichen und auch Privatangelegenheiten, bald von der finstern und melancholischen Gemüthsart; bald von der schwächlichen Leibeskonstitution; am meisten aber von der Besorgniß über die Zukunft und von erschreckenden Aussichten in die Ewigkeit, herrühren. Man hat zu allen Zeiten Menschen bemerkt, die auf eine übel verstandene Weise für das Wohl ihrer Seelen, für die Zukunft bekümmert sind; und es giebt sogar in diesen Zeiten Menschen von allerlei Sekten, die das Heil ihrer Seelen durch verschiedene Ausweze erwerben und befördern wollen. Hypochondrische, hysterische, voll- und dickblütige Menschen, gerathen in grössere Seelennoth, wenn sie auf diese Ideen verfallen, als andere; und wir wissen, daß dergleichen Personen, wie auch die, so mit Würmern geplagt sind, durch innere Angst, in verdorbene Einbildung und bei schlechtem Unterricht in der Religion, in Phantasien und Verrückungen des Verstandes, ohne Zuthun des Teufels gerathen; welches aufmerksame Aerzte beobachten, und vernünftige Theologen gerne zugestehen. In katholischen Zeiten und bei den Vorurtheilen von der Macht der Pfaffen, durch Ablaß die Sünde zu vergeben, wurden dergleichen bedruckte Personen leichter beruhiget und geholfen. Die viele Ceremonien, Kirchengebräuche, Wallfahrten, Prozessionen, freiwilliges Geisseln und Martern, heilige und fromme Gesellschaften, Kranken- und Armenbesuche,

Ausübungen guter Werke, wie auch Schmausereien gaben den Müssiggängern Beschäftigung; den in der Beichte sich angebenden Sündern, wurde durch Besuchung gewisser Kirchen und Altäre, und anderer heiligen Oerter, desgleichen durch strenge Fasten, Ablaß für ihre Sünden ertheilt. Wurden die Pfaffen von ihren hypochondrischen Beichtkindern zu sehr mit öftern Beichten und dem Bericht von ihrer Seelennoth gequält; so wußten sie zufälliger Weise, und ohne den Grund davon einzusehen, dazu Rath zu schaffen. Sie legten ihnen strengere Fasten auf, als andern; wodurch das dicke Blut verdünnet und dessen Ueberfluß vermindert wurde. Wollte dieses noch nicht helfen: so mußten sie nach dem heilgen Blute zu Wilsnack, zu Zedenik, zu Göritz im Sternbergischen, nach dem heiligen Kreuz zu Bismark in der Altmark, nach dem heiligen Grabe zu Techlo bei Pritzwalk, oder bei dem zu Königsberg, oder nach dem Marien-Tempel auf dem Harlungerberge bei Brandenburg, und nach andern dergleichen Oertern wallfahrten; beruhigten sie sich noch nicht, so wurden sie nach Rom, nach St. Jakob zu Kompostel in Spanien, und wenn sie es gar zu arg machten, nach dem heiligen Grabe zu Jerusalem geschickt, um wirklich begangene und eingebildete Sünden zu büssen. Der durch Aberglauben und blinde Unterwürfigkeit unter die Befehle ihrer Seelsorger unterdrückte Verstand brachte sie dahin, daß sie willig Folge leisteten; welches der Eigensinn dieser Kranken gemeiniglich dem Arzt zu versagen pflegt. Als Pilger mußten sie ihre Reisen zu Fuß antreten, die Veränderung der Luft, die Weite des Weges, die Abwesenheit von Hause und Entfernung von verdrüßlichen Gegenständen, die Gesellschaften, die sie unterweges mit andern Pilgern machten, die starke und lange anhaltende Bewegung des Körpers zu Fuße, die Ueberzeugung nach vollendeter Reise, Vergebung der Sünden zu erhalten, und dadurch zur Beruhigung ihres Gemüths zu gelangen; hat-

ten bei ihnen mehr Wirkung, als die mit Bequemlichkeit angestellten Reisen nach Bädern und Gesundbrunnen, die bei solchen Personen in neuern Zeiten öfters, statt der Wallfahrten dienen müssen: jene kamen mit gesundem Körper und beruhigter Seele ohne sonderliche Kosten zurück. Da die Geistlichen nach eingeführter Reformation, dergleichen Kranken noch nicht den Aerzten überliessen, sondern selbst behandeln wollten: so fehlten ihnen Promenaden zu Fuße; das Wallfahrten, Fasten und Kasteien wurde abgeschaft. Man verkaufte keinen Ablaß; die Befreiung von Sünden wurde schwerer gemacht, und alles war Sünde, im Essen, Trinken, in Moden, und sie mochten thun was sie wollten, so hatten sie bei der geringsten Gelegenheit in Gedanken, Worten und Werken, die Hölle und die zeitliche und ewige Verdammniß verdienet. Sie hörten, daß ihnen der Teufel Fallstricke legte, bis er sich ihrer gänzlich bemächtigte; und die Vorurtheile und Blindheit der Geistlichen selbst, von welchen es sehr starke Proben giebt, bestärkten diese Art von Kranken in ihren Phantasien. Die katholischen Geistlichen, so die evangelische Religion angenommen, hatten den Aberglauben mit der Muttermilch eingesogen, und konnten ihn nicht gänzlich fahren lassen. Das Volk im Lande war des Jochs des Pabstthums müde, und verlangte Prediger von der neuen Religion. Wittenberg konnte nicht so viel Prediger verschaffen, als in den Städten und Dörfern nicht allein in der Mark, sondern auch von halb Deutschland begehret wurden. Die Geschichtschreiber sagen uns, daß Schmiede-Maurer-Weißgerbergesellen, Böttcher, Schneider und andere Handwerker, die auf ihrer Wanderschaft zu Wittenberg Luthern gehöret, die Bibel gelesen, und seinen Katechismus gelernet hatten; in kleinen Städten und auf den Dörfern Lehrer und Seelsorger abgaben, und verschiedene Jahre nach der Reformation, 1553 und 55, sind noch unstudirte Schmiede- und Schneidergesellen auf

Anhalten der Gemeinden zu Predigern eingeweihet und angenommen worden. Selbst D. Luther wußte nicht Rath zu schaffen, wo er so viel, auch nur halbgelehrte Männer hernehmen sollte, als von ihm von allen Arten zum Predigtamte erfordert wurden. Er nahm deshalb Buchdruckergesellen, ordinirte sie und wies sie an, daß sie an denjenigen Orten, wo er sie als Pfarrherrn hinschickte, die Bibel und seine gedruckte Predigten vorlesen sollten. In Nordhausen wurde Anton Otte, ein Böttcher, Pastor Primarius, und Johann Nürnberger, ein Weisgerber, zweiter Prediger. Clemens Fornfeist, ein Maurer, wurde Prediger zu Trebniz; Heinrich Duberke, ein Schmid, Prediger zu Freienwalde. Den Gregor Leberkoch, einen Kleinschmied, ordinirte der altmärkische Generalsuperintendent, zum Prediger zu Waldenhagen u. s. w. Churfürst Joh. George sahe sich deshalb genöthiget, in der Visitations- und Konsistorialordnung von 1573, Art 11 zu befehlen: „daß zum Predigtamt ferner, wie bis dahin geschehen, keine Schneider, Schuster, oder andere verdorbene Handwerker und Lediggänger, die ihre Grammatikam nicht studiret, vielweniger recht lesen können, und allein, weil sie ihres Berufs nicht gewartet, verdorben und nirgends hinaus gewußt, Noth halber Pfaffen geworden wären, sollten gestattet noch angenommen werden.“ Und dennoch starben zu Stendal 1636, zwei Prediger an der Pest, die viele Jahre Bürger und Bierbrauer gewesen, ehe sie zum heiligen Amte berufen worden. Dergleichen geweihete Väter waren in der Naturkunde, Methaphysik und besonders in der Geisterlehre schlecht bewandert; ihnen und auch wohl den gelehrten Mitarbeitern im Weinberge des Herrn, fehlten die nöthigen Begriffe von der Macht und Wirkung des Teufels; und selbst Luther hatte darinn noch viele Vorurtheile, die in Köpfen unwissender und blos nachbetender Schüler und Nachfolger noch weit schädlicher wurden. Man weiß, daß er bei sei-

nen hypochondriſchen Anfechtungen, die ihm das lange Sitzen und fleißige Studiren zugezogen, mit dem Teufel ins Handgemenge gerathen war, und nach ihm mit dem Dintenfaß geworfen hatte; wovon die Flecken noch lange zum Gedächtniß aufbehalten worden. Er ſagte bei einer Krankheit, die ihn 1532 befiel, zu dem Arzt, daß der Teufel ihn tödten wolle, und auf dem Fuß nachfolgte, indem ſeine Krankheit nicht natürlich, ſondern vom Satan erreget worden; und wie er dabei heftige Kopfſchmerzen hatte; ſo ſchrieb er an den Churfürſt Johannes von Sachſen: „Mein Haupt iſt noch ein wenig dem Feind alles Gutes und Geſundheit unterworfen, der thut mir zuweilen ein Ritt durch mein Hirn, daß ich weder leſen noch ſchreiben kann,“ und an einem andern Ort ſeiner Schriften ſagt er: „ich glaube, daß meine Krankheiten nicht allewege natürlich ſind, ſondern daß Junker Satan ſeinen Muthwillen an mir übet, durch Zauberei.“ Ferner: „keine Krankheit kommt von Gott, als der gut iſt, und jedermann alles gutes thut; ſondern iſt vom Teufel, der alles Unglück ſtiftet und anrichtet, und ſich in alle Spiel und Künſte menget, ſcheußt aus Peſtilenz, Franzoſen-Fieber u. ſ. w.“ Mit den Aerzten war er gar nicht zufrieden, daß ſie die Gewalt des Teufels öfters natürlichen Urſachen zuſchrieben, und die Kranken, ſo er für Beſeſſene hielt, ſogar mit Arzneien kuriren wollten. Er glaubte auch, daß der Teufel den Eltern die Kinder ſtöhle, und Wechſelbälge und Kielköpfe an deren Stelle legte. Er riſſe die Mädchens oftmals in das Waſſer, beſchwängerte ſie, und behielte ſie bei ſich, bis ſie des Kindes geneſen; und legte denn hernach dieſelben Kinder in die Wiege an der rechten Kinder Stelle, und führte letztere weg. Es iſt bekannt, daß kleine Kinder, die nicht recht und zu viel genähret werden, die engliſche Krankheit bekommen; und da dieſe noch jetzt nicht ſelten iſt; ſo war ſie damals, wie man noch nicht phyſikaliſche Unterſuchungen über die Nah-

rungsmittel und deren rechte Anwendung anstellte, unerkannt, weit häufiger und noch abscheulicher. Dergleichen Kinder waren die Wechselbälge mit grossen Köpfen, die viel frassen und nicht laufen konnten. D. Luther war so fest von seiner Meinung eingenommen, daß er zu Dessau dergleichen Kind, welches zwölf Jahr alt war, und alle Sinne hatte, aber beständig lag und schrie, und immer essen wollte; anrieth in die Mulde zu werfen. Er beschwerte sich nachmals, daß die Fürsten von Dessau, und der Churfürst von Sachsen, der damals zu Dessau gewesen, seinem wohlgemeinten Rath nicht folgen wollen; da es doch nur ein Stück Fleisch ohne Seele gewesen, dergleichen der Teufel wohl machen könne.

Es würde unrecht sein, wenn man über alle diese Flecken in der Lehre Luthers von der Macht des Teufels, der Hexen und Zauberer, und von dem Dasein der Gespenster und Kobolde, die ausserordentlichen Verdienste dieses großen Mannes verkennen wollte. Er war der verehrungswürdige Mann, der einen großen Theil des menschlichen Geschlechts, das in Aberglauben und Unwissenheit versunken war, aus seinem Schlummer heraus riß, und sich mit Macht und mit einem unbeschreiblichen Muth, dem Aberglauben entgegen setzte, und dennoch blieb sein sonst durchdringender Verstand, mit solchen Vorurtheilen benebelt, die er mit der Muttermilch eingesogen, und durch die erste Erziehung in dem Hause eines Bergmanns, ohne sie weiter zu prüfen, als Wahrheit angenommen hatte. Es macht ihm beinah Ehre, daß nicht allein seine Nachfolger in der Lehre, sondern auch sämmtliche Rechtsverständige und die meisten Aerzte 200 Jahr gebraucht haben, ehe sie diese Vorurtheile abzulegen anfingen; da er selbst weit größere Irrthümer in anderen Meinungen und Vorurtheilen der Menschen, in Zeit von etwa zwanzig Jahren bestritten und überwunden hatte. Die Gewalt des Teufels, die wie eine Glaubenslehre zu und nach Luthers

thers Zeiten auf den Kanzeln verkündigt wurde, die Hexen-Zauber- und Geſpenſterhiſtorien, die jämmerliche Mordgeſchichten von Menſchenkindern, die der leibhafte Teufel geholet, mit ihnen durch alle Lüfte gefahren, ſie in Stücke zerriſſen, und andere fromme und nachgebetete Lügen, ſetzten die unglücklichen und ſchwachen Menſchen zu dieſer Zeit, in Furcht, Angſt und Sorgen, daß es nicht zu verwundern iſt, wenn es damals ſo viel Beſeſſene gab, die das ſelbſt zu empfinden ſich einbildeten, was ſie ſo glaubwürdig erzählen hörten. Sie machten die Kontorſionen und Gaukeleien nach, ſo wie ſie ſelbige an andern ſahen und geſehen hatten, und wurden durch die Leichtgläubigkeit und durch die Vorurtheile der Geiſtlichen darin geſtärkt, welche zugleich Regenten und Richter verblendeten, daß ſie mit Feuer und Schwerd die Zauberer verfolgten, weil ſie gröſtentheils an allem dieſen Unweſen Schuld ſein ſollten.

So weiſe und gelehrt, ſo gütig und gerecht beide Churfürſten, Joachim I. und II. waren, ſo haben ſie doch den Tribut der menſchlichen Schwachheit in Anſehung der Vorurtheile und des Aberglaubens ihres Jahrhunderts, reichlich bezahlen müſſen. Es fehlte nicht an Hexen und Zauberern, die in der Mark verbrannt wurden; zuerſt aber mußten die Juden die Art der damaligen Rechtspflege erfahren. Unter Joachim I. hatte 1510 ein Kirchendieb zu Knobloch, einem Dorfe im Havellande, eine Monſtranz mit zwei Hoſtien geſtohlen, und wie er ausſagte, daß er eine Hoſtie an einen Juden verkauft hätte; ſo wurde dieſer eingezogen und peinlich befraget; da er denn geſtand, daß er die Hoſtie in vielen Stücken zerſchnitten, bis Blut heraus gefloſſen, und daß er ſowohl davon, als von der Hoſtie mehreren Juden gegeben hätte, die ebenfalls eingezogen und eben ſo behandelt wurden; wie ſie denn gerne alles geſtunden, und noch mehr als die Richter fragten, um aus der unmenſchlichen Marter zu kommen. Die Sache wurde endlich ſo weit getrieben, daß

acht und dreißig Juden und der Kirchendieb verbrannt; und zwei Juden die sich bekehrt hatten, enthauptet wurden. Ein einziger Jude, den man für einen Augenarzt hielt, hatte sich in das graue Mönchenkloster begeben, die Religion verändert und war daselbst aufgenommen, und dadurch beim Leben erhalten worden. Alle übrige Juden wurden nach abgeschworner Urphede aus dem Lande gejagt. Ueber Urthel und Recht konnten sie nicht klagen, wenn es auf die Menge der Richter und auf die meisten Stimmen ankommt: indem, wie Engel sagt, bei den Verhören etliche vornehme, verständige und weise Räthe, auch die Burgermeistere, Rathmanne, Richter und Schöppen der Stadt Berlin, nebst vielen Geistlichen zugegen waren. Das Inquisitions-Gericht war mit dem Hofrichter, mit Schöppen und Beisitzern, Gerichtsschreibern, Advokaten und Zeugen reichlich versehen. Die Aussagen der Juden übertreffen alle Glaubwürdigkeit. Verschiedene gestunden, daß sie Christenkinder von fremden Leuten erkauft, sie zerstochen, und das Blut auslaufen lassen: und solches theils in Krankheiten getrunken, theils mit Paradiesäpfeln, Ingwer und Honig eingemacht hätten. Andere hatten das Christkind im Backofen gesehen, worin ein Kuchen gelegt worden, in welchem ein Stück Hostie eingebacken worden; noch andern war die Jungfer Maria mit vier lieblichen Jungfern erschienen; und dergleichen Aussagen mehr, so wie man sie von dem Unsinn des Fragenden und der Pein des Inquisiten auf der Tortur, erwarten konnte. Wie leicht man zu der Zeit der Zauberei wegen, in Verhaft und Inquisition kommen konnte, läßt sich aus dem Inquisitionsproceß ersehen, der wider den bekannten Pfefferkorn, einen getauften Juden, der in Halle bei dem Kardinal Albrecht in Diensten und in Gnaden stand, geführet wurde. Er hatte sich den Haß der Hofbedienten, und vornehmlich des Hofnarren zugezogen. Dieser wollte 1514 gesehen haben, daß der Pfefferkorn

eines Morgens, wie er früher wie sonst in des Kardinals und Churfürst Albrecht Vorkammer gewesen und am Ofen gestanden, in das Fenster dieses Zimmers hinweingefahren wäre, worüber der Narr erschrecken und ihn angeschrien, wo führet dich der Teufel zum Fenster herein? kannst du nicht herauf gehen? worüber er wieder weg gehumpet wäre. Wie dieses geschehen, wäre der Narr zum Kardinal gelaufen, und hätte ihm das Abentheuer erzählet. Der Kardinal hatte in diesem Zimmer Konfituren zu stehen, von denen er Morgens und Abends zu essen und der Narr heimlich zu naschen pflegte; wobei ihn der Pfefferkorn verschiedene mal ertappt hatte. Es wurde der Argwohn erreget, als wenn Pfefferkorn die Konfituren vergiften wollen. Den Richtern, wozu man scharfsichtige und gewissenhafte Männer aussuchen sollte, schien die Aussage des Narren nicht zureichend zu sein; sie ergriffen also ein besonders Mittel, um sie gültig und ihn zu einer glaubwürdigen Person zu machen. Sie führten den Narren in den Weinkeller und liessen ihn sich tüchtig vollsaufen; und wie er, der Trunkenheit ohnerachtet, immer bei einerlei Rede blieb: so wurde dieses Probestück der menschlichen Weisheit und Narrheit hinreichend gefunden, den Beklagten gefänglich einzuziehen, und ihn peinlich zu befragen. Es ist leicht zu begreifen, da er ein getaufter Jude war, daß man ihn so lange peinigte, bis er alles gestand was ihn der Richter fragte; und so kamen alle mögliche Verbrechen zum Vorschein. Er hatte den Konfekt vergiften, und den Kardinal, der doch vorzüglich sein gnädiger Herr war, dadurch aus der Welt schaffen wollen. Von drei Hostien, die er gestohlen, hätte er eine gemartert und gestochen und die andern an Juden verkauft. Ein verbrannter Teufel, den er einem Priester in Franken gestohlen und damit Zauberei getrieben, wäre von ihm wieder vor 5 fl. verkauft worden. Die Tortur brachte aus ihm heraus, daß er sämtliche Unterthanen des Erzbisthums Magdeburg und

des Bisthums Halberstadt vergiften und ihre Häuser verbrennen wollen. Nicht allein den Churfürst Joachim und seinen Bruder den Kardingl, sondern auch alles ihr Hofgesinde hätte er vergeben sollen; wo zu ihn die Juden die der Churfürst aus der Mark verbannet, mit 200 Gulden erkauft hätten, und was dergleichen tolle Dinge mehr waren. Es war zu der Zeit den Richtern gar nicht schwer, dergleichen Bekenntnisse heraus zu pressen. Man nahm grausame und einfältige Menschen am liebsten zu Richtern, die allerlei Martern ersinnen konnten, Bekenntnisse zu erzwingen; und aus eigener Bequemlichkeit bedienten sie sich in schweren Fällen der Tortur, um bald die Aussage heraus zu bringen; sie durften sich also keine Mühe geben, lange Verhör zu halten, die Zeugen zu vernehmen, zu konfrontiren, und so viel nieder zu schreiben. Wenn Pfefferkorn auf der Tortur wäre befragt worden, ob er nicht ganz Europa vergiften und verbrennen wollen; so würde er solches eben so gern zugestanden haben. Die dem Pfefferkorn zuerkannte Art der Todesstrafe zeuget von der grausamen Erfindung der Richter, die ihnen vermuthlich von dem Teufel selbst eingegeben worden. Er wurde vorher mit Zangen gerissen, und denn an eine lange Kette geschmiedet, die an einem Pfal fest gemacht war. Rund um ihn herum wurde in einer ziemlichen Entfernung ein Kohlfeuer gemacht, an welchem er selbst nach und nach durch das aus Schmerz erfolgende Herumlaufen, an der Kette braten mußte; welches den Geistlichen und den Richtern ein erbauliches und rechtsgegründetes Trauerspiel verursachte, bis er den Geist aufgab. Die Geistlichen, die über ein Paar weite Hosen und andere dergleichen Nebendinge, so groß Aufhebens machten, und die bei aller Gelegenheit sehr viel gegen die weltliche Obrigkeit zu erinnern hatten, sahen alle dergleichen Grausamkeiten der Richter mit kaltem Blute an, und waren mit ihrem Rath und Beistand behülflich.

Unter Churfürst Joachims II. und seines Nachfolgers Regierung hatten die alten Weiber zu verschiedenen malen, der vorhergegangenen Reformation ohngeachtet, einen harten Stand, und die Kriminalrichter eine schöne Gelegenheit, den Ruhm ihrer Einsichten auf ihre Nachkommen zu bringen. Die alten Weiber unterstunden sich öfters Wetter zu machen. Sie liessen Hagel vom Himmel fallen, daß alle Landfrüchte verderbet wurden, und die Felder sogar um Berlin wurden 1583 mit Hagelschaden heimgesucht. Die alten Deutschen hätten vielleicht bei der Gelegenheit, um die Götter zu versöhnen, Menschen geopfert; allein die christliche Obrigkeit haßte den Gräuel der Heiden; sie that zwar dasselbe, allein auf eine andere Manier. Zwei alte Weiber, rechtlich angeklagte Werkzeuge des Teufels, hatten dieses landverderbliche Wetter durch böse Künste zu wege gebracht; und sie würden das Unglück über das ganze Land gezogen haben, wenn sie nicht wären gestöret worden. Denn sie bekannten auf der Folter, daß sie ein Kind zerkocht, und wenn es wäre gar gewesen: so würde der Hagel die Früchte des ganzen Landes verderbet haben. Was den Nutzen betrift, den die alten Weiber dadurch erhalten können, und daß untersucht worden, wo sie das Kind hergenommen, wird nicht gemeldet; genug, daß sie es auf der Folter zugestanden. Es wurde ihnen fürs künftige das Wettermachen verboten; indem sie allen frommen Christen zur Erbauung, und den Bösen zum Exempel, bald darnach lebendig verbrannt wurden. Engel, Haftiz, Löbel und Webald haben viele dergleichen Beispiele von allen wettermachenden Weibern in der Mark Brandenburg, die deshalb verbrannt worden sind, angeführet. Ausser diesem Unfug kamen die alten Weiber, nach Leuthingers Erzählung, auch in Verdacht, daß sie sich sogar an die churfürstliche Familie vergreifen wollen. Es war in diesem Jahrhundert in Europa kein Königreich und Fürstenthum, wo man nicht öfters und

geschwinde aufeinander folgende Todesfälle in königlichen und fürstlichen Familien, Unfruchtbarkeit, langwierige Krankheiten, grosse Ungewitter, Hagelschaden, Miswachs und fast alle unerwartete oder nicht gewünschte Begebenheiten, als Hexereien, oder überhaupt als Anstiftungen böser Menschen angesehen hätte; ohne sie aus dem gewöhnlichen Lauf der Natur zu erklären. Die Gegend von Zechlin und überhaupt die Altmark und Prignitz wimmelten zu der Zeit von Zauberern und Hexen. Man schrieb den Hexen diese vorgedachten Unglücksfälle zu; ließ einige foltern, und sie gestanden alles, was man nur wissen wollte; da denn die Strafe nicht ausblieb. Die Leichtgläubigen schlossen aus der Folge, daß diese Untersuchung die männliche Succession im churfürstlichen Hause gesichert hätte. Frankreich hat noch in diesem Jahrhundert ein Exempel gegeben, daß dergleichen Vorurtheile unter aufgeklärten Völkern herrschen können. Zu Ludewigs XIV. Zeiten starben seit 1711 in Zeit von 4 Jahren, unter 6 Personen von der königlichen Familie, die 4 nächsten Kronerben. Hexereien waren nicht mehr nach der Mode: hingegen fiel der Verdacht auf Vergiftungen, die ein Prinz von Geblüt, als nächster Kronerbe und Liebhaber der Chymie, sollte angestiftet haben.

Eine Messe, nach geschehenen Diebstahl gelesen, soll die Wirkung haben, daß der Dieb ein Mahlzeichen, welches man will, an seinem Körper bekomme, an welchem man ihn erkennen könne. Eine solche Messe wird gewöhnlich Bannmesse genannt. Man weiß Fälle: wo wirklich das Entwendete von dem Messelesenden Mönch wiedergebracht, oder am Abend in das Haus, worin der Diebstahl verübt war, geworfen worden ist. Wer wird dieß aber der Messe, und nicht vielmehr dem stark eingeprägten Vorurtheil, und der daher entstehenden Angst vor Schande zuschreiben? denn es bleibt doch nicht un-

bekannt, wenn der Bestohlene sich an einen Priester wendet, um durch ihn das Entwendete wieder zu erhalten. Ausserdem ist bekannt, daß ein katholischer Priester wegen der Ohrenbeichte entweder selbst oder von andern den Dieb wohl erfahren kann. In solchen Fällen sucht man auch Hülfe bei den sogenannten Wickeweibern (so werden sie in Westphalen genannt) welche den Dieb anzuzeigen, und ihm ein Zeichen am Körper zu geben versprechen. Dafür lassen sie sich mit Gelde gut bezahlen, oder man giebt ein Geschenk von Eiern: Butter, Mehl u. dgl. welches alles ihnen wohl bekommt. Der Bestohlene macht sich die Beruhigung, daß er an dem Diebe gerächt zu seyn glaubt. Das Zeichen an ihm kann man nicht sehen; denn entweder hat das Weib es an einem bedeckten Theil gemacht, oder er wohnt an einem entfernten Ort, so daß man ihn nicht zu Gesicht bekommt. Der an sich lächerliche Aberglaube von dergleichen Hexenmeistern hat doch schon manchmal schreckliche Folgen gehabt. In Grochlitz, eine halbe Stunde von Naumburg beerbt die Wenzel in den alten neunzig jährigen Peter. Nach einiger Zeit fehlen der Erbin 300 rthlr. und man wirft den Verdacht auf ihre eigene Schwiegertochter. Der Mann der jungen Frau will es nicht leiden, und spricht: er wolle zum klugen Manne gehen, wo er schon erfahren würde, wer das Geld gestohlen habe. Unterdessen macht man die junge Frau unter andern auch damit Angst, daß der kluge Mann dem Diebe das Geld an die Stirne zeichne; und diese fürchtet sich davor so sehr, daß sie, ehe noch ihr Mann zurückkommt, in die Saale springt und ertrinkt. Wenn einem viel Schweine oder Hüner oder Enten u. dgl. in kurzer Zeit hinter einander schnell sterben, so macht man auch wol ein Feuer in den Backofen, und wirft von der Art Thiere, die so dahin sterben, eins ins Feuer, um die Hexe mit zu verbrennen, die das Vieh umgebracht hat.

Ehedem öfnete man Kindern die Adern, und ließ sie todtbluten, weil sie — jeder durch Aberglauben nicht ganz verhärtete wird betrübt erstaunen! — Mäuse sollten gemacht haben.

Ein sonst glaubwürdiger Mann erzählt, daß ihm das Geld unter den Händen weggekommen; und er habe gewußt, von wem er es bekommen. Als er von dem nemlichen Mann wieder Geld erhalten, habe er es auf Anrathen seines Vaters in ein Glas gethan. Hier habe er bemerkt, daß das Geld sich habe heben wollen. Nun hätte er es wieder herausgenommen, und auf den Tisch gezählt; da hätten ihm fünf Groschen gefehlt. Er habe es zusamgestrichen, und verschiedenemal wieder gezählt und immer hätten so viel Groschen gefehlt. Eine gleiche Geschichte sey seinem Freund begegnet. Dieser habe von Jemand hundert Thaler erhalten. Da er nach Hause gekommen, hätten fünf Thaler gefehlt, bei dem zweiten Zählen wieder so viel, bis er nur noch funfzig Thaler gehabt habe. Auf Anrathen eines Freundes sey er zu dem gegangen, von welchem er das Geld erhalten, habe ihm den Vorfall erzählt und dabei gesagt, daß er diesen Verlust nicht tragen könne, und sich genöthigt sähe, der Obrigkeit Anzeige davon zu machen. Dieser habe nun gebeten, dieß doch nicht zu thun, und sich damit zu helfen gesucht, er habe den nemlichen Tag von einem Andern Geld bekommen, und dieser solle den Verlust ersetzen; er wolle ihm die hundert Thaler gleich wieder voll machen. Wäre dieß alles so geschehen, wie es hier erzählt ist; so würde man allerdings vermuthen dürfen, daß durch geheime Kunst so etwas ausserordentliches bewirkt werden könne; aber wer steht uns dafür, daß es so geschehen ist, und daß die Erzähler nicht aus Neigung zum ausserordentlichen, oder blos auf die Aussage anderer, welche sie für glaubwürdig hielten, oder weil sie selbst abergläubisch waren, dieß gesagt haben? Wider diese

Zauberei soll es gut seyn, das Geld in ein Glas zu legen, und glaubt dann, daß nun durch Hexerei nichts wieder davon kommen könne. Wenn an einem Mittwoch oder Freitag etwas von Hexen erzählt wird, muß man dazu setzen: „Der Teufel schlage ihnen Dreck um die Ohren, daß sie es nicht hören.“ Auch soll man des Freitags nichts verborgen, weil man leicht könne behext werden. Wenn ein Kind behext ist, so muß dessen Vater drei Strohhalme unbeschrien holen, und dem Kinde unters Kopfküssen legen. Wenn bei einer Wäsche ein anderes Weib Lauge hohlt, und dafür dankt, so ist das eine Hexe.

Wenn man des Morgens ausgeht, muß man auf den von andern erhaltenen Gruß: „guten Morgen“ nicht antworten: „ich danke“ sondern auch wieder „guten Morgen“ sagen. Sollte unter denen, die gegrüßt haben, eine Hexe seyn; so wird sie durch die letztere Antwort unschädlich gemacht. Wenn eine Person, die man für eine Hexe hält, ins Haus trit, so muß man ihr gleich drei stücke Brodt geben, auf dem drei Körner Salz zerstreut sind: dann kann sie nichts schaden. Liebkoset eine alte Frau mit triefigen Augen, ein Kind, oder redet es an, und das Kind wird nachher krank, so ist die alte Frau eine Hexe gewesen, und hat dem Kinde etwas zu Leide gethan. Wenn eine solche das Vieh nur anrührt oder bewundert, so wird es dadurch behext. — Wenn jemand mit einem bloßen Fuß, und mit einem Schuh über die Strasse geht, und über die Stelle, wo er hergegangen ist, geht Vieh, so bekommt es davon die Krankheit, welche man das Blut nennt. — Aus den vielen Mitteln, welche man mit Erfolg gegen den Einfluß der Hexen anwenden zu können meint, sieht man, daß der Glaube daran, noch in vielen Köpfen herrscht. Vorzüglich besorgt ist man in dieser Hinsicht um das Vieh; und kennt auch hier das Verfahren von mancherlei Art,

um den Schaden, den dieses lose Gesinden hier angerichtet hat, oder noch anrichten könnte, gut zu machen.

Mancher breitet vorsätzlich von sich aus, daß er lose Künste verstehe, z. B. daß er bannen, sich unsichtbar machen könne ꝛc. damit es niemand wage ihm von dem seinigen, besonders auf dem Felde und in Gärten etwas zu nehmen.

Immer sollen Hexen Schuld daran seyn, wenn die Butter wegen Hitze oder andern Ursachen nicht gerathen will. Man stelle das Butterfaß in kaltes Wasser, und träufle eine halbe Citrone in die Milch, und die Hexerei ist gehoben. Der Abergläubige macht oben über dem Butterfaß über den Stöpsel, drei Kreuze mit der flachen Hand, und legt unter das Butterfaß einen Kamm und Feuerstahl, um Hexerei abzutreiben. Hexenbutter soll beim Zerlassen viel Geräusch machen, und nicht leicht braun werden. Das ist aber bei jeder Butter der Fall, welche viel Salz hat. Ein Weib das am Mittwoch Butter macht, ist eine Hexe. Hat eine Hexe das Wasser behext, daß es nicht sieden will, so lege man nur dreierlei Holz unter. Viele lassen, wenn das Vieh gemolken wird, niemand in den Stall, damit demselben kein Schade zugefügt werde. Man holt auch wohl Weihwasser aus dem Kloster, um das kranke Vieh damit zu besprengen. Hiervon lese man folgendes Schreiben: „Ich liebe die Jagd, und so geschieht es zuweilen, daß ich, von ungünstigem Wetter verscheucht, mich in die Hütten der Landleute flüchte, wo ich schon oft Entdeckungen machte, die mich für die Freuden der Jagd, die mir das Wetter raubte, völlig entschädigten. Dieß war der Fall, da ich vor einigen Tagen vom heftigen Regen in die Hütte einer Bäurin gescheucht ward. Das gute Weibchen wollte eben Butter machen, und ich bemerkte, daß sie Salz, etliche tropfen Wasser, und drei viereckigte Brodstückchen in den Rahm warf, und einige unverständliche Worte

dabei hermurmelte. Ich ward aufmerksam, und nach vollendeter Ceremonie fragte ich sie um die Ursach ihres Verfahrens? Sie fing an, mir zu erzählen: Ihre Milch sey öfters ganz blau gewesen, habe nicht gerinnen und weder Rahm noch Butter geben wollen. Dieß dacht ich geschieht öfters, wenn Kühe milchhemmendes Futter fressen oder sonst kränkeln. Doch um sie nicht irre zu machen, schwieg ich. „Sehen Sie Herr, fuhr sie fort, mir ward bange bei der Sache, weil ich wohl merkte, daß meine Milch behext sey; so wand ich mich an einen Franciskaner aus dem Kloster vor H . . . n. Dieser sagte mir auch sogleich, daß Zauberei mit im Spiel sey. Da nun diese Herren alle Hexerei und Zauberei vertreiben können; so versprach er, auch mir zu helfen. Er gab mir dann folgendes Recept." — Sie hohlte ein schmuziges Papier aus ihrem Busen hervor, und auf diesem stand geschrieben:

„Thue in die Milch oder in den Rahm beim Butterrühren Weihwasser, Dreikönigssalz, und drei viereckigte stückchen Brodt werfen, und sprich folgendes Gebeth:

Gebeth zu Austreibung aller Maleſiz (d. h. alles Uebels) und Angrif von Hexen und bösen Leuten.

„Ich beschwöre euch, ihr höllischen Geister, und alles von Hexen und dem Bösen verursachte oder versuchte Uebel, also gleich nachzulassen durch die Nahmen der heiligsten Dreifaltigkeit; Vater, Sohn und heiliger Geist, der seligsten Jungfrau Mariä und des ganzen zahlreichen himmlischen Chors, daß ihr also gleich ablasset von meiner Milch (Butter) durch das allkräftige Weihwasser, durch das am Tag der heiligen drei Königs, die das Kindlein besuchten, geweihete Salz, und durch diese Bröcklein Brodt, als der Haab-Gottes, verbiete ich euch, mir wieder zu schaden oder nachzusetzen,

durch Jesum Christum unsern Herrn, der du lebst und regierst von Ewigkeit zu Ewigkeit Amen."

Dieses Recept kostete drei baare Gulden, und einen wohlgeräucherten Schinken!

Daß besonders die Katzen sich in Hexen sollen verwandeln können, ist bekannt. Wenn sie sich des Nachts beissen, sagt der Aberglaube, so sieh nicht hinaus, sonst bekommst du einen dicken Kopf; oder wenn dieß doch geschehen ist, so halte den Daumen gegen sie, wenn du furchtsam bist, und dich erschrocken hast.

Hierher gehört, was man, besonders in einigen Oberländischen Gegenden, von den

Pilzerschnittern

erzählt. Diese sollen Leute seyn, die mit dem Teufel im Bunde stehen, am Johannis- und Marientage früh vor Sonnenaufgang, mit einer kurzen Sichel unten am Beine, durch das Getraide gehen, es damit abzuschneiden, und sie hätten dann mit Hülfe des Teufels den zehnten Theil von dem Getraide zu erwarten, wo sie durchgegangen wären. Leute, die ansehnliches Vermögen an Gelde oder Gütern geerbt, durch gute Einrichtung ihrer Wirthschaft, und Sparsamkeit, ihr Vermögen vermehrt hatten, sind oft für Pilzenschnitter gehalten worden. Man findet nemlich von der Zeit um Johannis und Mariä Heimsuchung hie und da schiefe Gänge durchs Getraide, besonders Korn und Waizen. Es ist wie mit einer Sichel abgeschnitten. Viele von diesen Gängen werden von den Hasen gemacht, welche das Getraide abbeissen, sich einen bequemen Gang zu bahnen, damit ihnen Abends und früh, wenn sie diesen Gang passiren, der Thau nicht in die Ohren falle, welches sie nicht vertragen können. Man hat die Hasen auf dieser Spur oft angetroffen. Aber in vielen solchen durch das Ge-

traide gemachten Gängen hat man doch die Fußtritte von Menschen deutlich wahrgenommen, und es wird daher wahrscheinlich, daß es wirklich solche Leute gebe, die in der Meinung stehen, daß sie Vortheil davon hätten, wenn sie an erwähnten Tagen, auf beschriebene Art, Gänge durchs Getraide machten. Ein ehelicher, vom Aberglauben entfernter Bauersmann versichert, daß er an einem Johannistage früh, da er in die Stadt zu gehen genöthigt gewesen sey, in einer kleinen Entfernung ein Geräusch im Getraide gehört, und da er sich verborgen, einen ihm wohlbekannten Mann darin habe gehen sehen, und bei seiner Rückkehr habe er den durch ihn gemachten Pilzenschnitterszang entdeckt. — Pilzenschnittern glaubt man dadurch einen Tort zu thun, wenn man ihre Fußtritte in den Gängen mit den Stoppeln ausschneide und in ein Grab werfe: Wie denn diese faulten, so vergehe der Mensch nach und nach. Andere sagen, wenn das ausgedroschne Getraide rückwärts auf der Tenne gewurfet würde, so hätten die Pilzenschnitter keinen Theil daran: denn man glaubt, das Getraide komme erst von der Tenne weg, was den Pilzenschnittern gehöre.

Am Walburgisabend hört man im Erzgeberge wirklich überall schiessen, auch trommeln, damit die Hexen bei ihrem Durchreiten nach dem Blocksberg auf den Feldern nichts verderben: und den Tag vorher buttert man allen vorräthigen Rahm, damit die Hexen in der Walpurgisnacht nichts davon kriegen. Man hoffet ein fruchtbares Jahr, wenn es am Walburgisabend oder in derselben Nacht regnet.

Auf den Kreuzwegen sollen die Hexen Geld bekommen, wo es der Teufel ausstreuet. Wer am Sonntag einen Eggenzahn findet, und zu sich steckt, sieht die Hexen in der Kirche mit Kübeln auf dem Kopf: dann muß er aber vor dem Vaterunserläuten aus der Kirche gehen, sonst wird er von ihnen zerrissen. Nimmt man Nachts

ein Messer zu sich, worauf ein Kreuz ist; so kann keine Hexe zu: kommt dennoch eine, und man wirft das Messer hin, so muß sie stehen bleiben, bis am lichten Morgen. Wenn das älteste Kind im Hause das Kalb anbindet, so kann keine Hexe zu. Ist ein ganz schwarzer Bock im Stalle, so kann keine Hexe hinein: eben so wenig wenn eine Kuh weisse Füße und einen weissen Strich auf dem Rücken hat. Hat ein Thier einen schwarzen Rachen, so können Hexen und böse Leute ihm nichts anhaben, und es nicht bannen. Hat man Nachts Furcht vor einer Hexe, so kehre man nur den linken Schuh um. Wenn die Hexen das Vieh plagen, so soll man die drei höchsten Nahmen auf ein Papier schreiben, und dem Vieh an den Schwanz binden, so kommt die Hexe und nimmt es weg, und daran kennt man sie. Hat eine etwas behext und man verbrennt es, so kommt sie, und will etwas entlehnen: Giebt mans ihr, so ist sie frei; wo nicht, so muß sie mit verbrennen. Wird das Vieh von einer Hexe geplagt, so gehe man um Mitternacht in den Stall, dann wird man auf dem Rücken des Viehs einem Strohhalm finden; diesen stecke man in einem Sack, und rufe die drei nächsten Nachbarn herbei, und zerdresche mit ihnen den Sack, so trifft man die Hexe, der Sack läuft auf, und die Hexe schreit. Die Hexen salben einen Stecken mit den Worten: Fahr hin, nicht zu hoch und nicht zu nieder. Wenn eine Hexe aufgefahren ist, gleichsam aus ihrem Körper heraus, so kehre man ihren Körper um, dann kann sie nicht mehr einfahren. Die Hexen glaubt man, können Regen, Donner und Wind machen, der Leinwand auf der Bleiche, Heu auf der Wiese u. s. f. aufhebt, und an einen von ihnen bestimmten Ort treibt, wo sie es in Empfang nehmen. — Wenn es Hexen gäbe, und sie dieß könnten, so wäre vor ihnen nichts und keiner seines Eigenthums sicher. Aber Gott lob, daß solche Creaturen nirgends sind, und

daß er überhaupt keinem Geschöpfe die Macht giebt, so etwas bewirken zu können.

Vom Zaubern.

Die Regungen des wunden Gewissens können denen allerdings den Tod zuziehen, die einen falschen Eid geschworen: oder einen Meineid begangen haben, von denen jedoch der Aberglaube behaupten will, daß sie das Jahr nicht überleben, ob man gleich Beispiele genug vom Gegentheil aufweisen kann. Wer könnte aber hierbei, wie es doch gemeiniglich geschieht, hiebei an eine unsichtbare Zaubermacht denken.

Wenn die Zimmerleute das Holz zu einem neuen Gebäude fällen wollen, und es springt beim ersten Hiebe Feuer heraus, so glaubt man brenne das Gebäude ab. Ein Mann verkaufte das schon völlig gezimmerte Holz mit Schaden wieder, als er hörte, daß sich dieses ereignet hätte, ob man ihm gleich die natürliche Ursache angab, daß dieß durch schnelle Reibung des Eisens am harten Holz geschehen sey. Von dem

Baugeist

glauben die Zimmerleute und Maurer, daß er sich bei grossen Bauten, durch Hämmern, Sägen und Pochen in der Nacht oft hören, und als ein kleines, graues Männchen sehen lassen. — In die Mauern einer Festung muß — so sagten ehedem die Leute, und glauben jetzt noch manche — ein lebendiges Kind eingemauert werden, wenn sie recht dauerhaft und fest seyn sollen. Dieß kommt aber vielleicht daher, daß man ehedem wol solche, die man auf immer von der menschlichen Gesellschaft entfernt wissen wollte, einmauerte, was besonders in Klöstern geschah. Ein todtes Kind in einer Mauer

aber könnte ihr unmöglich Stärke geben; es würde vielmehr da, wo die Hölung ist, eine Schwäche entstehen.

Damit keine Hexen zu der Kindbetterin kommen, und da ihren Zauber ausüben können, muß wenigstens ein Evangelienbuch durch die sechs Wochen bei ihr im Bette liegen, wenn nicht ihrer dreie aus drei verschiedenen Häusern können zusamgebracht werden. In Ermangelung der Evangelien werden auch Gebetbücher genommen. Eine Muskatnus, etwas Asang und Campher in ein Tüchlein eingebunden, und dann ein solches Paket an jedes Fenster, jede Thür, an das Bett und endlich gar der Kindbetterin an den Hals gehangen, hat eben diese Wirkung. Wenn der erste Stuhlgang nach der Taufe gedörrt und aufbewahrt wird, so hilft der Rauch davon für das Verschreien. Schabt man von dem Eingebindegelde ein wenig unter dieses Pulver, und giebt es dem Kinde bei Verzuckungen, so hilft es gewiß — wenn anders die Verzuckungen ausbleiben. Gegen das Verschreien ist auch dienlich, wenn man mit den abgefallenen Brodsamen das Tischtuch räuchert, von welchem die Kindtaufenmalzeit eingenommen worden, und das Kind dahineinwickelt. Wenn die Kindbetterinn einagesegnet worden, so muß sie die Brüste dreimal abwischen, sonst läuft sie Gefahr, daß ihr Kind verschrieen wird. Wenn dieß übrigens schon geschehen seyn sollte, so wird dem dadurch leicht abgeholfen, daß man das Kind öfters mit der Zunge auf der Stirn ableckt, und das abgeleckte jedesmal über das Kind wegspeiet; oder daß man ihm, wenn es zum erstenmal ausgetragen wird, ein Kleidungsstück auf der ungewandten Seite anzieht; oder es mit seinem eigenen Urin abwäscht; oder endlich, daß diejenige, welche es trägt, allen Vorübergehenden eine Feige zeigt. Die Kindbetterin darf nicht ausser die Dachtrüpfe heraustreten, bevor sie nicht eingesegnet ist, sonst fällt sie in die Macht der Hexen. Wer nüchtern

und

und ungewaschen früh aus dem Hause geht, kann von bösen Leuten beschrieen oder behext werden; — wenigstens werden sie von ihm sagen können, daß er unordentlich sey, und ihm dadurch leicht schaden.

Wer sollte es auch wol denken daß noch im Magdeburgischen, protestantische Bauern ihre Kinder von katholischen Mönchen wider gewisse Krankheiten einsegnen, oder wie sie es nennen, überlesen lassen!

Ehedem wurde es für ein bewährtes Mittel wider das Halsweh gehalten wenn der Geistliche im Ornat des Beichthörers, zwo brennende Wachskerzen kreuzweis über einander in die linke Hand nahm, und nachdem die geduldigen Schäflein ihre Hälse dazwischen gethan hätten, einige lateinische Worte sprach, und sie mit der rechten Hand segnete. Man nannte dieß: Blaseln, weil es am Tage nach Mariä Reinigung, als am St. Blasiustage geschah. Von dem heil. Blasius weis man übrigens nichts, als daß er als ein Martyrer im vierten Jahrhundert gestorben.

Thut man Wanzen nebst einem Kreuzer in ein Schächtelchen, und wirfts auf eine Kreuzstrasse, so bekommt der die Wanzen, der das Schächtelchen aufhebt — wenn er damit die Wanzen in sein Haus bringt, und sie sich vermehren läßt. Wenigstens würde er vorerst so viel haben, als in der Schachtel waren.

Die Ursachen warum Kühe oft keine Milch geben, und was man gewöhnlich dem Verzaubern zuschreibt, ist mannigfaltig. Man weiß, daß sie sich dieselbe selbst ausgesogen haben, und bei Schrewsburg in England bemerkte eine Bauersfrau im Sommer 1786, daß ihrer Kuh auf einmal die Milch ausblieb, ohne daß sie krank zu seyn schien. Sie gab nun auf die Kuh Achtung, und wurde gewahr, daß das Thier, wenn es auf die Weide war, alle Tage um eine gewisse Zeit, sich in einen Winkel der Wiese begab. Sie schlich ihm nach und

sah mit großer Bestürzung, daß eine ziemlich große Schlange der Kuh am Euter hing und sie aussog. Die Frau rief ihren Mann dazu, welcher die Schlange, als sie ausgesogen hatte, verfolgte und tödtete. Die Kuh ging noch den übrigen Theil des Sommers hindurch alle Tage an den Ort und brüllte, als ob sie sich nach der Schlange sehnte. — Da man mehr dergleichen Beispiele gesehen haben soll, so läßt sich daraus schliessen, daß es den Kühen angenehmer ist, wenn ihre Euter ausgesogen werden, als wenn man sie, oft plump genug, durch Streichen mit den Händen auspresset. Sie würden also vielleicht noch mehr Milch geben, und wenigern Zufällen am Euter unterworfen seyn, wenn sie auf eine dem Saugen mehr ähnliche Art, vielleicht vermittelst einer dazu eingerichteten Sprütze oder Pumpe, gemolken würden.

Um die Hexe, die das Vieh beschrieen hat, kennen zu lernen, macht der Abergläubische mit dem Pfaleisen ein Loch in den Kuhstall, melkt die Kuh, indeß er das Eisen glühend macht, gießt dann die Milch in das Loch, und buttert mit dem glühenden Eisen so lange, bis die Hexe kommt, welche, wie er glaubt, während diesem Buttern so sehr gepeiniget wird, daß sie nicht weiß, wohin. Dann soll sie in der Angst kommen, und etwas verlangen, um dadurch das Buttern zu verhindern. Man macht daher den Hof und alle Thüren bedächtig zu, damit sie nicht herein kann. Mancher ist dadurch in den Hexenverdacht gekommen, daß er zufällig gerade zu der Zeit an ein Haus kam, da dergleichen Alfanzerei vorgenommen wurde. Die Kuh, welche zuerst gekalbet, wird in einen ganz neuen Topf gemolken. In die Milch legt man drei Pfennige, und schenkt sie sammt dem Topf dem ersten Bettler, damit die Kuh immer gute Milch gebe und von Hexen frei bleibe, und man immer ungehindert Butter machen könne. Die Ursach,

warum ſich die Butter nicht wie gewöhnlich vom Rahm abſondern läßt, liegt vielmals darin, weil der Rahm zu kalt oder zu warm iſt, oder weil ſich von hochtragenden Kühen einiger darunter befindet. Auch Unreinlichkeit trägt dazu bei. In einem Hoſpitale in Leipzig hatte man vordem ein hölzernes Bild, das

Johannismännchen

genannt, welches jährlich am Johannisfeſte von den Hoſpitalweibern ausgeputzt, und den Einwohnern der Stadt zur Schau gegeben wurde. Von jeher hatten die Hoſpitalpächter geglaubt, unter dieſem Bilde müſſe die Butter gemacht werden, wenn ſie anders gerathen ſolle.

Das ſogenannte Blutmelken kommt oft daher, weil die Kuh oft von andern an das Euter geſtoßen worden iſt.

Wenn man ein Rothſchwänzchenneſt ausnimmt, ſo giebt die Kuh rothe Milch, glaubt man; und hat man keine Kuh, ſo ſchlägt das Wetter ins Haus. Wenn deine Kuh rothe Milch giebt, ſagt der Abergläubige, ſo laß davon in einer Pfanne ſieden, ſchlieſſe das Haus zu, und ſtreiche die Milch mit Ruthen.

Ein ſchädliches Gewächs färbt oft nur die Milch roth; aber auſſer der Farbe ſchadet es weder Menſchen noch Vieh. Eine Hüterinn, die mancher Kuh ſo ein Kraut beibrachte, bettelte dann die Milch, die niemand haben wollte, und befand ſich dabei wohl. — Wenn das Vieh Blut harnt, ſo iſt dies entweder wahres Bluthарnen oder falſches. Dieß zu erkennen, ſammle man den Harn und laſſe ihn auf dem Feuer ſieden. Iſt es wahres Blut, ſo gerinnt es zuſammen, und in dieſem Fall iſt eine Aderläſſe und Klyſtier mit erweichenden Kräutern nöthig. Gerinnt das Blut nicht, ſo iſt es falſches Bluthарnen, welches durch ein gewiſſes Gewächs

verursacht worden ist, das das Vieh unter das Futter bekommen hat. Dieser lezte Fall ist ganz ohne schädliche Folgen, weil es ist nicht wahres Blut ist; denn der Harn wird durch den Genuß dieses Gewächses nur so roth gefärbt, daß er dem Blute ganz ähnlich ist. Ausser dem Schrecken ist hierbei im geringsten nichts zu besorgen. — Der Abergläubige verschenkt keine Milch, ohne sich wenigstens eine Stecknadel dafür geben zu lassen, damit etwa jemand mache, daß die Kuh Blut melke.

Sollen die Kälber gut gedeihen, die man absetzen will: so muß sie die Magd oder die Hausfrau Nachts von eilf bis zwölf Uhr nackend absetzen. Wenn die jungen Gänse beschrieen oder behext sind, daß sie nicht fressen wollen, soll man sie mit neunerlei Holz räuchern — sie sterben dann entweder oder bleiben leben. Das Hinfallen der Hüner, das man so gern der Verherung zuschreibt, entsteht von einem gewissen Kraut, das an den Mauern wächst, und wovon die Hüner gern essen. Man darf also dasselbe nur fleißig von den Mauern wegräumen, und ihnen Weinessig geben. Die andere Ursach ist eine natürliche Krankheit, welche man den Wurm nennt. Diesem wird am leichtesten vorgebeugt, wenn man den jungen Hühnchen einige Tage die Köpfe mit gutem Baumöhl fleißig salbet.

Das Vernageln der Pferde ist eine schlimme Sache, und mancher boshafte Mensch hat damit grossen Schaden gethan. Er kann, wenn er Gelegenheit hat, nur einen Augenblick bei dem Pferde zu seyn, dieses böse Stück anbringen, und wenn man das Gegenmittel nicht weiß, so ist das Pferd Lebenslang hinkend. Die Art, wie dieß geschieht, finde ich nicht rathsam, zu melden: es könnten böse Menschen dieß zum Nachtheil ihrer Mitmenschen gebrauchen; wenn man nur die Art weiß, dem Uebel abzuhelfen. Auch ist kein Verlust dabei, wenn Geheimnisse, wodurch geschadet werden kann, vol-

lends in Vergessenheit kommen. Wenn einem so ein Streich geschieht, so darf er nur das Pferd an dem Fusse, wo es hinkend geworden ist, bis an dem Schenkel rasiren, dann ein wenig mit Wein waschen, und es wird ihm geholfen seyn. Vernachläßigt man dieß aber über drei Tage, so ist dem Pferde nicht mehr zu helfen. Auch giebt es ein Geheimnis, wodurch man machen kann, daß ein Pferd nach einigen Stunden ein Fell über das Auge bekommt. Mancher Boshafte, der es kennt, mißbraucht es zum Nachtheil seines Nächsten; allein, diesem Schaden kann leicht abgeholfen werden. Man darf nur das Auge des Pferdes mit Essig und Wasser öfters auswaschen, und innerhalb einer Stunde ist das Pferd wieder gesund. Vernachläßigt man aber das, so wird das Pferd nach einigen Tagen wirklich blind. — Einst entzweieten sich in einem Wirthshause zween Fuhrknechte. Der Schwächere drohte dem andern, daß er sich rächen würde. Des andern Tages früh war dieser fort. Als aber jener anspannen wollte, schlugen seine Pferde jämmerlich aus, kurze Zeit nachher ließ der eine Gaul einen Stein in der Grösse einer Faust von sich, dann drei Hühnereier, und endlich eine Seifenkugel; der zweite Gaul eine Menge kleiner Steine und ein rundes Paquet, voll von allerlei unnützen Dingen. Wem so etwas begegnet, der salbe seine Hände mit Oel, und räume dem Gaul den Mastdarm gelinde aus, und wache die Nacht über bei dem Thier. Es wird ihm geholfen seyn. — Die sogenannte Maulsperre ist eine Art von Krankheit, da das Vieh nicht mehr frißt, und unmittelbar verhungert, wenn nicht Gegenmittel angewendet werden. Man lasse in diesem Fall gleich alles Futter aus der Krippe räumen, sie mit Salz und Pfeffer aufs fleißigste ausfegen, und gebe dann dem Vieh frisches Futter. Frißt es noch nicht, so besprenge man das Futter mit Malzkeim, und nach und nach wird alles wieder vollkommen gut wer-

den. — Der Anzauberung der Läuſe wird durch Reinlichkeit und fleißiges Putzen vorgebeugt. Das beſte Mittel aber iſt, die herabgekämmten Läuſe in einer blechernen Büchſe am Feuer zu dörren, und dann zu Pulver zu machen, dieſes Pulver aber unter Wermuthwaſſer zu miſchen, und damit das Vieh zu waſchen.

Auszüge einiger merkwürdigen Hexenproceſſe.

1.

Unterſuchung wider Sievert Meiers Ehefrau aus Röſſing, Amts Calenberg. 1639.

Ein auf dem Biſchöflich-Hildesheimiſchen Amt Poppenburg wegen Zauberey zur Haft gebrachtes Weib, Namens Janſen, hatte in ihren Verhören auf Sievert Meiers Frau zu Röſſing bekannt, daher das Amt Calenberg dieſe am 23. Jul. 1639 gefangen ſetzte.

Dem Herrſchaftlichen Pächter zu Röſſing waren angeblich funfzehn Pferde in einem Jahre geſtorben, ſeine Schaafe hatten wenig Milch gegeben, deſſen Hofmeiſter war plötzlich krank geworden, und ein Einwohner zu Calenberg hatte ſeit Walpurgis ſeine Kuh nicht melken können; lauter Vorfälle, welche dem Pächter nicht ohne Zauberey zugehen zu können ſchienen. Er bat daher inſtändigſt, die angebliche Hexe darüber zu Rede zu ſtellen *). Dieß geſchah, allein ohne Erfolg.

*) Ein ſolcher Schluß war freylich ſehr bequem, denn was hätte es nun bedurft, eine vernünftige Urſache mit Mühe und Anſtrengung zu erforſchen? Auch kann man denken, daß die Hirten und Knechte ſichs bey jener Philoſophie ſehr gut konnten ſeyn laſſen.

Aber ſonderbar iſt es doch immer, daß man die Macht des Teufels auf ſo unwichtige Würkungen einſchränkt; daß der höchſte Gipfel ſeiner Gewalt war, Menſchen und Thiere durch Gift zu tödten, welches bekanntlich ein ſehr menſchliches Kunſtſtück iſt!

Inquisitin läugnete in drey Verhören sowohl die Poppenburger Hexe zu kennen, als selbst eine Zauberin zu seyn, und es konnte ihr, ausser der Besagung der Poppenburgischen Hexe, auch kein andrer Verdachtsgrund vorgehalten werden, als daß sie schon vor vielen Jahren für eine Zauberin gehalten sey **).

Der Calenbergische Beamte war so vernünftig, nähere Umstände von dem Bekenntniß der Jansen zu verlangen, und der Poppenburgische Richter, Burchard Knopf, antwortete noch vernünftiger:

„Ich habe die Jansen scharf vermahnet; worauf sie „geantwortet:

„wehre mit ihr (der Meiern) vielmal vfn Tanze gewesen.

**) Die peinliche Hals-Gerichtsordnung Kayser Carl des V. macht gar erbärmliche Verdachts-Gründe namhaft, worauf die Tortur zu erkennen sey.

Es heißt im 44. Artikel:

„Wenn jemand sich erbeut andere Menschen Zauberey zu erlernen, oder jemand zu bezaubern gebräuet, und den Bedräueten dergleichen beschicht, auch sonderlich Gemeinschaft mit Zauberern oder Zauberinnen hat, oder mit solchen verdächtlichen Dingen, Gebärden, Worten und Wesen umgehet, die Zauberey auf sich tragen, und dieselbig Person deßelben sonst berüchtiget, das giebt eine redliche Anzeigung zur Zauberey, und gnugsame Ursache zu peinlicher Frage."

Ist es nicht unverantwortlich, das grausame Erforschungs-Mittel der Folter auf den so äußerst unbestimmten Begriff:

Von Dingen die Zauberey auf sich tragen,

zu gründen? Eigentlich aber hielt der Kayser die Besagung der Mitschuldigen für eine der wichtigsten Anzeigen. Daher wurde denn auch den armen Weibern so hart zugesetzt, ihre Complicen anzugeben.

Wahrhaftig die Menschen müssen damals in beständiger Angst und Furcht gelebt haben; und wären alle die Weiber wirklich Hexen gewesen, die man dafür hielt, und in Gottes Namen als solche verbrannte, so ist es beynahe noch ein größeres Wunder, daß diese Rotte nicht ganz den Meister spielte, und daß nicht alles in der Welt drüber und drunter gieng. Fast in jedem Dorfe gab es Hexen, und rothe triefige Augen mögen wohl manchem alten Weibe die nächste Anwartschaft zum Scheiterhaufen gegeben haben.

„Wie derselben aber vorgehalten, daß ihr tanzen „falsch, und blos des Teufels einbildent sey, antwortet „sie wieder:

„das wüßte sie besser, und könne die Meiersche nicht „los erkennen.

„Wenn ich aber die Jansen für eine böse Bestie „halte; so bin fast selber des Gedankens daß sie aus „losen, falschen Herzen die Meiersche mögte mit ins „Spiel bringen.

Auf Befehl des Oberrichters, dem die Acten in dieser Lage eingesandt wurden, ward nun eine Erkundigung über den bisherigen Lebenswandel der Beschuldigten angestellt; auch zeigte der Amtmann zu Poppenburg an, die Jansen sey in der Tortur bey ihrer vorigen Beschuldigung verblieben.

Ob jene Erkundigung eingezogen sey, erhellt nicht; es bezeugte jedoch der Hofmeister des Pächters Müller zu Rössing, daß er mit der Meiern einen Zank auf dem Felde gehabt, indem sie behauptet habe, daß seines Herrn Pferde auf einem gewissen Rasenplatz nicht weiden dürften, weil die Frau von Rössing ihr solchen zugesagt habe: er sey darauf krank geworden, könne jedoch nicht berichten, ob ihm solches die Meiern, oder andere böse Leute angethan hätten *).

„Des Pächters Pferdejunge erzählte gleichfalls jenen „Streit, und daß seinem Herrn etliche Pferde umkommen; ob solches aber von der Meierschen herkomme, „könne er nicht berichten.

So wurden die Acten an die Helmstedtische Juristen Fakultät gesandt, welche am 11. Oct. 1639 erkannte:

*) Hier ist eben die Art, nach welcher der weiland hochberühmte Pater Gassner im Jahre 1777. die Krankheiten beurtheilte. Daß natürliche Ursachen dieser Krankheiten vorhanden seyn könnten, fiel dem ehrlichen Zeugen gar nicht ein; es mußte ihm nothwendig angethan werden.

daß Inquisitin mit scharfer peinlicher Frage, doch menschlicher Weise, zu belegen sey.

Dieß unmenschliche und ungerechte Urtheil ward den 20. Nov. 1639 vollzogen, worauf die Unglückliche denn endlich in der Marter bekannte:

„Sie wehre eine Zauberin, und hätte ihr solches „die Jansche gelehret, wehre nunmehr fünf Jahr, und „in derselben Hause zu Nordstemmen geschehen, da„selbsten einer beim Fewer gesessen, welcher schwarz be„kleidet gewesen, ihr einen gelben Pfennig geben, und „sie geküßet, hätte sonsten nichts gethan:

„Und (heißt es weiter) als Verstriktin dabey ver„harret, und ein mehres von derselben nicht zu er„zwingen gewesen, ist sie wiederum zur Custodi (d. h. „zum Gefängnis) verwiesen worden.

Indessen hatte der Richter an diesem Bekenntniß nicht genug: die Unglückliche ward also am 27. Nov. wieder mit der Folter bedroht, worauf sie unter vielen Thränen um Verschonung der Marter bat, und nunmehr (wie es heißt) freywillig folgendes Bekenntniß ablegte:

„Ihr Bule, der Teufel hette ihr gestern ufm Kopf „gesessen, hette gesagt, sie sollte vest halten, und nicht „bekennen, es sollte kein Noth haben *).

„Es were wahr, daß sie eine Zauberin were, und „sey so zugegangen:

„Als sie einsmal nach der sezten Calenbergischen Ver„lazerung in der Janschen Haus kommen, hette selbi„ge sie mit diesen Worten angeredet: Sie sehe wohl „daß Verstriktin nicht viel zum Besten hette, wenn sie „ihr wollte folgen, wollte sie ihr einen zuweisen, der „sollte ihr bringen, was sie vonnöthen, hetten sich „zum Fewer gewendet, dabei einer mit schwarzen Klei-

*) Dieser Teufel mußte wohl kein großer Hexenmeister seyn, denn das arme Weib sagte doch bei der ersten Tortur so viel aus, daß sie zum zweitenmal gefoltert werden konnte.

„dern angethan gesessen, einen schwarzen Huet, und „Federbusch ufm Kopf habende; welcher sie gefragt: „ob sie sich ihm wollte ergeben, er wollte ihr verschaf„fen, was sie begehrte, undt hette alsopald ihr einen „gelben Pfennig zugehalten, welchen sie genommen, „und schwarzbekleideten Kerlen, auch mit demselben hin„aus ins Feld gehen, daselbst Gott, seinem Wordt, „undt allen seinen Werken absagen, undt hingegen an „schwarzbekleideten sich zu halten angeloben, und darauf „seinen Willen thun müssen *).

„Ihr Bule heiße Hans Federbusch, hette ungestalte „kurze Hände, undt dicke Fuesse, und were Verstrik„kin mit selbigem vielmals sonderlich in Walpurgis„Nacht, nebst andern mehr zwischen Rössing und „Bernten zum Tanz gewesen, und wenn sie dahin ge„wollt, hette sich sich aus einem Topf, worin eine dün„ne Materie, wie Froschleich gewesen, geschmieret, den

*) Alle Beschreibungen des angeblichen Teufels sehen sich beinahe in jedem Hexen-Proiesse ähnlich. Er ist fast immer schwarz gekleidet, mit einem Federbusch auf dem Hute, und sitzt, vermuthlich aus Sympathie gegen das hölliche Feuer, jedesmal, bey der ersten Bekanntschaft, beym angezündeten Heerd.

Sollten nicht liederliche Buriche bisweilen diese Rolle gespielt haben? Daß die Hexen bey ihrem teuflischen Liebhaber oft verstümmelte Glieder zu sehen glaubten, ließe sich durch die Meinung wohl erklären, die sie von Kindheit auf vom Satan hatten. Auch waren sie zwar gewöhnlich alte Weiber, zur Zeit wie sie verbrannt wurden, allein sie redeten meist in ihren Aussagen von jüngern Jahren. Vielleicht glaubten auch manche im Ernst, daß sie sich mit dem Teufel abgegeben hätten. Die sogenannte Hexensalbe, womit sie sich beschmierten, bestand gewöhnlich aus Bilsen-Saamen, und andern betäubenden Sachen, die wie Opium würkten. Sie geriethen dadurch in einen verzückten Zustand, worin ihre Einbildungskraft, die einmal mit teufelischen Buhlereyen erfüllt war, sich ganz und so lebhaft mit solchen Gegenständen beschäftigte, daß sie nach dem Paroxysmus nicht wußten, ob ihre Empfindungen Wahrheit oder Traum gewesen waren. Es ist auch sehr begreiflich, daß sie sich oft und gern in diesen Zustand versetzten, der ihnen gleichsam übernatürliche Lüste gab. Die Türken, die sich an übermäßigem Genuß des Opiums gewöhnt haben, können eben so wenig davon ablassen, als unsre christlichen Trunkenbolde vom Geiff, ob sie sich gleich den fürchterlichsten Zufällen dadurch aussetzen.

„gelben Pfennig hette ſie zu Haus in den Schrank ge„legt, were aber den folgenden Morgen hinweg gewe„ſen. Nicht lange darauf hette ihr der Bule ein graw„ Pulver zugebracht, welches ſie ihren eignen Schwein „eingeben müſſen, daß es verſtorben.

Nun bekennt Inquiſitin, daß ſie verſchiedenen Perſonen von dieſem Pulver eingegeben habe, wonach dieſe krank geworden ſeyen, auch daß ſie einiges Vieh, inſonders des Pächters zu Röſſing Pferde vergiftet, und das Zaubern mehrere Weibsperſonen, auch ihre eigene Tochter gelehrt habe.

In dieſer Lage würde die Unglückliche der Strafe des Feuers gewiß nicht entgangen ſeyn, wenn ſich nicht der Himmel ihrer erbarmt hätte. Sie ſtarb im Gefängniß den 2. December 1639 und ihr Körper ward, auf Befehl der Hannöveriſchen Regierung, auf dem Richtplaz verbrannt.

2.

Inquiſition wider Catharine Holenkamp, verwittwete Lükken, zu Arnum. 1639.

Die gewöhnliche Veranlaſſung zu dieſer Unterſuchung war auch dießmal nichts als ein Viehſterben zu Arnum. Die Einwohner hielten es für übernatürlich, behaupteten, die Lükken ſey eine Hexe, und habe das Vieh getödtet.

Einige unbeeidigte Zeugen ſagten aus:

1) Inquiſitin habe einer Perſon, Namens Schattenbergen, welche eine Beule am Arm gehabt, eine Salbe mit der Verſicherung gegeben: es würde darnach beſſer werden. Als die Kranke ſich dieſer Salbe bedient habe, ſey ſie an der einen Seite ganz lahm worden, und wie man der Inquiſitin vorgehalten, daß ſie die Kranke bezaubert, und ſie dafür tüchtig geprügelt habe, hätte ſie

sich weggemacht, worauf es alsobald mit der Kranken besser geworden.

2) Es sey ein gemein Gerücht, daß Inquisitin eine Here sey, und daß sie eine Frau, Namens Köneken, vergiftet habe. Sie hätte auch einstmals, des Morgens, wie der Hirte ausgetrieben, mit der Ruthe etwas geschlagen, welches geschrieen als ein Specht. Inquisitin habe zwar gesagt, es sey ein Iltis gewesen, insgemein aber wäre die Sage, daß es ihr Bule gewesen, welcher so geschrieen hätte *).

Auf diese Anzeige erkannte die Helmstedtische Juristen Fakultät sogleich, ohne Bedenken, die Folter, welche am 12. September 1629 vollstreckt ward **).

*) Sonderbar, daß hier der Teufel sich sogar von Menschen hat schlagen lassen müssen!

**) Kann man sich wohl schwächere Verdachts-Gründe denken, wie hier vorhanden waren?

Man sieht deutlich, wie Denkungsart der Menschen auf die Anwendung der Gesetze würkt. Die peinliche Hals-Gerichtsordnung bestimmt doch offenbar den Criminal-Proceß besser, wie hier damit umgegangen ward. Hier, wo unbeeidigte Zeugen angenommen wurden, wo es schlechterdings an aller Gewißheit der begangenen That mangelte, wo keine der gesetzten Thatsachen zu erforschen nur versucht worden war, und wo das Geschrey eines Vogels, oder eines Iltis, verlunden mit dem Gerücht der Zauberey, das arme, unglückliche Weib auf die Folterbank brachte!

Unter die Uebel, welche solche verkehrte, abergläubige Religionsbegriffe unter den Menschen hervorgebracht haben, verdienen doch auch gewiß die unglaublich vielen Schlachtopfer gezählt zu werden, die der Glaube an die Einwürkungen des Teufels auf die Körperwelt, dem Tode übergab. Allein im Quedlinburgischen, wo 11 bis 12000 Menschen leben, sind im Durchschnitt etwa 133 Personen in Einem Jahrhundert als Hexen verbrannt; rechnet man nun, seit dem 6ten Jahrhundert, da der Papst Gregor der Große, oder der Heilige, die Strafe des Feuers auf die Hexerey setzte, und mit Eifer dagegen würkte, einen Zeitraum von 11 Jahrhunderten, und nimmt in Teutschland, Frankreich, Spanien, Italien und England etwa 71 Millionen Menschen an; so kommen auf jedes Jahrhundert 818,454 und auf jene 11 Jahrhunderte neun Millionen 442,994 Menschen, die in Europa unschuldig verbrannt wurden! Es wäre doch endlich wohl einmal Zeit, daß man die alte Rüstkammer des Satans, die blos aus Jüdischen Träumereyen besteht, von Grund aus zerstörte. Ihre ehemals so fürchterliche Waffen sind doch stumpf geworden für unsere Zeiten, wo man wirklich reinere und wahrere

„Sobald (heißt es) der Scharfrichter ein wenig mit „den Beinſchrauben angegriffen, hat ſie zwart anfangs „Schmerzen gefühlet, dennoch aber nichts bekennen wo„len, balt darauf aber ein ſchreckliches und abſcheuliches „Geſicht gemacht, dem gehör nach mit dreyen verſchiede„nen Zungen, undt ſonderlich hochteutſch geredt, alßpalt „eingeſchlafen, und nachgehends von der Tortur nichts „gefühlet, ſich auch alſo dabey bezeiget, daß ich in Sor„gen geſtanden, das Weib were gar toft. Dero Urſa„chen ich dem Nachrichter befohlen, das Weib genzlich zu „laſſen, undt vff die Erde niederzuleggen, etwa nach Ab„lauf einer halben Stunde iſt ſie wiederumb erwachet, und „in die Cuſtodi gebracht worden.

Dieſes berichtete der Amtmann an die Helmſtedter Juriſten-Fakultät, die ihm am 10. Oct. 1639 antwortete:

„Da Inquiſitin ſich bey der Tortur ganz wunderlich „und übernatürlich betragen *); ſo ſolle er ſie in ein „andres Gefängnis bringen, und durch den Scharfrichter „fleißig beſichtigen laſſen, ob etwas verdächtiges bey ihr „zu finden, dadurch ſie ihr Bekenntnuß hinterhalten „könnte **).

Begriffe hat, als zu des guten Luthers Zeiten, der dem leidigen Teufel noch ein Dintenfaß an den Kopf werfen konnte!

*) Es iſt betrübt wenn man ſieht, wie der Aberglaube auch die natürlichſten Dinge für übernatürlich hält. Daß die Unglückliche bey abſcheulichen Schmerzen ein abſcheuliches Geſicht gemacht, daß die Angſt ihr hoch- und plattdeutſche Ausrufungen ausgepreßt, oder ſolche Töne hervorgebracht habe, die ungewöhnlich klangen, daß ſie endlich aus Uebermaaß des Schmerzens in Ohnmacht gefallen war, hätte jeder unbefangene Richter einſehen müſſen, wenn ihm die Grille, daß der Teufel hier wieder ſein Spiel treiben müſſe, nicht die Augen verblendet hätte.

**) Ein Aberglaube, der ſich noch bis jetzt unter dem Volk erhalten hat, iſt der: daß kein Inquiſit die Kraft habe, die Tortur zu überſtehen, wenn ihm alle Haare am Leibe vorher abgeſchnitten werden.

Auch erinnere ich mich, daß bey einer vor einigen Jahren von Königl. Juſtiz-Canzley zu Hannover geführten Inquiſition ein durch die Folter zum Bekenntniß gebrachter äußerſt hartnäckiger Mörder geſtand — Nichts habe ihn mehr erſchüttert, und den Gedanken, daß er nun bekennen müſſe, ſtärker bey ihm aufgeregt, als wie der

„Auch habe er ſie zu befragen, woher es kehme, „daß ſie wieder alle Vernunft gleichſam mit dreyen Zun„gen geredet, ſich ſo ungeberlich bezeige, und nichteß „bekennen wollen? ferner auch ſie zur richtiger Bekennt„nuß anzumahnen. Sollte ſie aber alſo noch nicht richtig „zugehen, und bey ihren läugnen verharren, denn die„ſesfalß Beſchaffenheit nach die ſcharfe peinliche Frage, „auch wohl mit andern Inſtrumenten, als wie vorhin „gebraucht, ziemlicher Weiſe zu repetieren (wiederho„len) ſey.

Dieſer grauſame Befehl ward am 26. Nov. 1639 vollzogen.

In dem Tortur-Protokoll heißt es:

„Verſtriktin iſt einen Weg wie den andern bey ihren „Verleugnen geblieben, undt daß ſie ein redlich Weib, „auch von nichts anders zu ſagen wiſſe, als von dem lieben „Gott; geſtalt ſie dann immer den Namen Gottes im „Munde führet, unterdeſſen aber ihrer vorigen Art nach „in der Tortur eingeſchlafen, ungeachtet der Scharfrichter „ſie vsgezogen, und mit lebendigem Schwefel be„worfen, und mit Ruthen gehauen, welches aber Ver„ſtriktin alles nicht geachtet, undt ſich deswegen nicht „einmal beweget, daß auch der Scharfrichter ſich darüber „verwundert, vndt geſagt: er hette ein ſolch Weib noch „nie vor ſich gehabt.

„Etwan vber eine halbe Stunde hat der Scharfrich„richter Verſtriktin mit den Beinſchrauben abereinſt hart „angegriffen, da dieſelbe dann vberlaut gerufen, ſie weh„re eine Zauberin, als aber Verſtriktin erlaſſen, vndt „derſelben ihre Auſſage wieder vorgehalten, hatt ſie alles „revociret, wehre unſchuldig, vndt ein ehrlich Weib *).

Scharfrichter, den Tag vor der Tortur, in ſtierlicher Stille ihr alle Haare am ganzen Körper beraubt habe.

*) Dieſen Ausgang wird die Folter wahrſcheinlich in künftigen Zeiten mehrentheils haben. Es wird nicht möglich ſeyn, dem gemeinen

Die Helmſtedtiſche Juriſten Fakultät erkannte hierauf am 17. Dec. 1639:

„Daß Verſtriktin geſtalten Sachen nach, da vermuthlich, daß ihr muß vom Teufel ſeyn angethan, daß durch die Pein und Marter zum andern mal von ihr nichtß hat können gebracht werden, vndt man ſich ihrenthalben weiter nichtß zu befaren habe, auch andre Leute dieſeß Orts nicht ergern mögen, deß Landeß ewigk zu verweiſen.

Von Rechts-Wegen.

3.

Unterſuchung wider Hans Krebs Ehefrau aus Münchenhagen. 1638.

Calenbergk den 1. Novembris Ao. 1638.

Nachdem Hanſen Krebs Fraw Ilſche Gieſekingk vom Mönnichehagen Stiffts Lockumb, etliche Jahr hero berüchtiget gweſen, daß Sie eine Hexin wehre, wie ſie dan von

Mann die Kenntniß zu verbergen, daß er, beym Widerruf ſeines Bekenntniſſes, doch nicht immer und immer gepeinigt, ſondern nur mit einer außerordentlichen Strafe belegt werden könne. Es geht damit, wie mit den Zweifeln gegen die chriſtliche Religion, die ſich gleichfalls je mehr und mehr unter das Volk verbreiten, ſo traurige Folgen dieſe Verbreitung auch faſt immer für ſeine Sittlichkeit und Glückſeligkeit hat.

Unter den vielen Gründen, die man nicht die gänzliche Abſchaffung der Tortur, durch ein öffentliches Landesgeſetz, aber doch die ſeltenſte und behutſamſte Anwendung derſelben anrathen, iſt jener Grund, wie mich dünkt, von nicht geringem Gewichte.

Unter allen Verirrungen der Geſetzgebung iſt unſtreitig keine von traurigern Folgen für die Welt geweſen, als der ſo häufige Mißbrauch der Folter. Wäre dieſe nicht bey den unzähligen Hexen-Prozeſſen zu Hülfe genommen worden, ſo würde es ſchwerlich Hexen gegeben haben. Dieſes grauſame Erforſchungs-Mittel preßte den Unglücklichen die tollſten Geſtändniſſe ab, und die Verirrung der Menſchen gieng einſt ſo unglaublich weit, daß man auch dem freywilligſten Geſtändniß des Verbrechers nicht glauben wollte, wenn er es nicht noch einmal unter der Folter, die man gleichſam wie ein Gottes-Urtheil anſah, wiederholte.

verſchiedenen Zauberinnen, die nach einander in verſchiedenen Jahren im Stifft Lockum gebrennet worden, beſagt, vndt allemahl außgetretten, Vnd alſo nach nemlicher Zeit abereinß eine Hexin zu Lockumb eingezogen, die auch nachgehents gebrandt, vff vorberurtes Weib mit bekant welches Sie zu ihrer Wißenſchafft gebracht, nochmalen in dieß Vnſers gnedigen Fürſten Vndt Herrn Ambt Calenberg naher Jeinſen ſich begeben vndt daſelbſt vfgehalten, habe vf vorgehende aviſation des Stiffts Lokumb, ich obberurte Iſche Gieſeken geſtrigs Tags zum Hafften pringen laßen, vndt guethlich befragt.

1.

Ob ſie ſich erinnerte warumb Sie in gefengliche Hafft gerathen?

Reſp. (Antwort)

Wiſſe es nicht.

Weither gefragt:

Ob ihr nicht wiſſendt, daß Sie zu verſchiedenen mahlen von Zauberinnen, die zu Lockumb gebrandt, beſagt worden?

Rſp

Habe davon wohl gehört, wehre aber Vnſchuldig.

gefragt:

Warumb Sie den allemahl, wenn vorberurte Zauberinnen gefenglich eingezogen vndt gebrandt, außgetretten, vndt zu Münchehagen in ihrem Hauß ſich nicht ſicher behalten durffen?

Rſp.

Wäre zwart dero Zeith, wie der Catoliſche Abt daß Stifft Lockumb inne gehabt, geſchehen, aber aus furcht, were vnſchuldig.

gefragt:

Ob Sie nicht bey Abt Straken Zeithen, nunmehr für zwölf Jahren, von Zauberrinnen die gebrandt worden,

dem Stifft Lockumb genennet, vndt wie sie solches in Erfahrung bracht, außgetretten?

Affirmat. (bejahet)

gefragt:

Ob nicht ihre Mutter vndt Schwester auch Zauberinnen gewesen vndt gebrandt worden?

Rsp.

Sagt Nein, weren natürlichen Todts gestorben, Ihrer Mutter Schwester aber, Grethe Gellersen, were zum Sachsenhagen fur vielen Jahren gebrandt worden.

gefragt:

Ob Sie dan keine Zauberin were?

Negat Constanter, (läugnet standhaft) were gantz vnschuldig vndt ein redlich Weib, vndt ohngeachtet die Waßer-Probe nicht allerdings richtig sein mugte, wollte Sie sich dennoch darzu erbotten haben.

gefragt:

Warumb sie dan gewichen?

Rsp.

Auß Furcht, daß Sie gleich andern vfs waßer mugen geworfen werden.

gefragt:

Warumb sie der Herr prior zu Lockumb zum abendtmahl des Herrn nicht gestatten wollen?

Rsp.

Hette ihr vorgehalten, daß sie eine Zauberinne, ja doch Sie endlich vf ihre Entschuldigung zugelaßen,

gefragt:

Wie lang Sie zu Gottes Tisch nicht gewesen?

Rsp.

weren zwei Jahr verfloßenn,

Alß Ihr aber endlich hart zugesprochen, Im Fall Sie nicht geradt zugehen vndt die Wahrheit bekennen würde, daß Sie alsdan mit scharfer Fra-

ge die Wahrheit zu erkundigen belegt werden solte, hatt Sie geandtwortet, Sie muße solches geschehen laßen, Gott vndt der Gedult befehlen, Gott wuste, daß Sie vnschuldig vndt keine Zauberin were, Ist zu beßerm Nachdenken wiederumb zur Custodi verwiesen.

Den 30. Novemb.

Abents vmb 4 vhr ist in Gegenwahrt deß Gohegrefen der Gehrder Gohe Clausen Heinrichs vndt Hieronymi Schultzen Hausvogts hieselbst, vndt anderen Amtsdienern Verstricktin abereinst vorgefordert, vndt von mir dem Ambtmann deroselben zu gemuth gefuhrt was ihr den 1. dieses vorgehalten worden, weiln Sie aber daßmahl nicht geradt zugehen wollen, wollte man vernehmen, Ob Sie nunmehr eines andern sich bedacht, vndt die Wahrheit freiwillig bekennen wolte, hat verstricktin geandtwortet, eß were Ihr von Herzen leidt, das Sie sich an Gott so schwerlich versundiget hette, muße bekennen, daß sie ein Zauberin were, vndt hette sie ein Alt Weib, Aleke Blumen genandt, welcher Verstriktinnen Man daß Hauß abgekaufft, vndt Zeith ihres Lebens Deroselben darin frei Wohnunge versprochen, darzu gebracht, were also zugangen, daß berurte Aleke Blumen vngefehr fur 12 Jahren zur Verstriktinnen zum offtern geredet, Sie wolte ihr eine kunst lehren, Sie sollte Geldt vndt Guts gnug haben, Wie Verstriktin einßmahl von Lockumb kommen, hette Alheit Blume ein Butter Brodt in der Handt gehabt, vndt ihr zu eßen gereichet vndt gesagt, es were einer in der Stuben, der wollte ihr etwas sagen, Wie Sie hinein kommen, were einer von zimblich langer Statur mit Schwartzen kleidern angethan am Tisch gesetzen, vndt hette Fleisch butter und kehse fur sich stehendt gehabt vndt geßen, Verstriktin hette sich neben Alheit Blumen auch niedergesetzet, gegeßen vndt getrunken, wie solches geschehen, hette Schwarzbekleideter zu Verstriktinnen geredet, ob Sie sein wolte sein? Ihr auch zugleich einen Thaler zugehalten,

wie Verstriktin aber denselben zu nehmen sich gewe̊igert, hette Schwarzbekleideter geredet, weiln Sie mit ihm gessen vndt getrunken, muste Sie den Thaler auch nehmen, welches Sie endtlich gethan, den Thaler zu ihr genommen, vndt ins Schap gelegt, Schwarzbekleideten auch zugesagt, daß Sie wollte sein eigen sein, druff derselbe zu ihr weiter geredet, weiln Sie sich ihm nun ergeben, muste Sie auch allemahl wenn erß begehrte, seinen Willen thun, Vndt solte absagen vndt Verläugnen Gott vndt sein Angesicht, auch die Sternen am Himmel *), vndt daß Sie solches fest halten wolte. hette Sie die Hende vf einander leggen vndt bei Ihrer Seel und Seligkeit schworen mußen, Dahingegen hette Ihr Schwarzbekleideter versprochen, daß Er Ihr Zeitz ihres lebens gelts vndt anders gnug verschaffen wolte, Verstriktin wehre damit wieder auß der Stuben gangen, Schwarzbekleideter alßpalt wegkommen, daß Verstriktin nicht gewußt wo er geblieben. Deß folgenden Morgens hette Sie den verehrten Thaler besehen wollen, were aber aus dem Schranken weg Vndt nicht mehr da gewesen.

Vber Eilff Wochen hernach, were Schwarzbekleideter wieder kommen vndt hette oben im Hauß vff dem Boden geklopfet, Wie Verstriktin hinauff gestiegen, hette derselbe Sie niedergeworfen vndt seinen Willen gethan, Eß were aber also nicht beschaffen gewesen, alß wan Sie

*) Was die Sterne am Himmel mit der damaligen Glaubenslehre zu schaffen gehabt haben, ist mir unbekannt; es mögte denn diese Abschwörung auf astrologische Träumereyen zielen. Aber betrübt ist es, wenn man bemerkt, wie verkehrte Religionsbegriffe auch den größten Unsinn annehmlich machen können. Wie kann der Teufel dem Menschen Sterne verläugnen lassen, mit denen er nichts zu schaffen hat? Und was gehe wohl über den Unsinn, sich dieß bey der Seligkeit einer solchen Hexe schwören zu lassen! Hätte jeder unbefangene Menschensinn nicht schon aus dieser abgeschmackten Formel schließen müssen, daß alles ein Gewebe von Lügen und Thorheit sey?

mit ihren Mann zu thun gehabt *). — — — — Der Bule hette Sie gefragt, ob Sie ihm zum Tanze folgen wolte, wen erß wurde begehren, worauff Sie Ja antworten mußen, Der Bule were sehr freundlich gewesen, Sie offt geküßet, der Mundt were ihm kalt vndt nicht einen menschen gleich gewesen, hette sich Heinrichs Federbusch genennet, Neün Wochen vngefehr nach diesem vff Walpurgis abendt umb 10 Uhr wie Verstriktin Man vfm Closter Lockum gewesen, hette Verstriktin für ihrer Thur ein starkes Brausen gehöret, wie Sie auffgethan, were der Bule mit zween schwartzen pferden da gewesen, vndt Sie nacher dem Bönnigs Berge, nicht weit von Lockumb belegen, weggeführt, Vndt wie Sie mit einander dahin kommen, were ein Tisch mit einen Licht auch Wein vndt Bier daselbst gestanden, Vndt mehr Weiber, in specie (besonders) Tike Wilhelms, die Strohmeirsche, vndt Döhleigs Fraw, so noch im Leben, aber dem Bericht nach ausgetretten, Item Butterbrödische, Dieterichen Knopfs Fraw vndt die Belmänsche, nebst Dieterichen Willhelm, welcher auff der Trommel zum Tanz gespielet, Vndt alle gebrandt, alda versambslet, auch ohne den Bulen, noch etzliche in Schwartzen Kleidern gegenwärtig gewesen, hetten mit einander getrunken vndt getanzet, Wie der Tantz vollendt, hette Verstriktinnen ihr Bule vff dem Schwartzen Pferde wieder zu Hauß gebracht, etwa ein halb Jahr hernach were er abermahl wieder kommen, Vndt alß Verstriktin sopalt in deß Bulen willen sich nicht ergeben wollen, hette Er Ihr den Halß wollen zutrucken, Sie mit gewalt vff deren Boden zur Münnichehagen nieder geworffen vndt bei Ihr geschlaffen, wen Sie aber von Ihrem Man schwanger gewesen, were der Bule nicht zu ihr kommen, auch alsdan mit Ihr nichts zu schaffen gehabt, vndt hette Er Ihr ver-

*) Die folgende Aussage iß, wie es in dem Executions-Protocoll heißt, propter teneram iuuencutem, (wegen zarter Jugend) der Inquisitin nicht vorgelesen worden.

hotten, das Sie nicht zum Tisch des Herrn gehen solte, Verstriktin were aber nicht desto weniger zum heiligen Nachtmahl des Herrn gangen, und daßelbe unter beiderlei Gestalt genoßen.

gefragt:

Ob Sie nicht auch Menschen vnd Viehe mit ihrer Zauberei hette schaden zugefugt, vnd wem?

Rsp.

Der Bule hette zu Ihr geredt, wenn Ihr jemandts etwas zu leidt thete, solte Sie solches nicht an demselben, sondern dessen Viehe rechen, vndt hette Sie Clausen Ripenbardt ein Fullen welches in ihrer Wiesen gewesen vndt daß Graß abgefreßen für Ripenbarts pforten daß graß vergiftet, daß es gestorben, Wozu Ihr der Bule eine weisse Materie, wie kreite gebracht daß Sie dieses fur das Fullen vf die Weide strewen solte, welches Sie gethan, es hette aber davon kein Viehe mehr gefreßen oder Schaden bekommen.

Furs ander, hette Schneiders Tileke Verstriktinnen einßmahl zwei Schweine geschlagen, darumb Sie deßelben Fullen auch mit eben solcher Materie vergiftet, daß er gestorben.

Drittens were ihres Mans Schwester Gese Krebs ihrem Man an Gelde schuldig gewesen, welches Sie in guthe vf beschehenes anmahnen nicht erheben können, drumb Sie Deroselben eine Kuhe zum Anhagen in der Grafschaft Schaumburg ebenmeßig vfm Felde vergeben,

zum Vierten hette Sie des Abts Einhitzer Johan genandt, ein Schwein mit Gifft getödtet, darumb weiln daßelbe in Verstriktinnen Garten gewesen, vnd die Moren außgewület.

Stellete sich, wegen ihrer noch lebenden zehen Kinder vndt ihres Mannes sehr kleglich, vndt das Sie bei denselben sehr vbel gehandelt hette,

Ist weither gefragt.

Ob Sie Jemandt im Stifft Lockumb oder dieser ents mit solchen Zauberschen Hendeln verfuhret, oder mehr leidt gethan?

Rsp.

Hat solche Frage bestendig negiret; (verneinet) wuste von keinem mehr, als worauff Sie bekennet, ihre Sunde weren ihr leidt, vndt weiln Sie in Angst begriffen, daß ihr gewesener Bule, ihr wegen geschehener Bekandtnuß zusetzen mugte, bat Sie, daß Sie in die gefengnus neast dem Walle verwahret, vndt der Herr Superintendens zu Jeinsen den folgenden Tag gefordert werden mugte,

Druff dem Schließer befohlen, in specificirte Custodi (bezeichnete Verwahrung) Verstrikkinnen zu verweisen, und daß der Herr Superintendens den folgenden Tag anhero gebeten werden solte.

4n Novemb.

Nachdem Herr Superintendens zu Jeinsen anhero erbeten, vndt Verstriktinnen auß Gottes Wordt vmbstendlich zu Gemuht gefuhret, das Sie sich an Gott ihren Schöpfer schwerlich versundiget mit mehrem ꝛc. Vndt nachgehents von mir dem Amtman gefragt, ob Sie auch andern solche hochverbottene Teuffelschen Hendel gelehret, solches solte sie gutwillig bekennen, vndt vf ihrem Gewissen nicht behalten,

Rsp.

Sie hette es keinem Menschen gelehret, drauff wolte Sie leben vndt sterben.

Mehr gefragt.

Ob Sie bei gestriger geschehenen Auffage es allenthalben bewenden ließe?

Affirmat, mit wiederholung deßen was Sie deponiret. (vorher ausgesagt)

Weither gefragt.

Was sie ihrem Man heut anzudeuten gehabt?

Rſp.

Sopalt Sie daß Zaubern gelehret, vndt noch keine Feinde gehabt, hette ihr Bule Sie ſolang genötigt, daß Sie ihren eigenen Ochſen mit Gifft tödten mußen, Verſtriktinnen Man geſtehet, daß der Ochſe geſtorben,

gefragt.

Wie lang es nunmehr daß der Bule letzt bei ihr geweſen?

Rſp.

Sieder Bartholomaei, hette Sie denſelben nicht geſehen.

gefragt.

Ob ihr Bule Sie woll gehalten?

Rſp.

Hette Sie zu Zeithen vbel tractiret, ſonderlich wen Sie zu Gottes Tiſch geweſen, vndt den Segen mit aus der Kirchen genommen, welches Sie nicht thun durffen, hette ihr etzliche mahl dieſerwegen die Kleider vberm Kopf zuſammen gehaltenn,

gefragt.

Ob Sie den Bulen hette haben können ſo offt Sie gewollt?

Affirmat

Was Sie für formalia darzu gebraucht?

Rſp.

Hette nurt geruffen, Heinrichs kom her, alßpalt er ſich eingeſtellet, vndt were der Bule ſieder nechſt Verſchienen philippi Jacobi mehr als Funff, vndt zum letzten mahl an Michaelis Abendt etwa vmb 9 Vhr zu Jeinſen in des Alten Hanß Wedekindts Hauß in der Cammern eine gantze ſtunde bei ihr geweſen, vndt mit Ihr zu ſchaffen gehabt, nach malen verſprochen, er wolte Ihr an Geld vnd andern gnug zubringen, hette Ihr auch fur Neun Jahren zwart befohlen, daß Sie das Zaubern ihrer Tochter lehren ſolte, Verſtriktin hette es aber nicht thun wol-

len, Nachgehents vndt numehr für vier Jahren hette Sie es Johan Krügers Frawen zu Münchehagen gelehret, vndt hieße deren Bule Friedericus Strauß,

In der Zunfft worin Verſtriktinn gehörig weren zehen Weiber geweſen, vff harter Anſprach hat Sie mehr bekandt, daß ihr Bule zu Jeinſen in Campen kleinen rothen Hauſe, bei Verſtriktinnen geweſen, vndt Sie vbel geſchlagen, daß Sie vnterm Angeſicht gantz blaw worden, Vrſach, Sie ſolte wiederumb nacher Monnekehagen gehen, wie Sie dann vf getrieb des Bulen, faſt alle vier Wochen einmahl naher Monnichehagen gehen mußen,

gefragt.

Ob Sie dieſer ents Schaden gethan?

Rſp.

Hette Erichen Pinkenburg zu Jeinſen vierzehn Tage fur Iacobi ein Jahr, ein Pferdt mit Gifft getödtet. Vrſach daß Er Ihrem Man, welcher daßmahl krank geweſen, kein bier vberlaßen wollen, den Gifft hette Sie vf einem Kohlblat fur Pinkenburgs Hoff geleget, vndt wie das Pferdt herauß gehen wollen, hette es das Kohlblatt von der Erde aufgefaßet, eingefreßen, vndt wehre daruon geſtorben,

Lüdeken Klünker zu Jeinſen, negſt verſchiene Oſtern eine Kuhe vergifftet, vnd den Gifft ebenmeſſig vf zwei Kohlblätter in die Krippen vor die Kuhe gelegt, daß Sie dran geſtorben, Vrſach weile Klunkers Sohn ſich mit Verſtriktinnen Sohn geſchlagen, vndt demſelben einen ſtecken vſm Leib entzwei geſchlagen,

Mehr hette Sie Lorentz Poppenhagen Vmb negſt verſchiene Erndte Zeith ein Pferdt mit Gifft getödtet, vndt dem Pferde, ſo abents zu Jeinſen beim Kirchhofe gangen vndt geweidet, im ſtuck broht den Gifft beigebracht, Auß dieſer Vrſach, weiln Poppenhagen Verſtriktinnen Flachs verſprochen vndt nicht gehalten hette,

Weither hat Verſtriktin bekant, daß Sie fur Vierzehn Tagen ihrem Bulen gefodert, welcher ſich auch alßpalt eingeſtellet, vndt gefragt, waß er thun ſolte, Sie hette zur Antwordt geben, deß Ambtmans Schreiber, Heinrich Gaſtmeiſter hette ihrem Mann furm Jahr geſchlagen, dafur ſolte der Bule demſelben wiederumb einen Poßen reißen, der Bule hette geſagt, er wolte die Gelegenheit in Acht nehmen, heut Sontags acht tage wehre der Schreiber von Jeinſen ab anhero naher Calenberg geritten, hette der Bule Denſelben ſampt den Pferdt vberm Haufen geworffen, vndt des Abendts der Bule ſolches Verſtriktinnen wieder berichtet, ſich auch darüber ſehr beluſtiget vndt hefftig gelachet,

NB. Der Fall iſt geſchehen, vndt ſo wunderlich daß es faſt vbernaturlich zugangen,

Jmgleichen ſein den armen Leuthen zu Jeinſen vf vorſpecificirte (vorangegebene) Zeith bekante Pferde und Kuhe geſtorben.

Heinrich Striekmann

Wohl: Edle Geſtrenge veſte vndt Hochgelahrte Fürſtl. Braunſchw. vndt Lünebl. Herren Cantzler vndt Räthe Hochgeehrte gebietende liebe Herren,

E. Herl. gebe ich vnterdienſtlich hiemit zu wißen, daß vf geſchehene Aviſation (Anzeige) des Stiffts Lockum, ich Jlſchen Gieſeking, Hanßen Krebs Frawen, vf welche Zauberei bekandt, Handtfaſt machen vndt anhero nacher Calenberge bringen laßen, den 1ſten November habe ich daß Weib in die Amptſtuben vorgefodert, vndt was mir, der ich vordem dem Stifft Lockum bedient geweßen, von ihrem thuen vndt wandel wißendt, Nemblich daß Sie zu dreyen vnterſchiedenen mahlen von Zauberinnen die ge-

brandt sein, bekennet worden, der lenge vorgehalten, mit dienlicher Verwarnung, was Sie von Gott wiederumb zu erwarten, wenn sie in ihren Sünden nicht verharren, Sondern nunmehr gerade zu gehen wurde, es hatt aber die scharffe Vermahnung daßmahl nichts helffen wollen, wie solches beikommendeß protocoll mit mehrern außweiset, vorgestern Abendts umb 4 Uhr, habe ich verstriekte zum andernmahl vorkommen laßen, sie erinnert was am 1 Nov. ich wieder sie erwehnet, vndt ihr zu gemuth gefuret hette, drauff hat sie geantwortet, sie erinnerte sich gahr wol was ich ihr angedeutet, Hette sieder dem keine Ruhe haben können, wolte nunmehr Recht auß bekennen, wie sie denn ihr Bekandtnüß inhalts protocolli, beysein des Gohe, vndt Hauß Vogte alhier, auch andern Amptsdienern vndt den am 4n hujus in beisein des Herrn Superintendenten zu Jeinsen gethan,

Wenn nun hierüber E. Hl. Befehl wie es mit dieser wichtigen Sachen ferners zu halten ich erwarte, So bitte E. Herrl. ich vnterdienstlich dieselbe wollen großgunstig geruhen, befehl zu ertheilen, mich darnach in schuldigkeit habend zu achten, E. Herrl. der Obhalt Gotteß vndt mich der beharrlichen faveur (Gunst) empfehlende

Calenberg, den 5ten 9bris Anno 1638 ꝛc.

E. Herrl.

vnterdienstwilligster v. gehorsamer

Heinrich Strickman.

Unser freundtlich wilfahrung zuvor, Achtbar guter freundt, Wir haben ab dem Eingeschickten Protocollo der inhafftirten Ilsche Giesekings gethane gutliche bekandtnuß vnß im Rahte vortragen lassen, vndt thun darauff im Nahmen Herzogen Georgen zu Braunschweig

und Lüneburgk, vnſers gnädigen Fürſten vnd Herrn, an Euch hiemit begehren, vor vnß freundtlich geſinnen, Ihr wollet wieder beikommendes protocol nebenſt andern ergangenen Acten zuſahmen ſchlagen, naher Helmſtedt fürterliaſten vor: vndt die erfolgende Erkandtnuß zu ferner Vnſer Verodnung zuforderſt einſchicken. Wornach ihr Euch zu achten vndt ſeindt euch zu freundtlicher Wilfahrung geneigt.

Geben Hildesheimb, am 5ten 9bris 1638.

Fürſtl. Braunſchw. Lüneb. Canzler und Räthe des Fürſtenth. Calenberg.

Vnſer freundtlich Dienſt zuvor, Ehrnueſter vndt Achtbar, günſtiger vndt guter Freundt, Alß ihr Vns gehaltenes protocollum die gefangene Ilſchen Giſeking Hanſen Krebß Weib von Munchehagen betreffendt, vff empfangenen befehl zugeſandt, vnd Wie vff gethanes Bekandtnuß mit derſelben weiter zu verfahren euch durch vnſern rechtſpruch zu berichten gebeten, Demnach haben Wir dieſe Peinliche Sache mit gebürrendem Fleiß verleſen vnd vmbſtendtlich erwogen, Erkennen vnd ſprechen darvff für Recht, Daß gemeldete Ilſche Giſeking vor ein Peinlich öffentlich gehegtes Halßgericht zuſtellen, Alda ihr ihre am 11n 3n vnd 4n Novembr. gnedtlich gethane Auſſage vorgehalten, vnd wan ſie dieſelbe nochmals bejahen, Dabei auch beſtändig verharren wirdt, dan wegen betriebener Zauberey das Lebent verwirckett vnd dahero ihr zu wollverdienter Straffe, vnd andern zum abſcheulichen Exempell mit dem fewer zum thott zu richten ſey, von Rechts Wegen. Zu Vhrkundt haben Wir Vnſer Facultät Inſiegell hierauff drucken laſſen, So geſchehen

Helmſtedt, den 14ten Nov. Ao. 1638.

Decanus, Senior vnd Doctores der Juriſten Facultät bey der Fürſtl. Julius Univerſität daſelbſt.

Vnſer freundlich Wilfahrung zuvor, Achtbar guter Freund, Wir haben die in peinlichen ſachen Ilſche Gieſekings betreffende eingeholete Urtheill im Rathe verleſen, thun Euch dieſelbe hiebei in originali wieder zufertigen, Vndt darauf anſtatt deß durchleuchtigen Hochgebornen Fürſten vndt Herrn, Herrn Georgen Hertzogen zu Braunſchweig vndt Lüneburgk ꝛc. Vnſers gnädigen Fürſten vndt Herrn, hiemit befehlen, Vor Vnß freundtlich geſinnen, Ihr wollet dieſelbe Inhalts gegen die gemelte Inhafftirte furderlichſten Volnſtrecken, Wornach Ihr euch zu achten, Dem wir zu freundlicher Wilfahrung geneigt,

Datum Hildesheimb, den 20ten Novembris Ao. 1638.

Fürſtl. Braunſchw. Lünb. Cantzler vndt Räthe des Fürſtenthums Calenbergk.

Exequirt den 26. Novemb. Ao. 1638.

4.

Unterſuchung wider Hans Hartmanns Ehefrau aus Adenſen. 1653.

Hans Rieke zu Adenſen klagte Hans Hartmanns Ehefrau der Zauberey bey dem Amt Calenberg, am 22. Jan. 1653 an.

Die Gründe dieſer-Beſchuldigung beſtanden in ihrem böſen Rufe, in verfänglichen Reden, welche ſie geäuſſert haben ſollte, in einem Gerücht, daß ſie Mäuſe machen könne, und inſonderheit weil ihm ſeit einiger Zeit Kühe krank geworden waren.

Das Amt befahl dem Ankläger am 17. Febr. 1653 ſeine Beſchuldigung zu erweiſen, und in Artikel zu bringen; welches er am 9. Mai 1653 that, und fünf Zeugen vorſchlug.

Dieſe wurden am 3. Jun. beeidigt, und gieng ihre Auſſage hauptſächlich dahin.

1) ſagte der Halbmeier Fiſcher, 56 Jahr alt, aus: Es wären Rieken um die angegebene Zeit drei Kühe krank, und darauf blind geworden, es wäre abſcheulich anzuſehen geweſen, und hielte er nicht dafür, daß es natürlicher Weiſe zugangen. Er habe wohl gehöret, daß Inquiſitin kurz vorher in Rieken Hauſe geweſen ſeyn ſolle.

Hans Hartmann habe einſtmals einen Zank mit ihm Zeugen gehabt, wobei jener geſagt: wenn ihm demnächſt ein Unglück wiederführe ſolle er an ihn denken.

Es ſey ein Junge Namens Romues vor einiger Zeit verſtorben, und habe er wohl gehöret, das die Hartmannen deshalb beſchuldiget würde, wiſſe aber ſonſt nichts davon.

Der zweyte Zeuge Heinrich Peck, 60 Jahr alt, bezeugte: er habe Rieken Kühe geſehen, der einen ſey das Auge gleichſam ganz aus dem Kopf gegangen, und habe er zu ihm geſagt: es mögte vielleicht ein giftiges Ding ſie angeblaſen haben. Die andere Kuh habe es darauf auch in die Augen bekommen, itzo begönne ſie wieder etwas zu gluſtern. Der erſten ſey das eine Auge aber rein ausgegangen; ob die dritte gleichfalls Mangel bekommen, ſey ihm bewußt.

Es ſey im Dorf ein Gerücht geweſen, daß die Hartmannen Märſe machen könne, dieſes habe er deren Mann einſt, vor 18 Jahren vorgeworfen, welcher darauf ſeiner gegenwärtigen Frau zugerufen: Ilſe, du haſt wohl gehöret, was ich dir geſagt habe! dieſe hätte aber ſtill darauf geſchwiegen.

Von dem dritten Zeugen Curdt Peck, 70 Jahr alt, ward deponirt: Es ſey die Sage im Dorf gegangen, daß Inquiſitin Mäuſe machen könne. Vor etwa 14 Jahren, habe ſein Knabe den Sohn der Hartmannen für einen Mäuſemacher geſcholten, und als dieſer ſeinen

Sohn deshalb geschlagen, habe er Zeuge die Inquisitin dafür wieder geschlagen, und ihr vorgeworfen, daß ihr eigner Sohn es unter die Leute bringe, daß sie Mäuse machen könne.

Er habe von Fischer gehört, daß Hans Hartmann, als er ausgepfändet werden sollen, gesagt habe: wenn ihm ein Unglück begegne solle er an ihn denken.

Der vierte Zeuge, Heinrich Hase 55 Jahr alt, sagte aus: Riecken Kühe habe er gesehen, der einen hätten die Augen gleichsam aus dem Kopf gehangen, die eine sey mit einem, die andre mit beiden Augen blind worden, die letzte könne aber nunmehro wieder etwas glustern (sehen). Von Fischer habe er wohl vernommen, daß Hartmann die vorhin angegebenen Worte gesprochen habe.

Die Hartmannen sey einstmals zu seiner Frau, wie ihm diese erzälet, ins Haus gegangen, bey welcher Gelegenheit sie der Hund angefallen, und ins Bein gebissen hätte. Die folgende Nacht habe der Hund zweymal geruffen, und sey darauf todt niedergefallen.

Endlich hat noch der fünfte Zeuge Curdt Krone 50 Jahr alt ausgesagt:

Des Rieken eine Kuh hätte ein Auge verlohren, die andere aber fange wieder an mit beyden Augen zu glustern.

Vor etwa 6 Jahren habe es sich zugetragen daß der Hartmannen Sohn einen Jungen, Namens Nonnes auf den Kopf geschlagen, daß er davon ganz unpäslich worden.

Als des Jungens Mutter solches der Hartmannen geklagt, sey sie in Zeugens Haus gekommen, wo der Junge eben in der Stube gewesen wäre, und hätte zu ihm gesagt: laß sehen, hat dir mein Sohn die Zähne aus dem Kopf geschlagen, und hätte ihm darauf mit dem Finger durchs Maul gestrichen. Der Junge hätte als-

bald ausgespien, und gesagt: da streichet mir das Teufelsweib mit dem Finger durchs Maul. Die Hartmannen wäre wieder weggangen, der Junge aber hätte alsbald angefangen erstlich an den Händen, darnach am ganzen Leibe zu schwellen, daß er so schier geworden, als eine Weinbeer, wäre auch darauf in den 10 oder 11. Tag gestorben, und bis in sein Ende dabey geblieben, daß die Hartmannen ihn vergeben hätte.

Der Unterrichter vernahm hierauf am 4 Jun. 1653 annoch der Inquisitin Sohn und Ehemann.

Ersterer konnte zwar nicht in Abrede fallen, daß man seine Mutter für eine Hexe halte, erzählte aber; der Vorwurf, daß sie Mäuse mache, sey daher entstanden, weil er als er in seiner Kindheit mit andern Knaben einst gespielet habe, zu ihnen aus Scherz gesagt: wenn sie ihm was geben wollten, wolle er ihnen weisen, wie seine Mutter Mäuse mache.

Eben diese Geschichte erzälte der Vater, und führte dabey an; als die Kinder solches ausgesprenget, habe seine Frau es ihm mit weinenden Augen geklagt, übrigens leugnete er, daß er zu Fischern gesagt habe: wenn ihm ein Unglück begegne, solle er an ihn denken.

Nunmehro ward die Hartmannen selbst vernommen; sie leugnete jedoch schlechterdings sich mit Hexerey jemals abgegeben zu haben, ob sie gleich einräumte, daß ihr von verschiedenen Personen dieser Vorwurf gemacht sey. Sie negirte gleichfals dem jungen Romues mit dem Finger durch den Mund gefahren zu haben; sie habe ihm nur die Hand auf den Kopf gelegt, und der Junge sey bereits damals krank gewesen.

Der Richter confrontirte hierauf die Zeugen mit der Inquisitin, jedoch ohne Nutzen, weil jeder bey seiner

vorigen Aussage verblieb, und schikte die Acten am 4 Jun. 1653 mit einem Bericht an die Fürstliche Regierung zu Hannover, worin er ausführte, die Inquisitin sey seines Bedünkens gar sehr gravirt, daher er sie auch in Haft gezogen habe.

Unser freundtlich Dienst zuvor, Ehrbar, Wolgelarter günstiger, guter Freundt

Wir haben im Rath verlesen, waß in sachen Hansen Rieken zu Adensen Et (wider) Hansen Hartmans Fraven beschuldigter Hexerei halber, ihr anhero in Schrifften berichtet;

Begehren darauf an stadt des Durchleuchtigen Hochgebohrnen Fürsten vnnd Herzogen zu Braunschweig vnd Lüneburgk ꝛc. vnsers gnedigen Fürsten vnnd Herrn, Wir an euch hiemit, für Uns freundtlich gesinnendt, Ihr wollet den, in denen von Hanßen Rieken übergebenen Articulis Nro. 9 specificirten Tonnies Arendts *), wofern selbiger noch im Leben, ingleichen die bey Nro. 13. Heinrich Hasen Weib, gleicher gestalt anndtlich der gebühr examiniren. Darauf sofort den Rotulum nebst denen in dieser sache ergangenen Acten vnnd beikommenden, des Klägers articulis, dan ewern Examine testium vnnd Bericht sofort an eine Juristen facult. t vmb Rechtens belehrung verschicken, vnndt nach eingeholter information, vns die Acta zu unser fernern erfolgender Verordtnung anhero über-

*) Einer derer von Rieken übergebenen Artikel war darauf gerichtet, daß dieser Arendts, der Inquisitin Schwiegersohn, sie selbst für eine Hexe gehalten, auch ihr dergemessen habe, daß sie ihn derm ssen bezaubert, daß er krumm und lahm geworden. — Welches aber keinem der Zeugen bekannt war.

überfertigen ꝛc. Vnd Wir ſind euch zu freundtlichen Dienſten geneigt.

Geben Hannover am 8ten Juny 1653.

Fürſtl. Braunſchw. Lüneb. Cantzler vnnd Räthe daſelbſt.

Actum Calenberg

Den 14ten Juny in can Rieken c Hartmenſche.

Dem am 13n huius eingel ngten Fürſtl. Befehl zu folge iſt Henrich Haſ n Fraw vber den 13n Articul von Hanſen Rieken vbergeben, von ſelbſt Eidtlich nach vorgehaltener Warnung des Meinaidts befragt, deponiret wie folget.

Saget es wehre die Hartmenſche gegen abendt zu ihr kommen, vndt Sauerteig begehret Sie Zeugin wehre in Ihrem Garten geſtanden, der Hundt aber wehre nicht bei ihr im Garten, ſondern im Hauſe geweſen, Zeugin hette ihre Tochter ins Haus geſchickt vmb den Sauerteig zu langen, die Hartmenſche aber gewarnet, Sie ſolte nicht mit ins Haus gehen, der Hundt wehre darin, den der hette ſie die Hartmenſche gar nicht leiden können, die Hartmenſche wehre aber nich s deſto weniger Ihrer Tochter ins Haus gefolget, vndt hette Ihre Tochter nachgehents berichtet, wie ſie den Sauerteig aus den Schapff gelanget, da wehre die Hartmenſche hinter ihr geſtanden, zu welcher die Tochter geſagt, Je Hartmenſche wen Euch der Hundt biſſe? die geantwortet, Mein Tochter es hat keine Nohr, Ich ſehe den Hundt nicht, Indem hette ſie der Hund angefallen vndt ins Bein gebiſſen, der Hundt wehre friſch vndt luſtig geweſen, gegen den Morgen aber hette er gewinſelt vndt für Angſt nirgents zu bleiben gewuſt, bis er entlich nieder gefallen vnndt geſtorben, Ob ihn aber die Hartmenſche vergeben

habe oder nicht, davon könne ſie nicht ſagen, Endigte damit Ihre auſſage.

Continuatio protocolli (Fortſetzung des Protocolls.)

Den 15ten Juny iſt Tönnies Arens vber der 9ten Articul auch Eidtlich abgehöhret, vndt zu richtiger auſſage ermahnet.

Saget Er wiſſe von ſeiner Schwieger Mutter nichts alß liebes vndt gutes, hette ihr auch niemahls Hexerei zugemeſſen, wehre auch gottlob niemahls lamb oder krum worden, wehre einsmahls krank geweſen, das hette er des Barbiers anzeige von Eiffer vndt einem hefftigen trunk bekommen,

Endigte damit ſeine auſſage

Andreas Reymar

Denen WolEdtlen Veſten großachtbahrn vndt Hochgelahrten Herrn, Herrn Dechant Seniorn, vndt ſembtlichen Doctorn der Juriſten Facultät zu Rinteln, Meinen großgünſtigen Hochgeehrten Herrn, vndt ſehr werten Freunden Dinſtl.

WohlEdtle Veſte groß achtbahre Hochgelahrte, Hochgeehrte großgünſtige Herren, ſehr wehrte Freunde.

Ab beikommenden wenigen actis geruhen Dieſelbe mit mehrem zu verſehen, was vor hieſigem Fürſtl. Ambt in ſachen Hanſen Rieken & die Hartmenſche denunciationis bishero ergangen. Alß nun von Fürſtl. Regierung zu Hannover mir anbefohlen worden, erwehnte acta vmb rechtsbelehrung ad doctos zu verſchicken, So thue meinen Hochgeehrten Herrn dieſelbe hiebei zufertigen mit gantz Dienſtfleiſſiger Bitte, Sie wollen Hochgünſtig geruhen, beruhrte acta mit angelegenem Fleiß collegialiter zu erwegen, einer den rechten vndt acten gemäßen

Sententz ſich mit einander zu vergleichen, vndt mir dieſelbe vmb die gebühr, ſo Zeiger vff Ihre anzeige entrichten wirdt, zu vberfertigen, Zu meinen Hochgeehrten Herrn thue mich darunter willfähriger Bezeigung dienſtl. verſichern, vndt dieſelbe göttlicher gnädiger obacht getrewlich empfelen, geben Calenberg den 20ten May Anno 1653.

Meinen Hochgeehrten
Herren
Dienſtwilliger
Andreas Raymar.

Dem Ernveſten, Großachtparen und wollgelarten Herrn Andreas Reimar ꝛc.

Als vns derſelbe die wider Hanſen Hartmanns Weib ergangene acta Inquiſitionis zugeſand, vndt wie wieder dieſelbe ferner zu procediren, des Rechten Unterricht von Vns erfordert; Demnach haben Wir den Verfolg mit Fleiß verleſen, collegialiter woll erwogen, vndt berichten vorrecht; wie ab denen wieder die Inhafftirte vorgebrachten Indiciis ſo viel zu Tage ſtehe, das Sie vber das abgeſtandene delictum der Zauberey zu ergrundung der Warheit mit ſcharffer peinlicher Frage ziemlicher maſſen zu belegen ſey völl Rechtswegen *), Haben es dem Herren, deme Wir freundliche Dienſte zu bezei-

*) Dies Urtheil war höchſt ungerecht. Einer der Verdachts Gründe welcher zu jenen Zeiten für den wichtigſten gehalten wurde: Die Beſagung eines Mitſchuldigen fehlte ganz. Nichts als das Gerüchte, im Dorfe, die einfältigen Reden eines Kindes, der Tod eines Hundes, und die Erblindung zweener Kühe, wobey die Zeugen Ausſagen noch dazu ſehr verſchieden lauteten, war hier vorhanden. Mußten die Herren Doctores zu Rintein nicht allen Menſchen Verſtand verleugnet haben, um auf ſolche nichtswürdige Anzeigen die Folter zu erkennen?

gen erbietig nicht wollen verhalten vndt befehlen Im Gottes ſchutz.

Erben Nienſtn den 20ten Junii anno 1653.

Des Herrn

Dienſtwillige

Dechand, Senior vndt andere Doctores der Juriſten Facultät bey der Univerſität daſelbſt.

Actum Calenberg

den 1ten July anno 1653.

Iſt die Arreſtirte Hartmenſche an den gewenlichen Orth, woſelbſt der Actus Peinlicher ſcharffer frage pfleget verrichtet zu werden, geführet, Derſelben das eingeholete Informat, vndt welcher geſtalt daſſelbe zu vollſtrekken, von Fürſtl. Regierung anbefohlen, von mir dem zeitlichen Ambtman in gegenwarth Vntenbenanter Fürſtl. Ambtsdiener vorgehalten, vndt dieſelbe benebenſt Ernſtlich ermahnet, wofern Sie mit dem böſen feinde etwa in einige wege verbunden, ſich deſſen zu entleddigen, ihre etwa begangene Miß- und Vbelthaten gutwillig zu bekennen, vndt viel lieber ſich zeitlicher Beſtraffung zu unterwerfen, Als ewige Verdamnus gewerttig zu ſein, Vmb ſouiel mehr, Sintemahl es ohne das zue ſchwerer Verantworttung demnegſten wurde gelangen, wenn Sie in einige Wege, der bezichtigter leidiger Hexerei ſchuldig, vndt einige Bekandtnus durch die ſcharffe Frage, endtlich heraus gebracht, Einzwiſchen aber ihre glieder deren Sie doch kein herr, ſondern welche ihr von Gott anerſchaffen *), durch des Scharfrichters harte inſtrumenta ſol-

*) Dieſer Vorhalt bewies mehr als er beweiſen ſollte; und daher — gar nichts. Das arme Weib wird wohl ſchwerlich zu überzeugen geweſen ſeyn, daß der liebe Gott ihr darum Glieder anerſchaffen habe, damit ſie ſolche auf Befehl abergläubiſcher Richter martern laſſen ſolle!

ten zergliedert, vndt in viel wege beschwerlich von einander gerissen vndt gemarttert werden, Wofern Sie sich je vom leidigen Satan hette lassen verführen, So solte Sie ihre Sünde Gott vndt Menschen furselbst vndt gutwillig bekennen, vndt nicht zweiffeln wan Sie ihr von Herzen wurden leidt sein, vndt Sie wahre Buße thun wurde, das Sie alsdan bey Gott vndt Menschen auch Gnade vndt Barmhertzigkeit vnzweiflich finden wurde,

1. Diesem negst wehre ihr bekandt, welcher gestalt Sie 1) von Hansen Rieken beschuldiget, ob hette sie Ihm seine Kühe beheret,

2. Dan 2) wehre unter den Articuln erwehnet, auch bezeuget, das sie Jasper Romus seel. Sohn den Finger durch den Mundt gezogen, worauf der Junge alsobalt krank worden vndt bis in letztes Ende geklaget, das Sie ihn vergeben hette,

3. Ferners vndt fürs dritte, wehre Sie bezichtiget, als hette sie Heinrich Hasen Hundt für Jahren, nachdem er sie vorhero gebissen vergeben, daß er folgents tages gestorben.

4. So wehre auch fürs Vierdte von ihrem eigenen sohne Gerdt Hartman ausgesprenget, ob könte sie Meuse machen,

5. Endtlich vndt fürs 5) muste sie selbsten gestehen, daß sie insgemein zu Adensen, bey menniglichen der Hexerei halber verdechtig gehalten vndt beschuldiget worden,

Was nun hierunter die warheit wehre, vndt weßen sie sich desfals in ihren gewissen und hertzen schuldig befinde, daßelbe möchte Sie in güete, ohne scharffe frage aufrichtig bekennen, Wiedrigenfals erkandter vndt anbefohlnermaßen, wieder Sie procediret (verfahren) werden müsse vndt solte,

Sie wüste nichts, wehre auch der erwehnter Bezichtigung vnschuldig, hette ihren herrn Jesum im Hert-

zen, Ob nun gleich der einhafftirten weitlich zugesprochen in guete zu bekennen, So hat sie doch in Guete sich nirgents zu verstehen wollen,

Ehe vnd bevor man zur scharffen frage geschritten, berichtet der Ambtsschließer, als er diesen Morgen vmb 6 vhr zu ihr kommen vndt angedeutet, daß Sie sich fertig machen vndt zue Mir, dem Ambtman kommen solte, hette sie gefraget, ob Meister Marten (den Scharfrichter meinend) schon da wehre, Ohngeachtet wie sie selbsten nachgehents gestehen mußen, das ihrs kein Mensche gesaget, das er da wehre *),

Hierauff hat der Meister die erste Beinschraube appliciret, vndt ob Sie zwart, wan er angezogen gesaget, man möchte die Instrumenta loes lassen, sie wolte bekennen, so hat sie doch, wan die Loesung geschehen nichts bekennen wollen, Derowegen auch die ander Beinschraube appliciret worden, Wie solches geschehen, hatt sie geruffen loeszulassen, Sie wollte bekennen, Sobalt die schrauben gelöset, hat Sie gesaget, Erichen Mustens Weib zu Adensen, welche nunmehr todt, heite ihr das Zaubern gelehret wehre im Anfang des Krieges geschehen,

Sie hette Gott abgesaget vndt dem teuffel zugesaget, sein Eigen zu sein mit leib vndt seele, ihr Buhle hieße Johannes,

Hansen Nieken Kuhen hette sie was in die Krippen geworfen, wehre blaw Zeug gewesen, das hette ihr der Teuffel gebracht, Den Jungen Jasper Romus sohn hette Sie den Finger durchs Maul gestrichen, Darauff hette sie was gehabt, wuste aber nicht, was es gewest wehre †), das hette ihr der sathan gebracht,

*) Das war eine erbärmliche Anzeige, wider die Inquisitin! Mußte das unglückliche Weib nicht argwöhnen, daß es ihr nicht besser gehen würde; als so vielen andern, die auf dem Wege der Tortur dem Scheiterhaufen zugeführt wurden?

†) Welcher Unbefangene sieht es diesem Bekenntniß nicht an, daß es bloß durch die Marter erpreßt war?

Weil ſie aber noch nicht gerade zugehen wollen, ſondern wieder angefangen, das vorige zu leuchnen, Inmaßen ſie ſich dan in ihrer bekandtnuß ganz Unbeſtändig wankelmuthig bezeiget, vndt wunderlich gebehret hat, ſo iſt befohlen. Sie in die Höhe zu ziehen *).

Als ſolches geſchehen, vndt ſie geruffen los zu laſſen, wolte alles bekennen, Iſt Sie wieder auf ihren ſtuel geſetzet, vndt zu richtiger Bekentnus ganz fleiſſig ermahnet worden, worauf ſie entlich angedeutet, das Hexen nicht von der Muſlin ſondern von ihrem erſten Manne Jacob Müllern, vor Dreiſſigk Jahren, welchen ſie etwa nurt zwo Jahre gehabt, gelernet, Der Muſlin aber hette ſie es wieder gelehret, ſonſten aber Niemandten,

Sobald ſie ſich mit dem teuffel verbunden, hette ſie muſſen ſeinen willen thun,

Vndt als das geſchehen, hette er ihr etwas gegeben, wehre blaw Zeug geweſen, das hette ſie probiret an ihrem eigenen huen, hette ein biſſen Brodt näß gemachet, in das blawe Zeuge geſtipt vndt es dem Huen gegeben, davon wehre es geſtorben,

Gleichfals hette ſie 2) Hinrich Haſen Hunde mit ſolcher materie vergeben,

3) Hans Rieken Kühen hette ſie etwas furgeworffen, davon wehren ſie blindt geworden, Daß Sie aber die Kuhe blindt gemachet, hette ſie darumb gethan, daß er ihrem Sohne die Barten genommen,

Bekandte 3) daß ſie auch das heilige Nachtmahl wieder von ſich geworffen, wie noch furm halben Jahr, da ſie das letzte mahl zum Nachtmahl geweſen, gethan hette,

So hette ihr auch heute Morgen der Böſe feindt geſaget, ſiehe der iſt nun kommen der dir auffs fel wil, den Scharfrichter meinend,

*) Es ſcheint, als ſey dies dem Erkenntniß entgegen geweſen, welches die Inquiſitin nur ziemlicher maaßen peinlich befragt wiſſen wollte. Aber an genaue Beſtimmungen dachte man damals nicht. Die Grade der Tortur waren faſt in jedem Lande verſchieden.

Vndt weil sie ein mehres nicht bekennen, auch gar nicht gestehen wollen, das außerhalb der erwehnten posten einigen Menschen oder Viehe schaden zugefuget, noch es sonsten Jemandten, außerhalb der Mustin, gelehret habe, oder wisse, das sonsten einiger Mensch aus Adensen oder der Orts zaubern könne, So ist dieser Actus schartfer peinlicher frage damit geendiget vndt die inhafftirte wieder in ihre vorige Behaltnus gebracht, so seind auch derselbigen Wächtere, Sie tagk vndt Nacht zu bewahren, zugeordnet worden,

So hat man auch die versehung gethan, das noch selbigen Nachmittages, der inhafftirten Beichtvatter Ehrn Arndt Prediger zu Adensen ein feiner alter Exemplarischer Man zu ihr kommen, vndt ihr mit Christlichen ermahnung vndt erinnerungen an handt gehen mußen,

Gegen welchem sie ihre oberwehnte, Bekanntnus nochmals gueflich gestanden, vndt öffentlich bekandt, daß sie eine große Sünderin wehre, vndt Gott den Herrn Hoch verzürnet hätte, wollte sich aber dessen getrösten, welcher der gantzen weldt sünde getragen, der würde auch ihr gnedig sein, vndt ihre sünde vergeben, vndt wolte Sie bei gethaner ihrer Bekantnus nunmehr bestendig pleiben, vndt darauff leben vndt sterben,

Allermaßen sie dan auch folgenden Sonnabendts, wahr der 2te huj. gegen den Herrn Superintendenten Ehrn Magister Johann Drebbern oberwehnte ihre Vhrgicht vndt Bekandtnus in allen Puncten wiederholet, vndt ihre vermeinte Rew vndt Buße mit vergießung vieler Threhnen, da sie sonsten niemals hat einige Threhnen recht vergossen, noch vergießen können, wie sehr sie sich auch desfals angenommen vndt beflissen hat, weitlich conterfeiret haben soll,

Den folgenden Montagk war der 4 hujus, ist Sie in die gewöhnliche Ambtsstube in gegenwarth unser zu Gutsbemeldeter abereins vorgefordert, vndt ihre gethane

Whrgicht ihr nochmahls umbständlich vorgehalten, wo-
rauff sie zwart anfangs gar deutlich nochmahls gestanden,
darunter gleich wol allerhandt wankelmuthigkeit sich ver-
neh men lassen, bis sie endlich gahr loes gebrochen vndt
gesaget, Sie könte nicht hexen hette auch Gott dem
Herrn ihr Lebtage nicht abgesaget, sondern hätte demsel-
bigen allemahl in ihrem Hertzen beh alten,

Worunter sie sich sonderbahrer vndt heuchlerischer
Minen vndt Gebehrden angenommen,

So hätte sie auch Rieken seine Kühe nicht vergeben,
wie auch Romueses sohn vndt Hahsen hundt nicht bezau-
bert oder getödtet, Vndt ob zwart ihr darauff geantwor-
tet das Sie Ja ihr Bekandtnuß gegen den Pastor herrn
Arendten vndt den herrn Superintendenten Drebbern
gutwillig vndt selbst gestendig gewesen, vndt dabei vor-
ausgesetzet zu verharren versprochen,

So ist sie doch dabei geblieben, sie könte nicht zau-
bern, hette auch Niemandt schaden damit gethan,

Ihren Ersten Man Jacob Möllern belangend, der
ihr das Hexen soll gelehret haben, gestehet der mehrge-
dachter Pastor herr Arendt, das derselbige der Rohtter
Hirte sei genandt vndt der Hexerei halber alle Zeit ver-
dechtig gehalten worden, vndt habe zu Adensen mennig-
lich dafür allezeit ermessen, wofern die inhafftirte hexen
könte, so muste sie es von demselbigen ihrem ersten Manne
gelernet haben,

Endlich hat die inhafftirte Hartmensche nochmahls
gestanden, das sie zwart von ihrem vorigen Manne Han-
sen Mollern noch vorm Kriege das Hexen gelernet *),
vndt hette der zue ihr gesagt, wenn sie das lernete, So
koente Sie gleich andern Leuten auch was haben, Als
aber derselbige gestorben, da hätte sie sich wieder zue Gott,
wie Sie rehdet gewendet, vndt dem teuffel wieder abge-

*) Welch ein Widerspruch mit der kurz vorher demerkten Negation!

saget, wehre auch nach der Zeit allemahl bei Gott dem Herrn geblieben,

Ob man nun diesem bösen Weibe gleich allerhandt remonstrationes (Vorstellungen) gethan, welcher gestalt aus ihrer Vhrgicht vndt voriger guetlicher Bekandtnus gnugsahm erscheine, das sie in des teuffels Banden verstricket, Vndt derowegen fleissig ermahnet, dauon abzustehen, ihre sünde zu bereuen, vndt die seele zu retten,

So hat doch alles nicht helffen muegen, sitzet offters, als schlieffe sie, schweiget eine Zeitlang stille, fuhret vnbestendige wankelmuhtige Reyden, vndt seltzahme gebehrden, Kan im Gerichte oder sonsten bei gutlichen Verhören keine Threhnen vergiessen, das aus allen Umständen erscheinet, ob habe sie der leidige Sathan so gefesselt *), das Sie ihme schwerlich wirdt zu entreissen sein,

Durch den Schlueter hat sie mir dem Ambtmann ein Fet kalb praesentiren lassen, wen Ich ihr dauon helfen wolte, vndt das sie loes kehme **),

In Vhrkundt das alles wie obstehet, also ergangen, ist dieses Protocoll von Vns Entsbemelten unterschrieben, vndt mit Vnsern Pitschafften befestiget, So geschehen Calenberg den 10ten Jul. 1653

Andreas Reymar Johann Kupffer Hans Jacobs

Hoch und Wohl-Edle. ꝛc.

Hiebei thue die Acta nebenst der Vhrgicht, die inhaffirte Hartmensche betreffend überschicken, worab E. Hoch-Edel. Gestrengen vndt Herrl. ersehen werden, welchergestalt sie zwar anfangs in etwas bekandt, nachgehents aber wieder verleugnet,

*) Ein sonderbarer Schluß, daß sie eben darum eine Hexe sey, weil sie solches leugne!

**) Das muß doch ein ohnmächtiger und dabei unwissender Teufel gewesen seyn, der seine Hexe nicht anders zu retten versuchen konnte, als den Herrn Amtman durch ein fettes Kalb zu bestechen.

Mir ist ihre Bekandtnus wegen ihrer selzamen gebehrden vndt allemahl geführter vnbeständiger Rehden, auch das sie gahr keine complices bekennen wollen, allemahl verdächtig vnd zwart solchergestallt furkommen, daß der sathan von ihr noch niemahls gewichen, besondern Sie hart gefesselt habe, Es erscheinet aus allen Vmbständen, das noch viel dahinter stecke, Sintemalh sie nicht allein uber dreissig vndt mehr Jahren zue Adensen der Hexerei halber, bei menniglichen verdechtig gehalten, sondern auch nunmehr ihr eigener Man vndt Kinder sagen sollen, Sie hetten lange wol gemerket das es nicht allerdings richtig umb ihre sachen gewesen, begehren auch ietzo nichts mehr, den das sie nur muge verbrandt werden *), Fur der anderweiten tortur sol, dem Bericht des Schluters nach, dem Weibe sehr grausen, hat auch neulich zu ihrem Beichtvater gesagt, Er muchte verhueten, daß sie nicht mehr torquiret wurde, Sie muste sonsten auff ihren Man vndt Kinder bekennen, welche hierunter gleichwohl vnschuldig wehren,

Welcher gestalt nun mit diesem Weibe weiter zu procediren, desfals verbleibe Recht- vndt gemessener Verordtnung gewertig, vndt thue E. Hoch- vndt Wol-Edel. Gestrengl. vndt Herrl. der Bewahrung Gottes getrewlich, Dero beharrlichen wolgewogenheit mich aber vnterdienstl. ergeben, So geben Calenberg d. 13ten Jul. 1653

El. Hoch vndt Wohl-Edel. Gestr. vnd Herrl.

Vnterdienstwilliger

Andreas Reymar

---

*) Wahrhaftig ein sehr christlicher Wunsch, und eine gar treffliche Methode sich ein altes Weib vom Halse zu schaffen!

Hoch vndt Wol-Edtle ꝛc.

Vff den am 15ten July Jüngsthin mir Insinuirten Befehl *) vbersende E. Hoch-Edtl. gestrl. vndt Herrl. die von der Inhafftirten Hartmenschen abermals abgestattete Vhrgicht nicht zweiffelndt Ewl. Hoch vndt Wohl Edtl. gestrengl. vndt Herrl. werden, wie hierunter weiter zu procediren, mich grosgünstig beordern, thue dieselbe damit der gnedigen Bewahrung gottes getrewlich empfelen, geben Calenberg den 23ten July Anno 1653.

E. Hoch vndt Wohl-Edtl. gestrl. vndt Herrl.

Dienstwilligster

Andreas Reymar

Vnser freundtlich Dienst zuvor, Erbar vnnd wolgelarter gunstiger guter Freundt.

Alß wir auß dem bey peinlicher ergrundung der wahrheit der Hartmenschen am 22ten hujus. gehaltenem Protocollo **) wohrgenommen vnnd befunden, daß Sie selber gestehet vnnd bekennet, daß Sie das Heren nicht allein gelernet, Gott dem Allmechtigen abe vnnd dem Teuffel zugesaget, sondern auch Menschen vnnd Vieh vergeben, So ist vor Recht erkannt, daß Sie inhalts kayßers Caroli V. peinlichen Halß gerichts ordtnung art. 109 durchs Feuer vom Leben zum tode zu bringen.

Derowegen an stadt Herrn Georg Wilhelmen Herzogen zu Braunschweig vnnd Lüneburgk Vnsers gnedigen Fürsten vnnd Herrn, euch hiemit befehlen, vor Vnß aber freundtlich gesonnen wirdt, daß Ihr deroselben den Todt, vnnd daß Sie sich zum sehligen Abschiede (derobehueff die

*) Dieser ist nicht bey den Acten.

**) Dies Protokoll lag nicht bey den Acten; vermuthlich ist die Unglückliche nochmals torquirt, und hat nun endlich, der Marter zu entgehen, so ausgesagt, wie ihre unaufgeklärten Richter es wollten.

Prediger Sie fleiſſig zu beſuchen vnnd zu wahrer rew vnnd Buße zu ermahnen) bereit mache, anzudeuten, auch Ihr dabey zugleich einen gerichtstagk zu ernennen, vnnd nach ſolchem erfolg, Sie auf bedeuteten Tagk vors peinliche Halsgerichte zu ſtellen, Da Sie dan ihre gethane Bekandtnuß nochmahls in allen puncten bejahen wirdt, Habt Ihr die Execution dergeſtalt zu beſchaffen, daß Sie auf der Leiter Stranguliret, vnnd ferner durchs Fewer hingerichtet werde,

Solte Sie aber wieder aufs verleugnen ſich begeben, wollen wir ewers Berichts dauon, vnnd daß bis zu weiterer Verordtnung die executio Suspendiret (aufgeſchoben) werde, erwartten, Wie ihr dan auch der Hartmenſchen Sohn noch zur Zeit vnnd bis die Executio verrichtet, in der Hafft zu behalten, vnnd woll in acht zu nehmen, ob die Hartmenſche auf ernſtliche Vermahnung ihres Beicht-Vatters, oder der Geiſtlichen daß ſie kein falſches Zeugnis gebe, vnnd alſo von Neuen Gottes gnad verliere, bey ihrem ableiben beſtendig dabei verpleibt, daß Ihr inhafftirter Sohn daß zaubern gelernet. Ihr werdet euch hiernach wiſſen zu achten vnnd wir verpleiben euch zu freundlichen Dienſten geneigt.

Datum Hannover, am 27ten July Anno 1653.

Fürſtl. Braunſchw. Lüneburgl. Canzler und Räthe daſelbſt.

Actum Calenberg.

d. 5. Aug. 1653.

Iſt das peinliche Halsgerichte über Hanſen Hartmans Ehefrau geheget, und gehalten, Sie erinnert, daß Sie Etliche Verbrechen halber in hafften gerahten, auch wie ſie darüber mit der Tortur beleget, und ihre Bekantnus vorgehalten.

1.

Wahr, daß die Hartmensche in ihrer den 22ten July jungsthin gethanen Vhrgicht bekandt vndt gesta-den, daß Sie das Hexen von ihrem Ersten Manne Jacob Müllern genandt, ohngefehr fur 40 Jahren gelernet, vndt darauf Gott im Himmel abgesaget, dem Teuffel aber dagegen zugesaget,

affirmat.

2.

Wahr, das sie die erste Probe an ihrem Huhne gethan, vndt solches vergeben,

affirmat.

3.

Wahr, daß Sie nachgehents Curdt Hahsen ohngefehr fur zwey oder Drei Jahren zwei Schweine vergeben,

affirmat.

4.

Wie dan auch wahr, daß Sie Jasper Romußen Sohn vergeben, dauon er dick geschwollen vndt entlich gestorben,

affirmat.

5.

Mehr wahr, daß Sie Heinrich Hasen zue Adensen einen Hundt vergeben

affirmat.

6.

So dan auch wahr, das Sie Hansen Rieken zu Adensen Dreien Kuhen etwas in die Krippen geworffen, davon ihnen nachmahls die Augen im Kopfe gleichsahm brennend vndt entlich fast gahr blindt worden

affirmat.

7.

Endlich wahr, daß dieses alles ihre eigene Bekandtnus, vndt wahr sey, Vndt daß Sie darauff leben vndt sterben wolle,

affirmat.

Daranf ihr das Urtheil fürgeleſen, und den Scharfrichter anbefohlen, die executio zu verrichten.

Ob ein Menſch ſich gegen Hieb und Schuß feſtmachen könne.

Man ſagt, daß einige ſich dadurch haben feſtmachen wollen, daß ſie ſich eine geweihete Hoſtie in den Arm einheilen laſſen. Einem Major v. E. brach der Ort, wo er ſich die Hoſtie hatte einheilen laſſen, gegen das Ende ſeines Lebens, wieder auf, und war nicht wieder zu heilen. Er ſtand dabei auſſerordentliche Schmerzen aus, weil ein großer Theil des Fleiſches abfaulte, und Maden in die Wunde kamen. Vor ſeinem Tode geſtand er ſeine abergläubiſche Thorheit mit Thränen, und bereuete, was er gethan hatte. — Der katholiſche Pöbel trägt auch wol die Länge Jeſu, um gegen den Schuß ſicher zu ſeyn. Die Länge Jeſu aber iſt ein elendes Gebet, in Tuch von fünferlei Farben eingewickelt, welches, wenn es auf dem bloßen Leib getragen wird, dem Träger nicht nur die Veſtigkeit und Unverletzlichkeit gewähren, ſondern ihm auch, er mag ſterben, wie er will, die Seeligkeit verſchaffen ſoll. Es iſt ein Riemen Papier, einer Hand breit, und fünf Fuß lang; denn ſo groß ſoll JEſus geweſen ſeyn: dieß ſteht auf dem Riemen gedruckt. Man will ſie 1655. zu Jeruſalem bei dem heil. Grabe gefunden haben; und Pabſt Clemens VIII. ſoll nicht nur dieſe Nachricht, ſondern auch die Gebete, die auf dieſem Papier gedruckt ſtehen, und die für deren Anbetung verliehenen Gnaden gut geheiſſen und beſtätigt haben. Den 3. Juni 1790. auf das Frohnleichnamsfeſt der Katholiken, wurde ein Biſchöflich-Straßburgiſcher Unterthan, der auf Wildſchieſſen ausgegangen war, von einem Markgräflich-Badenſchen Frei-

jäger *) erschossen. Man fand bei der Leiche die beschriebene, sogenannte Länge Jesu, mit folgenden Worten bedruckt: „gelobet sey der allerheiligste Nahme Jesus, und seine heil. Länz in alle Ewigkeit Amen.“ — Ich mag weder die Zeit mit Abschreibung des darauf befindlichen andern verbringen, noch meine vernünftigen Leser damit belästigen, sondern will nur das auffallendste von dem Inhalt hersetzen. Wer des lieben Herren Länge bei sich trägt, oder im Hause hat, der soll vor allen, sichtbaren oder unsichtbaren Feinden, Strassenräubern, Zauberei und Schaden der Verläumdung sicher seyn. Schwangere Weiber sollen dann ohne große Schmerzen, und gut gebären. In einem solchen Hause soll nichts böses bleiben, kein Donner noch Wetter, Feuer und Wasser ihm schaden. Wer sie hat, soll alle Sonntage für die ganze Woche fünf Vater unser, fünf Ave Maria, und einem Glauben zu Ehren der heil. fünf Wunden Jesu Christi beten. Dreimal des Jahrs soll er die heil. Länge lesen, oder wenn er selber nicht kann, durch andre lesen lassen, so soll sie allezeit gesegnet seyn, auf dem Wasser und auf dem Land, bei Tag und bei Nacht, an dem Leib und der Seel, in alle Ewigkeit Amen. Nach dieser Anweisung folgen dann die schönen Gebetlein, und eine verwerfliche Seegensformel macht den Beschluß. — Verlohr jener Bedaurenswürdige nicht durch den Glauben hieran, sein Leben? — Wer die lateinischen Worte

lator
arepo
tenet
opera
rotas

auf

*) Im Badischen werden Freijäger an den Grenzen gehalten, um die Wilddiebe abzutreiben. Erlegt ein solcher Freijäger einen Wilddieb, so erhält er 5 Fl. baar. Sie haben jedoch die Weisung, den Wilderern, auf die sie feuern, jedesmal nur auf die Füße zu halten.

auf einen Zettel geſchrieben bei ſich trägt, dem kann auch der Stärkſte nichts anhaben, der iſt vor allem Uebel ſicher, vor dem fürchtet ſich jeder u. ſ. w. Das ſonderbare, was man dabei gewahr wird, iſt, daß man jedes Wort auch rückwärts leſen kann, und dann entweder daſſelbe, oder ein anderes von den ſechſen hat. Einige Förſter geben ſie, als ein Mittel wider alles Böſe, ohne vielleicht ſelbſt zu wiſſen, was ſie bedeuten. Die einzelnen Worte überſetzt: der Säer, ergreift, hält, die Werke, die Räder — würden ſie folgenden erträglichen Sinn geben: „der Säemann ergreift den Pflug, arbeitet, und erntet dann.“ Das Wort arepo iſt vermuthlich aus arripio gemacht. Man ſieht aber, wie wenig Beziehung die Worte auf das haben, was ſie bewirken ſollen. — Ein Huſar, der vermuthlich ſchon mehrern Schlachten und Scharmützeln beigewohnt hatte, und nicht verwundet worden war, weil er dieß im Vertrauen deſſen, was er bei ſich trug, und wodurch er gegen Kugeln und Säbel unverletzlich feſt zu ſeyn glaubte, für unmöglich hielt, und daher um ſo mehr tapfer um ſich geſchlagen hatte, behauptete auch gegen einen Schmid, daß ſein Körper undurchdringlich ſey, und foderte dieſen kecklich auf, die Probe zu machen, wobei er den Finger auf den Ambos legte. Der Schmid, nachdem er zu wiederholten malen verſichert hatte, daß er zuhauen würde, that den Hieb, da der Huſar immer noch den Finger hinhielt, und ihn aufforderte es zu thun. Der Finger flog mit einem Schlage weg, und mit ihm der Glaube des Huſaren an die Kunſt, den Körper feſt zu machen.

Von Sympathie.

Ekleben, der Sage nach ehedem Preuſſiſcher Huſar und aus Zerbſt gebürtig, verrichtete in den Jahren 1784 und 1785 in Naumburg, Merſeburg und andern Orten durch

Sympathie Wundercuren, und fand Glauben, indem der Glaube bei solchen Dingen, die sich mit der Vernunft nicht vertragen, das beste thun muß. Sein Verfahren war ohngefähr von der Art: Eine Frau hatte einen Geschwulst an der Zunge. Sie mußte auf etwas spucken, welches er mitnahm. Hierauf brachte er ein versiegeltes Schächtelchen, mit der Warnung es ja nicht zu öfnen. Da es sich wirklich besserte, ließ er das Schächtelchen öfnen, und es fand sich nichts darin, als etwas speichelartiges. Einen Knoten behielt jedoch die Patientin an der Zunge. Von einem andern Kranken bat er sich einen Strumpf aus, um damit die Cur zu betreiben. Es würde gar auffallend seyn, wenn jemand glauben wollte, daß Krankheiten durch Strumpfsohlen, alte Lappen u. dgl. in der Entfernung von dem kranken Cörper, zum heilen beitragen könnten. Die sympathetischen Curen beruhen auf der Meinung, daß die durch den Schweiß und die natürlichen Ausleerungen von einem thierischen Cörper abgegangenen Theile, mit ihm in einer solchen Verbindung bleiben, daß man vermittelst derselben, dem Thiere oder Menschen, dem sie angehörten, angenehme oder schmerhafte Empfindungen machen, und sie sogar heilen oder tödten könne. Leute, welche ohne Wissenschaft und ohne Kunst für geschickt gehalten, oder auch wol bezahlt seyn wollen, bedienen sich dieser seyn sollenden Sympathie zu ihren Absichten.

Ich erinnere mich, die Geschichte der le Blanc gelesen zu haben, die bei einem Dorfe in Frankreich wie ein wildes Thier gefangen ward. Sie hatte mit ihrer Schwester vielleicht schon eine beträchtliche Zeit in den Wäldern gelebt, und äußerst wild war. In einem Gezänk über den Besitz eines gefundenen Rosenkranzes schlug sie ihre Schwester mit einem Prügel zu Boden, straks aber holte sie einen Frosch, riß ihn auf, und legte ihn auf die Wunde der Blutenden.

Wenn der Mensch, wie Rousseau versichert, im Stande der Natur, ohne angeborne Triebe zu haben, nur durch Nachahmung der Thiere sich zu Trieben erhebt, so möcht' ich doch wissen, von welchem Thiere das wilde Mädchen eine Handlung lernte, die Mitleiden, innigst in unsere Natur verwebtes Mitleiden zu reden scheint!

Die ganze Abhandlung des ehrwürdigen Weisen ist, wie die ganze Welt weiß, voll widersinniger Sätze und spricht dem Meister Hohn, der unsere Natur so schön bildete.

Rousseaus Naturmensch ist ein äusserst eigennütziges Thier. Er kümmert sich nur in sofern und so lange um den Gegenstand seiner Begierden, als ihm die Sättigung derselben ein dringendes Bedürfniß scheint, denn Vatergefühl hat er nicht, — die Mutter läßt den Jungen laufen, so bald er allein grasen kann. Der Stand schien dem Genfer Bürger allein beneidenswürdig und er bot allen Witz, alles Feuer der Einbildungskraft, allen Zauber der Schreibart, wodurch er sich so außerordentlich auszeichnet, auf, um seiner Schrift Eingang zu verschaffen. Es gelang ihm, so viel ich weiß, nirgends, außer bei der Akademie zu Dijon, die seine Abhandlung krönte und wahrscheinlich nicht abgeneigt war, in die Wälder zu laufen.

Ich bin weit davon entfernt, den in seiner Art einzigen Weisen blos seiner Verirrungen wegen hier anzuführen. Es stehen in seiner Schrift einzelne Behauptungen, die nicht so unmittelbar unser Lachen erregen können; andere Philosophen haben etwas ähnliches vorgetragen.

Gewiß ists, daß der unkultivirte Mensch sehr eingeschränkte Begriffe und ein eben so eingeschränktes Selbstgefühl hat. Dies wird sich aber nothwendig bald mit seinen Begriffen erweitern müssen. Wenn er die Freundin kennen lernt, deren Daseyn ihm erwünscht ist, so wird sie ihm auch auf immer unentbehrlich und theuer werden.

Wie Adam wird er entzückt ausrufen: Das iſt doch Bein von meinem Bein! Feſt wird er an ihr hangen. Warum ſolte der Menſch gerade ein ungeſelliges Thier ſeyn? Hoch auf nackten Felſen hauſet der Adler, aber nicht einſam.

Die Geburt junger Menſchen knüpft die Bande der Zueignung noch feſter. Es entſtehen ganze Familien. Der Menſch erkennt immer mehr die Vortheile der Geſelligkeit, ihre Annehmlichkeiten, und wird des Wohlwollens gegen andere fähig. Dazu komt nun noch eine in ſeiner Natur unmittelbar gegründete Geneigtheit, mit ſeinen Nebenmenſchen zu ſympathiſiren, das heißt, ſich ſchnell in ihre Lage zu verſetzen, ſie ſey nun traurig oder angenehm. Er freuet ſich mit dem Fröhlichen und weint mit dem Weinenden, kurz, die Vorſtellung der Umſtände ſeiner Brüder wird in ihm ſogleich zum Gefühl, und er wird dadurch veranlaßt, dem Gefühl gemäß zu handeln.

Von dieſer Sympathie glaub' ich, daß ſie allen Menſchen angeboren werde, doch aber ſo, daß ſie nicht allein durch Uebung, ſondern auch durch Vorſtellungen, ſelbſt durch ſolche, die von der Selbſtliebe erzeugt ſind, geſtärkt werden kann. In ihr hat die Menſchenliebe ihren Grund, und wenn's gewiß iſt, daß jene uns angeboren wird, ſo können wir mit Recht behaupten, daß nicht blos die Selbſtliebe, ſondern auch das Wohlwollen gegen unſere Mitmenſchen ein Grundtrieb unſrer Seele ſey.

Es hat nicht an mehrern Philoſophen gefehlt, die den Menſchen, ſich ſelbſt nicht ausgenommen, als einen höchſt eigennützigen Geſellen ſchilderten. Nicht Raiſonnement a priori, ſondern Beweiſe aus der Erfahrung hergenommen, hat man ihnen mit Recht entgegen geſtellt.

Ich geſtehe gern, daß man nur gar zu oft verſucht werde, zu jener Parthei überzugehen. Wie oft verläßt ein Unglücklicher den kalten, aber wohl gefütterten Mann, der ihm zum Wohlthun Beruf zu haben ſchien, zähnknirſchend, ohne weiter etwas erhalten zu haben, als einen

Beitrag zur Geſchichte der Menſchheit. Unter den vielen hunderten, die einen Drang fühlten, die Hinrichtung eines Miſſethäters anzuſchauen, fand ich auf dem Wege zum Richtplatze nur wenige, deren Aug' Ernſt und ſtilles Mitleid blickte. Alles war laut und bei dem ſchönen Wetter ſo heiter, als es einem jeden ſeine anderweitigen Umſtände zu verſtatten ſchienen. Aber zur Ehre der Menſchheit muß ich bekennen, daß ſich die Scene änderte, als der Mörder kam. Aus vieler Augen zitterte eine Thräne hervor, und Leute vom niedrigſten Stande blickten den Elenden wenigſtens ſtarr an, ohne die Rachgierde jetzt zu äußern, die Home für den dritten Grundtrieb hält. Keine Flüche entweihten Gottes reine Luft.

Vorzüglich feſſelte ein Menſch meine ganze Aufmerkſamkeit. Er ſtand auf einem hohen Wagen, von dem er, wie er verſicherte, alles ſehen konnte und ſein Geſicht bewies es, daß er nicht log. Wie in einem Spiegel bildete ſich auf ſeinem Antlitz alles ab, was auf dem Gerüſt vorfiel. Ich ſelbſt ſah dem Schauſpiel voll Entſetzens nicht zu, aber meinen Mann beobachtete ich. Als der Mörder niedergeriſſen ward, fing mein Spiegel laut zu ſchreien an. Er erzehlte dabei alles in einem beſtändig fortgehenden Monolog. Die Keule ward aufgehoben und er geſtikulirte fürchterlich treu. Er zitterte ſo, daß ich fürchtete, er würde vom Wagen fallen. Seine Augen blickten ſtarr, wie in die Hölle hinein, und als der Mörder zu Tode geſchlagen war, ſtand auch er wie erſchöpft und blutleer da und beſtärkte mich, durch ſein ganzes Betragen aufs neue in der feſten Ueberzeugung, daß Sympathie ein Grundtrieb unſrer Seele ſey. Die große Begierde der Menſchen, auch ſchreckliche Auftritte zu ſehen, kann wohl nicht ohne Schmähung unſrer Natur einer angebornen Grauſamkeit zugeſchrieben werden. Sie ſcheint ihren Grund vielmehr in der Einrichtung unſers Weſens zu haben, vermöge der wir alles lieben, was die Thätigkeit unſrer Seele

beſchäftiget. Dieſe wird durch jeden Anblick, der leidenſchaftliche Bewegungen veranlaßt, genähret, — und daher rührt's, daß wir bei entſtandnen großen Gefahren, z. B. bei einer Feuersbrunſt, ein gewiſſes geheimes Vergnügen empfinden, ungeachtet wir die Elenden ſelbſt, die dadurch leiden, herzlich bedauren. Dazu kömt noch die Geſchäftigkeit, andern, die nicht Augenzeugen waren, Erſtaunen oder Mitleid einzuflößen. Die Menſchen ſind ſogar oft verdrießlich, wenn ein erwartetes Unglück nicht erfolgt.

Man erlaube mir nur noch, nach dieſer kleinen Ausſchweifung, einige Beiſpiele anzuführen, die zugleich zeigen, daß die Sympathie ſelbſt im Bau des menſchlichen Körpers ihren mechaniſchen Grund habe.

Wenn Jemand ſich vor unſern Augen in den Finger ſchneidet, ſo fühlen wir den Schmerz im eigentlichſten Verſtande mit. Ich habe bemerkt, daß je empfindlicher die Nerven eines Gliedes ſind, an dem eine Operation vorgenommen wird, deſto ſtärker auch unſere Mitempfindung iſt. Wenn ein Arbeiter auf der Spitze eines Thurms in einer gefährlichen Stellung ſich befindet, ſo mögen wir nicht hinauf blicken. In dem Augenblick, da der Scharfrichter den Kopf eines Miſſethäters abhauet, wendet der beſſere, oder empfindlichere, Theil der Zuſchauer die Augen weg. Stürzt ein armer Menſch ins Waſſer, der noch zu retten iſt, ſo zwingt uns der Trieb des Wohlwollens zum Gegentheile und Befriedigung dieſes Triebes, geleiſtete Hülfe, verurſacht uns Freude und, was meinen Satz noch mehr beſtätigt, wir eilen dem Nothleidenden zu Hülfe, ohne uns lange zu beſinnen. Hätte der Menſch blos Selbſtliebe, ſo würde er ſich von einem, an ſich nicht angenehmen, Gegenſtand wegwenden. So aber wird die Vorſtellung des Zuſtandes eines andern unmittelbar in uns zum Gefühl. Wenn wir nicht ſehr betrübt oder ernſthaft ſind, ſo lachen wir oft, wenn andere lachen, ohne

die Veranlassung ihrer Fröhlichkeit zu kennen. Es ist bekant, daß die Laune andrer etwas, wie man zu sagen pflegt, sehr ansteckendes für uns hat. Wer fühlt nicht innige Wehmuth, wenn er die leidende Unschuld klagen hört, wenn am Grabe des Geliebten die schöne Verlassene traurt und mit beredtem Kummer ringt. Ueberhaupt empfinden wir den Schmerz andrer am stärksten, und dies ist eine sehr wohlthätige Einrichtung, denn beim Elend unsrer Brüder ist unsere Sympathie am nützlichsten. Der Grund liegt vielleicht eben darin, daß unangenehme Empfindungen die schneidendsten sind, auch länger gleichsam nachtönen, selbst in der Einbildungskraft.

Diese unangenehme Empfindung bei den Schmerzen unsrer Nebenmenschen hat nicht selten auch den Nutzen, daß wir unserm Feinde so viel Schaden nicht zufügen, als die Selbstvertheidigung zu erlauben schien. Kaum sehen wir ihn leiden, so bedauren wir ihn schon.

Die Sympathie findet sich nicht blos bei einigen Menschen, sondern durchaus bei allen, das beweiset die Erfahrung, in allen Jahrhunderten, das lehrt die Geschichte, unter jedem Himmelsstrich, das wissen wir aus Reisebeschreibungen. Selbst der Philosoph, der auf seiner Studierstube die Selbstliebe allein zum Fundament der Sittenlehre machte, vergißt, wenn er plötzlich einen Menschen in Gefahr sieht, in dem Augenblick sein System. Und ich wüßte doch nichts in der ganzen weiten Welt, was die Menschen so sehr und durch so feste Bande mit einander verknüpfte, als dies wohlthätige Gefühl, welches vielleicht noch kein Tyrann gänzlich verleugnete. Welch ein Trost für den Unglücklichen, der um Hülfe zu suchen zu einem Mächtigen geht, daß vielleicht das Herz des Großen für ihn redet! Wie mancher, der, wenn er blos nach kalter Ueberlegung handelte, durch Sophistereien, von Geiz oder Furchtsamkeit ins Ohr geraunt, seine Pflichten wegklügeln würde, läßt sich doch bisweilen durch eine

plötzliche Regung des natürlichen Triebes zu einer, ich will nicht sagen moralisch guten, aber doch nützlichen Handlung bewegen! Alle die Menschen, deren Vernunft nicht aufgeklärt ist, oder, die in ihren schauervollen Forsten, in ihren verbrannten Wüsten die menschenfreundlichste Religion nicht kennen, die je die Welt beglückte, — die rohen Nationen, die auf der untersten Staffel der Kultur stehen, werden doch nur blos durch angeborne Menschenliebe aufgefordert, des Elenden zu schonen, der um Hülfe schreit. Was sieht unter Völkern, die für den Allvater kaum einen Namen haben, für den, nackt und vor Kälte schaudernd, an die Küste geworfenen Fremdling stärker, kräftiger, als das Gefühl, es ist ein Mensch, der hier winselt! Admiral Byron hatte, auf seiner ersten Reise, die Erhaltung seines Lebens allein den Wilden zu verdanken, die, ohne eine Belohnung erwarten zu können, dem armen Jüngling Hülfe leisteten.

Woher der Drang bei uns, gemeinnützige Handlungen, in den entferntesten Gegenden verrichtet, Handlungen, von denen wir nicht den geringsten Nutzen erwarten, mit Enthusiasmus zu rühmen? Eine niederträchtige, grausame That verabscheuet jeder ohne lange Ueberlegung, so bald seine verderbte Selbstliebe sich nicht ins Spiel mischt. Die Liebe gegen Eltern, Kinder und Wohlthäter trägt viel zum Beweise meines Satzes bei.

Ich berufe mich auch dreist auf die, fast bei allen alten und auch noch bei manchen heutigen z. B. arabischen Völkern, so edel ausgeübte Gastfreiheit.

Jedem Leser der Bibel fallen hieher gehörige Stellen von selbst ein. Wer Abrahams Geschäftigkeit, seine Gäste wohl zu bewirthen, wer das herzliche Wohlwollen, die edle Einfalt in seinen Reden und Handlungen nicht mit Freude über die Würde der menschlichen Natur empfindet, — wer kalt dabei die Nase rümpft, mit dem geh' ich nicht unbewafnet durch einen düstern Wald.

Eine vortreflich geschriebene Vertheidigung des menschlichen Geschlechts enthält Hrn. Hirschfelds Abhandlung: Von der Gastfreiheit, eine Apologie der Menschheit. Man wird daraus sehen, daß Freude übers Wohl andrer und Mitleid mit dem Hülfsbedürftigen so selten auf der Erde nicht sind, als uns einige Philosophen bereden wollen. Erziehung, worunter ich alles verstehe, was auf die bestimte Bildung und Modelung eines Menschen Einfluß hat, verdirbt oder verbessert auch hier gewaltig viel. Sie entstellt die Menschen und oft ganze Völkerschaften so, daß man beim ersten Anblick über das Scheusal erschrickt. Zu Montezuma's Zeiten opferten die Mexikaner so viel Menschen, daß man im geronnenen Blute wadete. Der nordamerikanische Wilde quält seine gefangenen Feinde langsam unter Martern zu Tode, die ich nicht beschreiben mag. Der Neuseeländer empfängt alle Fremde als Feinde. An die Geschichte des Aberglaubens darf ich nur jeden Leser erinnern, um seine Einbildungskraft mit tausend Jammerbildern anzufüllen. Alles das aber beweiset weiter nichts, als daß unter gewissen Umständen der Trieb des Wohlwollens bei den armen Sterblichen so verdrängt, oder übertäubt werden könne, daß man von dem geschändeten Meisterstück der Gottheit seufzend den Blick wegwenden muß. Und doch äußern sich selbst unter diesen Barbaren, zu deren Entschuldigung sich noch manches sagen läßt, erfreuliche Kennzeichen einer ursprünglich bessern Natur. Belege zu dieser Behauptung findet man in eben den Büchern, aus denen der philosophische Fiskal die Anklagen des menschlichen Geschlechts entlehnte! Das ist einleuchtend, oft wird die Sympathie durch eine heftige Leidenschaft in einem bestimten Fall unterdrückt.

Begierde, die Verachtung seiner Krieger von sich abzuwenden, bewog Mohämmed den II. ein innigst geliebtes Mädchen nieder zu hauen.

Wer viel grauſame Thaten ausgeübt, oder, wer ſich ſehr an gewiſſe Auftritte gewöhnt hat, deſſen Gefühl der Sympathie wird ſehr geſchwächt. Je mehr Kinder gewöhnt werden, nur ſich als liebenswürdig zu betrachten, welches ſie immer thun, ſo bald ſie merken, daß ſie der angebetete Hausgötze ſind, — deſto gleichgültiger werden ſie gegen das Wohl und Elend andrer, und allmählich ganz die eigennützigen Geſchöpfe, wie ſie die Modephiloſophie bildet. Daher die vielen Menſchen, die alle diejenigen, welche nicht mit ihrem eigennützigen Ich in Verbindung ſtehen, ohne Rührung unter der Laſt des Kummers und Elends erliegen ſehen. Es giebt Eltern genug, die bei der geringſten Unpäßlichkeit ihrer Kleinen verzweifeln und doch oft fluchen, wenn die Noth eines armen Greiſes ſie einige Groſchen koſtet. In dem Maaße, worin die Eigenliebe der Kinder wächſet, vermindert ſich der Trieb des Wohlwollens und Tücke und Bosheit nehmen Oberhand. Das Kind, das gewohnt iſt nur auf ſein Vergnügen zu achten, wird ſicher, als Jüngling und Mann, in jedem Fall die Stimme des Mitleids nicht hören, ſo bald es in Colliſion mit ſeiner Selbſtliebe komt.

Folgende Erſcheinungen verdienen noch bemerkt zu werden:

1) Menſchen von feiner Organiſation fühlen Sympathie ſtärker, als andere. Man erzehle einem Mädchen und einem Knaben eine und dieſelbe rührende Geſchichte. Sie werden vielleicht beide aufmerkſam ſeyn, aber in Henriettens Augenwimpern wird eine Thräne zittern, wenn Karl den Erzählenden nur mitleidig anguckt. Gewöhnlich hat das weibliche Geſchlecht hierin den Vorzug. Es iſt bekant, daß Kinder und Frauenzimmer bei körperlichen Schmerzen anderer oft laut ſchreien.

2) Selbſtliebe iſt der ſtärkſte Grundtrieb; bei manchen Perſonen wird ſie aber doch in gewiſſen Umſtänden von Sympathie überwältigt. Beide aber ſind blinde In-

ſtinkte und bedürfen der Lenkung einer erleuchteten Vernunft. Sympathie artet leicht in Weichlichkeit aus und wer ihr gegen einzelne Personen zu viel verſtattet, wird grauſam gegen andere. Der Fürſt, der jeden Verbrecher begnadigte, würde doch unverzeihlich nachläßig gegen ſeine beſſern Unterthanen handeln.

3) In je näherer Verbindung wir mit einem ſtehen, deſto lebhafter iſt unſer Mitgefühl. Wenn der große Mogol ſehr glücklich iſt, oder ſtirbt, ſo ſind wir dabei ziemlich gelaſſen; aber, wenn unſer guter König durch häusliche Freuden ſich beglückt fühlt, — das ſehen wir gern. Wenn er über Argliſt und Hohn ſeiner Feinde triumphirt; wenn ſeine Fahne ſiegreich weht; wahrlich, dann freuen wir uns mit Ihm.

Je ähnlicher uns ein andrer in Abſicht ſeines Schickſals iſt, je mehr er ſich ſchon vorhin unſere Hochachtung und Liebe erwarb, deſto größern Antheil nehmen wir an ſeinen Umſtänden. Der Seefahrer, der in der magellaniſchen Straße mit ähnlichen Stürmen kämpfte, lieſet Byrons Erzehlung mit doppelter Theilnehmung; dieſe richtet ſich immer nach unſern Begriffen.

4) Die Sympathie erſtreckt ſich auch auf die Thiere, und iſt um deſto lebhafter, je mehr ſich das Geſchöpf in Abſicht der Stuffenleiter uns nähert. War das Thier unſer Eigenthum, war es durch lange Bekanntſchaft, durch geleiſtete Dienſte uns werth geworden, ſo intereſſirte es uns vorzüglich. Auf lebloſe Sachen erſtreckt ſich die Sympathie doch wohl nur in ſofern, als uns ihr Beſitz ein Gut ſchien. Aſſociation der Ideen wirkt dabei ſehr. Es kränkt den Jüngling, wenn das Band zerſchnitten wird, welches ihm ſeine Freundin ſchenkte.

5) Nur wirklich gegenwärtiges Unglück empfinden wir. So bald ich weiß, daß der leidende jetzt glücklich iſt, hört mein Mitleid auf, aber die Einbildungskraft muß

lebhaft genug gerührt werden, um ein schon geendigtes Unglück mir recht zu vergegenwärtigen.

Dichter haben, wenn sie wollen, und von der Muse genug begünstigt sind, hinreichende Gewalt in ihren Händen, uns den Eindruck idealer Gegenwart empfinden zu lassen.

Wenn Hektor um Troia's Mauern flieht, verfolgt vom zürnenden Achill, und sich nun endlich entschließt, voll edler Scham, zu stehn und mit dem Furchtbarn den Kampf zu beginnen; indeß seine Mutter, und sein edles Weib, und alle Troerinnen, und sein grauer Vater dem Kampf von den Mauern erwartungsvoll zuschauen, so ist die Erwartung des Lesers nicht minder bang. Und wenn er nun sinkt der Edle, so sinken wir auch. — Wenn der jammernde Alte zu den Füßen Achills flieht, um den Leichnam des Geliebten flieht, daß er nicht werde eine Beute der Vögel unterm Himmel, der Thiere auf dem Felde, o da flehen wir mit ihm.

Wird die Stelle schön und mit Empfindung laut gelesen, so wächst die Theilnehmung, — aber Correggio's Pinsel würds durch ein rührend historisches Gemälde noch kräftiger darstellen, als bloßes Lesen. Ein Schauspiel, von Garricks vorgestellt, wirkt am mächtigsten auf die Einbildungskraft und erzaubert durch die Gewalt der Täuschung vollkommen idealische Gegenwart.

In Paris gerieth ein Edelmann durch die ungemein treue Darstellung eines grausamen Charakters so aus seiner Fassung, daß er den Degen zog und auf die Bühne springen wolte, den Schauspieler zu ermorden. — Als Farinelli, der größte Sänger seiner Zeit, zum erstenmal auf einem gewissen Theater in der Rolle eines jungen Un-

glücklichen auftrat, der zu den Füßen eines Tyrannen gefesselt um Erbarmung fleht, wurde der Wütrich durch die unwiderstehliche Süßigkeit seines Gesangs so hingerissen, daß er sich und seine Wuth gänzlich vergaß und den liebenswürdigen Sänger mit Inbrunst ans Herz drückte.

Schauspiele bringen das ganze Räderwerk unsrer Empfindungen in raschen Gang, und es fließt daraus von selbst, daß sie, so bald sie das Produkt einer eben so keuschen als himmlischen Muse sind, für die Sittlichkeit von außerordentlichem Nutzen seyn müssen. Sympathie erleichtert uns die Tugend.

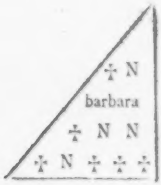
So sehr der Mensch durch Sympathie verädelt und fähig wird, sich andern bei traurigen Vorfallenheiten, als mit fühlendes Geschöpf zu zeigen, so hat der Aberglaube doch die Bedeutung des Worts verdrehet, und auf Misverstand gestützt, Gaukeleien begonnen. — Hast du einen Kropf, sagt der Abergläubige, so nimm den Docht aus einer Lampe, die in dem Zimmer eines Sterbenden brannte, und bestreich den Kropf damit. Wenn du Jemand eine Stecknadel abborgen willst, so sage, daß er lachen solle, sonst wird er dir gram. — Wenn ein Kind ein Feuermal mit auf die Welt bringt, nehme man im abnehmenden Mond (der liebe Mond muß ja immer dabei seyn) einen lebendigen Aal, schneide ihm schnell den Kopf ab, nehme geschwind diesen Kopf, reibe das Feuermal damit, und lasse das Blut darauf trocken werden. Wenn nun das Blut darauf getrocknet ist: so nehme man einen zweiten Aal, schneide ihm ebenfalls ganz geschwind den Kopf ab, und verfahre damit eben so, als mit dem ersten. Wenn das Blut von diesem zweiten Aalkopf wieder auf dem Male getrocknet ist, so nehme man einen dritten Aal (das konnte man im voraus den-

ken, daß es drei seyn mußten, wie bei allen abergläubischen und sympathetischen Mitteln) schneide ihm geschwind den Kopf ab, und verfahre damit wieder auf dieselbige Art, wie mit den zweiten: dann nehme man die Köpfe von den drei Aalen, hebe einen Stein auf, unter einer Dachtraufe (warum eben unter einer Dachtraufe?) und lege sie darunter; lege dann einen Stein wieder darauf, so wird das Feuermal vergehen, so wie die Aalköpfe nach und nach verfaulen.

Wer den Schnupfen hat, soll durch eine Gabel mit drei Zinken ein Glas mit Wasser austrinken; dann vergehet der Schnupfen — mit der Zeit. Hast du Zahnweh, so stecke jemanden unbeschrieen einen Zahn heimlich in die Tasche; so verliehrst du es augenblicklich: Trage aber nachher den Zahn immer bei dir. Findest du einen Zahn, so nähe ihn in dein Kleid ein; so bekommst du keine Zahnschmerzen. Hast du die einen Zahn ausreissen lassen, so schlage den Zahn in einen jungen Baum, und mache die Rinde darüber. Wird der Baum umgehauen, so bekommst du das Zahnweh wieder: oder wenn du aus einer Weide die Spreissen herausnimmst, und damit in dem schmerzhaften Zahn gräbst, bis er Blut giebt, dann den Spreissen wieder an seinen Ort thust, und die Rinde darüber machst, so verliehrt sich das Zahnloch. Den ausgefallnen Zahn thue in ein Mausloch und sage: „Maus, da hast du einen hölzernen Zahn, gieb mir einen Beinernen.“ Wenn du den ersten Zahn, der dem Kinde ausfällt, zerklopfst, und ihm zu essen giebst, so bekommt es kein Zahnloch.

Ein Unterofficier in Naumburg curirte 1785 das Zahnweh folgendermassen. Er ließ sich den Vornahmen des Patienten sagen, ohne den Zunahmen. Alsdenn schnitt er drei Zettel von Papier, und zeichnete verschie-

dene Kreutze mit einigen unverſtändlichen Worten darauf, ohngefähr auf die Art



Dieſe Zettel warf er dann ins Feuer, und murmelte einige Worte dazu, die niemand hörte, weil er immer allein zum Feuer ging. — Und dieſe Poſſe ſollte für's Zahnweh helfen! der Mann fand Glauben, obgleich ſeine ganze Cur in Albernheiten beſtund, und er ſeine Patienten wol nur zum Beſten hatte.

Aberglaube von Dieben, Gehängten ꝛc.

Einige Diebe ſollen vor ihrer Hinrichtung Wahrzeichen gemacht, z. B. einen Stock in die Erde geſteckt haben, der bald zu einem Baum aufgeblühet ſey.

Einer hatte verſichert, daß man ſtatt ſeiner ein Strohhund werde hangen ſehen. Er war mit dem rechten Fuß zuerſt in die Gerichtsſtube getreten, und hatte an die Decke geſehen, damit die Furcht verſchwinden, und er in der vorhabenden Sache Glück haben mögte. Der Abergläubige ſucht einen Lappen von ihm zu bekommen, und glaubt, daß er gut ſey, die Pferde damit fett zu machen, die man damit putzt und — gut füttert. Der Dieb glaubt ſicherer ſtehlen zu können, wenn er den Daum eines Hingerichteten bei ſich trägt. Den Daum eines Hingerichteten hängt man in das Faß, und glaubt,

daß jeder Vorübergehende durch eine geheime Kraft zum einkehren angezogen werde. — Roßtäuscher und Pferdehändler lassen aus den Ketten von einem Galgen, woran ein Dieb gehangen, Räder oder Sterne in die Sporen machen, mit welchen sie dann die stätrischen Pferde, und solche, die den schlafenden Koller haben, leichtlich von statten zu bringen und flüchtig machen zu können, glauben. Oder sie lassen sich ein Glied von solcher Kette entzwei hauen, und feilen solches spitzig. Mit diesem stechen sie nun das Pferd im Reiten auf den Kamp, und glauben dann, das Pferd könne nicht länger stehen, sondern müsse absolut von statten gehen. Solche Zurichtungen aber werden ohne Feuer gemacht, so daß nur das Eisen vermittelst eines Hammers breit geschlagen, und sodann wie es seyn muß, gefeilet wird. Einige lassen von einem Richtschwert Hufeisen machen, und solche den faulen und schläfrigen Pferden aufschlagen, wovon solche geschwind und hurtig werden sollen: sobald dieselben aber wieder herunter genommen werden, sollen auch die Pferde ihre vorige Untugend wieder annehmen. Wenn aus solchem Eisen die Gebisse oder Mundstücke an die Zäume gemacht werden, so sollen dadurch die unbändigen, hartmäulichten, kollerichten und tobenden Pferde bändig und guten Zaumes gemacht werden. —

Vom Geldheben.

Kein Kleidungsstück, das man auf blossem Leib getragen hat, darf auf brennendes Geld gedeckt werden, sonst ist man des Todes — wenn man sich, wie es hiebei leicht der Fall seyn kann, sehr erschrecke und verkältet. Alle sieben Jahre soll der Schatz sich wieder sehen lassen. Mit dem Wahn vom Geldbrennen ist der vom Schatzgraben verbunden, wodurch schon so viel Unheil angerichtet ward. — Auf einmal wird der Mensch nicht Böse-

ſewicht. Er ſchreitet von dem kleinen aufs gröſſere, oft für ihn ſelbſt unmerklich, fort. Hat der practiſche Aberglaube nur erſt etwas über ihn gewommen, ſo ſieht man ihn bald als Verbrecher

Schatzgräbereien, denen der Hang des gemeinen Mannes zum Aberglauben und zur Begierde, ohne Mühe und Arbeit reich zu werden, noch immer einen ſo groſſen und leichten Spielraum giebt, gehören, wie mich dünkt, vorzüglich für Publicität, und ſie ſind, in der That, deſto gefährlicher für die Moralität des Volks, weil der Anfangs Betrogene, gewöhnlich bald darauf als Betrüger, erſcheint, und ſich dadurch wiederum ſchadlos zu machen ſucht. Er weiß es, aus ſeiner eigenen Erfahrung, nur zu gut: wie leicht der Abergläubiſche zu hintergehen iſt!

Von dieſer Erfahrung giebt auch gegenwärtige Schatzgräbergeſchichte einen traurigen Beweis.

Einer der Haupteomplizen, ein Schuſter, aus Stralſund gebürtig, damals 35 Jahr alt, zeigte ſchon im Jahr 1775, wie er ſich noch von ſeinem Handwerk redlich ernährte, einen groſſen Hang zu abergläubiſchen Dingen, indem er eine magiſche Gaukelei vornahm, die ihm und einem ſeiner Geſellen beinahe das Leben gekoſtet hätte, ſo wie er dadurch den Tod ſeiner Ehefrau und des andern Geſellen, wiewohl ohne Abſicht, verſchuldete.

Er hatte einen Hund, den er ſehr liebte. Dieſes Thier ſtarb im Anfang des Decembers 1775 plötzlich, und der Inquiſit hegte den Verdacht, ſein Nachbar habe ihn mit Gift getödtet. Um ſich davon zu überzeugen, und den vermeinten Thäter recht empfindlich zu beſtrafen, bediente er ſich folgenden abergläubiſchen Mittels.

Er nahm das Herz des todten Hundes, beſpickte ſolches mit Steckнadeln, that es in einen neuen Topf mit Waſſer, ſetzte ſolchen, um Mitternacht, auf ein Kohlenbecken, und ließ es, unter dem ſtrengſten Stillſchwei-

gen der Mitanwesenden, die aus seiner Frau und zweien Gesellen bestanden, kochen.

Unglücklicher Weise aber waren die Kohlen, deren man sich zu diesem Experiment bediente, nicht ausgeglühet, und da die Fenster und Thüren der kleinen Stube fest verschlossen wurden, auch niemand sich regen durfte; so ward die Frau, und der eine Gesell darüber ein Opfer des Todes, und Inquisit sowohl, als der andere Gesell, verloren alle Besinnung, so daß insonderheit letzterer, da man erst den andern Morgen, als die Thür von den Nachbaren aufgeschlagen war, zu Hülfe kommen konnte, nur mit genauer Noth am Leben erhalten wurde.

Daß der Hund würklich vergiftet gewesen, fand sich, bei angestellter medicinischer Untersuchung, nicht.

Die Justizcanzlei zu Hannover erkannte hierauf am 23ten Dec. 1775, daß, da überall kein Verdacht einer böslichen Absicht gegen die verunglückten Personen vorhanden sey, dem Inquisiten, (der sogleich ins Gefängniß gebracht worden war) der Arrest zur Strafe anzurechnen, und ihm von seinem Beichtvater die Unzulässigkeit seiner Handlung vorzuhalten sey.

Welchen Lebenswandel der Mann in der Folge führte, darüber schweigen die Akten, nur heirathete er bald wieder, und erzeugte mit seiner Frau mehrere Kinder, von denen jedoch nur Eines am Leben blieb.

Im Jahr 1787 erschien er aber als ein erfahrnes Mitglied einer ordentlichen Verbrüderung von Schatzgräbern, die hauptsächlich einen andern berüchtigten Betrüger an ihrer Spitze hatten, der sich für einen Freimaurer ausgab, und diese Hülle zu allerhand Geldprellereien der untersten Volksklasse misbrauchte; ein ums andere, Schätze nachwies, in Bierkrügen magisch experimentirte, und allerhand Gesindel angeblich zu Freimaurern aufnahm. Dabei machte er Bauern weiß, sie könnten, wie schon die Benennung darthue, nunmehro frei

in allen Krügen zehren, indem alle Flaschen und alle Schränke sich ihnen unentgeltlich öfnen würden, so bald sie nur ihre hohe Würde dem Wirth bekannt machten. Dies köstliche Privilegium war, natürlich, schon werth, daß man ein paar Pistolen dafür anlegte! auch fehlte es nicht an Zulauf.

Zu den Spiesgesellen dieses Wundermannes, der aber, zu seinem Glück, schon vor der im April 1787 bei dem Gerichtschulzenamte der Neustadt Hannover erhobenen Inquisition, die Stadt verlassen hatte, gehörten noch drei andere. Noch ein Schuster allhier, aus Kopenhagen gebürtig, 56 Jahr alt, Ehemann und Vater von drei lebenden Kindern, sodann ein pensionirter Invalide und Linnenweber, 44 Jahr alt, von Rößing gebürtig, und endlich ein Linnenweber aus Rethmar, 54 Jahr alt, beide ebenfalls Ehemänner, und Väter von drei Kindern.

Diese Bande von Betrügern hat den Aberglauben und die Leichtgläubigkeit mehrerer Personen auf eine Art gebrandschatzt, die beinah unglaublich scheint.

In einem Zeitraum von ungefehr vier Jahren haben sie, wie die Akten höchst glaublich zeigen, obgleich die ganz genaue Summe, verschiedener Ursachen wegen, nicht auf das strengste hat erwiesen werden können, einen Schatz von beinahe **sechs hundert Reichsthalern** in ihre Taschen gezaubert — und sind, wie es immer zu gehen pflegt, dabei doch in weit armseligere Umstände gerathen, als wenn sie sich sonst ehrlich ernähret hätten.

Die Betrognen sind auch fast bis auf den letzten Augenblick in ihrer Verblendung beharret, und haben mit größter Zuversicht, in Hofnung der vielen tausend Thaler, die sie unter ihren Füssen, mithin ja so nahe wie möglich, zu wissen glaubten, ihren letzten Heller dazu gesteuret.

Vorzüglich zeichnete sich dabei ein Einwohner des Amts Blumenau aus, der, weil er einige mal des

Nachts in seinem Garten einen feurigen Klumpen — vermuthlich ein Irrlicht — erblickt hatte, weder durch Zureden seiner Obrigkeit, seines Beichtvaters, noch durch gelinde Strafen von dem Wahne eines in seinem Garten vergrabenen Schatzes hat abbringen lassen. Dafür ist er aber auch nun beinahe verarmt, und hat mehrere andere Personen, die aus Dummheit und Aberglauben, sich zu Bestreitung der nöthigen Kosten bei Hebung des Schatzes, mit ihm vereinigt hatten, dadurch um ansehnliche Summen gebracht.

Man kann leicht denken, daß die Betrüger bei diesen Leuten, denen der Kopf so voll von Schätzen war, leichtes Spiel hatten; auch wurden sie von ihnen ängstlich aufgesucht, und als einmal eine Frau aus der Gesellschaft, die alle ihre Habseligkeit schon dabei zugesetzt hatte, den Beschwörer auf das beweglichste zuredete, sie doch nicht zu hintergehen, ward sie dadurch wieder beruhigt, daß der eine Schatzgräber sie versicherte, wenn er sie betrüge, so mache er sich hiemit anheischig: ihr die Zinsen von dem Capitälchen der 85,000 doppelten Pistolen, wonach der leichtgläubigen eben itzt der Mund wässerte, von nicht weniger als 777 Jahren herauszuzalen. Einst, als nach öftern Experimenten in der Gegend von Seelze die Erwartung der Betrognen aufs höchste gespannt war, und der eiserne Kasten mit den Goldstücken noch immer zu erscheinen zögerte, wusten sich die Inquisiten nicht anders zu helfen, als daß sie sich von zwei dazu bestellten Leuten plötzlich verjagen, und dem Anschein nach, gerade so wie der Hanswurst in der Comödie mit seinem Pritschholze tobt, sich jämmerlich zerschlagen liessen.

Der Hokuspokus, dessen diese Herren Magiker vom Knierienen, und von der Weberspule sich bedienten, bestand hauptsächlich in folgenden:

Einer von ihnen gab sich für einen Professor, ein anderer für dessen Secretair, und ein dritter gar für einen hildesheimischen Domprobst aus. Sie trugen zuweilen katholische Priesterkleidungen, und bestellten einmal ihre Kunden auf den Domplatz zu Hildesheim, wo sie das nöthige Geld, blos für Seelenmessen, wie sie sagten, in Empfang nahmen.

War dies nun verthan; so waren, unter manchem Vorwand, neue Seelenmessen, erforderlich; und da schon so viel darauf verwandt war, so konnten die armen Leute dem Reitz, nur noch zum letzten male ihre Baarschaft daran zu wagen, nicht widerstehen.

Nach und nach schritt man näher zu den Beschwörungen. Es ward Erde von dem Platze, wo der Schatz vermuthet wurde, um Mitternacht verbrannt. Dies geschah ein paar mal in der Seelzer Grund, auch in der Herrenhäuser Masch, — und, welches Wunder! diese Erde, die die Zauberer vorher heimlich mit brennbarer Materie vermischt hatten, brannte lichterloh!

Sodann murmelte einer aus einem lateinischen Buche etwas her, betete, und dabei grif sich der arme Mann so an, daß ihm der Schweiß Stromweise vom Gesichte rann. Zwar hatte einmal einer der Umstehenden dabei einigen Zweifel, und glaubte beynahe, der hochwürdige Herr habe sich mit Wasser begossen, weil es ihm vorkam, als habe er es vorher, wie in einem Gefäß in der Tasche des eifrigen Mannes rauschen gehört, — doch erstickte der Wunderglaube bald alle Zweifel.

Ein anderes mal ward von den Zuschauern, blos zu desto untrüglicherer Ueberzeugung, Ein Dukaten, Ein Dreimariengroschenstück, und Ein Eingroschenstück gefordert, solches unter einem Bogen Papier auf einen Teller gelegt, und, siehe da, als, nach einigen Beschwörungen, das Papier aufgehoben wurde, fanden sich sie-

ben falsche Dukaten darunter, welche die ganze Gesellschaft einmüthig für das feinste arabische Geld erkannte.

Ausser dem vorhin erwähnten Capitälchen, bestand, besage des von einem Geiste beschriebenen Papiers, der Schatz diesmal noch aus einer viele Klafter langen maßiv goldnen Kette, welche, unsre Vorfahren, die Riesen, wie jedermann weiß, aus anständiger Prachtliebe, und zum Besten künftiger Schatzlustigen, um ihre Särge winden liessen.

Dagegen ward auch zu einer andern Zeit in dem Keller eines Bürgers zu Pattensen, ein kleiner Schatz nicht verschmäht, welcher nur 12000 Rthlr. werth war, und über 80 Rthlr. an Seelenmessen kostete, ob er gleich, bis auf die heutige Stunde, noch um keine Spanne gerückt seyn soll.

Andre ähnliche Kunststücke konnten nicht völlig aufgeklärt werden. So soll einmal einer von den Inquisiten in einem Dorfe bei Schwarmstedt einige Bauren zu einem Schatze haben verhelfen, und in bloßem Hemde, mit einer Larve vor dem Gesichte, einen Geist vorstellen wollen, welches aber von den noch etwas ungläubigen Bauern gemerkt, und der angebliche Geist ächzig abgeprügelt ist.

Ein anderes mal soll bei dem Dorfe Leveste, in gleicher Absicht, ein schwarzer todter Hund von ihnen begraben worden seyn, in Hofnung, die Bauern würden ihn für den Teufel halten.

Endlich soll einer dieser Zauberer sogar den Daumen eines Gehenkten besessen haben, wodurch dieser, vermittelst einer daran befestigten Bleifeder, alles von selbst hinschreiben müssen, was der Beschwörer zu wissen verlangt hat.

Vermuthlich aber wird der schwarze Mann vergessen haben, diesen Zaubergriffel um sein künftiges Schicksal zu befragen; sonst würde er wohl nicht jezt seine losen

Künſte, ſechs Jahre lang, in dem Karren zu Hameln, von Rechtswegen büſſen.

Seine ſaubern Helfershelfer wurden gleichfalls durch ein Criminalerkenntniß vom 26ten Oct. 1789 nach dem Grade ihrer Theilnahme, auf ſechs, drei und zwei Jahre in den Karren, und in das Zuchthaus verurtheilt.

Der Pachter eines adelichen Guts hatte durch unordentliche Wirthſchaft ſchon den größten Theil ſeines Vermögens zugeſetzt, (jetzt iſt er bis zum Tagelöhner herabgeſunken) als ein herumziehender Betrüger zu ihm kam, Bekanntſchaft errichtete, und vorgab, er wiſſe etliche Meilen weit von deſſen Wohnung einen großen Schatz, den er heben wolle. Er hätte den Geiſt beſchworen, ihm zu ſagen, womit er verſetzt wäre? dieſer habe geantwortet: „Mit einem goldenen Crucifix.“ Er wiſſe in Erfurt eins zu bekommen; es koſte aber drei hundert Thaler. Der Pachter wird begierig, Theil an dem Schatz zu haben, und der Betrüger verſpricht ihm die Hälfte davon, wenn er zur Anſchaffung jener Summe behülflich wäre. Dieſer verſpricht, und beſtellt ihn zu einer gewiſſen Zeit zu ſich. Unterdeß entdeckt er ſich einigen ſeiner Bekannten, und bringt ſo viel zuſamm, daß er noch hundert Thaler von ſeinem Vermögen dazu thun mußte. Jener kam zu geſetzter Zeit, und hohlte das Geld, war auch ſo ehrlich, in kurzer Zeit das Crucifix zu bringen, gab aber vor, daß der Schatz nicht ſogleich könne gehoben werden, gab dem Pachter das Crucifix aufzuheben und verſprach wieder zu kommen. Er kehrte aber nicht zurück, und ein meſſingenes, vergoldetes Crucifix war der Schatz, den die Betrogenen für ihre drei hundert Thaler erhielten. — Nicht genug, daß Betrüger darauf lauern, andern ihr Geld abzunehmen, indem ſie ihnen etwas zu graben verſprechen, ſondern ſie werden bei ihren Ränken oft zu den unmenſchlichſten Grauſamkeiten hingeriſſen. —

Zu **Brünn** in Mähren ward vor vielen Jahren ein Mensch in gefänglicher Verhaft genommen, welcher in **Kuttenberg** unter dem Vorwande einen Schatz aufzusuchen und ausgraben zu helfen, die grausamsten Mordthaten ausgeübt hatte. Er sprach teutsch, böhmisch, lateinisch, französisch, spanisch und italiänisch, und war, wie er vorgab, ein Kupferschmidsgeselle; seinen Geburtsort aber hatte er nie entdecken wollen. Während seines Aufenthalts in **Kuttenberg** wohnte er mit einer gewissen Wittwe, Nahmens **Kalkusin**, in einem und demselben Hause; er hatte bald ausspionirt, daß dieselbe nicht allein sehr reich sei, sondern auch wohl noch reicher werden möchte. Dies brachte den Böswicht auf den Gedanken, die Einfalt der Wittwe zu benutzen, sich für einen Schatzgräber auszugeben, und bei dieser Gelegenheit seinen unmenschlichen Plan auszuführen. Zu dem Ende machte er Bekanntschaft mit der Dienstmagd, liebkosete sie, und erwarb sich ihr Vertrauen dergestalt, daß er in kurzem von allen Heimlichkeiten der Wittwe und ihres Hauses unterrichtet war. Darauf ging er zu ihr, stellte ihr vor, daß in ihrem Keller ein Schatz verborgen liege, welchen er als ein erfahrner Schatzgräber vermöge seiner Wünschelruthe sogleich ausfindig machen und ihr zeigen wollte. Die einfältige Wittwe ließ sich bereden, und bei einfallender Nacht mit ihrer Magd in den Keller führen; allein kaum hatten diese beiden Frauenzimmer den Anfang mit Graben gemacht, als der Mörder plötzlich von hinterwärts mit einer Axt der Wittwe den Kopf zerspaltete, und die Magd gleich darauf eben auf diese Weise tödtete. Nach dieser schrecklichen That rufte er ganz gelassen seine Wirthin, des verstorbenen Berghofmeisters Wittwe, nebst ihrer Magd gleichfalls in den Keller, entdeckte ihnen, daß er mit der Wittwe **Kalkusin** einen Schatz gefunden, wovon sie einen Antheil erhalten sollten; sie stiegen ohne Bedenken in den Keller, wo sie so-

gleich von ihm ermordet wurden. Schnell verließ nun der Barbar diesen blutigen Schauplatz, kehrte in das Haus zurück und durchsuchte alle Winkel; zwei andere Mägde, die in der Küche beschäftigt waren, wurden gleichfalls Opfer seiner Raserei. Noch war sein Blutdurst nicht gestillt, sondern gleich einem wüthenden Ungeheuer erwürgte er alles was ihm aufstieß, so wurden denn auch die zwei übrig gebliebenen Kinder in ihrem Bette von ihm erschlagen. Kein lebendiges Geschöpf war im Hause mehr übrig; diejenigen Oerter, wo Geld oder Kostbarkeiten befindlich waren, hatte er von der zuvor genannten Magd ausgeforscht, er konnte also den mit so vielen Blute erkauften Schatz ohne Hinderniß in Besitz nehmen. Er floh damit nach Brünn, nahm seine Wohnung in dem Gasthofe zum weissen Lämmchen, wo er aber einige Tage nachher entdeckt und gefänglich eingezogen ward.

Diese schreckliche Geschichte geschah im Jahr 1735, in demselben Jahre, da zu Berlin eine eben so grausame Mordthat begangen ward.

Dank sei es unsern Zeiten, daß dergleichen höllische Thaten nicht mehr geschehen, weil die Obrigkeit anfängt, auf Betrüger immer aufmerksamer zu werden.

Von den Geistern, die das Geld bewachen, glaubt man, daß sie zwischen Himmel und Erde schweben. Sie sollen die Seelen der Menschen seyn, die in ihrem Leben das Geld vergraben haben, und man nennt sie vor andern die weissen. Von denen, die Geld vergraben haben, glaubt man, daß sie nach dem Tode laufen, bis es von Jemand gefunden wird. Daher kommen auch wol die grausigen Erzählungen, wie kläglich der Geist oft jemand eingeladen habe, den Schatz zu heben. —

Auch die folgende Geschichte mag hier zur Belehrung derer stehen, die gerne ohne Mühe reich werden mögten, und daher mehr als andre in Gefahr sind, Be-

trügern in die Hände zu fallen. Eine listige Landstreicherin kam in das Dorf Opfell, bei Schlackenwalde, in Böhmen, und sah auf einem Bauerhofe ein schwarzes Huhn mit einem weissen Ringel um den Hals, und einem weissen Kreuz auf dem Rücken. Auf einmal schien sie vor Erstaunen ganz ausser sich gesetzt zu seyn, und schrie den Bauer an: „Ach lieber Alter, lieber Alter! verkauft mir das Huhn, oder wenigstens ein Ei davon! Ich geb euch einen Gulden für das Ei! Ich habe schon viele Jahre lang nach einem solchen Funde getrachtet.“ Einen Gulden für ein Ei, dachte der Mann, und so hatte die Spitzbübin ihn im Sacke. Sie ließ sich lange schmeicheln und bitten, ehe sie das Geheimnis auskramte, daß neben einem solchen Ei aus jedem untergelegten Gulden, 100. fl. ausgebrütet würden. Der einfältige Mann glaubte das, und beredete seine Nachbarn, daß sie alle Gulden im Dorfe, deren sechszig waren, zusambrachten. „Nun fehlts nur noch an einem Menschen, der neun Tage sitzen und brüten will,“ sagte das Weib. Auch der fand sich. Es wurde also ein Nest in einer Kammer zurecht gemacht, die 60 Gulden darauf gelegt, und mit Stroh bedeckt, und das Ei mußte der Brütende, den man ganz in Betten einhüllte, unter die Achsel nehmen. So saß er drei Tage, ließ sich's auf Regimens-Unkosten wohl schmecken, brütete, was er wußte und konnte. Die ganze Gemeine war begierig zu sehen, wenn die jungen Gulden wie die Küchlein, picken und auskommen würden. Aber am dritten Tag sprach die Tausendkünstlerin, es fehlten ihr noch allerhand geweihte Sachen zu dem Kunststück, die sie bei ihrem Vetter, dem Kapuciner holen müßte: ehe drei Tage vergingen, wollte sie wiederkommen. Die Leute setzten sich zwar dagegen, weil ihnen bange wurde, der Bruthahn mögte in Abwesenheit derselben etwas versehen; liessen sich aber doch von ihr überlisten, und sie ging ihres Weges, nachdem sie vorher das Nest

noch einmal in Ordnung gebracht hatte. Als sie nun über den dritten Tag aus blieb, durchsuchte man das Nest, und fand statt der 60. Gulden lauter eckigte Scherben untergelegt, auf denen es sich eben nicht sanft gesessen haben mogte. Diese Geschichte lehret, daß boshafte Klugheit noch gefährlicher sey, als Dummheit: denn das Weib wird vor Freuden über ihren gelungenen Streich, dergleichen mehr machen, bis sie an den Galgen kommt.

Oft machte auch der — aber nicht durch Zauberei und Beschwörung, sondern durch Zufall gefundene Schatz — unglücklich. Ein Schlossergesell in Ofen, in Ungarn, den sein Meister aus Mangel an Kunden nicht mehr brauchte, sahe sich genöthigt, im Weingarten zu arbeiten, wo er einen Hügel abtragen half. Aus Versehen gerieth er an den Anfang eines Weinbergs, der einem andern Herrn gehörte, und grub da die Erde auf. Indem seine Kameraden, die etwas entfernt arbeiteten, ihn zuriefen, er sollte da nicht arbeiten, that er noch einen Grabstich, und wie er die Erde wegnahm, sahe er vieles Geld da liegen. Er bedeckte es also wieder und ging zu seinen Cammeraden. Des Nachts ging er nun hin, und fand nachdem er die Erde weggeräumt, einen grossen kupfernen Kessel voll Gold und Silbermünze. Damit füllte er seinen mitgenommenen Ranzen so an, daß er im Weggehen brach. Alles Geld trug er an einen andern Platz ausser dem Weinberge, wo er auf verschiedene male alles Geld hintrug und wiederum verscharrte. Er kaufte einen Koffer, brachte ihn an ein altes Gemäuer, stellte ihn in eine daselbst befindliche Grube, füllte ihn hierauf bey der Nacht mit dem Gelde ganz an, und nahm nur einige hundert Gulden Silbergeld davon in seinem Leibgürtel. Seine Sorge war nun, wohin, und was er mit dem Gelde, welches über 50,000. fl. an goldenen grossen Medaillen, über 12,000 Stück Ducaten, und vieles Silbergeld betrug, machen wollte. Nach einigen Tagen

wurde er mit einem Fuhrmann einig, ihn mit nach Laschau zu nehmen. Dieser wunderte sich gewaltig, über die grosse Schwere des Coffers. Der Schlossergesell aber sagte, es wäre sein Handwerksgeräthe darin. In Laschau miethete er sich zwei Zimmer im Wirthshause und speiste auf der Stube. Nach etlichen Tagen glaubte er doch nicht sicher zu seyn, und miethete eine Wohnung in der Vorstadt, wo er aber in der Nebenkammer auch einen Tagelöhner nebst seinem Weibe antraf. Weil er nun alle Tage ins Wirthshaus ging und betrunken heim kam: so frug ihn dieser verschiedene male, was er doch im Koffer habe? Endlich als er eines Nachmittags vom Rausch und Schlaf erwachte, sagte der Taglöhner: der Stadtrichter habe nach ihm geschickt, er wolle wissen, wer er wäre und woher? Er antwortete: Mein Paß wird dieses alles beweisen. Den fand er aber nicht, ungeachtet er ihn stets bei sich trug. Er nahm auch den Tagelöhner oft mit ins Wirthshaus, wo dieser allerlei Fragen an ihn that. Kurz darauf versuchte er einmal, wie er allein und nüchtern war, seinem Koffer aufzuheben, und fand ihn zu seiner großen Bestürzung ganz leicht. Da fing er an zu schreien, und beschuldigte den Taglöhner eines Diebstahls. Dieser zeigte es dem Stadtrichter an; der Schlosser wurde scharf befragt, und nach eröfneten Koffer fand man kein Geld mehr, nicht einmal seine Kundschaftsblätter. Darüber erzürnte er sich so heftig, daß er auch das bei sich habende, noch etwa in 90. fl. bestehende Silbergeld hinwarf. Nun wurden ihm die Eisen angelegt, und man setzte ihn bei Wasser und Brodt ins Gefängnis, worin er über dreizehn Monat sitzen mußte, weil man seiner Aussage nicht glaubte, ob er gleich immer auf einerlei Rede bestand. Der Tagelöhner befand sich während dieser Zeit wohl, und fing einen Handel mit Tabak und Wein an. Allein die Vorsehung hatte durch dieses Schicksal den Schlosser blos belehren wollen,

daß das Geld nicht glücklich mache, zumal wenn man es nicht beſſer zu brauchen wiſſe, als er; und der Tagelöhner, daß man nicht durch ungerechte Mittel reich zu werden ſuchen ſolle. Vierzehn Tage vor Oſtern wurde der Gefangene vorgeführt, und aufs neue befragt. Man zeigte ihm einige Goldſtücke, die er aber nicht erkennen konnte, weil er ſie nicht alle bei Tage geſehen hatte. Endlich gab man ihm ſeine Kundſchaft wieder, mit der Nachricht, er wäre unſchuldig angegeben worden, und ſey nun wieder frei. Man gab ihm 30 Fl. und rieth ihm, er ſolle nun nach Wien gehen, und den Kaiſer um eine Gnade bitten. Er habe darin gefehlt, daß er den Fund nicht ſogleich der Obrigkeit angezeigt hätte, weil er nach den Landesgeſetzen dem Kaiſer gehöre: denn in manchen Ländern gehört alles, was tiefer in der Erde liegt, als der Pflug geht, dem Landesherren als ein Vorrecht zu. In andern gehören gefundene Schätze dem Eigenthümer des Grundſtücks, der dem Finder den vierten Theil als Findelohn abgeben muß. Der Schloſſergeſell erfuhr nachgehends, daß die Franziskaner-Mönche das ſämtliche Geld an die Obrigkeit geliefert hätten, mit der Bitte, den Gefangenen ſogleich los zu laſſen, weil er unſchuldig leide. Der Tagelöhner und ſein Weib wurden gleich darauf eingeſetzt. Der Schloſſergeſell aber gelangte bei dem Kaiſer wirklich zum Gehör, und man war begierig, zu wiſſen, was er erhalten werde.

Uebrigens lehrt dieſe Geſchichte offenbar, daß man noch nicht ganz glücklich iſt, wenn man einen großen Schatz beſitzt; man mag ihn gefunden oder geſtohlen haben.

Ein bewährtes Mittel, anstatt des Feuerbesprechens anzuwenden.

Man nehme reine, helle Seifensiederlauge, die so stark ist, daß sie ein frisch gelegtes Hühnerei trägt, allenfalls auch nur trübe Holzaschenlauge, und spritze sie mit einer gewöhnlichen Feuerspritze ins Feuer. Die Wirksamkeit dieses Mittels übersteigt allen Glauben. Versuche, welche damit angestellt wurden, haben gelehrt, daß damit sehr trockenes und leicht entzündbares Holz, Reissig und Stroh in einander gelegt, bald gelöscht wird. Ja man hat Terpentin, Theer und Pech, von jedem drei Pfund in einer großen eisernen Pfanne unter einander geschmolzen, dann angezündet und mit Lauge hineingesprützt, und das Feuer ist gleich verlöscht, da es vom Wasser, welches zuvor hineingespritzt wurde, noch vermehrt worden ist. Damit noch nicht zufrieden, hat man auch über die eiserne Pfanne Feuer machen lassen, so daß die darin befindliche Masse äusserst heiß und flammend geworden, und aus der Pfanne heraus und ins Feuer selbst gelaufen ist, und es also noch vermehrt hat. Durch trübe darein gespritzte Lauge ist die sehr starke Flamme augenblicklich ausgelöscht worden. Kann man wol mehr verlangen? Da man aber, um ein entstandenes Feuer sogleich löschen zu können, eine gewisse Menge heller Seifensiederlauge oder trüber Holzaschenlauge vorräthig haben muß, so müßten in jedem Sprützenhause beständig einige Sturmfässer voll Lauge vorräthig gehalten werden, und damit solche auch bei strenger Kälte nicht einfriere, müßte man den dritten oder vierten Theil Kochsalz darunter mischen, wodurch zugleich die Feuerlöschende Kraft der Lauge noch vermehrt werden würde. Oder man sollte den Seifensiedern jedes Orts auflegen, stets eine gewisse Menge solcher Lauge zum Gebrauch bereit zu halten. Man sollte ferner in jedem Spritzen-

hauſe immer ein Faß voll zarter durch ein Mehlſieb gereinigter Holzaſche auf einer Schleife vorräthig haben, oder jeden Hausbeſitzer anweiſen, eine gewiſſe Menge zart abgeſiebter Holzaſche zum Feuerlöſchen in ſeinem Hauſe aufzubewahren. Endlich würde es auch ſehr nützlich ſeyn, wenn man in den Sprützenhäuſern einige Fäßchen mit zartem Pottaſchen-Pulver, worunter man etwas zart durchgeſiebte trockene Pottaſche gemiſcht hätte, aufbewahrte, weil man daraus in ſehr kurzer Zeit eine helle, ſtarke Lauge verfertigen kann. — Wie man hiebei am ſicherſten und beſten zu Werke gehen müſſe, davon iſt in D. Glaſers Feuerproben (Marburg bei Krieger 1786) weitläuftiger und ſehr genau gehandelt, die gewiß allgemein geleſen und beherzigt zu werden verdienen.

Vom Büſſen der Roſe.

Ueberhaupt darf man wol ſagen, daß der Aberglaube in Krankenſtuben ſeine Rechte am mehrſten behauptet, und vielleicht am längſten behaupten wird. Ein Theil von den Beſchwörungsformeln bei der Roſe beſteht aus lauter leeren Tönen und blos ſchallenden Wörtern; ein Theil aber aus Worten, die an ſich verſtändlich ſind, denen aber der Aberglaube eine ganz unerhörte Kraft beilegt. Die erſte Art des Verfahrens ſcheint noch verzeihlicher zu ſeyn als die letzte; denn bei unverſtändlichen Wörtern, kann der Einfältige, wenn er anders denken kann, doch vielleicht dieſes denken, daß ihm die Kraft dieſer Wörter eben ſo als ihre Bedeutung unbekannt ſey. Auch wird dadurch die heil. Schrift und die Religion weniger gemisbraucht, welches im letzten Fall gewöhnlich geſchieht. Doppelt ſchädlich und abſcheulich wird der Aberglaube, wenn er religiöſe Formeln und Gebete misbraucht; überhaupt wenn man ihm einen religiöſen Schein zu geben ſucht. Dieß geſchieht beſonders auch bei dem Büſſen der Roſe. Selbſt der

Abergläubische scheint eine dunkle Empfindung zu haben, daß er damit unrecht thue, und hält daher die dazu gebrauchten Formeln geheim. Eine gemeine Beschwörungsformel bei der Rose, welche unter Berührung und Bekreuzung derselben wenigstens drei, auch wol mehrmal wiederhohlt wird, heißt platdeutsch so:

Hillig Ding wieke
Wieke und verschlieke
Brenne nicht und stick nicht
Im Nahmen des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes.

Warum man die Rose, welche doch nichts anders als eine Entzündung in der Haut ist, heiliges Ding oder Feuer nennt, ist unbekannt; jedoch sollte sich der Pöbel dadurch warnen lassen, sie nicht mit seinen ungeweihten Händen zu berühren. Vielleicht rührt dieß noch aus dem Heidenthum her, wo man etwa glaubte, daß es solch eine Krankheit sey, welche nur durch Anrufung einer Gottheit vertrieben werden könne. — Im elften Jahrhundert soll der als ein Heiliger verehrte Antonius von Padua, einen Soldaten, welcher seinen Arm gegen die Bildsäule des Heiligen unehrerbietig ausgestreckt hatte, mit der Rose bestraft haben, wodurch denn dieser Heilige offenbahrt haben soll, daß er eine Macht über diese Krankheit habe; daher sie auch das Antoniusfeuer heißt. Vielleicht ist erst seit dieser Zeit der Nahme des heiligen Dings aufgekommen. Sonst könnte man auch wol annehmen, daß, da man auf platdeutsch die Rose hillig Ding nennt, das Wort hille aber noch jetzt so viel als, geschwind, hurtig, bedeutet, dieß anfangs blos eine Benennung derjenigen Art von Rose gewesen, welche man noch die Laufrose oder Fladderrose nennt, weil sie sich hille d. h. geschwind verändert oder verschlimmert, und deswegen vorzüglich gefährlich ist. Hernach ist die Benennung allgemeiner geworden, und man hat das hochdeutsche heilig mit dem plat-

plattdeutschen hillig verwechselt. Da ein Irrthum den andern zu gebähren pflegt, so hat man vielleicht aus dem misverstandenen Wort hillig den Schluß gemacht, daß die Rose nur mit heiligen Worten und Redensarten vertrieben werden könne. Die Rose büssen ist übrigens eine schon veraltete Redensart. Noch jetzt aber sagen die Maurer: die Lücken einer Mauer büssen, wie auch im B. Nehemia 4, 7. steht. So reden die Rechtsgelehrten von einer Busse, welche in Verbesserung eines angerichteten Uebels besteht. In Westphalen heissen die Kesselflicker Kesselbüsser. — Gegen keinen Zufall hat man fast so viele Mittel, als gegen die Rose. Sogar das Tuch, womit die hölzerne Brücke in Frankfurt am Mayn an dem Tage, da der Kaiser gekrönt wird, bedeckt ist, auf welcher der eben Gekrönte auf das Rathhaus zurückkehrt, und welches dem Volke preis gegeben wird, soll für den Rothlauf gut seyn. Man sieht bei dieser Gelegenheit selbst wohlgekleidete Personen sich um ein Stück davon reissen, oder eins kaufen.

Von Quacksalbern und Wunderärzten.

In Schweinfurt starb d. 30. März 1784 ein Mann an den Folgen einer genommenen Laxans, die er sich von einem Marktschreier, welche, ob sie gleich nicht öffentlich geduldet werden, doch heimlich herumschleichen, hatte geben lassen. Sie bestand in sieben Billen, davon er nur fünfe nahm; und diese griffen ihn dermaßen an, daß er aller zu spät getroffenen Vorkehrungen ohnerachtet, an einer gänzlichen Entkräftung starb — In Leipzig schaukelten zwei unvorsichtige Knaben auf Bauhölzern. Einer fiel herab, und nun konnte der andere das schwankende Holz nicht erhalten, und es zerschlug ihm das Bein. Seine Eltern liefen nach einem Wundarzt, und weil dieser eben nicht zu Hause war, suchten sie bei einem Quacksalber

Hülfe. Dieser klekste seine Schmiralien auf die Wunde, wodurch sie schlimmer wurde. Nun befragten die Eltern doch noch einen verständigen und rechtmäßigen Wundarzt. Dieser riß die Quacksalbereien herunter, und legte die wirksamsten Mittel wider den Brand auf, welcher sich zu zeigen anfing. Allein der Pfuscher kam wieder, und nahm die Eltern durch seine Prahlereien so ein, daß sie seine Mittel wieder brauchten. Der Brand nahm nun überhand, und dem armen Kinde mußte das Bein abgelöst werden. Dieß geschah 1785.

1786 kam ein andrer an eben dem Ort, der sich Clermont aus England, schrieb, ein alter abgedankter Soldat. Sein Haar, das er in einem Zopf zusammengebunden trug, war eisgrau; aber er wollte auch 103 Jahr alt seyn. Dieser Mann gab sich anfangs für einen Adepter aus, und fand Glauben. Adepten sind Leute, die etwas, das sie suchten, erlangt oder gefunden haben. Man giebt diesen Nahmen den seyn wollenden Goldmachern, die den sogenannten Stein der Weisen, an den die Vernunft der gelehrtesten Männer anstößt, und oft Schifbruch leidet, gefunden haben wollen. Clermont fing an, den Arzt zu spielen, besah das Wasser, verordnete Pillen und Pulver, die für alles gut seyn sollten, und bekam Zulauf. Es ist sehr albern und lächerlich, eine Universal-Medicin auch nur für möglich zu halten. Denn bei den meisten Krankheiten liegt der Fehler in der Mischung der Säfte des Cörpers, daß von diesem oder jenem Theil, aus dem sie bestehen, zu viel oder zu wenig in der Masse ist. Die Universalmedicin soll also bei einem Patienten, der z. B. zu viel Schärfe im Blute hat, dieselbe wegnehmen, und bei einem andern soll sie die Schärfe vermehren, das heißt, einerlei Ursach soll ganz entgegen gesetzte Wirkungen hervorbringen. Ein Kind sieht ein, daß dieses unmöglich ist. Clermonts Pillen larirten einige Leute auch so gewaltsam, daß sie dem Tode nahe kamen.

In Danzig war 1787 eine Frau, die gelähmte Glieder, Pocken und andere, einander ganz unähnliche Krankheiten blos durch Überstreichung mit einem Stein heilen wollte. Das besonderste dabei war dieses, daß es Leute gab, die dem Wundersteine eine solche Kraft zutraueten, welche die Frau ihm beilegte.

Er wollte vor der Sündfluth gelebt haben, und bei der Hochzeit zu Cana gewesen seyn. Ein Prediger, der einem Wunderdoctor über seine an dem Ort vollbrachten Wunderkuren ein Zeugnis geben sollte, verweigerte es ihm nicht, bezeugte aber darin, daß er zwei Personen richtig auf den Kirchhof geliefert habe, und beschämte ihn dadurch.

Zwei Kinder eines Bürgers in Günzburg, zwischen sieben und neun Jahren alt, wurden 1786 mit einem starken Ausschlag am Kopfe befallen. Die Mutter kam zum Eisenmeister (sonst Kurkermeister) welcher so wie anderwärts die Schinder oder Abdecker, in die Arzneikunst pfuschte, und jezt eben eine Salbe aus sogenannten Fliegengift und frischer Butter zubereitete. Die Frau klagte den Zustand ihrer Kinder, und der Quacksalber versicherte, daß eben die Salbe, die er jezt verfertige, das unfehlbarste Mittel wider die Ausschläge am Kopfe sey. Die getröstete Mutter brachte eilends eine gute Portion frischer Butter, und erhielt dagegen die gewünschte Salbe, womit sie sodann die Köpfe ihrer kranken Kinder wacker beschmierte, und um es recht gut zu machen auch hinter den Ohren und am Halse die Wundersalbe nicht fehlen ließ. Die Kinder wurden darauf immer kränker, und das jüngere starb vier und zwanzig Stunden — das ältere acht und vierzig Stunden nach dieser Salbung von ihrer eigenen Mutter. Als man den Arzt berief, war es zu spät ihnen zu helfen; das Gift hatte schon die innern und feinern Nerven im Halse angegriffen. Vermuthlich ist nun dem Apotheker verboten, Fliegengift zu verkaufen; und

dem Eiſenmeiſter, in die Arzneikunſt zu pfuſchen: oder die Leute werden ſo klug, ihre und ihrer Kinder Geſundheit ſo wenig einem Eiſenmeiſter anzuvertrauen, als ſie ihre Kleider vom Hufſchmid machen laſſen.

H. ein Tabackshändler in M — z hatte am vierten November 1790, als er Abends eilig über die Straße lief, das Unglück, über einen kleinen Hügel zu fallen. Zwar konnte er allein wieder aufſtehen; aber er fühlte ſich doch einer Verletzung des linken Knies wegen unfähig, nach Hauſe zu gehen, und mußte ſich deswegen dahin tragen laſſen. Das Knie und das ganze Bein ſchwoll auf und ſchmerzte; allein durch die geſchickte Behandlung des Arztes befand ſich der Kranke am elften December ſo wohl, daß er ſeine Aerzte froh über ſein Befinden, und zufrieden mit ihrer Hülfsleiſtung, nachdem der letzte Verband geſchehen war, entließ. Um ſo befremdender war die bald erfolgende Nachricht, daß der Kranke bereits eine halbe Stunde, nachdem ihn ſeine Aerzte ohne Urſach zu einer Beſorgnis verlaſſen hatten, geſtorben ſey. Wer hätte es denken ſollen! Der ungeduldige Patient hatte eine Beckerfrau, die ſich mit Heilung der Beinbrüche abgiebt zu ſich rufen laſſen, um von ihr ſchnell geheilt zu werden. Dieſe nahm ſogleich den von den Aerzten eben erneuerten Verband ab, machte mit dem Beine allerlei Drehungen und Wendungen, wobei man an den Kranken deutliche Zeichen des heftigen Schmerzes, die er mit Gewalt, vermittelſt eines Schnupftuchs im Munde, zu unterdrücken ſuchte, bemerkt haben ſoll — — ließ ihn endlich mit dem Bein hart auftreten, führte ihn in der Stube herum, ſetzte ihn wieder auf den Stuhl, zog und bewegte den Fuß von neuen, bis unter dieſen Handgriffen der Kranke in einer Ohnmacht — ſtarb!! Bei der gerichtlichen Leichenöffnung, welche ſehr genau und kunſtmäßig geſchah, fand man alle Theile im natürlichen Zuſtande der vollkommenen Geſundheit; nur an dem durch die geſchickte Behand-

lung jener Aerzte beinahe wieder hergestellten Bein zeigten sich die deutlichsten Verletzungen von der mörderischen Mishandlung jenes Weibes. Es ist ausgemacht, daß allein heftige Schmerzen, sogar ohne irgend einer andern im Cörper vorhandenen Todesursache, durch heftigen Reiz eine tödtliche Ohnmacht bewirken können: denn ein solcher heftiger Reiz benimmt entweder den Cörper alle seine Reizbarkeit, ohne welche das Leben aufhört; oder er hemmt durch einen allgemeinen Krampf den Umlauf des Bluts, und verursacht einen plötzlichen Tod.

Calliogstro war ohne Vermögen, in niedrigem Stande, unter der jüdischen Nation, aber mit heftigen Leidenschaften, und einem durchdringenden Geiste geboren.

Er wollte versuchen, wie weit ihn das Glück, das so vielen Schurken und Narren günstig ist, empor heben könne.

Da er wußte, daß ein vornehmer Name seinen Plan in der großen Welt sehr begünstigen würde, so fing er damit an, sich für einen Graf auszugeben.

Aber um diesen Plan auszuführen, bedurfte er nothwendig einer schönen und verschlagenen Frau. Diese suchte er unter den Buhlerinnen von Venedig.

Hier fand er glücklicher Weise eine genuesische Marquisin, die Armuth und Unglücksfälle zu diesem traurigen Handwerk verstoßen hatten.

Ein schlanker Wuchs, ein feuriges Auge, ein Ansehn von jugendlicher Frischheit, ein verführischer Gang, dies war ihre physische Beschaffenheit. Die moralische gab jener nichts nach: sie war verschmizt, Ränke zu ersinnen, und beharrlich sie auszuführen: sie schien leichtsinnig, sich selbst vergessend, und doch berechnete sie mit Habsucht, was ihr jede Gunstbezeugung eintrage; kurz, ein unvergleichliches Geschöpf, um zu verführen, zu betrügen, Tugend zu schwazzen, und Laster auszuüben.

Indes wagte dies ausgesuchte Paar noch nicht, sich in Paris sehen zu lassen.

Ihre erste Absicht war vielmehr auf Rußland gerichtet.

Einige Engländer zu Rom, in deren Arme sich die schöne Frau Gräfin warf, mußten vorher das Geld zur Reis' hergeben, und in weniger als einem Monat hatte sie sich ein Capitälchen von 5000 Guineen zu erwerben gewußt.

Nun ging die Reise zuerst nach Holstein zum berühmten Graf St. Germain, und von da nach Petersburg.

Hier gaben sie sich für Aerzte aus, und da sie bei ihren Kuren die seltenste Uneigennützigkeit affektirten; so machten sie bald großes Aufsehen.

Die Gräfin war zwanzig Jahr alt, und sprach, wie von ungefähr, von ihrem ältesten Sohn, der schon seit geraumer Zeit Hauptmann in holländischen Diensten sey. Ein so außerordentliches Phänomen leitete das Gespräch natürlicher Weise auf ihr Alter, und es fand sich, daß die liebenswürdige Mutter schon sechzig Jahr alt war.

Die Damen erstaunten. Es war ihnen die Bemühung, sich für jünger auszugeben, so geläufig, daß sie keinen Betrug dabei ahndeten, wenn die Gräfin sich von freien Stücken für so alt ausgab.

Sie hielten sich vielmehr überzeugt, sie müsse das Wasser ewiger Schönheit und Jugend besitzen.

Natürlicher Weise wurde die gute Gräfin nun unaufhörlich bestürmt, um dies kostbare Wasser mitzutheilen; und endlich nach vielen Bitten that sie es, und sammelte dafür ansehnliche Summen ein.

Zwar wurden die Damen nicht jünger, aber ihre Liebhaber betheuerten es doch, und Calliogstro ward angebetet.

Ein angesehener Fürst verliebte sich in die schöne Doktorin, und überhäufte sie mit Geschenken.

Selbſt die Kaiſerin ließ ſie zu ſich kommen; aber die Folge dieſer Unterredung war der Befehl, das ruſſiſche Reich zu verlaſſen, doch mit einem Geſchenk von 20000 Rubeln begleitet.

Ein anderer Vorfall beſchleunigte ihre Abreiſe. Calliogſtro hatte verſprochen, ein todtkrankes zweijähriges Kind einer vornehmen Dame um den Preis von 1500 Louisd'or zu heilen. Er verlangt nur eine Zeit von acht Tagen dazu. Den zweiten Tag ſteigt die Krankheit. Er bittet inſtändigſt, ihm das Kind zur Verpflegung ins Haus zu geben. Den fünften Tag fängt es an ſich zu beſſern, den achten war es außer Gefahr, und nach drei Wochen bringt er ein vollkommen geſundes Kind in die Arme der zärtlichen Mutter zurück.

Aber zum Unglück für den Herrn Doktor verbreitet ſich ein gewiſſes Gerücht von einem gekauften Kinde.

Calliogſtro muß geſtehen, daß er das Kind unterſchoben habe, und entſchuldigt ſich damit, daß er dadurch den Schmerz der Mutter vorerſt zu beruhigen geſucht habe. Man frägt, wo der Körper des verſtorbenen Kindes geblieben ſey? und erhält zur Antwort: er ſey verbrannt, um ein Experiment zu verſuchen. Man verlangt die 1500 Louisd'or zurück; aber zu ſpät, die Vögel ſind ausgeflogen.

Nun ſchlug Calliogſtro ſeine Bude in Warſchau auf, aber mit wenigem Glück.

Zu Strasburg gings beſſer. Endlich erreichte er zu Paris, wo ſeine erhabnen Talente im größten Glanz erſchienen, das Ziel ſeiner Wünſche.

Hier gab er ſich für einen Wiederherſteller der ächten ägyptiſchen Maurerei aus, und verſprach ſeine Schüler die Myſterien der Iſis, und des Anubis zu lehren.

Dieſes Erbieten machte unter den Logen der Hauptſtadt das größte Aufſehen.

Dies Institut, vorhin bestimmt zu den edlen Absichten, Einigkeit und Wohlthun unter die Menschen zu verbreiten, ist dort ausgeartet.

Calliogstro wollte diese Misbräuche ausrotten. Er besaß seiner Versicherung nach, eine Constitution von den Obern der ägyptischen Maurerei, und ein Ritual, nach welchem selbst Ihro Majestät der König Cambyses im Tempel des Apis arbeitete, als er diesen eigensinnigen Thiergott peitschen ließ.

Aber wie erstaunten die Brüder, als der Marktschreier ihnen vorschlug, über den Tod zu herrschen, und Verstorbene wieder aus dem dunkeln Grabe auf einige Zeit zu erwecken? Die Gaukeleien dieser Art, die er mit verschiedenen leichtgläubigen Personen, und besonders mit dem Cardinal von Rohan trieb, sind bekant genug, und in der That sind die meisten Menschen auch so gesinnt, daß man ihnen auch das ungläublichste annehmlich machen kann, wenn man sie nur Schritt vor Schritt dahin führt.

Während nun, daß der Herr Graf die Verstorbenen mit den Lebendigen zu Nacht speisen ließ, machte die Frau Gräfin Anstalten zu einem andern Schauspiel.

Die Damen wollten von Sinnen kommen, daß ihnen die Initiation in die erhabnen Mysterien der ägyptischen Maurerei versagt war. Eine Menge von ihnen, die ganz von Neugierde beherrscht wurden, beredeten sich, alles anzuwenden, um die Einweihung zu erlangen.

Die Herzogin von T. ward mit diesem Antrage zur Frau von Calliogstro abgeschickt. Sie antwortete mit anscheinender Kaltblütigkeit: sobald sechs und dreißig Damen sich zum Unterricht in den geheimen magischen Wissenschaften ihres Mannes finden würden, wolle sie ihm die Bitte vortragen.

Noch denselben Tag war die Anzahl da. Der Herr Graf ließ sich erbitten. Die vorläufigen Bedingungen waren: Einhundert neue Louisd'or Receptionsgebühren für

jede; Enthaltung von allen Mannspersonen neun Tage lang; und ein feierlicher Eid, sich jedem Befehl zu unterwerfen.

Der 7te August 1785 ward zur Aufnahme bestimmt. Man versammlete sich um 11 Uhr Nachts. Vor dem Eintritt in die Loge mußte jede Dame ihren Cul de Paris, Bouffanten, Soutiens, Schnürleib und falschen Chignon ablegen, und sich mit einer weissen seidnen Levite und einem farbigten Gürtel bekleiden. Diese Gürtel waren von sechs verschiedenen Farben, sechs blaue, sechs schwarze, sechs Coquelicot, sechs violette, sechs rosenfarb, und sechs couleur impossible.

Nun begaben sie sich in einen mit vielen Kerzen erleuchteten Tempel, wo sechs und dreißig mit schwarzem Atlas beschlagene Bergeren im Zirkel herumgestellt waren.

Frau von Calliogstro saß in weißer Kleidung auf einem Thron, und ihr zur Seite standen zwei große vermumte Figuren, von denen man nicht wußte, ob es Männer, Weiber oder gar Gespenster waren?

Die Lichter verlöschten nach und nach bis zur Dämmerung, und ein tiefes Schweigen spannte die Erwartung aufs höchste. Hierauf befahl die Oberpriesterin der ganzen Versammlung, das linke Bein bis über das Knie zu entblößen, empor zu heben, und den rechten Arm auf die zur Seite stehende Säule ruhen zu lassen. Kaum war dies geschehen; so erschienen zwo Frauenzimmer, die aus den Händen der Frau von Calliogstro seidne Stricke empfingen, und in der Reihe herum allen sechs und dreißig Damen Hände und Füße banden.

Nun erklärte die Oberpriesterin diese Ceremonie. Sie sey, sagte sie, ein Symbol des Zustandes des weiblichen Geschlechts in der Societät, und die Darstellung der Unterwürfigkeit, worin die Männer dasselbe zu erhalten sich bemühten.

„Laßt immer, rief sie aus, diese Männer blutige „Kriege führen, oder wühlen im Chaos unverständlicher „Gesetze; wir wollen dagegen herrschen über die Meinun„gen, die Sitten verfeinern, die Geisteskräfte erhöhen, „zärtere Empfindungen verbreiten, und die Zahl der un„glücklichen auf der Welt zu vermindern suchen.

„Diese Bemühungen sind doch wohl erhabener, als „Maschinen abzurichten, oder lächerliche Zänkereien zu „entscheiden!“

Nach dieser Erklärung wurden die Bande abgenommen, und die Prüfungen nahmen ihren Anfang.

Die Aspirantinnen wurden in sechs Gruppen vertheilt, und jede Farbe in ein verschiedenes Zimmer geführt. Sie wurden auf das schärfste ermahnet, und dabei bedeutet, daß, wer die Prüfung nicht überstehen werde, sich niemals Hofnung zu Vollendung der Initiation machen könne.

Bald darauf wurden Mannspersonen in jedes Zimmer geschickt, die kein Mittel der Verführung unversucht ließen. Aber so mächtig würkte die Neugier, und die Erwartung großer Geheimnisse, daß weder Ueberredung noch Spott, weder Bitten noch Thränen, noch Verzweiflung etwas über sie vermogten.

Sie kamen alle in den Tempel so zurück, wie die Oberpriesterin es befohlen hatte.

Nach einer feierlichen Stille von einer Viertelstunde öfnete sich auf einmal die Kuppel des Tempels, und auf einer goldnen Kugel sank ein Mann herab, nackend wie Adam, in seiner Hand eine Schlange, und eine lodernde Flamme auf seiner Scheitel.

„Hier, sprach die Oberpriesterin, sehen Sie den be„rühmten, unsterblichen, göttlichen Calliogstro, der aus „dem Schoos Abrahams kam ohne von einem Weibe „empfangen zu seyn, der Besitzer von allem was war, „was ist, und was seyn wird!

„Töchter der Erde! rief nun Calliogstro selbst, legt „ab eure unheiligen Gewande, und wollt ihr Wahrheit „hören, so zeigt euch wie sie!“ — Im Moment war alles nackend, wie die Wahrheit!

Nun gab er ihnen Rath: einem betrügerischen Geschlechte auf ewig zu entsagen.

„Der Kuß der Freundschaft, so schlos er seine saubere Rede, bezeichne den Ausdruck der Empfindung Eurer Herzen!“

Die Oberpriesterin lehrte sie darauf: worin dieser Kuß der Freundschaft eigentlich bestehe.

„Ich darf Ihnen, sagte sie, itzt nichts mehr verheelen. Lernen sie hier den Zweck aller unserer Geheimnisse. Wenn Sie zwanzig Jahr lang alles menschliche „Wissen ergründet haben, wenn Sie tiefsinniger sind wie „Loke, mehr Logik verstehen wie Bayle, hinreissender „schreiben wie Rousseau; so werden Sie am Ende erfahren: daß das Vergnügen die höchste Gottheit sey, und „dieser Tempel ist ihm geheiligt! Opfern Sie ihm hier „ohne Scheu!

Hierauf kamen sechs und dreißig Geister der Wahrheit in Atlas gekleidet, welche diese Lehre den Initiirten sehr thätlich bewiesen, und die Lehren der Oberpriesterin dadurch bewährten.

Zur Schande der Sitten von Paris waren solche Mysterien recht dazu gemacht, den Graf Calliogstro empor zu heben.

Er nutzte den Augenblick des Enthusiasmus, um den ersten Stein zu dieser schändlichen Verbindung zu legen, die der Betrüger ägyptische Maurerei nannte.

Dabei hatte er die Unverschämtheit gegen die Mitglieder des großen Orients zu behaupten, er müsse in seinem System gerade dreizehn Personen haben, rein wie Sonnenstralen, und selbst von aller Verläumdung unangetastet. Sie müßten keusch, und unverheirathet seyn;

ein Vermögen von 50000 Livres jährlicher Einkünfte, und dabei solche Wissenschaften besitzen, die nur sehr selten mit so grossem Vermögen verbunden sind.

Man wollte eben mit ihm in Unterhandlung treten, als die bekannte Halsbandgeschichte sich zutrug, die ihn stürzte.

Dieser sonderbare Mann hatte unzählige Geister zu seinem Gebote, und doch konnte ihm kein einziger vorher sagen, daß man ihn ins Zuchthaus setzen werde, wo er hoffentlich das Ziel seines Lebens, nach seinen Verdiensten, erreichen wird.

Denn 1791 kam die Nachricht, daß er in lebenslänglichen Verhaft genommen sey. Als seine Hauptverbrechen wurden Verbreitung schändlicher Irreligiosität und aufrührerischer Grundsätze, und eine Menge von Gaukeleien angegeben, wohin besonders seine Geisterercitirungen gerechnet wurden, und wodurch er den leichtgläubigen Theil des Publikums hintergangen habe. Alle Geräthschaften von Zauberlaternen ꝛc. sollten durch Henkers Hand verbrannt werden.

In dem Churmainzischen Oberamt Krautheim trug sich im November 1790 folgendes zu: Georg Keppler von Morlach hatte schon vor acht Jahren auf der rechten Seite des Gesichts, ungefehr eines Fingers breit unter dem Auge ein Blätterlein in der Größe einer Linse bekommen, welches zu vertreiben mehrere Mittel vorgeschlagen und gebraucht worden waren, wobei sich aber das Uebel immer vergrössert hatte. Auf Anrathen bekannter Personen ließ er endlich den Bader **Sauer** in Morsbach rufen, und entdeckte diesem angeblichen Wundermann sein Anliegen, welcher denn auch gewisse und baldige Hülfe versprach. Da sich nach einigen Wochen nicht die geringste Besserung auf seine gebrauchten Mittel zeigte, ließ der Kranke sein Mistrauen in seine Versprechungen merken, worauf der gedachte Sauer geäussert: er müsse bekennen,

daß nachdem ſeine bisherigen Verſuche fruchtlos geblieben, er ſelbſt zweifle, den Schaden durch die ſonſt dienlichen Mittel heben zu können, und zwar deswegen, weil dieſes Uebel keine natürliche Urſache habe, ſondern einer Verhexung zuzuſchreiben ſey; es müßten demnach ganz andre Mittel angewendet werden. Dieſe beſitze er, und wenn der Patient Zutrauen zu ihm habe, wolle er ihn bald geſund machen. Voll Sehnſucht nach Hülfe verſtand ſich dieſer zu allem, und Sauer begann ſeine Spiegelfechterei folgendermaßen. Zuvorderſt wurde von ihm eine Schüſſel mit Waſſer und ein Bogen Papier verlangt. Mit dieſen Stücken ſpielte er allerhand Gaukeleien, da er ſie bald hin und her ſtellte und wandte, und am Ende das Papier in den Ofen warf. Während als er dieſe Blendwerke vornahm, verbot er der Frau des Patienten, irgend jemand in das verſchloßne Haus zu laſſen, oder wenn jemand an der Hausthür klopfte, ſolche zu öfnen, noch weniger, zum Fenſter hinauszuſehen. Nach dieſem verlangte er 10 Carolinen von einem Jahrgang und 17 Kreuzer von einerlei Gepräge, unter dem Vorwand, dieſes Geld müſſe an einem Kreuzweg vier Wochen lang unter die Erde vergraben werden, um dadurch die Hexe, die ihm das Uebel gemacht, zu bannen, und auſſer Stand zu ſetzen, ihm ferner in ſeiner Cur hinderlich zu ſeyn. In der Angſt, worin der Kranke wegen ſeines Uebels war, und da ihm Sauer ein lateiniſches Buch zeigte, welches nach ſeinem Vorgeben, ſchon über hundert Jahr alt ſey, ließ er ſich überreden, das Geld ſo gut als möglich herbeizuſchaffen, worauf Sauer daſſelbe in der Frau und des Patienten Gegenwart mit ſeinem Petſchaft verſiegelte, und beide ihre Nahmen darauf ſchreiben ließ. Sauer nahm dieß zu ſich, nachdem er vorher noch einige dieſen unbekannte Worte hinzugeſetzt hatte. Seit dieſem Vorgang kam er einige mal wieder, den Patienten zu beſuchen, und wollte ihn glauben machen, die Heilung gehe ſehr gut von ſta-

ten. Weil aber weder der Kranke noch seine Anverwandte sich davon überzeugen konnten, ließ die Frau dem Sauer sagen, zu ihnen nach Morlach zu kommen, sie wolle zu der nemlichen Zeit ihren Schwager und den Schultheis zu Altenkrautheim auch dazu bestellen, um genau die Sache untersuchen zu können, und von ihm eine Erklärung zu vernehmen, ob er dem Uebel vorstehen könne oder nicht. Sauer aber erschien am bestimmten Tage nicht, sondern erst früh mit Anbruch des folgenden Tages. Die Frau äusserte, ihren Schwager und den Schultheis auch hoen lassen zu wollen; Sauer aber antwortete, es sey genug, wenn ersterer allein komme, ging aber, ohne die Ankunft desselben abzuwarten, unter dem Vorwand, es wäre ihm nicht recht wohl, und er wolle sich im Wirthshaus einen Branntwein geben lassen, in aller Eil hinweg, und eben so geschwind zum Dorf hinaus, und ritt davon. Wenige Wochen nach diesem Vorgang ist dieser Unglückliche an seinem Krebsschaden wirklich gestorben.

Ehedem setzte man in Montpellire die Quacksalber, deren man habhaft werden konnte, auf Esel, und führte sie zur Schande und Schau auf Eseln herum. Aber in manchen deutschen Ländern mögte es wol an Eseln fehlen, um sie zu diesem wohlthätigen Gebrauch anzuwenden.

Doch nicht alle die, welche die Medicin nicht eigents gelernt haben, und bei einfachen Mitteln, unschädliche Handgriffe gebrauchen, sind Quacksalber. Von der Art war **Manuel**, ein Priester, der im äusserlichen nichts hervorstechendes hatte, und auch nichts weniger als gelehrt war. Wöchentlich ritte er zweimal auf seinem Maulesel von Rio Tinto, wo er wohnte, nach Porto, (beides liegt in Portugall) und stieg bei dem Apotheker in der Blumenstraße ab. Daselbst versammelten sich die Lahmen und Krüppel oder wer irgend ein Glied zerbrochen oder verrenkt hatte: und er heilte sie. Denn mit dem Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand wußte er die

verſchobenen Muskeln, Sehnen und Knochen auf ein Haar zu finden, und bog und drückte ſie dann mit ſolcher Kraft wieder in die Lage, wie ſie ſeyn mußten, daß ſie leichter heilten; und eben ſo genau und feſt legte er bei zerbrochenen Gliedern den Verband an. Arzneimittel brauchte er wenig; und nur die einfachſten: Weinſtein in Wein abgeſotten und Terpentin. Den Schwulſt vertrieb er mit Knabenurin. Auf ſolche Art heilte er einem Krüppel, der drei Rippen im Leibe zerbrochen hatte; und einem Lahmen, dem ein geſchickter Wundarzt das zerbrochne Bein ſo ſchief geheilt hatte, daß er nicht darauf gehen konnte, ſchlug ers erſt ein Jahr nachher wieder entzwei, und heilte es in Zeit von vier Wochen. Eine arme Frau war von einem Feigenbaum gefallen, und konnte weder ſitzen, noch ſtehen, noch liegen. Jeder glaubte, ſie hätte das Gebäßbein zerbrochen, welches gar ſchwer zu heilen ſeyn ſoll. Der Prieſter ſtrich ihr mit ſeinem ſtarken Daumen längs dem Rückgrad herunter, und ſprach ihr Muth ein; denn es ſey blos verrenket. Darauf nahm er das Weib vor ſich, ſtemmte ſein Knie gegen den verletzten Ort, faßte mit den Händen an ihre beiden Schultern, und bog ſie mit einemmal ſo gewaltig, daß man einen lauten Knack hörte. Die Frau that einen lauten Schrei, ſtand auf, und ging ihres Weges. Der Prieſter nahm die Leute immer in der Ordnung vor, wie ſie kamen, heilte die Armen umſonſt, und die es bezahlen konnten, für 4 Gr. Die Reichen, die ihn zu ſich ins Haus kommen lieſſen, mußten 1 Thlr. bezahlen, nicht mehr und nicht weniger. Für dieſes Geld erhielt er ſeinen Mauleſel. Er ſelbſt lebte von ſeinem kleinen Prieſterthum ſchlecht und recht, und enthielt ſich alles Weins und ſtarker Getränke, welche er ſeinen Patienten auch verbot. Dieß Weſen trieb er über 50 Jahr, und war froh dabei. Endlich ſtarb er 1782 im 80ſten Jahr ſeines Alters, bedauert von dem ganzen Lande, in welchem das Gerücht von ſeinen Thaten er-

schollen war. Uns hinterließ er die Lehren, daß die einfachsten Mittel, meistens die besten sind, daß Kranke in dem was sie genießen, vorsichtig und mäßig seyn müssen, und daß anhaltende Aufmerksamkeit und Uebung den Künstler machen.

Aberglaube aus dem gemeinen Leben.

Wer nicht betet, dem holen die Schwaben (schwarze Käfer) das Mehl aus dem Mehlkasten.

Wer über eine Brücke geht, soll ein Vater unser beten, sonst fällt er — wenn er nicht vorsichtig ist. Wer hinter sich läuft, macht dem Teufel das Bett. Soll dieß etwa so viel heissen, daß der, der durch Unordentlichkeit in seinen ökonomischen Umständen zurückkommt, leicht auf böse Wege geräth. — Läßt man die Schweinchen über der Frauen Strumpfband, der Magd Schürze oder des Mannes Gürtel über die Schwelle springen, so kommen sie ordentlich wieder nach Haus. — Badet man die Schweinchen in dem Wasser, worin man ein geschlachtetes Schwein abgebrühet hat, so wachsen sie vortrefflich: welches aber eine natürliche Wirkung des Bades ist. — Wer auf einen Baum sieht, auf dem eine Weibsperson ist, wird blind. — Hat man sich an einem Nagel verwundet, so stecke man diesen in Speck oder Schmeer: dann geschwürt die Wunde nicht. — Wer an dem Tage liest, an dem er Ader gelassen, wird blind. — Hat jemand Convulsionen, der gehe am Freitag um Betglockenzeit aufs freie Feld, dann verliert er sie. — Ein Kind am Freitag unter dem Zusammenläuten dreimal in die Stube auf und abgeführt, lernt bald laufen. Regenwasser macht die Kinder bald reden. Läuft eine Spinne des Nachts übers Gesicht, — bekommt man einen gelben Nagel, — lacht man, daß einem die Augen übergehen; so giebts Zank. — Maithau vertreibt die Sommerflecken. — Die

Dorn-

Dorndräher (Vögel) tragen Dornen zu unsers lieben Herr Gott's Krone. — Versprich einem Kinde nichts, ohne es zu halten, sonst wird es oft hart fallen — gewisser wird dieß einen nachtheiligen Einfluß auf seinen Charakter haben. — Soll es gut laufen lernen, so führe es während dem Zusammenläuten in die Kirche, auf einem und dem nehmlichen Brett des Stubenbodens dreimal in den drei höchsten Nahmen auf und ab — so ist wenigstens der Anfang zum Gehenlernen bei ihm gemacht.

Wenn ein kleines Kind gähnt, und das Maul aufsperrt, so muß man zu ihm sprechen; „Segne dich Gott, und bewahre dich Gott„ Es könnte sonst eine Here den Zitpunct wahrnehmen, und hineinfahren. Eben so muß man zum Kinde sprechen, wenn es zum Hause hinausgetragen wird, wenn es gegen die Heren. Gott sey bei uns geschützt seyn soll. — Wenn man ein Kind wickelt muß man ein wenig Salz und Brodt mit einwickeln: das ist ebenfalls gut gegen die Heren.

Handwerkspurschen, welche das erstemal auf die Wanderschaft gehen, dürfen sich nicht umsehen, sonst bekommen sie das Heimweh, und können es nirgends gewohnt werden. Ersteres ist erklärlich; das zweite offenbar Aberglaube.

Geht man aus, so soll man, wenn man glücklich seyn will, den rechten Fuß zuerst vor die Thür setzen.

Wenn eine Frau eine brütende Henne setzen will, und sie läßt dabei die Strümpfe lettern, die Hare fliegen, und zieht ihren schlechtesten Rock an, so bekommt sie lauter Küchlein, die Koppen auf den Köpfen und befiederte Flügel haben.

Wenn die Gluckhenne in dem Himmelszeichen der Jungfrau angesezt wird, dann sollen die jungen Hühner gut aus den Eiern kommen, und auch schön werden. — Ein gekauftes Huhn dreimal um den Tisch gejagt, ihm Holz von den drei Tischecken unter dem Brodt zu fressen

gegeben, macht, daß es im Hause bleibt. Verliehrt man ein Huhn, so muß man oben in der Stube in einen Tischtuchzipfel einen halben Kreuzer binden, und den Zipfel zum Fenster hinaus hängen, so kommt es wieder — wenn es sich wieder zu Hause findet.

Bei Kindern, welche die ersten Zähne verliehren, sollen die Aeltern, und zwar bei Mädchen der Vater, bei Knaben, die Mutter, den erst ausgefallenen verschlucken, um die Kinder auf ihre Lebenszeit vor Zahnschmerzen zu bewahren, oder ihnen schöne Zähne zu machen; wie könnte er aber jene Wirkungen haben? — Ein Maustopf, der mit den Zähnen abgebissen oder mit Gold abgeschnitten wird, hilft einem Kinde gut zahnen, wenn man ihm denselben anhängt. Das geschieht auch, wenn man dem Kinde, da es zuerst in ein Haus kommt, ein Ei giebt. Nach einer andern Meinung wird durch letztes das frühe Plaudern des Kindes befördert, zumal wenn man dabei ein gewisses Sprücheln hersagt.

Es ist ein schreckliches Verbrechen, wenn Kinder sich an ihrem ersten Wohlthätern, den Eltern so weit vergehen, daß sie Hand an dieselben legen. Daß aber nach ihrem Tode eben die Hand, wodurch Mutter oder V beleidigt wurde, aus dem Grabe hervorwachse, und Henkers Hand wieder zurückgepeitscht werden müsse, tet wider der Natur Lauf und Wirkungen, und nie i Gottes Welt so etwas gesehen worden.

Man muß keinem Kinde etwas von Kleidun messen, ehe es ein Jahr alt ist, sonst bekommt es unförmlichen Leib.

Wer nachdem er Brei oder Klöss gegessen hat, bekommt einen dicken Hals — so lange er trinkt; doch einen dicken Leib, bis die Verdauung beendigt i

Wenn man das Brodt aufisset, das auf den getragen wird, so wird gutes Wetter — vielleicht

Wirthin, welche dann um so mehr glaubt, daß ihr wohlzubereitetes Essen dem Gast geschmecket habe.

Wenn man das Brodt, was einem bei Tische vorgelegt ist, nicht aufessen kann, soll man es keinem andern essen lassen, sonst wird er uns gram, oder isset uns die Nahrung weg.

Kinder dürfen nicht unter dem Tische herumkriechen, sonst gedeihen und wachsen sie nicht — wenigstens wenn dieß die Anzeige ist, daß man sie der Unreinlichkeit ganz überläßt.

Wenn die Kinder, auch bei schlechter Kost wohl gedeihen; so glaubt man, helfe der Unke ihnen essen. In dieser Bedeutung versteht man unter dem Unke eine Art von Gespenst; denn er soll durch jede kleine Oeffnung, sogar durch das Schlüsselloch schlüpfen. Er kommt aber nur dann, wenn das Kind alleine ißet. Als einst ein Kind ihn nicht wollte mitessen lassen, und ihn zu sehr mit dem Löffel schlug, soll er seinen Schweif in das Essen getaucht, und es dadurch vergiftet haben.

Wenn das Kind viel trinket, und dennoch immer von Durst geplagt wär, so glaubt man, hat es eine weisse Leber. Aber eine weisse Leber giebt es in keinem Menschenkörper. Doch sagt man auch: Wenn entweder der Mann oder die Frau eine weisse Leber hat, so stirbt einer von beiden. — Freilich wol muß einer von beiden zuerst sterben, und der andre dann früher oder später nachher.

Abends beim Lichtbrennen darf kein Waschwasser auf die Strasse gegossen werden, ausserdem wird den andern Tag Zank im Hause — wenn man durch das Licht geblendet, unvorsichtig jemand begießt.

Ist der erste Käufer eine alte Person, besonders eine alte Frau, so hat man im Handel kein Glück: Eine junge Person aber, besonders ein Mädchen bringt viel Glück.

Manche Herrschaften lassen das Gesinde durch die Beine kriechen, damit dasselbe es desto eher gewohnt wer-

de. Wenn ihnen damit Neigung zur Unterwürfigkeit oder Folgsamkeit beigebracht würde, so möchte es ein gutes Mittel zu jenem Zweck seyn.

Wer eine neue Wohnung beziehe, soll zuerst etwas lebendiges z. B. eine Katze, einen Hund u. s. w. hinein werfen, selbst aber darf er sich nicht zuerst hineinbegeben; denn wer das Haus, welches man bewohnen will, zuerst betritt, muß sterben. Andere gucken, ehe sie in die Stube gehen, in den Opfentopf, um bald einzuwohnen.

Wenn Kinder Backofen bauen, soll Theurung ins Land kommen: Als ob Kinder mehr als ältere verständigere Personen in die Zukunft sehen könnten, oder geheime Nachrichten von dem hätten, was noch geschehen soll!

Wenn Hunde, Katzen und Dauben bleiben sollen, so gebe man ihnen das erstemal Brodt zu fressen, das man unterm Arme hat warm werden lassen: vermuthlich sollen sie durch die Witterung, welche sie nun vom Menschen haben, angezogen werden. — Von den Dauben soll man drei Federn aus dem linken Flügel in den Daubenschlag annageln, und ein Sprüchlein dazu beten; sie dreimal um seinen Schenkel schwingen; an keinem Freitage zum erstenmal auslassen. — Kauft man etwas von Geflügel, und man will verhüten: daß es nicht wieder davon laufe, so führe man es dreimal um einen Tischfuß; schneide von jedem Tischeck ein Stückchen ab, und gebe es dem Thierchen zu fressen. Ein Schwein, das man zum erstenmal unter den Hirten treibt, lasse man über ein Stück der Schürze springen; dann wird es wieder heim kommen.

Wem eine junge Frau, ein Mädchen oder ein Jüngling begegnet, dem bedeutet's Glück — Wenn man das Tischtuch auf der umgekehrten Seite auflegt, so kann keiner von den am Tische sitzenden satt werden. — Wenn das Messer mit der Schneide aufwärts zu liegen kommt, so werden den heil. Engeln die Füße, ihnen und den lieben Herr Gott das Gesicht zerschnitten. — Derjenige, gegen welchen über Tische eine Messerspitze gekehrt liegt,

muß sterben. So manches Salzkorn man verstreuet, so manchen Tag muß man vor der Himmelsthür stehen. — Wenn man die Gabel oder den Vorderfinger in die Höhe hält, so werden dadurch den lieben Gott die Augen ausgestochen, und Engel getödtet, auch vergeht davon der Regenbogen. Letzteres geschieht auch, wenn man einen Rechen so trägt, daß die Zähne aufwärts stehen. — Das Tischtuch darf über Nacht ja nicht auf dem Tische liegen bleiben, weil man sonst nicht unter dem Schutze der Engel ist. —

Wenn es Blasen regnet, so glaubt man, regne es vier oder sieben Wochen. Die Erfahrung hat das schon oft widerlegt, und die Umstände, unter welchem es geschieht, sind bekannt. Wenn bei völliger Windstille mittelmäßig große Regentropfen herunterfallen, so verursachen sie auf der Wasserfläche Blasen: denn wenn sie zu groß sind, so dringen sie zu tief, und wenn sie klein sind, zu wenig in das Wasser ein, als daß sie dies könnten; und durch den Wind verliehren sie ihre Kraft.

Daß der Sarg des Mahomed in der Luft schwebe, welches die betrügerischen Türken dadurch bewirkt haben sollen, daß sie zween große Magneten im Felsen angebracht, ist leere Fabel. Auf folgendes aber kann der Leser sich verlassen: „In der Stadt Medina in Arabien ist Mahomeds Begräbnisort. Sein Sarg befindet sich in einer großen Kirche, steht in einer Art von Thurm, auf drei marmornen Pfeilern. Er ist mit einem Gezelt vom schwersten goldgestickten Stof bedeckt, und mit einer Menge Lampen umgeben, welche beständig brennen. Die Wände des Thurms sind mit silbernen Platten belegt. „Man weiß dieß aus dem Munde vieler glaubwürdigen Leute, die dieß mit eigenen Augen gesehen haben.

Die, welche die Linie passirt sind d. h. denjenigen Theil der Erde befahren haben, wo es am heissesten ist, sollen etwas verrückt seyn, und man schreibt dieß dem Ein-

fluß der großen Sonnenhitze zu. Aber sie lieben vielleicht das Sonderbare, und erzählen so abentheuerliche Dinge, daß man glauben kann, ihr Gehirn sey in Unordnung.

Das Meer ist nirgend unergründlich, wenn gleich der Faden, womit Schiffahrende seine Tiefe zu messen pflegen an manchen Orten nicht bis auf den Boden reicht; denn es ruht so wie jeder Fluß, in der Erde. Nicht leicht ist es über 1.000 Fuß, oder 6000 Ellen tief.

In manchen deutschen Städten sieht man auf öffentlichen Plätzen, gewisse Bildsäulen, welche einen Mann mit einem Schwert in der Hand vorstellen. Man nennt sie Rolandssäulen. Als Kaiser Karl der Große aus Spanien nach Frankreich zurückzog, wurde ein Theil seiner Soldaten von den Einwohnern der pyrenäischen Gebürge überfallen und erschlagen. Damals verlohr auch sein tapferer Feldherr: Rutland das Leben, von welchen man in der Folge unter dem Nahmen des großen Roland so viel wunderbare Erzählungen ausgestreuet hat, z. B. daß er ein Riese gewesen, und verschmachtet, ehe er aber gestorben, habe er so in sein Horn geblasen, daß man es sieben Meilen weit gehört habe; oder — Er habe sich durch Zauberei fest gemacht, daß man ihn nicht tödten könne, ausser wenn man ihm eine Nadel in die Fußsohle gestochen, daher er auch allezeit Schuhe mit sieben eisernen Sohlen getragen. Aber Bernhard von Carpio, der dieß gewußt, habe ihn bei Roncevall in seinen Armen erdrükt. Jene Säulen bilden aber nicht den Helden ab, sondern sind Sinnbilder der peinlichen Gerichtsbarkeit, die einer Stadt zusteht, daher sie auch das Richtschwert in der Hand führen. Ihr wahrer Name ist Ruland- oder vollständiger Rugelandssäulen; denn das altdeutsche Wort: Ruge heißt gericht.

Riesen oder Zwerge giebt es in der Welt nirgends. Die Patagoern im mittägigen Amerika, sind wie die Deutschen ehedem, höchstens sechs Fuß hohe, starke Leute: Aber

die ersten Nachrichten von ihnen wären, wie das so oft der Fall gewesen ist, übertrieben. Auf Madagaskar, bei Afrika, dachte man sich ehedem eine Zwergnation. Aber keiner der neuern Reisenden hat davon eine Spur gefunden, und man vermuthet, daß die Fabel daher ihr Entstehen habe, weil einst ein König dieser Insel sehr klein gewesen.

Glaubte man ehedem doch auch, daß im mittägigen Amerika eine weibliche Nation, die Amazonen wohnten. Sie besuchten, sagte man, jährlich die benachbarten Völker, tödteten aber alle ihre Kinder männlichen Geschlechts, wären kriegerisch, führten Pfeile und Bogen, und brenten sich eine Brust ab, um diese bequemer halten zu können.

Der ewige Jude,

der nach abergläubischer Sage ohne Rast die Welt durchirrt, weil er nicht habe gestatten wollen, daß Jesus, da er sein Kreuz nach Golgatha getragen, vor seinem Hause ausruhen solle, wird von so vielen immer noch als wirklich gedacht. Seine Kleider und Schue sollen nicht veralten, und erst mit dem Ende der Welt sein trauriges Schikſal aufhören, wozu der größte Menschenfreund ihn durch einen Fluch verdammt habe, der doch wenn er Rache hätte üben wollen, bei seinem Leiden wol stärkere Veranlassungen gehabt hätte, die zu strafen, welche ihn auf alle Weise so sehr mishandelten.

Man verkauft auf Jahrmärkten Berichte von ihm, die ein bedaurenswerther Haufe noch mit Begierde liest, und dem Ahasverus, denn so nennt man ihn, entweder mit Wuth hasset, oder bedauert. Darin lautet es nun, der Hauptsache nach so:

Paulus von Eitzen sahe, als er 1547. von Wittenberg wo er studirt hatte, nach Hamburg reiſte, eines Sonntags in der Kirche einen großen Mann, mit langen über den Schultern hangenden Haaren, gegen der Kanzel über

barfuß stehen, der die Predigt mit großer Andacht hörte, und wenn der Name Jesus, genennt wurde, sich demüthig neigte, inniglich an seine Brust schlug und seufzte. Im harten Winter hatte er gleichwohl nur ein Paar durch und durch zerrissene Hosen, einen umgürteten Leibrock, der bis auf die Kniee ging, und einen Mantel, der bis auf die Füsse reichte. Er sah wie ein Mann von 50 Jahren aus. Ausserdem soll er in England, Frankreich, Italien, Ungarn, Persien, Spanien, Pohlen, Moskau, Liefland, Schweden, Dännemark, Schottland und an vielen andern Orten gesehen worden seyn. Auf Befragen des P. von Eitzen soll Ahasverus geantwortet haben: Er sey ein gebohrner Jude, von Jerusalem gebürtig, seines Handwerks ein Schumacher, sey bei der Kreuzigung Christi gewesen, und habe dann von Christo und den Aposteln mehr erzählt, als die Evangelisten und andre Geschichtsschreiber gemeldet hätten, habe auch von den im Morgenlande vorgefallenen Staatsveränderungen Nachricht gegeben. Nach noch mehrern Befragen des P. v. E. habe Ahasverus ferner erzählt, wie er selbst dazu beigetragen, daß Jesus, den er mit andern Juden für einen Aufrührer und Verführer gehalten, möge getödtet werden. Da nun Pilatus das Urtheil gesprochen, sey er geschwind nach Hause gegangen, da vorbei Jesus zur Gerichtsstätte hätte geführt werden müssen, damit sein Hausgesinde den vermeinten Betrüger recht hätte betrachten sollen und habe auch zu dieser Absicht sein kleines Kind auf die Arme genommen. Da nun Jesus unter den schweren Kreuz sey daher geführt worden, habe er sich an seinen, des Schusters Hause angelehnt, um zu ruhen, er aber habe ihn von da weggetrieben, worauf Jesus ihn angesehen und die Worte gesagt: „Ich will alhier stehen und ruhen, du aber sollst gehen bis an den jüngsten Tag.“ Hierauf habe er gesehen, Jesus sey gemartert und getödet worden. Nach diesem aber habe es ihn unmöglich gedaucht, wieder nach Jerusalem zu gehen, wäre auch vor jetzt nicht

nicht wieder dahin gekommen, habe sein Weib und Kind nicht wieder gesehen, sondern viele Länder durchzogen. Als er nachmals wieder nach Jerusalem gekommen, habe er alles zerstöhrt gefunden. Was Gott mit ihm vorhabe, wisse er nicht; jedoch glaubte er, Gott wolle an ihm einen lebendigen Zeugen bis an den jüngsten Tag wieder die Juden haben, um diese Ungläubigen zu bekehren. Ahasverus soll sich bei seiner vielen Kenntniß in der morgenländischen Geschichte, still und eingezogen halten, nicht viel reden, wenig essen und trinken, nicht lange an einen Orte bleiben, von dem ihm angebotenen Gelde nur wenig nehmen, und es den Armen alsbald wieder geben, auch seine Missethat wehmüthig bereuen. Man hat ihn nie lachen gesehen, und nicht fluchen gehört, welches leztere er auch an andern hart getadelt. Er redet sehr geschickt die Sprache jedes Landes wo er hinkommt. 1575. soll Ahasverus in Madrit 1599. in Wien, 1610. in Lübec, nachmals auch in Reval und Cracau von sehr glaubwürdigen Personen gesehen worden seyn. — Gemeiniglich haben die fremden Juden, welche in einen braunen Kleide erscheinen, das Schicksal, für Ahasveren gehalten zu werden. Der Pöbel versammelt sich, sobald das schnelle Gerücht davon erschollen ist, um einen solchen, quält ihn mit neugierigen Fragen, und steinigt ihn am Ende. Da verschwindet denn, wie leicht zu erachten, der ewige Jude alsbald, und die Sage geht auf Kindeskind fort. (Von den Juden überhaupt glaubt man, daß sie nach ihren Stämmen verschiedene Haus- und Familienplagen hätten, je nachdem sie den Herrn Christo Schmach angethan. Ein hochberühmter Medicus in Welschland — den aber niemand kennt — der als Jude geboren, nachmals aber zum Christen getauft worden, soll darüber Aussagen gethan, und diese sogar haben drucken lassen. — Von dem

Stamm Ruben

waren die, welche Jesum in Garten griffen, gefangen nahmen und schlugen. Dafür wird 1. alles grüne was

ſie anrühren, welk, und es verdorret. 2. Alles was ſie ſäen und pflanzen hat kein gedeihen. 3. Wenn ſie ſterben und begraben werden, wächſt kein grünes auf ihren Gräbern. — Aber bemerkt man denn wol auf den Begrabeplätzen einiger Juden Gras leere Flecken? — Die welche Jeſum kreuzigten waren aus dem

Stamm Simeon

dafür ſoll ihren Nachkommen jährlich viermal aus Händen und Füſſen Blut flieſſen von Morgen bis an den Abend. — Die welche Jeſum ins Angeſicht geſchlagen und geſpeiet haben, waren aus dem

Stamm Levi

dafür können ihre Nachkommen nicht über den Bart ſpeien. Die welche Jeſum verachteten, waren aus dem

Stamm Juda

dafür kommen alle Jahr 30. Perſonen aus dieſem Geſchlecht durch ſonderlich groſſe Verrätherei zu Tode. — Die welche über Jeſu Rock das Loos warfen, waren aus dem

Stamm Zabulon

dafür ſpeien ihre Nachkommen d. 25. März von Morgen bis an den Abend Blut. — die Juden, welche Jeſum an die Säule banden und geiſſelten, waren aus dem

Stamm Iſaſchar

dafür hat dieſes Geſchlecht bis auf den heutigen Tag, d. 25. März unzählbare Striemen und Wunden am Leibe, woraus von Morgen bis an den Abend Blut floſſet. — Die welche über laut ſchrien: Sein Blut komme über uns! waren aus dem

Stamm Dan,

Sie müſſen dafür monatlich leiden. Da haben ſie Schmerzen an ihren Leibern, ſo daß Blutstropfen von ihnen flieſ-

sen, und sie sich Stanks halber nicht bergen können, wenn sie nicht mit Christenblut ihre Leiber salben. — Als ob Christenblut eine balsamische Kraft hätte, und wohlriechend wär! — Die Juden aus dem

Stamm Gad

sollen von funfzehn spitzigen Dorneisen eine Krone geflochten (das steht doch in der Bibel nicht?) und ihn dieselbe durch Haut und Bein bis auf das Gehirn gedrükt haben. Dafür soll jeder aus diesem Geschlecht d. 15 März funfzehn Beulen an seinen Haupt haben, aus welchen von Morgen bis zum Abend, unter grossen Schmerzen Blut über das Gesicht bis auf die Erde laufen soll. — Die welche Jesu Backenstreiche gaben, waren aus dem

Stamm Asser

dafür ist denen aus ihren Geschlecht der rechte Arm einer Hand breit kürzer als der linke. — Dann würde man aber eine Menge so ungestalteter Juden wahrnehmen! da dieß aber nicht ist, so ergiebt sich daraus, daß es Lügen sind, was man von den einzelen Stämmen der Juden in dieser Hinsicht ausgedacht hat. — die Juden aus dem

Stamm Naphtali

thaten ihre Kinder in einen Schweinstall, und lehrten sie wie Schweine schreien. Da nun Jesus vorüber geführt wurde, fragten sie ihn, wer darin sey? Worauf er antwortete: Es sind eure Söhne und Töchter! Als sie dieß läugneten, verwünschte Jesus die (unschuldigen!) Kinder (welche doch thun mußten, was die Eltern ihnen sagten, und Unrecht vom Recht hier nicht unterscheiden konnten!) zu Schweinen, daß sie wie diese umherliefen und schrien. Die heutigen Juden aus dem Geschlecht Naphtali; sollen noch vier Schweinszähne im Munde (gewiß die vier spitzigen Zähne, welche jeder Mensch hat, und die man unter

den Namen der Hundszähne kennt) und Schweinsohren haben, und wie Schweine stinken. Die Juden aus dem

Stamm Joseph

sollen auf Anrathen eines Weibes, Beatrix genannt, die die Nägel stumpf geschmiedet haben, um Jesu damit größern Schmerz zu machen. Dafür sollen alle Judenweiber aus diesem Stamm, wenn sie über 33 Jahre kommen, des Nachts im Schlaf ihren Mund voll lebendiger Würmer haben. — Und die Männer, die den bösen Rath befolgten, kamen diesmal so mit blauen Auge davon? — Die Juden aus dem

Stamm Benjamin

waren es, die Jesum durch einen Schwamm mit Essig und Galle tränkten. Dafür können sie nie über sich in die Luft sehen, haben immer Durst (wenn sie nicht trinken) und wenn sie reden wollen, so springt ihnen aus den Munde, wie kleine Würmer. —

Jesus litte ausser dem, was hier angeführt ist, noch vieles, und es müßten noch zwölf jüdische Stämme da seyn, um dafür Strafen für die auszudenken, welche ihm Leid zufügten. So vermißt man unter andern die, welche das Kreuz verfertigt haben. Die würde man wahrscheinlich wol haben krumm gehen lassen, weil Jesus unter der Last des Kreuzes, welches er trug, gebeugt einherschritt. So etwas konnte nicht geschechen, Gott müßte denn zu allen Zeiten an dem ohne diesem schon genug gedrückten Volke der Juden, Wunder wirken: das müßte er aber aus bloßer Rachsucht, und — er läßt den Sohn nicht tragen die Missethat des Vaters. Zu dem würden die Evangelisten und Apostel nicht unterlassen haben, den Ahasverus und die jüdischen Stammstrafen zu erwehnen, wenn es möglich wäre, daß dergleichen, von schwachen Köpfen erdachtes, statt finden könnte.

Ueber Tagewählerei, und einige Witterungs-Regeln.

Man fängt kein neues Geschäft oder irgend eine wichtige Handlung am Montage an, weil man fest glaubt, das Unternehmen werde keinen glücklichen Ausgang haben. Finden sich nun Fälle, wo derjenige, der irgend etwas am Montage zuerst unternommen hat, wirklich einen unglücklichen Erfolg erfährt, so gebraucht man diese gleich zur Bestätigung vorgefaßter Meinungen, und übersieht die unzähligen Fälle des Gegentheils. Kein Abergläubischer verheirathet sich am Montage. Keiner legt den Grund zu einem Hause am Montage. Kein Bauer fängt seine Ernte an, kein Hirt treibt seine Herde an diesem Tage zum erstenmal aus u. s. w. Wer sieht nun da Zusammenhang zwischen den Montag und dem glücklichen Ausgang einer Unternehmung! doch handeln tausende nach diesem Vorurtheil. Man treibt junge Schweinchen am Mitwoch zum erstenmal mit dem Hirten, damit sie nicht wieder heim kommen; läßt an diesem Tage kein Kind zum erstenmal die Schule besuchen, weil es, wie man glaubt, dann nichts lernt. Keine Magd tritt am Mitwoch einen neuen Dienst an, oder geht aus demselben, weil sie sonst gewisses Unglück erwartet. Am Mitwoch läßt sich kein ehrliches Paar trauen.

Wer am Neujahrstage Linsen ißt, dem geht im selbigen Jahr das Geld nicht aus, — wenn er haushälterisch damit verfährt.

Weibsleute kehren in der Charfreitagsnacht, nackend hinter sich die Stube aus, und glauben dann, ihren künftigen Mann sehen zu können. Andere gießen hier, so wie am Andreasabend, in dieser Absicht Blei. Wenn etwan zwei, drei oder vier Tage vor oder nach Oswaldi, die unter den Bäumen liegenden Aepfel vor Hitze braten, so sollen in dem folgenden Winter die Weintreben gemeiniglich erfrieren.

Sollte man aber darüber mismüthig seyn oder gar abergläubige Mittel zur Verhütung des Schadens, der daher entstehen könnte, anwenden dürfen, wenn die Witterung nicht ganz gewünscht ist? Nach der nassen zur Feldarbeit so unbequemen Witterung im Jahr 1784. kamen endlich gute Tage, wo jeder vernünftige Landmann alle seine Kräfte zusammnahm, um noch so viel als möglich von den Seegen des Feldes in die Scheuren zu bringen, und seine Arbeit nicht ganz zu verliehren. Nur der Bauer Jochen in B..e, im Hohensteinischen, ging während dieser guten Tage verdrüßlich umher, und machte keine Anstalt, die Früchte von einigen Morgen Land, die er hätte retten können, nach Hause zu schaffen. Als ihn nun seine Nachbarn fragten, warum ers nicht thäte, antwortete er trotzig: „Die lasse ich den lieben Gott zum Schur liegen. Hat er das andere genommen: mag er das auch nehmen.„ Nabar Lorenz meinte darauf: Jochen thäte damit eigentlich blos seinen Magen einen Schur, und hätte sehr Unrecht zu verlangen, daß sich das Wetter nach seinem Kopfe richten sollte, da ihm der liebe Gott eben deswegen einen Kopf gegeben habe, um sich damit in allerlei Wetter zu finden.

Man soll an dem sogenanten Rupertustage, welcher auf den 26. oder 27. Mai fällt, Morgens vor Sonnenaufgang alle seine Bäume und Hecken rütteln, an starke Bäume aber nur stossen, so soll für dieses Jahr nichts von dem Ungeziefer zu bemerken seyn, wenn man nemlich beim Aufstehen aus dem Bette so wol als bei der Handlung nichts spricht und von Wolle nichts an sich hat. Wer thörigt genug ist, aller Erfahrung zum Trotz, Wirkungen zu erwarten, der kennt die sichrern Mittel nicht, die man wo nicht zur gänzlichen Vertilgung, doch zur großen Verminderung dieses Ungeziefers längst angewendet hat. Das Räuchern unter den Bäumen ist probat; denn die Raupen fallen wie laub von den Bäumen; stehen diese aber im Grasboden, daß man die Raupen

nicht zertreten kann, so erhohlen sich viele, und kriechen wieder daran herauf. Das beste für einen sorgsamen Landwirth ist immer, einem Uebel im Anfang zu steuren, ehe sich selbiges zu sehr verbreitet. Das Aufsuchen der Raupennester lohnt die kleine Mühe, selbige vermittelst einer Baumscheere abzuschneiden, oder wenn es Ringelraupen sind, sie abzuschaben und zu zerquetschen. Man wählt einen kühlen Morgen dazu, ehe die Sonne zu hoch steht, weil die Raupen dann meistens noch beisammen sind. — Wenn die Obstbäume zum erstenmal tragen, und werden bestohlen, so tragen sie nicht wieder, aber wenn dieß der Fall ist, so geschieht es gewiß nicht durch eine geheime Einwirkung, sondern weil da die Bäume noch jung sind, und durch üble Behandlung, deren sich Obstdiebe gemeiniglich schuldig machen, leicht so ruinirt werden können, daß sie zum fernern Fruchttragen unfähig sind.

Wenn man in der Neujahrsnacht zwischen eilf und zwölf Uhr ein Glas voll Wein irgend wohin stellt, und es läutet über, so geräth in selbigem Jahr der Wein wohl. Aber wie wär es möglich, daß Wein in einem Glase sich vermehre? Gewiß war ein Betrug gespielt, wenn einmal das Weinglas überlief.

Wenn die Sonne am Fastnachten scheint, soll die zukünftige Ernte gutes Wetter haben.

Man soll den Kappsamen nicht auf den Tisch legen, wo Brod liegt, weil sonst lauter Rauchsaat aufgehe; soll keinen Saamen umsonst weggeben, sondern sich wenigstens eine Stecknadel oder einen Heller dafür geben lassen, weil sonst diese Saamenart, besonders Petersilie und Salat ausarte.

In einigen Gegenden pflegen die Hirten in Fastnachten drei Tage hinter einander, gegen Abend mit ihrem Horn in jedem Hofe zu blasen, wofür sie aus jedem Hause eine Gabe an Fleisch ꝛc. bekommen. Da sagen denn die Bauerweiber, er solle recht ins Hünerhaus blasen, damit

die Hüner viel Eier legen. Zu Fastnachten sollen die Dauben- und Hünerställe ausgeräumt werden, damit sie recht hecken. Ursprünglich geschah dieß wol darum, damit die Dauben, welche um diese Zeit schon zu legen anfangen, durch ein späteres Ausräumen nicht in ihrem Brüten gestört würden, und weil Fastnachten von dem Gesinde gefeiert wird, so sollte doch noch etwas nützliches geschehen, ehe die Lustbarkeiten anfingen. — Die Truthüner soll man vor Himmelfahrt nicht beregnen lassen, weil sonst nichts aus ihnen wird. Ueberhaupt aber ist diesem weichlichen Vieh der Regen so lange schädlich, als sie noch nicht volle Federn haben.

An diesem Tage soll man in der Mittagsstunde stillschweigend eine Hand voll Hollunderblüthen holen, und auf dem Kornboden das Getraide an allen vier Ecken damit bestecken; so werden die Kornwürmer vertrieben. Vielleicht ist der Geruch davon diesem Insekt zuwider: dann aber würde dieß nicht nur an allen vier Ecken, sondern an recht vielen andern Seiten geschehen dürfen.

Der Regen am Johannistage schadet den Nüssen wenigstens alsdann nicht, wenn warme Witterung dabei statt hat. Anhaltender Regen um diese Zeit, kann den Nüssen allerdings schädlich werden, weil diese dann noch sehr zart sind, und im ersten Wachsthum stehen. — Am Valentinstage spannt der abergläubige Bauer keinen Ochsen an, weil er diesen Tag für unglücklich hält.

Wenn das Gesinde im Dienst gekommen ist, darf es am ersten Sontage darauf nicht in die Kirche gehen, weil es sonst nicht eingewohnen kann. Mittwoch und Freitag sind verworfene Tage, sagt der Abergläubische. Man muß an diesem Tage nicht Hochzeit machen, das Vieh nicht zum erstenmal unter den Hirten treiben, kein Vieh kaufen oder nach Haus führen, kurz, kein Geschäft von Wichtigkeit unternehmen.

Will

Will ein Bürgermädchen wissen, was für ein Handwerk der künftige Gatte treibe, so läßt es in der Andreasnacht Blei in einem Löffel zerschmelzen, und gießt das geschmolzene durch einen Schlüssel, in dessen Bart ein Kreuz ist, im Wasser, das des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr gehohlt ist. Macht nun hier das gegoßne Blei die Form einer Scheere, so bekommt das Mädchen einen Schneider; bildet es einen Schusterstahl, so wird es, wie sie glaubt, einem Schuster zum Theil werden. Natürlich, daß die Einbildungskraft dann gemeiniglich das sieht, was das Herz wünscht.

Wenn am Vinzenzentage klarer Sonnenschein ist, so rüsten in den deutschen Weinländern viele ihre Fässer zu, weil sie glauben, daß dieß eine gute Weinernte verkündige. Freilich hängt die gute Weinernte von warmer Witterung ab; aber wie könnte man sie blos dann erwarten, wenn am genannten Tage die Sonne hell geschienen!

Wie die Witterung am Medardstage ist, so soll sie nach abergläubiger Sage auch in der Erntezeit gemeiniglich seyn.

Wenn am Tage Mariä-Verkündigung früh vor Sonnenaufgang der Himmel schön hell ist, daß die Sterne funkeln, so soll ein gut Jahr folgen. Regnet es am Tage Mariä Heimsuchung, so bedeutets nachher noch mehr Regen. Die Erfahrung hat auch dieß ohne Grund und Erfolg gefunden.

Das Schreien der Krähen, welche man an einigen Orten Wetterhähne nennt, hält man nicht ohne Ursach für eine Anzeige, daß das Wetter sich verändern werde.

In der Mitte des Augusts lassen sich gegen Abend, am Wasser, kleine, weisse Schmetterlinge mehrere Tage hinter einander in Menge sehen, welche sich begatten, länglichte Eier legen, und dann sterben. Man nennt sie Schneevögel, weil man glaubt, daß neun Wochen nach

dem Tage, da man sie zuerst sah, der erste Schnee falle. Sollte zu dieser Meinung die Menge und Farbe der Vögel, die des Abends wie Schneeflocken aussehen, Veranlassung gegeben haben?

Vom animalischen Magnetismus.

So lange das Andenken an jenes Verfahren, welches wir unter dem Nahmen des Magnetismus kennen, noch in unserm Gedächtnis schwebt, und so lange man nicht aufhört zu magnetisiren, oder an ausserordentliche Wirkungen zu glauben, die dadurch sollen hervorgebracht werden, kann es nicht überflüssig scheinen, den Betrug der zum Theil noch jetzt damit gespielt wird, darzustellen. Dieß wird hier am füglichsten durch den Brief eines reisenden deutschen Arztes, der als beobachtender Augenzeuge spricht, geschehen können. „Ich bin, sagt er, seit mehrern Tagen in Strasburg angekommen, und habe außer dem Hospitale und den Aerzen, vorzüglich den animalischen Magnetismus zum Gegenstande meiner Untersuchung gewählt, weil ich diesen Ort mit als Vaterland desselben ansehen darf, und daher an der Quelle selbst schöpfe. Und da die Sache, sie mag etwas Wahres haben, oder nur als Verirrung des menschlichen Verstandes anzusehen seyn, immer sehr wichtig ist, auch dadurch sehr wichtig wird, weil sich Denker der ersten Classe, wie ein Lavater, Gmelin, Böckmann ꝛc. so ernsthaft damit beschäftigt haben und noch beschäftigen, so glaube ich Ihnen nicht unangenehm zu werden, wenn ich vor allen hierüber, besonders Ihnen, meine Untersuchungen mittheile.

Mein erstes Bemühen war daher, in die Société magnetique eingeführt zu werden. Man bedarf zur Erlaubniß, den Saal der Gesellschaft betreten zu dürfen, den Zettel eines Obern, und muß sich den Regeln unterwerfen, die an der Thür angeschlagen sind, z. E. man

darf nicht reden, nicht lachen, man muß die Thür leiſe öfnen, beim jedesmaligen Eintritt ſein Erlaubnißbillet vorweiſen ꝛc.

Dieſer Saal, zum magnetiſiren beſtimmt, iſt von beträchtlicher Gröſſe, hat auf beiden entgegengeſetzten Seiten Fenſter, und iſt mit vielen Spiegeln behangen. Den letzten Umſtand führe ich nicht ohne Urſach an; er iſt beſonders um deswillen wichtig, weil immer nur unter Einem Spiegel manipulirt wird. Die Wände des Saals ſind mit allerlei Tafeln behangen, welche meiſt Regeln für die Magnetiſeurs enthalten, deren einige ich als Probe anführe.

1) Ein jeder ſoll in ſeiner eigenen Ecke des Zimmers magnetiſiren.

2) Zwei Kranke einerlei Art ſollen nicht neben einander placirt werden.

3) Die Geſchlechter ſollen nicht neben einander, ſondern gemiſcht ſitzen ꝛc.

Auf einer andern Tafel ſind Regeln für Kranke aufgezeichnet. Z. E.

1) Der Kranke ſoll nicht ſprechen.

2) Er ſoll den Magnetiſeur anſehen.

3) Alles thun was man ihm ſagt.

4) Nicht eher vom Baquet aufſtehen, bis er dazu Erlaubniß bekömmt ꝛc.

Eine andere Wandzierde iſt ein goldener Rahmen, in welchem eine Hand, die aus dem Himmel komt, goldene Kette hält, die einen Zirkel formirt, und innerhalb deſſelben ſtehen die Namen der ſämtlichen Mitglieder, zu oberſt iſt Mesmer als Stifter (im Jahre 1785) der Geſellſchaft und ſteter Präſident angeben. Auf einer andern aufgehangenen Tafel ſind alle Aſſociirten und Correſpondenten aufgeſchrieben.

In der Mitte dieſes Zimmers ſtehet das Baquet. Dies iſt eine runde Tonne, deren gröſſeſter Durchmeſſer

4 bis 4½ Fuß hält, die Höhe aber 3 Fuß. Sie ruhet auf 4 kleinen Füssen, die 4 Zoll Höhe haben. Diese Tonne ist mit zerstoßenem Gläse angefüllt, auch sagte mir einer der Magnetiseure, der ein vorzüglich geheimnisvolles Ansehen annehmen wollte, daß auch andere wichtige Dinge, die viel magnetisches Fluidum hervorbrächten damit gemischt wären. (Vegetation soll besonders viel magnetische Materie hervorbringen, daher dies Baquet mit einem Baum in Verbindung gesetzt ist.) Die Tonne ist mit Brettern gedeckt. Durch diesen Deckel gehen im größesten Zirkel Löcher, worin Eisen, die bis ins Glas selbst dringen, eingesteckt werden. Diese eisernen Stäbe sind sämtlich rechtwinkelicht, aber ungleich schenkelicht gebogen, deren längerer Schenkel nach verschiedenen Richtungen gelenkt ist, um ihn, nach Bedürfniß, verschiedenen Theilen, als dem Fuß, dem Kopfe, dem Bauche, dem Arm ꝛc. bequem zu applicíren.

Auf der Mitte dieses Deckels stehet ein spitziger eiserner Stab, dessen Spitze etwa 2 Fuß hoch ist, der durch das zerstoßene Glas bis zum Boden des Baquets dringet. Um denselben ist ein Strick gewunden, der unter dem Balken durchs Fenster geleitet ist, um einen im Hofe stehenden Pflaumenbaum in Verbindung zu bringen. Durch diesen Stab wird das Baquet mit dem animalisch magnetischen Fluido angefüllt, und dies geschieht folgendermaaßen: Ein Magnetiseur streichelt den Stab von oben nach unten in geschwinden Zügen, entfernt jedoch jedesmal die Hand vom Eisen, wenn er sie wieder heraufführet. Mit Abwechselung schleudert er auch das magnetische Fluidum aus seiner Händ in die Spitze dieser Stange, ohne sie zu berühren. Beides dauert höchstens 2 Minuten, da das Baquet für den ganzen Tag chargirt ist.

Ich war einmal im Saale, wie schon verschiedene Kranke am Baquet saßen. Einer der Magnetiseurs

(Waldt hieß er, und war ein magnetischer Orthodoxe) fragte, indem er hereintrat: ob das Baquet magnetisiret wäre? Niemand wußte es ihm zu bejahen. Er wollte die am Baquet sitzenden Kranken nicht stöhren, und ging deshalb auf den Hof, um das Baquet durch den in Verbindung gesetzten Baum zu chargiren. Dies war ein äuserst lächerlicher Auftritt, er umarmte den Baum so zärtlich, daß er manchem — wenn gleich empfindsamen Liebhaber, doch noch zum Muster hätte dienen können, und machte solche obscoene Bewegungen, daß ich mir das Lachen nicht hätte untersagen können, und wenn auch 10 angeschlagene Gesetze es verboten hätten.

Den Kranken, die sich an das Baquet setzen, wird ein Strick um den Leib gebunden, dessen anderes Ende in dasselbe Loch des Baquets eingelassen wird, worin das Eisen stecket, das an den leidenden Theil angebracht wird. Das Ende dieses Eisens nemlich muß den leidenden Theil berühren, und hieran streicht der Kranke selbst wechselsweise mit beiden Händen, nach einerlei Richtung, nemlich vom Baquet nach seinem Körper. Auch von dieser Manipulation sollen, wie die dasigen Magnetiseurs behaupten, manche Patienten Somnambüle werden, jedoch bin ich selbst von diesem Vorfalle kein Augenzeuge gewesen. Vorzüglich wird diese Art des Magnetismus angewandt gegen Kopfweh, Flüsse, Koliken, Steifigkeit der Gelenke, Gicht, Scrophuln, Augenfehler, verstopfte monatliche Reinigung, Mutterbeschwerden, Lähmungen der Glieder und schwachen Magen.

Die Magnetiseurs sind aus sehr gemischten Ständen, Würden und Berufsarten. Es sind Edelleute und Grafen; ferner Aerzte, Juristen, Apotheker, Wundärzte, Buchdrucker, Kaufleute, Krämer, Küfer ꝛc. die den Magnetiseur machen; doch muß ich sagen, daß ich bei meinem Aufenthalte (im Sept. 1789) keinen der vor-

nehmern Stände magnetisiren gesehen hätte: Buchdrukker, Krämer, Apotheker, Küfer waren die Magnetiseurs. Ich wurde zwar von einem Doctor mediciná: Ehrmann, der auch Mitglied ist, eingeführt, aber er war beide male, da er mit mir hingieng, unthätig. Er ist jedoch nebst seinem sonst sehr aufgeklärten Bruder, welcher hier Lehrer der Physik ist, ein grosser Eiferer für die Sache, und beide sind Glieder der Societät. Er erzählte mir mehrere magnetische Kuren, die ich nicht wiederhole, weil man dergleichen unwahre Erzählungen schon kennt; etwa eine einzige als Probe: Es kam eine kranke Person zu ihm, die er magnetisirte, und die, welches sonst die ersten Male selten geschieht, sogleich Somnambüle wurde. Sie war schon verschiedene Wochen krank gewesen, ohne daß sie die Ursache ihrer Krankheit wußte. Im magnetischen Schlafe sah sie sogleich, daß sie einen Rettig verschluckt habe, der ihr noch im Magen liege, und sie verordnete sich dagegen ein Laxiermittel; auch zeigte sie davon an, daß es zwölf mal bei ihr würken würde. Doktor Ehrmann fragte sie am folgenden Tage, am welchem sie das Mittel genommen (nachdem er sie wieder in dem Somnambulism gebracht) wie oft sie laxirt hätte? sie antwortete eilf mal. Er zeigte ihr dann den Wiederspruch, weil sie sich gestern zwölf Stühle vorhergesagt. Nun behauptete sie aber, daß der zwölfte Stuhl erfolgen würde, wenn sie am Baquet säße. Und dies wäre denn auch würklich erfolgt. Ich würde ermüden, wenn ich solche Geschichten mehr anführte, weil sie für die Sache nichts beweisen. Wer stand dem Doctor E. dafür, daß die Person vorher würklich eilf Stuhlgänge gehabt? und ob sie nicht schon Drang zum Stuhlgange spührte, wie sie sich den zwölften weißsagte?

Die Gesellschaft versammlet sich, Sonntags ausgenommen, zum Wohl der leidenden Menschheit, täglich von 2 bis 8 Uhr Nachmittags, und hier darf jeder un-

entgeltlich Hülfe suchen, dem es an Gesundheit fehlet. Die Zahl dieser leidenden war ehedem bei weitem stärker als jetzt, daher wird jetzt der Saal gewöhnlich erst um vier Uhr geöfnet, und kann schon gegen sechs Uhr geschlossen werden. Man schreibt diese abnehmende Frequenz nicht der Unwürksamkeit der Sache zu, sondern man giebt vor: die Strasburger Unruhen hinderten dies. Allein, hätte die Magnetisation würklich die angeblichen Kräfte, so würden keine Unruhen die Kranken abhalten können, von hier Gesundheit zu hohlen. Mir schien es, daß mehr die Betrogenen, als die Betrüger noch magnetisiren. Jeder Magnetiseur behält seine eigenen Kranken bei, denn der Wechsel soll den letzteren schaden.

Der vorhin erwähnte Küfer Waldt manipulirte einen Knaben, der aber gar keine Empfindung zeigte, ob er ihn gleich aus großer Vorsicht, nachdem er ihn einige Minuten magnetisirt hatte, wieder calmirte *).

Nachdem kam die Reihe an ein junges Mädchen, die mit einem schlechten Gehör sollte **gebohren** seyn, das sich jedoch der Angabe nach schon besserte, während sie die Kur aushielt. Sie selbst hatte sich mit magnetisch prophetischem Geiste ihre **völlige Besserung** auf Weihnachten angesetzt. Die Kranke hatte sich vorher am Baquet selbst gestrichen, jetzt aber nahm Waldt sie in eine Ecke, setzte sie auf den Stuhl, und so wie er sie, mit magnetischen Kräften ausgerüstet, nur anblies, schlief sie ein. Hierbei saß sie noch aufrecht, dann bog er sie selbst an die Lehne des Stuhls, und fing seine Manipulationen an, oder wie er sich selbst ausdrückte: zu **maachretizziren.** Während des Streichens legte er ihr verschiedene Fragen vor, deren Antwort ich selten verstand; ich mußte also die Auslegung derselben, so wie sie W. machte, glauben, denn sie sprach durch die Nase, und machte es da-

*) So wie Ersteres mit den Spitzen der Finger geschiehet, so geschiehet Letzteres mit der flachen Hand.

durch wahrscheinlich, daß sie venerisch gewesen war, ein Umstand, den ich nicht übergehen darf, weil er diesen Betrügereien näher führt. Ich fürchte nicht, mich sehr von der Wahrheit zu entfernen, wenn ich daraus schließe, daß sie Geld nöthig hatte, und dabei Anlage und Praxis, die Betrügerin zu spielen. Er fragte sie unter andern: „Wie lange sie schlafen würde?“ Bis um 5 Uhr, bestimmte sie die Zeit. Diese kurze Zeit war eine magnetische Discretion, die sie sowohl gegen ihren magnetischen Arzt, als gegen sich selbst, beobachtete, denn wenn sie länger noch hätte schlafen wollen, so wäre für beide die Langeweile unausstehlich geworden. Er fuhr fort: „Ob sie seine Finger wollte ins Ohr gelegt haben?“ Heute nicht! „Ob sie wollte geweckt seyn?“ Ja! Er behauptete, daß Niemand in der Welt, als er, sie wecken könne, welches er durch ein dreimal wiederholtes gewaltsames Aufreisen der Augenlieder und Hereinblasen bewerkstelligte. Sie rieb sich dann jedesmal die Augen, und lächelte. Dreimal erweckte er sie, und wiegte sie eben so oft in den magnetischen Schlaf wieder ein. Jedesmal erwachte sie mit Lächeln, welches jedoch verdächtig schien. Sie forderte im Schlafe zu trinken. Sie mußte dann bestimmen, ob das Wasser sollte magnetisiret seyn, oder nicht? Waldt behauptete: daß sie den Unterschied würde angeben können, indessen wurde keine Probe davon abgelegt. Ich habe magnetisirtes und reines Wasser, als magnetisirter und als natürlicher Mensch, auf allerlei Weise getrunken, aber nie den Unterschied finden können. Sie hustete, und verlangte als Heilmittel Brod dagegen, auch dies aß sie im Schlaf, und dann hörte der Husten auf. Beweisen kann ein solcher Umstand nichts, denn der Husten konnte vorhin erkünstelt seyn. Verdächtig werden Sie mit mir auch den Umstand finden, daß ich sie sehr deutlich mit den Augen blinzen sahe, und daß sie oft ihre Gesichtsmuskeln zum Lachen verzog.

Waldt, Doktor Ehrmann, Mr. Lefebure und mehrere Magnetiseurs, die auf Kenntniß ihrer Kunst Ansprüche machten, hatten mich versichert, daß eine Somnambüle, durch jede Berührung eines nicht mit ihr in Rapport stehenden Menschen in Convulsionen verfiele. Daß auch diese Angabe falsch sey, davon konnte ich mich überzeugen, denn ich habe ihre Arme, Beine, Kleider ꝛc. berührt, ohne daß sie an Convulsionen dachte, und sie daher auch nicht bekam. Ja, sie sollte nicht einmal die Nachbarschaft eines Menschen vertragen können. Und wahr ist es, daß sie verlangte, wie sie durch mein Reden bemerke, daß ich ihr nahe sey: „Der Herr solle zurück gehen!“ nachdem ich aber schwieg, näherte ich mich ihr mehr, wie vorher, und sie ahndete nichts. Uebrigens ist dies Vermögen sinnreich erdacht, denn der Beobachter wird dadurch außer Stand gesetzt, Betrug von Wahrheit zu unterscheiden.

Nun fragte er sie ferner: „Ob sie würde hellsehend *) werden?“ Sie bestimmte Michaelis zum Termin. Noch forderte er, daß sie Heilmittel für ihre kranke Baase angeben sollte. Dieser gab sie eine Unze Manna. Und damit war der heutige Proceß vorbei. Ich hatte nun noch so viel Geduld, mancherlei miraculöse Krankengeschichten anzuhören, mehr um die Verstandeskräfte der Erzähler zu prüfen, als aus Interesse für die Geschichte selbst. Unter andern Behauptungen war auch die, daß sehr empfindliche Personen, wie hysterische, sogleich die magnetische Atmosphäre bemerkten, wenn sie in den Saal träten.

Verschiedene schwer zu heilende Classen der Krankheiten, schliessen die magnetischen Aerzte von ihrer Hülfe

*) Dies ist der Zustand, in welchem die Somnambülen nicht nur den Sitz, den Ausgang, die bestimmte Zeit und die Heilmittel ihrer eigenen Krankheit angeben, sondern auch der Menschen, mit denen sie in Rapport gesetzt sind.

aus, nicht aber mit der ehrlichen und wahren Angabe, daß ihre Kunst unvermögend wäre, sondern unter dem erdichteten Vorgeben, z. E. bei Schwindsüchtigen würde für den magnetischen Arzt der Othem ansteckend seyn ꝛc. Außerdem verstecken sie sich in allerlei Schlupfwinkel, wie es gewöhnlich Stümper und Ignoranten machen. Z. E. es kann nicht allen geholfen werden; — gegen den Tod hat man kein Mittel; — nicht jeder Magnetiseur paßt sich für jeden Kranken ꝛc.. Man fühlt es deutlich mit mir, daß dergleichen Gemeinsprüche, weiter nichts, als ein blosser Schleier sind, den man der Wahrheit übern Kopf zu werfen gedenkt. Am folgenden Tage kam unsere Somnambüle in den Schlaf, so oft sie ihre Aesculap nur ansahe. Mit einer gewissen Eile und mit besonderem Eifer, legte ich ihr während des Somnambulism eine Frage vor, wodurch ich sie überraschte, und auf diese Weise bekam ich eine Antwort. Herr Waldt erschrack, und fiel ihr sogleich in die Rede, damit ich ihre Antwort nicht verstehen sollte. Legte ich ihr in der Folge Fragen vor, so war er mit der Antwort sogleich fertig, um sie dieser Gefahr nicht wieder auszusetzen. Ueberhaupt war der Schlaf heute viel merklicher, als gestern erkünstelt. Ich habe deutlich bemerket, daß sie kein schweres Gehör hatte. Sie vergaß sich um desto eher, weil ich aus gewissen Ursachen anfing, ihr interessanter zu werden. Ich sagte ihr, wie sich Waldt einmal wegwandte, Dinge vor, die man ungern einem keuschen gesitteten Ohr anvertrauet; ich redete dabei sehr leise; sie konnte aber das Lachen nicht verbergen, und knif ihre Lippen so merklich zusammen, daß W. in großer Verlegenheit gerieth, wie er zurück kam. In ihrem Schlafe konnte sie die gestrige Erschlaffung nicht so gut affektiren, auch nach dem Erwachen die Müdigkeit nicht so täuschend erdichten, vielleicht — weil ich ihre Einbildungskraft zu sehr gespannt hatte. Antworten, die zu ihrer Heilung dienen sollten, brachte

ſie auf die einfältigſte Weiſe an den Tag. Unter andern ſollte ein Aderlaß gerade auf Michaelis vorgenommen werden; jeder andere Tag — ſagte ſie — werde ihr großen Schaden bringen. Wie W. von ihr zu wiſſen verlangte: „an welchem Tage und zu welcher Stunde ſie wieder kommen würde?“ ſagte ſie: morgen, um 4 Uhr. Dieſe Stunde beſtimmte ſie täglich, weil ſie gar gut wußte, daß W. zu keiner andern in den Saal kam. Im Tage aber irrete ſie ſich diesmal, denn morgen war es Sonntag. Er fragte daher ſehr bedenklich: „Ob ſie ſich nicht irre, daß ſie morgen wollte magnetiſiret ſeyn?“ und hierdurch veranlaßt, beſtimmte ſie den Montag um dieſelbe Stunde.

Ich ließ mich nun noch ſelbſt magnetiſiren, und bewunderte dabei nichts, als die Geduld meines Magnetiſeurs. Er unternahm die Manipulation mit einer ſolchen Treue und anhaltendem Eifer, wie wohl wenig Geſchäfte vorgenommen werden. Mir wenigens würden von ſo viel Streicheln meine Arme einen Monat nachher noch wehe thun. Er fuhr obgleich ohne Erfolg, immer geduldig fort. Zuletzt empfand ich doch etwas, und zwar in ſehr ſtarkem Grade, nemlich — langeweile. Ich ſprang auf, und ging heim *).

Ich verlaſſe jetzt den Saal der harmoniſchen Geſellſchaft, weil die übrigen gemachten Bemerkungen nichts als Beſtätigung der ſchon niedergeſchrieben ſind, und ſie nun bei weitem mehr Unterhaltung dabei finden werden, wenn ich Ihnen meine eigene Geſchichte erzähle.

Mein vorzüglichſter Wunſch war, eine Hellſehende (claire voyante) zu ſehen. In die Societé kam jetzt

*) Nicht immer iſt der animaliſche Magnetismus ſo unwürkſam, als er bei mir war, am wenigſten beim andern Geſchlecht. Ein vornehmes Frauenzimmer aus Bern reiſete nach Strasburg, um ſich von einer Nervenkrankheit heilen zu laſſen. Ob dieſe geheilet wurde, weiß ich nicht. Aber den ſonderbaren Effekt hatte der Magnetismus gehabt, daß ſie ſchwanger nach Hauſe reiſete.

gerade keine. Um jedoch meine Absicht zu erreichen, suchte ich mir die Gunst einer der Herren Magnetiseurs zu erwerben, und dies geschah dadurch, daß ich einige Tage nach einander mich ans Baquet setzte, und mich mit dem erdichteten Vorgeben, daß ich starkes Kopfweh habe, magnetisirte. Im Grunde war meine Absicht, mit meinem gesunden Kopfe die Wahrheit zu erforschen. Mit dem Mitleiden des Magnetiseurs hatte ich auch sogleich seine volle Gunst gewonnen, denn er versprach: mich zu sich einzuladen, wenn seine Hellsehende zu ihm käme. Daß ich Arzt war, hatte ich ihm sorgfältig verborgen. Meine Einladung kam würklich an. Und wer war froher als ich. So wie ich ankam, fand ich die Somnambüle auf ihrem Dreifuße, um einen Hrn. von T. aus Bern Genesmittel und Zeit seiner Genesung vorzuschreiben. Von den verordneten Mitteln vernahm ich nur noch den Aderlaß, Bad und ein Purgiermittel, und dieß sind beinahe immer die einzigen Mittel gewesen, die ich bei den Verordnungen hörete, obgleich ich die Uebel und deren Ursachen sogar verschieden gefunden habe. Er ging mit Hofnung der Genesung vergnügt nach Hause, gab dem Magnetiseur für die Somnambüle Geld, welches er nicht ohne Geräusch in die Tasche steckte. Dies Geräusch benutzte hernachmals die Person, und sagte, wie aus prophetischem Geiste, daß sie wüßte: er habe Geld erhalten. Er verwies mich gleich triumphirend darauf, daß sie dies wisse, da sie doch nichts sehen könne. Ja er setzte hinzu, sie wisse gewöhnlich wie viel es sey, indessen hütete er sich doch wohl, sie die Probe in meinem Beisein machen zu lassen. Der erste Beweis des Weissagungsvermögens, der mir hier gegeben wurde, ließ sich also durch die Kraft, hören zu können, auflösen.

Nun kam an mich die Reihe. Die Somnambüle wurde gefragt: „Ob sie mir prophezeihen wolle?“ Ja! sie wolle es; nur solle ich warten, war die Antwort.

Dies war Klugheit, weil sie Zeit gewann, sich auf Antworten und Aussagen zu bedenken. Jetzt fieng der Magnetiseur an, mich zu manipuliren, um mich mit ihr in Rapport *) zu setzen. Zuerst sollte sie bestimmen, ob es zum Rapport nöthig sey, daß ich lange magnetisirt würde? Darauf verlangte sie, daß nur mein Kopf sollte gestrichen werden, weil der übrige Körper gesund sey. Dies war ein Beweis, daß sie mit dem Magnetiseur schon Abrede genommen, und war also der erste Irrthum. Denn mein Kopf war völlig gesund; hergegen hatte ich am übrigen Körper verschiedene Gebrechen. Ich litte nemlich an Hämorrhoiden und heftigen Schmerzen im Fußgelenke. Sie fuhr nun fort, und sagte: „Obgleich meine Kopfschmerzen groß seyn, so beste he doch mein Uebel in weiter nichts, als in einem Fluß, der sich nach und nach entsponnen habe, der mir aber im Alter schrecklich zusetzen würde.“ Hierdurch wollte sie Furcht erregen, um sich für ihre Hülfe eine desto größere Belohnung zu versprechen. Es folgten nun allerlei Anspielungen. Sie forderte z. E. Brod zu essen. Wie ihr dies herein gebracht wurde, wollte sie es nicht essen; nur der fremde Herr, sagte sie, möge ihr Brodt geben, sie dürfe es ihm, dem Magnetiseur, nicht berauben, denn in Frankreich sey es jetzt zu theuer; und doch bat sie sich nun gleich darauf bei ihm ein Abendessen aus. Es erhellet aus allem diesen deutlich, daß ihr Somnambulism, nebst dem Divinationsvermögen, aus Geldschneiderei entstand.

Die Verordnung gegen meinen angeblichen Fluß selbst, welche auch lustig genug heraus kam, lautet also: Erstens sollte ich alle Nacht ein Fußbad nehmen, das auf folgende Weise bereitet werden sollte: 3 Hände voll Heublumen (der Magnetiseur erklärte dies für Heusamen) 2 Hände voll Asche, und 3 rothe Zwiebeln, auf,

*) Die Art erzähle ich hier nicht, weil ich mit Recht voraussetze, daß sie durch die früher erschienenen Schriften bekannt ist.

deren jede 3 Kreuze eingeschnitten seyn müßten, sollten in hinlänglicher Zeit mit einem Schoppen *) Wasser gekocht werden. Der Magnetiseur fühlte mit einigem Schrecken das Mißverhältniß der festen Theile zu den flüßigen, und fragte daher schleunig: ob das würklich so ihr Wille wäre, daß es nicht mehr Wasser seyn solle? Sie widerrief daher, erst durch diesen Einwurf aufmerksam gemacht, ihren angegebenen Unsinn, und bestimmte nun so viel Wasser, als hinreichend sey, damit ein Fußbad herauskäme, das bis an die Knöchel reiche, dieses sollte ich mich so heiß bedienen, als ich es ertragen könnte, selbst wenn ich mich etwas verbrennte. Das Verbrennen harmonirte nun wohl eben nicht mit dem Vertragen, indessen kam es ihr auf solchen Widerspruch nicht so ganz genau an. Hier machte sie eine lange Pause, und ihre Weisheit schien erschöpft zu seyn. Der Magnetiseur ermahnte mich indeß, alles in einem feinen und andächtigen Herzen wohl zu verwahren. Darauf ermunterte er sie fragend, ob ich weiter nichts gebrauchen solle? Sie wollte was sagen, und obgleich sie auch die Sache nicht wußte, stellte sie sich, als könnte sie sich nicht auf den Namen besinnen. Endlich fragte sie: „Wie — es — doch — heiße?“ und weil es nun gerade dem Magnetiseur gefiel, Wachholderbeeren zuerst zu nennen, so betete sie gleich nach, und bestimmte: Wachholderbeeren! Was soll er mit diesen Wachholderbeeren, versetzte er weiter? Er soll sie stoßen in keinem metallenen Mörser, am besten in einem Stück alter Leinewand zerquetschen, dies müßte aber von keinem Manns- sondern von einem Frauenshemde seyn, und müsse dann vor den Kopf gebunden werden. Nach einer über das Quantum der Wachholderbeeren vorgelegten Frage, bestimmt sie; daß es gerade 100 Wachholderbeeren seyn sollten, es würde

*) Ein Schoppen hält zwei Pfund.

schaden, wenn nur eine mehr genommen würde, und fehlen dürften zum allerhöchsten 6 Stück. Läßt sich ein elenderes Weibergewäsch gedenken? Dabei sollte ich mich so fest im Bette verhüllen, daß ich hierdurch wie in einem Schwitzbade, schwitzte. Nachdem nun dieses Schweißmittel und das verordnete Fußbad 14 Tage lang fortgesetzt worden sey, sollte ich — so hieß ihr Rath ferner — einen Aderlaß und nach 3 Tagen ein Abführungsmittel aus 5 Loth Manna gebrauchen. Jetzt war sie mit ihren Verordnungen zu Ende, aber noch nicht mit ihren Absurditäten und Lächerlichkeiten, denn sie fing an die Verordnungen zu wiederholen, das gewöhnlich der Fall seyn soll; nun aber schadet ihr schlechtes Gedächtniß ihrem Divinationsvermögen, denn in der Wiederholung hatte sie nicht dieselben Proportionen. Drei Hände voll Heusamen waren jetzt nicht genug, sondern wenn Heilung erfolgen sollte, so müßten es 6 seyn, dagegen kam ich mit der Asche wohlfeiler zu, denn eine Handvoll trug das Ihrige bei, mein Kopfweh zu heben. Gottlob! daß ich ohne alle Asche und Heu vom Kopfweh befreiet war. Den Blutlaß hatte sie das erstemal auf beiden Füßen, und zwar zu verschiedenen Zeiten, ein schwaches und ein starkes vorgeschrieben, jetzt war sie nicht so blutdürstig — denn beide sollten schwach seyn. Dies war aber noch nicht das Einzige, wodurch sie bewies, daß auch sie irren könne. Ich ließ mich erkundigen (denn selbst darf man nicht fragen, oder bekömt doch keine Antwort) ob ich Taback rauchen dürfe? und weil ich diese Frage mit Eifer und Nachdruck vorlegte, so machte sie ihren Schluß, daß ich gern rauche, und erwiederte: „obgleich sie wüßte, wie sehr Taback zu schmauchen mein Lieblingsvergnügen sey, so könne sie mir doch durchaus nicht mehr, als ein Pfeifchen des Tages erlauben, durch mehrere würde ich mir sehr schaden.“ Hätte meine hellsehende Schöne doch so hell gesehen, daß mir auch ein ein-

ziges Pfeifchen Eckel und Erbrechen machte, so würde sie sich diese prophetische Schande ersparet haben.

Nun ließ ich auch Nachricht einziehen, ob mir Schnupftaback erlaubt sey? — so unrichtig ihre Antwort auch war, so gab sie diese doch nicht ohne Raisonnement, und eben dieses zeigt, auf welche Weise die Hellsehenden den Pöbel hintergehen. Sie wisse, sagte sie, daß ich den Gebrauch des Schnupftabacks erst angefangen, seitdem ich vom Kopfweh gefoltert würde, in der süßen Erwartung, mein Uebel zu mildern. Sie erschrecke aber, wenn sie die Folgen bedächte, und könne mir nicht einmal eine Prieſe zugeben. Hätte meine theilnehmende Hygea hell genug gesehen, um zu wissen, daß ich niemals Schnupftaback gebrauche, so hätte sie sich ihren Schreck ersparen können. Von Seiten der Claire voyante und des Magnetiseurs, wurden mir nun noch die festesten Versicherungen meiner Besserung gegeben, nur sollte ich keinen Punkt der Verordnung vergessen. Auch wurde ich ermahnet, die Geschichte meiner Genesung einzuschicken.

Das sind die Erfahrungen, die ich über den thierischen Magnetismus an der Quelle gemacht habe.„

Folgendes Verfahren, welches im Erzgebirge beobachtet wird, hat mit dem magnetisiren viel Aehnlichkeit. Wenn nemlich ein unbescholtenes Mädchen heirathet; so muß sie vor der Trauung und ehe sie zum Bräutigam kömt, von der Wehemutter, an den reizbaren Theilen ihres Körpers, sich streichen und reiben lassen. Dieß geschieht mehr als einmal, und zwar aus der Ursach, damit sie desto eher und leichter fruchtbar werde. Die Wehemütter verrichten ihre Operation auch nach gewissen Regeln, und in der Hauptsache findet man hier das Reiben und Streichen der Schenkel, des Bauchs, der Magengegend, der Weichen, und der andern empfindlichen Theile des weiblichen Cörpers. Dieser Gebrauch ist sehr alt, und unter den Bauern des Erzgebirges sehr gemein. Das

Berüh-

Berühren, Streichen und Reiben der Wehmütter, ſezt die Bräute ebenfalls in eine Art von Behaglichkeit, wie es bei den Manipulationen der ſogenannten Magnetiſation geſchieht. Dieſer Zuſtand von Behaglichkeit, in welchen ſich die Bräute ſollen verſezt fühlen, iſt übrigens eben ſo leicht und natürlich durch die einmal erzeugten Vorſtellungen zu erklären, welche dieſe ſich von ihrem künftigen Ehezuſtande oder von den Wirkungen der angeführten Prözedur gemacht haben.

1787. prellte ein Bauer in der Gegend von Waltershauſen, im Herzogthum Gotha, durch ſympathetiſche Kuren, wie er es nennte, wobei er ſich faſt derſelben Handgriffe bediente, wie die Magnetiſten. Er ſtrich ſeine Patienten auf dieſelbe Art, und hielt ihnen die Fingerſpitzen beider Hände entgegen, als lieſſe er eine gewiſſe Materie gegen ſie ausſtröhmen. Vorzüglich wollte er dadurch die Gicht curiren, und ein verſtändiger Mann erlaubte ihm, den Verſuch zu machen, um hinter ſein Verfahren zu kommen. Er verwunderte ſich über die Aehnlichkeit ſeiner Hokus Pokus mit der Magnetiſation, von welcher der Bauer nichts zu wiſſen ſchien, der vielmehr behauptete: die Kraft, die Gicht auf dieſe Art zu heilen, ſey ihm von Gott gegeben, und ſein Vater und Großvater habe ſie auch beſeſſen. Sie ſoll aber unwirkſam ſeyn, wenn er die Operationen nicht bezahlt bekommt, nemlich für ihn, für die Patienten iſt ſie es wol immer.

Eine von den Patientinnen des Magnetiſten Puiſegur ſah eines Abends, da der Mond ſehr helle ſchien, zufälliger Weiſe nach dieſem Planeten; „Ho Monſieur, rief ſie erſtaunt: der Mond hängt nicht mehr am Himmel feſt, ſondern ſchwebt ganz frei und iſt ſo groß wie eine Tonne. Nun ſo groß wie unſer Zimmer! Was iſt das, eine Schlange im Monde? nein, ein Bach — ich ſehe ſein Waſſer — nun iſt der Mond ſo groß als unſer Garten — Der Bach wird zu einem Fluſſe, zur Seine — nicht doch,

zum Meere. Ho Monsieur, ich sehe Schiffe wie unsere Caressen, Menschen mit Todtenköpfen, Städte. Der Mond ist so groß, daß ich ihn nicht übersehen kann.„ Endlich sieht sie sogar, daß die Mondsbürger ein groß-es Feu.r machen, und einen von ihnen hineinwerfen, Schildwachen herumstellen, und ihn nicht wieder herauslassen.

Aberglaube vor und bey der Geburt des Menschen.

Wenn eine Frau schwanger ist, darf sie kein unreines Wasser langen, noch in denselben arbeiten, sonst bekommen die Kinder grobe Hände — wenigstens wenn diese nachmals viel schwere Handarbeiten zu verrichten haben. Mit dem Vortuch, das sie trägt, darf sie nichts abwischen, sonst bekommen die Kinder grindige Köpfe und werden sehr ungestüm — wenn man sie unrein hält, und immer ihren Eigensinn überläßt. Trägt sie immer einen Blumenstrauß an den Busen, so bekommen die Kinder einen stinkenden Athem. Lüstet es ihr nach einem Fisch, so stirbt das Kind bald, oder die Entbindung erfolgt vor der Zeit — wenn es zutrifft. Auch soll es den Tod eines Kindes bedeuten, wenn die Mutter von einen todten Fisch träumt. Läßt sich der Kut (Schaaf weigerl) hören, so stirbt entweder das Kind oder die Mutter oder sonst jemand — freilich muß irgend einmal jemand sterben. Entwendet eine Mutter während der Schwangerschaft etwas, so kann das Kind dem Hang zum Stehlen sein ganzes Leben nicht wiederstehen — wenn ihn dieser Hang durch das fortgesetzte Beispiel der Mutter gegeben wird. Nach dem Untergang der Sonne darf eine schwangere Frau nicht trinken, sonst bleibt das Wasser ihr im Bauch bis zur Entbindung.

Bei der Niederkunft soll die Frau etwas von den Kleidungsstücken des Mannes anhaben, um die Geburt zu erleichtern. Wenn Weibsleute eintreten, während der

Gebährende noch in Kindsstuhl arbeitet, so müssen sie ihre Vortücher schnell ablösen, der Gebährenden ein Kreuz auf den Bauch machen, und dann ihre Vortücher umbinden, wenn sie ihr die Geburt beschleunigen, und sich selbst fruchtbar machen wollen. Dieß wird auch befördert, wenn unter den Rauch einige Spreissel von dem Besen gemischt werden, mit dem die Zimmer ausgekehrt worden. — Wenn das Kind abgenabelt wird, muß die Gebährende der Hebamme folgendes nachsprechen: „Mein Kind, jetzt schneid ich Witz und Sinn † † † „ Wie das Kind da ist, muß die Gebährerin dreimal in ein Zwiebelhaupt beissen, dreimal in Kindsstuhl aufgehoben und wieder niedergesetzt werden, wobei sie die Daumen einzuziehen und in jede ihrer Fäuste einmal zu blasen hat: Dieß befördert die Nachgeburt und hemmt die Wehen. — Die Nachgeburt muß unter einen grünen Baum eingegraben werden, damit die Gebährerin fruchtbar bleibt, und mit derselben ferner keinen Anstoß hat. Allen Anfechtungen vorzubeugen, muß eine Hose von Mann untergebettet werden. — Vor den Anfällen des Teufels sie zu sichern, darf sie nicht allein, um so weniger in der Dämmerung ohne Licht gelassen werden: wenn sie so furchtsam abergläubisch ist, daß sie Teufelserscheinungen und Einwirkungen von ihm glaubt und erwartet. — Während den sechs Wochen darf die Kindbetterin nicht spinnen, weil unsere liebe Frau nicht gesponnen. Geschieht dieß dennoch, so wird aus diesen Garn ein Strick für das Kind: wann aber gleich nicht aus diesem, doch aus andern Garn, sobald das Kind, nachdem es erwachsen ist, den Strick verdient. — Wird das Kind, wie es vom Mutterleibe kommt, in einen Pelz gewickelt, so bekommt es gekrauste Haare; und wird es dann mit der Nachgeburt abgewaschen, so verliehrt es die Mutterm hle: legt man in jenes Bad drei Pfenntge, so bleibt das Kind nie ohne Geld; eine Schreibfeder, so lernt es leicht; ein Ei, so bekommt es eine schöne Stimme. Die drei Pfennige und das Ei müssen dem ersten Bettler gegeben wer-

den. — Je kleiner der Krug ist, mit dem das Wasser zum Abwaschen bei einen Mädchen in die Wanne geschöpft wird, desto kleinere Brüste bekommt es. Sollte aber die Wanne unglücklicher Weise rinnen, so pissen die Kinder ihr ganzes Leben hindurch ins Bette. — Wie das Kind aus dem Bade gehoben wird, muß in dasselbe dreimal hinein gespukt werden, dann können böse Menschen dem Kinde nicht schaden. — Das Wasser ist denn eben so wie die Nachgeburt, unter einen grünen Baum zu giessen, so bleiben die Kinder stets frisch. Am dritten Tage nach der Geburt muß der Pathe oder die Pathin dem Kinde das Weinen dadurch abkaufen, daß sie ihn ein Stück Geld in die Wiege stecken. Hört das Kind dem ohngeachtet nicht auf, Kind zu seyn, und weint auch dem erhaltenen Gelde, so darf man nur drei Schlüssel in die Wiege einbetten, und das Kind weint die Nacht hindurch nicht: wenn es nemlich ruhig schläft. Hilft auch dieß nicht, so stellt man einen Leuchter vor das Fenster hinaus, über welchen man ein Unterlagtuch hängt, und ruft über dieses dreimal hinaus: „Mein Kind hat das Nachtgeschrei.„ — So lange die sechs Wochen währen, darf die Kindeswäsche nie über Nacht auf einer Stange hangen, sonst bekommt das Kind Reissen. Will oder kann das Kind nicht essen, so giebt man den Vögeln in der Luft oder einen schwarzen Hund ein Tractement, dann ißt das Kind: sobald es wieder gesund ist. Wenn das Kind im Sommer unter einem Gewitter schläft, so schlägt das Gewitter da nicht ein, wo es ist. — Der erste Gang mit dem Kinde muß in die Kirche seyn, damit es an die Andacht gewöhnt wird. Von da aus geht man zum Pathen, der Semmel, Eier ꝛc. geben muß. Mit dem Eiern wird dem Kinde das Zahnfleisch gerieben; dann bekommt es seine Zähne leicht. Dieß soll auch dadurch befördert werden, daß man demselben auf der Stelle eine Ohrfeige giebt, wenn man den ersten Zahn sieht. — Bevor die Kindbetterin nicht eingesegnet ist, darf sie sich selbst kein Kreuz machen, weil

sie nicht in dem Stande der Gnade ist. Dafür aber macht ihr eine andere k. einal eins, und das ist desto bewährter. — Zu dem Einsegnen darf weder Mittwoch noch Freitag gewählt werden; denn weil man am diesen Tagen meistens Deliquenten abthut, so glaubt man ist nichts natürlicher, als daß in solchen Falle das Kind in die Hände des Scharfrichters fällt. — Trägt die Kindbetterin nach überstandenen Wochen, ihre Kleider alle auf einen Ort zusammen, die sie zur feierlichen Einsegnung anzieht, so bleibt das Kind sein ganzes Leben hindurch ordentlich: wenn man es dazu gewöhnt. — Steigt die Einzusegnende, bevor sie ausgeht, über den Besen, so bekommt sie keinen Vorfall. — Ist die Person, welche an der beim Einsegnen gebrauchten Kerze zuerst anzündet, eine Mannsperson; so wird das folgende Kind ein Knabe, beim Gegentheil ein Mädchen. — Legt die Eingesegnete beim Ausziehen ihre Kleider auf das Kind, so wird das Kind immer schöne Kleider haben. — Eine Sechswöchnerin gehe nicht in das Brauhaus, weil sonst das Bier umschlägt; nicht an den Brunnen, weil sie das Wasser trübe macht; nicht in den Weinkeller, weil der Wein verdirbt; nicht in das Backhaus, weil das Brodt umschlägt; verschneide sich das Haar nicht, und lasse es sich nicht kämmen oder frisiren, weil die Haare im ersten Fall nicht wieder wachsen, und im letzten ausgehen. — Soll ein Nußbaum sehr fruchtbar werden, so soll eine schwangere Frau zum erstenmal die Nüsse herunter thun. — Wenn eine Kindbetterin stirbt, so muß man ihr Scheere, Nadelbüchse, Zwirn und Fingerhut mitgeben, sonst kommt sie und holts. — Wenn eine schwangere Frau eine Wäsche macht, und sie kehrt gleich nach derselben die dabei gebrauchten Gefässe um, so bekommt sie eine leichte Niederkunft: denn wenn sie dieß und alles andre zum Hauswesen gehörende in Ordnung hat, so darf sie sich bei ihrer Niederkunft weniger darum bekümmern; und kann ruhiger seyn. — So lange eine

Frau im Kindbette liegt, darf ja nichts, es sey was es wolle, aus dem Hause geliehen werden; denn in dieser Zeit haben die Heren Gewalt darüber. Dieß mag ursprünglich daher rühren, daß man nicht gern etwas ausgeliehenes vergessen lassen wollte, welches zu der Zeit, da die Frau im Hause im Wochenbette liegt, leicht geschehen kann. Wenn jemand nach dem Befinden der Kindbetterin und des Kindes fragen läßt, so muß diejenige Person, welche die Antwort ertheilt, allemahl dazu sagen: „Gott wolle sie behüten und bewahren;„ Es könnte leicht seyn, daß die fragende Person eine Here wäre, und die wird auf diese Weise entwafnet. — Wenn in dem Zimmer, in welchem eine Kindbetterin liegt, über die Stubenthür ein Messer angesteckt wird, in welchen 9 Kreuze eingegraben sind, so kann die Frau nicht behext werden. Will die Frau, die eben ihre Wochen endigt, wissen, ob sie das nächste mal einen Knaben oder ein Mädchen gebären werde, so gebe sie nur acht, was ihr bei ihren ersten Ausgang in die Kirche begegnet. Ists eine Mannesperson, so kriegt sie gewiß einen Knaben; begegnet ihr zuerst ein Frauenzimmer, so kann sie mit eben so großer Zuversichtigkeit auf ein Mädchen rechnen. — So lange eine Frau Kindbetterin ist, darf man des Nachts, wenn jemand an die Thür klopft, nie eher aufmachen, als bis man dreimal gefragt, wer da sey, und dreimal Antwort erhalten habe. Und warum das? darum weil eine Here nicht dreimal antwortet. — Glaubt eine Kindbetterin von Heren beunruhigt zu werden, so stecke man oben ins Bett oder in die Wiege einen Degen oder ein Messer so, daß die Spitze hervorragt, damit die Unholdin, wenn sie über die Frau oder das Kind herfallen will, darein fallen möge. — Eine schwangere Frau, die einem Pferde unter dem Hause wegkriecht, muß ein Jahr tragen, dadurch aber kann sie dieß verhindern, daß sie ein Pferd aus der Schürze fressen läßt. — Hat die Mutter während der Schwangerschaft besondere Gelüste, so muß

sie die Nägel an den Fingern oder das Firmament ansehen, oder an einen gewissen Ort an sich greifen, damit das Kind, wenn es hierdurch ein Maal bekommen sollte, dasselbe da kriege. — Wenn eine Sechswöchnerin einer Leiche folgt oder etwas schwarzes trägt, so wird das Kind furchtsam. Wenn in der Oberlausitz eine Sechswöchnerin begraben wird, so giebt man ihr in die eine Hand einige Stücken Geld, welche das Opfer heissen, und so viel ausmachen, als sie dem Pfarrer, Cantor und der Armenbüchse beim Kirchgange gegeben haben würde, etwa 2 Groschen und 2 einzelne Kreuzer — sonst kann die Verstorbene nicht ruhen. In die andere Hand bekommt sie ein Buch von Holz oder weissen Papier. In einigen Dörfern soll man sogar, bis die 6. Wochen um sind für die Verstorbene Mittags und Abends ein Schüsselchen und einen Löffel aufs Bett legen, damit sie, wie man sagt, ihr Recht haben und ruhen könne: gleichsam als ob man glaubte, daß sie unsichtbar da seyn und essen könne.

Auf die Meinung, daß das, was man dem Todten von einem Lebendigen mitgiebt, im Grabe noch auf diesen wirken könne, läuft folgende Geschichte aus. Im Jahr 1786. starb in Schneeberg, einer Stadt in Erzgebürge, ein Jüngling von 16. Jahren, der Neigung und Talent zum Studiren zeigte, und wegen seines Fleisses und seiner guten Aufführung sehr beliebt war. Er starb an der Auszehrung, und man schrieb die Ursach seines Todes folgendem Umstande zu. Seine Schwester war einige Monate vorher ebenfalls an der Schwindsucht gestorben. Damit diese nach dasiger Sitte, als Jungfer im Tode ordentlich frisirt werden könnte, schnitt sich der Bruder einen Theil seiner Haare zur Unterlage für sie ab. Nun zehrte er sich auch aus, und ohngeachtet seiner Jugend that die Hülfe des Arztes doch keine Wirkung. Der Umstand mit dem Haarbüschel wurde erzählt; jemand rieth, man solle das Grab öfnen, und der Leiche die Haare des jungen Menschen wie-

der abnehmen und in fliessendes Wasser werfen. Dieses geschah; aber er muste doch sterben; und nun sagte man, es sey zu spät geschehen.

Aber vernünftiger Weise hätte erst von sachkundigen Aerzten genau untersucht werden müssen: 1) ob der junge Mensch nicht schon vorher eine Anlage zur Auszehrung gehabt, die durch den Umgang und die Ausdünstungen der kranken Schwester, vielleicht auch durch übertriebenen Fleiß im Studiren befördert worden? 2) ob er sich während der Krankheit seiner Schwester immer so weit von ihr entfernt gehalten, daß er nicht habe angesteckt werden können; da bekanntlich die Schwindsucht ansteckend ist? 3) ob er vielleicht selbst von der unwahrscheinlichen Einbildung, daß seine von ihm so weit entfernten Haare auf seinen Körper zurückwürken könnten, angesteckt gewesen sey: indem dergleichen Phantasien auch den gesundesten durch ein schleichendes Fieber auszehren und tödten können? Wenn von diesen drei möglichen Fällen das Gegentheil bewiesen ist: dann ist es erst der Mühe werth zu fragen, ob der Umstand mit den Haaren die Ursach seines Todes gewesen seyn könne; und auch dann noch lassen sich viele Ursachen denken, die mehr Wahrscheinlichkeit haben, als diese.

Keine schwangere Frau soll unter der Wagendeissel hinkriechen, weil sonst das Kind in die Hände des Scharfrichters geräth.

Wenn eine Frau unfruchtbar ist, und keine Kinder mehr kommen, so soll man sie mit dem Tischtuch werfen, dessen man sich bei der ersten Taufmahlzeit bedient hat.

Ein Kind, das am Sontage während dem Gottesdienst gebohren ist, stirbt entweder bald, oder kann Gespenster sehen.

Man soll ein Kind unter einem Jahre nicht beregnen lassen, weil es sonst Sommerflecken bekommt.

Damit die Kinder ruhig schlafen, lege man die Bibel, ein Gesangbuch oder sonst ein geistliches Buch zu ihnen in die Wiege.

Aberglaube beim Gevatterstehen und beim Taufen.

Die Butterbüchsen pflegen bei Tauf- und Hochzeitmalen aufgeschnitten zu seyn, und zwar, um die Junggesellen vor dem sogenannten Korb zu bewahren. Man macht sich aus dieser Ursach wol gar Bedenken, eine unangeschnittene Butterbüchse anzuscheiden.

Wenn die Gevattern ein Kind zur Taufe tragen, sollen sie beim Herausgehen aus der Stube oder dem Hause sagen: Einen Heiden bringen wir hin und einen Christen bringen wir wieder: — als wenn neugeborne Christenkinder Heiden wären. Wenn sie an dem Tage, an welchem sie ein Kind zur Taufe heben, frische Hemden anziehen, so kann keine Hexe dem Kinde beikommen. Dieß fodert freilich schon der Anstand. Wenn sie nicht vor der Taufe noch das Wasser abschlagen, so lernt das Kind in der Folge das Wasser nicht halten. Diese Vorschrift ist vielleicht deswegen gegeben, damit die Gevattern während der Taufhandlung nicht beunruhigt oder gar genöthigt werden, sie zu unterbrechen.

Wenn die Pathen bei Taufmahlzeiten nicht von allen Gerichten essen, so wird das Pathgen dadurch verwahrlost, und bekommt einen Abscheu an diesen Speisen. — Wenigstens wird der Vielesser seine Unersättlichkeit damit entschuldigen.

Ein Kind, das zulezt nach der Taufe nicht den Seegen des Predigers bekommt, stirbt entweder bald, oder kann Gespenster sehen. Wie manches unangenehme für Eltern und andre hat auch dieses Vorurtheil veranlaßt! Ein reformirter Handwerker heirathete eine lutherische Frau, und ihr erster Sohn wurde nach Landesgebrauch von dem reformirten Prediger, und zwar in der Kirche getauft. Weil es nun an dem Orte bei den reformirten nicht üblich ist, daß ein

Täufling nach der Taufe den Seegen bekommt, so wurde dieser bei den Lutheranern herrschende Gebrauch auch nicht vollzogen. Darüber wurde der Vater entrüstet, und sagte, als er zu Hause kam, seiner Frau, sie sollte nicht erschrecken. Ihr Kind wäre zwar getauft, aber das wichtigste, der Seegen sey dabei vergessen. Die Wöchnerin konnte sich bei dieser Nachricht kaum zufrieden geben, wurde über das traurige Schicksal des in ihrer Meinung unglücklichen Kindes heftig betrübt, und von einer unvernünftigen Hebamme in ihrem abergläubischen Wahn bestärkt, äusserst unwillig auf den Prediger, der denn genug zu thun hatte, um sie durch vernünftige Vorstellungen zu beruhigen.

Aberglaube beim Sterben und Begrabenwerden.

Wenn die Eule mehrere Nächte hinter einander an demselben Orte schreit, so sagt man: die Wehklage läßt sich hören; und der abergläubische Haufe, wozu sich mancher frisirter Kopf gesellt, zittert.

Wenn die Klocke während der Zeit schlägt, da in der Kirche der Seegen gesprochen, oder die Betklocke geläutet wird, oder wenn mehrere Uhren zu gleicher Zeit schlagen, so stirbt jemand. Dem Todtengräber soll die Haue rumpeln, wenn er ein Grab zu machen bekommt. — Wenn ein Maulwurf in der Stube aufwirft (welches auf dem Lande in den untern Stuben zuweilen geschieht, wenn sie nicht gedielet sind) so stirbt die Grosmutter: die freilich, weil sie alt ist, vor andern den Tod am sichersten erwarten kann. — Wenn einem beim Waschen die Hände nicht mehr rauchen, so soll dies den Tod anzeigen. Es kommt dabei aber blos auf die Menge der Feuertheile im Körper und in der Luft an. Sind die Hände sehr warm, und das Wasser, womit man sie wäscht, so wie die Luft

kalt; dann dampfen aus natürlichen und bekannten Gründen die Hände. Ist aber der Kö per weniger, und die Luft ganz warm, so geschieht dieß auch bey dem gesundesten nicht Es verhält sich damit eben so, wie bei dem Oden, der wenn die Luft warm ist nicht gesehen werden kann; wenn sie aber kalt ist, sichtbar wird: dann im ersten Fall dehnt die warme Luft die kleinen Wasserbläschen, woraus so wol der Oden als die Dämpfe von der gewaschenen Hand besteht — so aus, daß sie nicht gesehen werden können. Im andern werden diese durch die Kälte so zusammengedrückt, daß sie nun sichtbar sind. Wie könnte man also hiebei eine Anzeige des Todes finden?

Wenn der Unke d. i. Erdhuhn oder Hausotter aufwühlt, soll das Jahr einer aus dem Hause sterben: der ohnedem auch gestorben seyn würde.

Wenn die Kinder Gräber machen und begraben spielen; so stirbt bald jemand.

Stirbt ein Weinhändler, so klopft man an die Fässer und sagt dabei die Worte: der Herr ist todt. Stirbt ein Bauer, der Bienen hat, so wird, so bald der Athem aus ihm ist, jemand abgeschickt, der den Bienen den Tod verkündigt. Menschen und Vieh müssen gleich geweckt, und des Verstorbenen Geräthschaften in Bewegung gesetzt werden, weil sonst Menschen und Vieh auch bald sterben, und die Geschäfte einen unglücklichen Fortgang haben. Ein Schmid starb in der Nacht. Die Frau ließ gleich alle Hausgenossen wecken. Die Gesellen mußten auf den Ambos klopfen, die Werkzeuge durch einander werfen und sprechen: der Herr ist todt. Darauf wurde jemand in die Viehställe geschickt, der die Kühe, Schafe, Schweine u. s. w. aus dem Schlummer wecken, und ihnen jene Worte zurufen mußte. Schade, daß diese Thiere kein Gegencompliment machen konnten! — Stirbt ein Kind, so besucht es nach dem Tode den, den es am liebsten hatte.

Ursprünglich mag die Gewohnheit, gleich nach dem Erblassen jemands die Fenster zu öfnen, dem vernünftigen Grund gehabt haben, den ungesunden Dünsten in der Krankenstube Luft zu machen. Man schob aber in der Folge eine andre Ursach unter. — Auf Hünerfedern kann kein Kind ruhig sterben: wenigstens nicht ruhig schlafen, wenn sie nicht gehörig gerissen sind. Hünerfedern nimmt man auch darum nicht gern in die Betten, weil sie Feuchtigkeiten anziehen, und sich daher leicht zusammenballen. Sie geben also weder ein gesundes noch sanftes Lager. — Sehr gemein ist das Vorurtheil, daß der sterbe, der sein Testament gemacht habe, und sehr schädlich. Denn wie oft geschahe es, daß der, der den Tod so ängstlich scheuete, nur darum nichts that, was auf Vermeidung von Familienunordnungen und Zwist, der über den Nachlaß manchmal entsteht, abzwecken konnte, weil nach gemachtem Testament den Tod für unvermeidlich hielt. Freilich ist es sehr oft der Fall, daß der, welcher bei gesunden Tagen nicht daran dachte, seine irdischen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und es dann erst beginnt, wenn der Tod ihm aller Wahrscheinlichkeit nach, schon sehr nahe ist, nun wirklich stirbt; aber was ist erklärlicher als dieß! Wahr bleibt es dabei allerdings, daß jenes Vorurtheil da wo es einmal haftet, eine Mitwirkung zum Tode seyn kann.

Wenn der Todte rothe Lippen hat, hohlt er einen aus der Familie nach; wenn man gleich die Zeit nicht weiß, da dieß geschehen wird, oder wie man viel vernünftiger sagen sollte, wo einer aus der Familie aus natürlichen Ursachen sterben wird.

Die Hunde, welche wie bekannt, einen starken Geruch haben, wittern die Ausdünstungen des Todtkranken, und können daher eben so wol als die Eulen, Todesverkündiger seyn. Dieß ist aber nicht immer der Fall; denn sie heulen auf manche andre Veranlassung.

Giebt man einen Todten ein Schächtelchen mit Schwaben (schwarze Käfer) mit ins Grab, so bleiben sie alle weg. Giebt man ihn drei Wanzen mit in den Sarg, so werden dadurch die Wanzen aus dem Hause vertrieben — alle gewiß nicht, aber doch diese drei.

Der Mensch hat keine Ruhe im Grabe, wenn die Versprechungen, die er in seinem Leben gethan hat, nicht erfüllt werden. Ein protestantischer Müller wohnte im Kirchsprengel eines katholischen Pfarrers. Bei einem Besuche, den letzterer bei dem Müller machte, versprach dessen ebenfalls protestantische Frau, ihm ein schönes Meßgewand zum Geschenk zu machen. Der Müller zog bald darauf von dem Orte weg, ohne daß seine Frau ihrem Versprechen ein Genüge geleistet hatte. Einige Monate darauf starb sie. Der Mann dachte nun wol an die von der Verstorbenen gethane Zusage, hatte auch die Absicht, sie zu halten, immer aber verging ein Tag nach dem andern, ohne daß etwas geschah. Endlich erscheint ihm nach seiner Aussage des Nachts seine verstorbene Frau, und zupft ihn einigemal an dem Finger. Sogleich erinnert er sich an das Meßgewand, und um seiner Frau Ruhe in der Gruft zu verschaffen, läßt er schnell eins verfertigen, und bringts dem Pfarrer zum Geschenk. Der gute Mann mag sich des Abends mit dem Gedanken an seine verstorbene Frau zu Bette gelegt, sich auch wol an ihre Zusage erinnert und gedacht haben, wie unverantwortlich es sey, wenn er die Schuld auf sich hätte, daß ihre Gebeine nicht im Frieden ruhten, und darauf um so lebhafter geträumt haben, je stärker das Vorurtheil bei ihm eingewurzelt war, und je schauderhafter der Gedanke ist, eingeschlossen in der Erde sich im Sarge zu wälzen. — Der Tischler darf, wenn er am Sarge arbeitet, nicht abbrechen, wenn der Todte ruhen soll: denn wenn er das oft thun wollte, so würde der Sarg nicht sobald fertig, und die Beerdigung aufgeschoben werden.

Wer in einen Sarge schläft, der bekommt eine Ohrfeige, oder wird gar heraus geworfen: Von wem könnte das anders geschehen, als von dem Todten, für welchen der Sarg bestimmt ist; sagt der Abergläubische. — Wer aber so etwas nothgedrungen, und völlig entfernt von irrigen Meinungen, thut, der wird ungestört schlafen. Der Vorwitzige und wirklich Furchtsame wird durch Träume und jedes Geräusch erschreckt werden; oder wenn andere durch veranstaltete Spukereien ihn beunruhigten, glauben, der Geist habe das gethan.

Grosse Einbildungskraft hat schon zu wege gebracht, daß der Hinterlassene geglaubt hat, Peinigungen von dem Todten zu fühlen.

Man gebe den Todten nichts von einem Lebenden mit ins Grab, besonders wenn Schweiß darin ist, sonst muß der Lebende, so wie das Stück im Grabe fault, nach und nach elend werden, und ohne daß ihn von einem Arzt geholfen werden kann, sterben. Man will dieß aus Sympathie erklären, und erzählt vielerlei Geschichten, welche die Sache beweisen sollen; Schlägt die grosse Klocke an, so stirbt ein Erwachsener; wenn die mittelste, ein junger Mensch; und wenn die kleine anschlägt, ein Kind. — Wenn gegen Abend geläutet wird (denn auf vielen Dörfern geschieht dieß zu keiner bestimmten Zeit) so stirbt bald jemand.

In Kalbe, einer Stadt in Herzogthum Magdeburg, war der Kutscher eines dasigen Rittmeisters dem Trunke etwas ergeben. Seiner Frau wird von klugen Leuten gerathen: sie solle ihm Wasser eingeben, das zum Waschen einer Leiche gebraucht worden, um ihn den Trunk abzugewöhnen. Sie thut es, und da ihm nach dem Genusse desselben ekelt; so forscht er nach und erfährt den ihm gespielten Streich. Er wird nun mistrauisch gegen seine Frau, fürchtet, sie habe ihn vergeben wollen, und möge es noch thun, und hat sich ganz von ihr getrennt, so daß dieser

Aberglaube die ganze Haushaltung zu Grunde nichtet. Einfältige Leute in jener Gegend wollen auch vermittelst des Tuchs, womit der Todte abgewaschen ist, gewisse Krankheiten curiren, und verbreiten vielleicht dadurch die Krankheit, welche der Todte gehabt hat.

Aberglaube bei Trauungen.

Viele lassen sich am Fleischtagen copuliren, um es immer gut zu haben. Wenn sie darin ihr Glück setzen, daß sie immer gut zu essen haben; so möchte es ihnen am Ende, wenn sie auch im übrigen nicht gut haushalten doch nicht wohl gehen; denn nur bei Sparsamkeit und zweckmäßiger Eintheilung und Beachtung alles dessen, was man hat, kann das Ende gut seyn. Verlobte dürfen am ersten Sontage ihres Aufgebotes nicht in der Kirche gegenwärtig seyn, nicht weil es Unglük nachzieht, sondern weil da gewöhnlich aller Augen auf sie gerichtet sind. — Gehet die Braut zum Altar, um sich trauen zu lassen, so müssen die beiden sogenannten Brautmütter zusammrücken, damit der Platz, auf welchem die Braut gesessen, nicht kalt werde; denn sonst würde die Liebe zwischen ihr und den Bräutigam auch erkalten. — Begegnet einem zur Trauung gehenden Paar zuerst ein Mädchen, so soll das erste Kind eine Tochter, und im Gegentheil ein Knabe seyn. Begegnet ihm aber ein Knabe und ein Mädchen zugleich, so werden es Zwillinge. — Der Bräutigam darf sich auf dem Wege nach der Kirche nicht nach der Braut umsehen: denn wenn das Zurücksehen ein Zeichen der Reue wär, so könnte freilich eine unglückliche Ehe die Folge seyn. Der, welcher von dem Brautpaar, indem sie nach der Kirche gehen, sich nach dem andern umsieht, stirbt bald. Am Hochzeittage müssen sich die Braut und der Bräutigam über das Kreuz waschen, damit sie in ihrem Ehestande nicht beschrien werden.

Braut und Bräutigam sollen den Abend vor der Trauung bei einander schlafen, wenn sie einander bald gewohnt werden, und lange zusammen leben wollen. Sie müssen am Hochzeittage, ehe sie in die Kirche gehen, nicht unter die Dachtraufe treten, sonst werden sie behext. Daher geht der Bräutigam gemeiniglich schon des Tags zuvor in der Braut Haus und geht vor dem Kirchgang nicht mehr aus demselben.

Die Hexen schleichen zwischen die Brautleute ein, und machen, daß sie keine Kinder bekommen.

Trägt es sich bei einer Trauung zu, daß ein Grab offen ist, so kommt es darauf an, ob eine Ehefrau, Ehemann oder Kind begraben werden soll. Im ersten Fall wird der Bräutigam ein Witwer; im zweiten, die Braut eine Wittwe; und im dritten erziehen soche Eheleute zwar Kinder, aber sie sterben bald wieder. — Wenn ein Paar getrauet worden ist, so muß von dem Hochzeitbrodt und Semmeln etwas aufgehoben werden, damit die Eheleute keinen Mangel in ihrer Nahrung haben. Freilich haben sie auf diese Art allemal Brodt vorrätzig.

Trägt die Braut bei der Trauung von dem Bräutigam ein Hemde am blossen Leibe, bekommt sie bei der Trauung die Hand oben, oder setzt sie bei der Trauung den einen Fuß vor; so bekommt sie die Oberhand über den Mann.

Wer von neuen Eheleuten zuerst aus dem Bette steigt, der muß auch zuerst sterben.

Das Brautbett wird mit Zuziehung der Pathen weiblichen Geschlechts vorgerichtet, das Stroh blos einzeln hineingelegt, und genau Acht gegeben, daß niemand, ausser Eltern, Pathen und nächste Anverwandte in die Brautkammer kommen. Auch darf bei Zurichtung des Brautbettes nicht darauf geschlagen, sondern es muß nur sanft gestrichen werden, ausserdem bekommt die Frau Schläge. Gemeiniglich wird es, oft mit geborgten Betten, hoch aufgebaut,

gebaut, und daher ist es sehr leicht, daß ein Kopfküssen herausfallen kann. Erfolgt nun dieses, so muß der, welcher darauf gelegen, zuerst sterben. — Brautleute sollen nicht die ersten Tage, in der Woche einziehen, sondern die leztern Tage, dann werden sie reich und glüklich. — Wenn es bei ihren Einzuge regnet, dann werden sie reich.

Aberglaube beim Abendmal- und Kirchengehn.

Verlangt ein Kranker nach empfangenen Abendmal zu essen, so stirbt er; wünscht er aber zu trinken, so kommt er wieder auf.

Wenn in der Kirche für einen Kranken gebeten wird, und es herrscht eine völlige Stille, so stirbt er; husset aber nur jemand, oder entsteht sonst ein Geräusch, so bleibt er am Leben.

Von Propheten und Wahrsagern.

Die Ursach, warum man andern Menschen oft Kenntnis des zukünftigen zutraut, liegt wol darin, daß der Mensch von Erde, überhaupt so stolz ist, sich einzubilden, der Schöpfer habe, ausser den mannigfaltigen und zu seinem Wohl hinlänglichen Kräften des Leibes und der Seele, die er ihm schenkte, auch noch eine Menge unsichtbarer Wesen und Kräfte ihm unterwürfig gemacht; welcher Stolz denn der Faulheit, die Kräfte, die er hat, anzustrengen, gar nicht zu statten kommt.

Aber es läßt sich nicht anders erwarten, daß in der Welt alles natürlich zugeht, wenn man bedenkt, daß sie einen höchst weisen Urheber hat, der in der Wahl seiner Zwecke und Mittel nicht irren konnte; also auch nicht nöthig haben wird, an seinem schönen Werke zu flicken und zu repariren. Ziehen, weiland Superintendent in Zellerfeld, berechnete aus dem Buch Chevilla, das aber

niemand kennt, ein Erdbeben, das zwischen 1779 und Ostern 1780 Deutschland von allen angrenzenden Reichen: Böhmen, Mähren, von den Alpen, von Frankreich und den Niederlanden abbrechen sollte. Ein Erdbruch sagte er, würde mitten durch den Bodensee gehen, der mittägige Theil von Europa von dem mitternächtlichen trennen, den Rhein und andre Flüsse verschlingen. Das Wasser im Canal zwischen England und Frankreich, und in der Nordsee würde so niedrig stehen, daß die Schiffe auf dem Grunde würden sitzen bleiben. Auf dem festen Lande würden sieben tausend Ortschaften mit Mann und Maus untergehen. Die weiteste Zeit setzte Ziehen auf Ostern 1786 die Erderschütterung werde aber auf dem Harz am wenigsten empfunden werden, weil das Harzgebürge gleichsam der Grundstein sey, worauf die ganze Erdscholle, die Deutschland in sich begreife, ruhe. — Das alles wisse er, wie er sagte, untrüglich aus jenem göttlichen Buche, und aus dem neu von ihm beobachteten Sinken der Erdfläche, welches sich durch das Herbergehen des Sterns, welchen die Gelehrten Capella nennen, offenbahre. Diese Entdeckung machte er der Regierung kund, bekräftigte die vermeinte Wahrheit derselben mit einem Eide, und machte sie in Schriften öffentlich bekannt. Er entging der besten Widerlegung durch den Tod; denn er starb im Mai 1780. In den Bergkalender, der jährlich in der Bergstadt Clausthal erscheint wurde das vornehmste aus der Ziehenschen Prophezeihung eingerückt, und er wurde deshalb begierig gekauft, und gelesen. Die Prophezeihung wurde ins Pohlnische ꝛc. übersetzt, und verbreitete Schrecken überall. An einigen Orten wollte man schon unterirrdische Dämpfe aus Rissen der Erde haben emporsteigen sehen. Mehrere Handwerker legten im Ernst ihre Handthierung nieder, um sich zu ihrem bevorstehenden Ende zu bereiten. Tausende brachten vor Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, die Nächte Schlaflos zu. Ein Tagelöhner, sonst

ein ordentlicher Mann, kam zu dem Gutsbesitzer, und bat um drei Thaler Lohn, die er bei ihm stehen hatte, um sie in der kurzen Zeit bis zum großen Erdbeben noch mit seiner Familie aufzuzehren. Wer weiß auch, wie manches Kind durch diese, auf einer völlig grundlosen Vorhersagung beruhende Furcht der Mütter, vor und während der Geburt ums Leben gebracht worden ist.

Es ist wahr, daß die Kapella immer höher gegen Mitternacht zu rücken scheint, und die Gelehrten haben sogar ausgerechnet, daß dieses Fortrücken jährlich fünf Secunden beträgt. Nun meinte Zihen, die Sterne müßten immer auf einem Fleck, wie angenagelt, stehen bleiben. Man muß aber wissen, daß nicht nur die Kapella, sondern noch viele Sterne mehr ihre eigene besondere Bewegung haben. Andere Sterne rücken im Gegentheil von Norden nach Süden. Der Pfarrer Lavater in Zürch predigte wider Zihens Prophezeihung, und empfahl unter andern den Grundsatz: „Immer weniger für sein Schicksal, und immer mehr für seine Pflicht besorgt zu seyn.“ welches gar eine treffliche Regel ist. „Was unterscheidet, sagte er, den Weisen und den Thoren? Der Thor bekümmert sich um sein künftiges Schicksal, und nicht um seine gegenwärtige Pflicht: der Weise ist immer treu seiner nächsten Pflicht, und ruhig in Ansehung seines künftigen Schicksals. Hieran prüfe deine Weisheit oder Thorheit! Je mehr du dich bemühst zu thun, was du thun, zu unterlassen, was du unterlassen sollst: desto weniger darfst du um dein künftiges Schicksal besorgt seyn. Deine Pflicht ist deine — dein Schicksal Gottes Sache. Gott wird an sich nichts fehlen lassen: wenn du nichts auf deiner Seite fehlen lässest.“ — Die Wahrsager haben oft einen Spiegel, worin man den sehen kann, der z. B. etwas gestohlen hat; nur darf dieser noch über kein Wasser gegangen seyn, sonst ist die Kunst am Ende. Aber leicht kann man sich einen solchen Zauberspiegel selbst machen.

Man bereitet eine achtseitige Walze, so groß, daß man ein erhabenes Menschengesicht auf jeder Seite anbringen kann. Diese Walze wird in einem Schranke, der mehr als Manns hoch ist, so befestiat, daß man sie von aussen umdrehen kann. Oben in den Deckel des Schranks wird ein Loch gemacht, daß man sie von aussen umdrehen kann. Nun hängt man über den Schrank einen großen Spiegel so, daß man ihn auf- und niederziehen kann. Der Fragende ist vorher schon ausgeforscht, auf wen man wol den Verdacht des Diebstahls geworfen habe. Nachdem nun dieses eine junge oder alte Person, vom männlichen oder weiblichen Geschlecht ist, dreht man eins von den auf der Walze befindlichen Gesichtern vor das im Schrankdeckel befindliche Loch. Der Spiegel wird unterdessen so weit hinuntergelassen, daß sich dieses Gesicht darin zeigt. Während dessen wird die fragende Person durch Gespräche unterhalten, damit sie das Kunststück nicht merkt. Wenn sie dann wieder in den Spiegel sieht, und statt ihres Gesichts ein anderes erblickt, so macht die Bestürzung, und das feierliche Weisen des Lügenpropheten, daß sie die Person zu sehn glaubt, auf die man schon vorher den Verdacht geworfen hatte, sie mag schuldig seyn oder nicht. — Wie oft lassen sich auch verständige Leute von Wahrsagern zu thörichten Handlungen verleiten! In einer gewissen Obersächsischen Stadt starb der Superintendent. Ein anderer Geistlicher, der allgemein für einen vernünftigen und gelehrten Mann gehalten war, hatte große Lust, sein Nachfolger zu werden; welches ihm auch nicht übel zu nehmen war. Zu diesem kam eine Frau, die zuweilen Anfälle von Wahnsinn hatte und machte ihm den Antrag: „wenn er Superintendent werden wolle, so müsse er sich mit ihr in die Kirche begeben, dreimal um den Altar und den Taufstein herumgehen, und erst allerlei Ceremonien mit ihr machen.“ Zur Bestätigung ihres Superintendentur-Recepts sagt sie ihm, daß sie eben dieses Mittel dem verstor-

benen Herrn Superintendent angerathen habe, um ihm zu seiner Genesung zu verhelfen. Er habe es aber in den Wind geschlagen, und eben darum habe er sterben müssen. Der Mann mogte nun denken: es sey ein unschuldiges Mittel; helfe es nicht, so schade es doch auch nicht; vielleicht fiel ihm auch mancher biblische Spruch bei, der sich seinen Wünschen gemäß auslegen ließ: kurz, der kluge Mann ließ sich von dem unklugen Weibe bethören, und bestimmte den nächsten Sontag zur Ausführung des feierlichen Werks. Unterdessen hatte die Prophetin das Ding hie und da ausgeplaudert; einige Ungläubige blieben nach geendigter Frühkirche heimlich in der Kirche, und trauten ihren Augen kaum mehr, als sie den sonst gesetzten und vernünftigen Mann Hand in Hand mit der verwirrten Frau um den Altar und Taufstein, dreimal herumziehen, niederknieen, und sonst allerhand andächtige Gebehrden machen sahen. Zum Unglück erfuhr es die Obrigkeit, welche die Stelle zu vergeben hatte, und er verlohr darüber die Hoffnung, die er sich sonst darauf hätte machen können. Die Zigeuner stammen aus Hindostan in Asien her, von da sie 1409 als der berüchtigte Länderräuber Timur Indien eroberte, und die Einwohner bei hunderttausenden niederhauen ließ, ausgewandert sind, und sich wie die Juden, überall ausgebreitet haben, ohne sich unter andern Nationen zu verlieren. Sie sollen von den Pavias, der niedrigsten und verachtesten Classe der Indier abstammen. Ihr Vorgeben, daß sie aus Egypten kommen, und von da her jährlich noch Feuerwurzeln und heilende Kräuter erhalten, ist daher so wie ihre Kunst, aus den Händen zukünftige Dinge zu sagen, lauter Betrug. —

In Arzberg, einen Bergstädchen im Fürstenthum Bayreuth, hatte man das Vorurtheil, es könne und dürfte da keine Feuersbrunst entstehen, und das blos aus dem Grunde, weil ein gewisser alter Zigeuner auf dem Arzberger Kirchhof begraben läge. Dieser gelangte im

ersten Viertel dieses Jahrhunderts gerade in Arzberg an das Ziel seiner durch Kesselflicken, Hühnerstehlen und Prophezeihen ausgezeichneten Pilgerschaft, und wünschte, daß seine nußbraune Leiche ihre Ruhestätte bei andern ehrlichen Leuten erhalten möge. Er versicherte daher auf seine Zigeuner-Parole, daß an dem Orte, wo sein Ueberrest begraben würde, nie eine Feuersbrunst entstehen könne: welches von dem Grabe auf einem freien Platze, wie der Kirchhof ist, auch richtig eintrifft. Die Leichtgläubigen unter der Arzberger Bürgerschaft meinten aber, dieses sey vom ganzen Städchen zu verstehen. Da nun die Obrigkeit aus christlicher Toleranz dem Zigeuner ein ehrliches Begräbnis gestattete; so verbreitete sich der Glaube an die Feuerbannende Kraft der Gebeine dieses Gauners hier eben so, wie an andern Orten die lächerliche Einbildung, daß man das Feuer besprechen könne. Die Arzberger Todtengräber hüteten sich daher so sehr, sein Grab zu beunruhigen, als ob es die Gebeine eines Heiligen enthielte. Doch gegen das Ende des Jahrs 1785 entstand wirklich ein Brand daselbst, und wurde nicht durch den todten Zigeuner, sondern durch die Thätigkeit und die geschickten Anstalten der lebenden Einwohner gedämpft.

Wie vieles Unglück das Wahrsagen aller Art angerichtet hat, davon mag auch folgendes Beispiel von Wahrsagerei aus der Caffeetasse zur Warnung dienen.

Charlotte von *** hatte ihren Vater als Kind verloren, und lebte auf einem Landgute, dessen Besitzerin ihre Mutter war. Schön, und mit allen Anlagen des Geistes und des Herzens versehen, mangelte ihr nichts, als eine bessere Erziehung, welche man sehr bei ihr vernachläßiget hatte. — Man muß deswegen nicht glauben, daß Charlotte den Bauermädchen ihres Dorfes glich. Ihre Mutter war reich, sah gerne Fremde, und es fehlte daher nicht an Gästen, welche aus der benachbarten Stadt kamen, um auf dem Schlosse der Frau von *** die An-

nehmlichkeiten des Landlebens zu schmecken; waren diese Gesellschaften auch größtentheils mager, so fanden sich doch bisweilen Personen mit ein, die dem Fräulein zum Muster dienen konnten, und die sie, b[illegible]en Vortheilen, welche die Natur ihr verwilliget hatte, auch nicht ganz unbenutzt ließ; wodurch sie, ungeachtet ihrer so verwahrlosten Erziehung, doch so viel lernte, als dazu gehört, um in einer Gesellschaft eine anständige Nebenrolle zu spielen: erinnert man sich dabei, daß Charlotte schön war, und daß Mutterwitz und Munterkeit ihr nicht mangelten, so wird es keinen befremden, wenn ich hinzusetze, daß sie sogar in diesen gesellschaftlichen Kreisen zum Theil Gegenstand der Bewunderung, zum Theil Gegenstand des Neides war, und im Ganzen keinesweges mißfiel. Allein, diese Aussenseite war auch nichts, als Aussenseite, nichts als Flitterstaat, den sie, so bald sie sich von der Gesellschaft entfernte, ablegte; sie war eine dünne Oberfläche, unter welcher ein unkultivirter Verstand und ein Herz lag, dessen natürliche Güte durch einen ungeheuern Grad von Eitelkeit und von Eigensinn unwirksam wurde. — Diese beiden, den Frauenzimmern ohne Erziehung, so gewöhnlichen Fehler, wuchsen bei der thörigten Liebe und Nachsicht ihrer Mutter, welche sie zur unumschränkten Gebieterin im Hause und über sich selbst gemacht hatte, mit jedem Tage. Die Dienstboten betrachteten sie als einen kleinen Wüthrich; und von allen Hausgenossen durfte bei keiner Gelegenheit Jemand es wagen, ihren Ungerechtigkeiten, und ihren oft äußerst närrischen Einfällen, ein Wort entgegen zu setzen, außer, eine alte Haushälterin, welche ihre Amme gewesen war. Diese alte Haushälterin, die wir Catharine nennen wollen, war für Charlotten eine wahre Prophetin. Sie that nichts, bevor sie nicht das Orakel der Kaffeetasse durch den Mund Catharinens um Rath gefragt hatte; die geringste, die gewöhnlichste Sache, hatte ihre Bedeutung: putzte sich z. B. die Katze,

so hieß es sogleich, es werden Gäste kommen! juckte dem Fräulein oder der alten Priesterin die Nase, so war ihnen nichts gewisser, als eine Neuigkeit; betraf das Jucken die Hand, so gab es, wenn es die linke war, Geld einzunehmen, und war es die rechte, so erfolgten Ausgaben; juckten den beiden Damen die Augen, so hatte wieder jedes seine besondere Bedeutung: war es das linke, so freute man sich im voraus, daß man etwas gern sehen würde, und so umgekehrt. — Hatte das Licht einen Räuber, so kam ein Brief, rollte sich aber ein abgesonderter Faden des Dochts, so war dies ein trauriges Anzeichen eines Todesfalles; und diese Bedeutung hatte auch das Nagen eines Holzwurmes. — — Die Träume waren ein neuer Gegenstand der sorgfältigsten Aufmerksamkeit des Fräuleins und der ehrwürdigen Catharine und diese zeigte bei Deutung derselben ihr Talent, die Zukunft zu enthüllen, in einer nicht mindern Vollkommenheit als beim Auslegen des Kaffeesatzes. — Ich könnte hier noch vieles von den geheimnißvollen Ceremonien, welche am Osterabend, am Weihnachtsabend, in der Johannisnacht, und bei andern Veranlassungen Statt fanden, anführen: allein, ich will den mir vorgezeichneten Raum lieber für die Hauptsache aufsparen. —

Durch das Zuthun der Catharine, war in dem Herzen des Fräuleins schon seit einigen Jahren (man muß wissen, daß sie deren siebzehn hinter sich hatte,) der Wunsch entstanden, sich vermählt zu sehen: wie es denn nicht anders kommen konnte, da Catharine ihr täglich von schönen Kavalieren vorschwatzte; in jeder Karte, in jeder Tasse schöne Kavaliere sahe, und durch ihre wahrsagerische Beredsamkeit Charlotten den Kopf schwindlich machte. Indeß hatte sich bis jetzt noch keine Mannsperson gefunden, welche diesen Wunsch hätte in Erfüllung bringen können; denn unter allen den adelichen Besuchen, welche von Zeit zu Zeit sich bei ihrer Mutter distrahirten, war

nicht ein einziger unverheiratheter Mann: und ihre Absichten auf einen von bürgerlichem Stande zu richten, dies erlaubte ihr das ihr sehr theure Bewußtseyn ihrer fünf und zwanzig Ahnen nicht. —

An einem unglücklichen Nachmittag, als Fräulein Charlotte eben mit ihrer Frau Mama am Kaffeetisch saß, kam Catharine ins Zimmer gestürzt, und benachrichtigte ihre Herrschaft ganz athemlos, daß sie von weitem einen wunderschönen Cavalier zu Pferde, mit einem Bedienten hinter sich, aus ihrem Fenster gesehen habe, welcher seinen Weg nach dem Schlosse zu nehmen schiene: ach! setzte sie hinzu, geben sie doch geschwind die Kaffeetasse; wollen sehen, ob der schöne Cavalier nicht zu uns kommt. — — Das Fräulein warf bald den Kaffeetisch übern Haufen, um ihr nur aufs eiligste zu willfahren. — Kaum hatte Catharine einen forschenden Blick in die Tasse geworfen, als sie mit der Mine einer wahren Prophetin schrie: ja! er kommt! freuen sie sich, er kommt! spornstreichs kommt er her geritten — er hat eine Heirath im Sinne — die Heirath gilt ihnen, gnädiges Fräulein Lottchen — — o! was er reich ist! — wie das Gold um ihn her liegt.... Noch strömten diese Wunderworte von Catharinens geläufiger Zunge, als man einige Pferde in den Hof hineingaloppiren hörte. — Schnell warf sie die Tasse aus der Hand, flog aus dem Zimmer, und das Fräulein ihr nach: gern wäre vielleicht auch die Mutter gefolgt, wenn eine Unpäßlichkeit sie nicht zurück gehalten hätte. —

An der Treppe kam Charlotten schon der Bediente entgegen, welcher seinen Herrn, den Baron von W*** anmeldete. — Man vermuthet wohl schon, daß der Fremde keine abschlägige Antwort erhielt; und es dauerte keine Minute, so hatte sie das Vergnügen, sich von dem Herrn Baron die Hand küssen zu lassen. Die Prophezeihung hatte auf das Fräulein so sehr gewirkt, und sie war von deren Unfehlbarkeit so fest überzeugt, daß sie die

Höflichkeiten ihres Gastes auf eine so zuvorkommend liebreiche Art erwiederte, die diesen ganz entzückte, und zur Abänderung seines Plans bewegte.

Die Mutter zeigte sich nicht weniger gütig gegen den Baron; und man brachte den übrigen Theil des Tages sehr vergnügt zu. — Des andern Morgens ward der Fremde eingeladen, das Frühstück mit den Damen vom Hause einzunehmen, und er ließ nicht lange auf sich warten. Man überschüttete sich von neuem mit artigen Dingen, und ehe es Mittag ward, hatte der Baron schon dem Fräulein mit tausend Eidschwüren betheurt, daß bloß der Ruf von den Reizen ihrer Person und ihres Verstandes ihn zu ihr geführt habe; daß er sie mehr als sein Leben liebte, und daß er ewig unglücklich seyn würde, wenn sie nicht darein willigte, die Seinige zu werden. — Dieser Erklärung hatte er eine weitläuftige Beschreibung seiner Güter und seines übrigen Reichthums vorausgeschickt; den Damen etwas von seiner Familie und von seinen fast unzählbaren Ahnen zu sagen, überhoben sie ihn, weil sie ihn gleich anfänglich versicherten, daß sie das Geschlecht der Freiherrn von W*** als eines der ältesten im Lande kennten. — Nie war eine Liebeserklärung wohl mit größerm Vergnügen aufgenommen, und günstiger auf den ersten Augenblick beantwortet worden. — Ohne erst die Meinung ihrer Mutter zu erwarten, versprach das Fräulein dem Baron ihre Hand in recht zärtlichen Ausdrücken; und Frau von *** gewohnt, den Willen ihres lieben Töchterchens als ein Gesetz anzusehen, stand nicht einen Augenblick an, ihre Einwilligung und ihren Seegen hinzu zu fügen. — Nun war unmittelbar die Rede von der Hochzeit. Der Baron beschwor seine Geliebte, sein Glück nicht lange zu verschieben, und erhielt einen kürzern Termin, als er zu hoffen gewagt hatte. — Zwei Tage nachher war Sonntag: die beiden Verlobten wurden ins Gebet eingeschlossen; und ehe die drauf folgende Woche noch

zu Ende ging, war Charlotte schon die Gemalin des vorgeblichen Barons von W*** —

Des vorgeblichen Barons von W***, sage ich: dies fordert eine Erläuterung. — Er war in der That nichts weniger, als das, wofür er sich ausgab. Ein ehrlicher Perückenmacher hatte ihm das Daseyn gegeben, und ihn von Jugend auf zu seiner Profeßion angehalten. Zu sehr Taugenichts, um dieselbe recht zu erlernen, und zu faul, um das Wenige, was er begriffen hatte, zu seinem Unterhalte zu betreiben, verließ er im achtzehnten Jahre heimlich das väterliche Haus, nachdem er seine Aeltern vorher bestohlen hatte. Von dieser Zeit an machte er den Avanturier. So lange das geraubte Geld dauerte, führte er die lüderlichste, sorgloseste Lebensart; als dieses beinah durchgebracht war, gerieth er mit Gaunern in Bekanntschaft, mit welchen er gemeinschaftliche Sache machte. Eine Zeitlang ging es gut, und er gewann eine beträchtliche Summe zusammen. Wie aber lasterhafte Verbindungen selten von langer Dauer sind, so ging es auch hier; die saubre Gesellschaft ward uneinig, und trennte sich.

Hinlänglich mit Gelde versehen, begab sich nun dieser Elende ins S***, baronisirte sich, und nahm in D*** seinen Aufenthalt, um daselbst sein Gewerbe, das Spiel, zu treiben. Eine Weile glückte es ihm auch hier; als er sich aber eines Abends mit einem andern Spieler einließ, der noch mehr von jenen saubern Künsten, als der vorgebliche Baron, wußte, verlor er alles, was er durch niederträchtige Mittel erworben hatte. — Der Entschluß, den er nach dieser Widerwärtigkeit zur Herstellung seines Glücks faßte, war seiner würdig. — Er gesellte sich zu einem andern Bösewicht, und kam mit diesem überein, eine Räuberbande zu werden. Sie verließen in dieser Absicht D***. Nach einigen Tagereisen erfuhren sie in einem Wirthshause etwas von der Frau von ***, von

der Lage ihres Schlosses, und ihrer nur wenig zahlreichen männlichen Dienerschaft; wodurch sie bewogen wurden, einen Anschlag zu ihrer Bereicherung auf Kosten dieser Dame zu schmieden. Ihre Absicht ging dahin, sich unter dem einmal angenommenen Namen eines Barons v. W*** und seines Bedienten, bei der gastfreien Besitzerin des Schlosses ein Nachtquartier auszubitten, und sie bei dieser Gelegenheit zu berauben. Ihre Ankunft auf dem Schlosse, und ihre Aufnahme daselbst ist schon bekannt — Die zuvorkommende Art, womit der vermeinte Baron von Mutter und Tochter behandelt ward, flößte ihm die Hofnung ein, daß er hier wohl sein Glück auf immer machen könnte; und dieselbe ward, wie wir gesehen haben, auch völlig erfüllt.

Ein halbes Jahr lang lebten die neuen Eheleute in der größten Einigkeit. Der Baron, (so wollen wir ihn indeß nennen), der Baron, sage ich, wußte sich so zu verstellen, wußte sich so gut zu betragen, daß er sich Jedermanns Achtung erwarb. Nach Abfluß des halben Jahres starb die Mutter der jungen Frau, und nun sahe ihr Mann sich im unbeschränkten Besitz von Allem, weil Charlottens Liebe ihm nie einen Widerspruch entgegen setzte. Diese Liebe, und die blinde Nachsicht der Mutter gegen ihre Tochter, hatte ihn bisher in den Stand gesetzt, seine Rolle als Freiherr und Besitzer einträglicher Güter so gut zu spielen, daß Niemand Argwohn schöpfte. Sein treuer Gefährte, der immer noch den Bedienten machte, mußte von Zeit zu Zeit an andern Oertern Briefe mit beträchtlichen Summen auf die Post besorgen, und diese kamen denn an, und wurden für die Einkünfte von des Barons Gütern, die am Rhein liegen sollten, ausgegeben.

Anfänglich hatten Charlottens Reize ihren unwürdigen Gatten würklich gefesselt: allein, nur zu bald ward er ihrer überdrüssig; und nicht lange darauf haßte er sie gar. Er ging mit seinem Getreuen zu Rathe, und man

wird wohl schon erwarten, daß kein anderer, als der allerabscheulichste Anschlag das Resultat einer Berathschlagung war, bei welcher Bosheit und Niederträchtigkeit den Vorsitz hatten.

Bald nachher bemerkte Charlotte eine Niedergeschlagenheit an ihrem geliebten Gatten, die nichts zu verscheuchen vermegte. Sie drang aufs zärtlichste in ihn, und endlich, nachdem er sich lange genug hatte bitten lassen, gestand er ihr, daß seine Schwermuth eine Folge der Sehnsucht nach seinem Vaterlande wäre. — Nun, wir wollen hinreisen, war sogleich Charlottens Antwort. — Ach! ein bloßer Besuch, erwiderte er, kann mich nicht zufrieden stellen: wenn ich meine vorige Munterkeit völlig wieder erhalten soll, so müssen wir gänzlich auf meine Güter ziehen. — Kaum hatte Charlotte vernommen, von welcher Bedingung das Glück ihres lieben Barons abhinge, als sie ihm auch gleich den Vorschlag that, hier alles zu Gelde zu machen, und in sein Vaterland am Rhein zu ziehen. Der Baron, der in diesem Vorschlage die Erfüllung aller seiner Wünsche sahe, schloß seine Frau entzückt in seine Arme, und schon des andern Tages ward das Gut zum Verkauf angeschlagen, und die ausstehende Capitale wurden aufgekündigt. — In Zeit von einem halben Jahre war alles berichtigt; der Baron verließ, nebst seiner Frau, und einer mit 40000 Thalern gefüllten Chatoulle, Charlottens Vaterland, und die Reise ging gerade nach dem Rheine zu. —

Schon befanden sie sich, nach des Barons Vergeben, nur noch zehn Meilen vom Ziele ihrer Reise, als eines Morgens, da man in einem kleinen Städtchen übernachtet hatte, Charlotte ihren Mann beim Erwachen vermißte. Sie rufte ihr Kammermädchen, sie rufte den Bedienten, (ich meine den Gefährten ihres Mannes;) aber es erschien Niemand. Endlich ging sie hinunter zum Wirth: welches war aber ihr Entsetzen, als dieser sich

wunderte, sie noch bei sich zu sehen, und ihr sagte, daß der Herr, nebst dem Bedienten und dem Kammermädchen, diesen Morgen schon sehr früh aufgepackt hätten, und davon gefahren wären, und daß er nicht anders gemeint, als daß sie mit abgereiset wäre. —

Schrecklich schallte diese Nachricht Charletten ins Ohr: doch blieb ihr noch ein kleiner Zweifel über den ganzen Umfang ihres Unglücks übrig, und dieser lieh ihr Kräfte, die Treppe hinauf und in ihr Zimmer zu laufen. Sie warf ihre Augen auf den Ort, wo die Chatoulle gestanden, und ach! sie war weg, so wie noch ein Koffer, welcher mit Silberzeug und andern Kostbarkeiten angefüllt gewesen. Nun konnte die Unglückliche dem Schlage, der sie ins Elend stürzte, nicht länger widerstehen: sie sank sinnlos zu Boden. Man brachte sie zwar wieder zu sich, allein es erfolgte bald eine neue Ohnmacht; dieser wieder eine andere; und ehe noch der Abend einbrach, lebte sie nicht mehr.

Müssen gewisse Wasser jährlich einen Todten haben; und darf derselbe vor den dritten Tage nicht herausgezogen werden?

In Leipzig glaubt man, daß die Pleisse jährlich einen Todten haben müsse, er möge herkommen, woher er wolle. Man behauptet dieß von den mehrsten Flüssen, und es trifft meistens auch ein, daß in der ganzen Länge, die sie durchfliessen, alle Jahr ein oder etliche Menschen verunglücken, so wie andre von Bäumen, Gebäuden oder auf gleicher Erde fallen: aber der Fluß ist nicht Schuld daran, und bekümmert sich nicht darum, hat auch nicht die geringste Begierde, Menschen zu verschlingen. Diese Meinung wird von manchen noch damit ausgeziert, daß sogar dieser oder jener bei seinem Nahmen vom Wasser gerufen,

nd in seinen Rachen gelockt worden sey. Wer sich dann or solchen Dingen fürchtet, ist immer in größerer Gefahr, als der Beherzte; denn wenn ihm was begegnet, eiß er sich vor Schrecken nicht zu helfen. Die Fischer n Halle an der Saale glauben auch, kein Glück beim Fischen zu haben, wenn sie einen Ertrunkenen vor zweimal ier und zwanzig Stunden aus dem Wasser zögen.

Bei Glogau in Schlesien, ertrank der vierzehnjährige Sohn eines dasigen Schiffers, da er einen irgendwo bgespühlten Baum, der in der Oder wo fest lag, herusholen wollte. Erst vierzehn Tage nachher wurde er ieder gefunden, und der Gewohnheit nach sollte die Leiche von den Fischern, welche mit den Schiffern ihres Gewerbes wegen, verwandt sind, zu Grabe getragen werden; sie schlugen es aber mit der lächerlichen Erklärung b, daß sie es nicht könnten, weil er sich freiwillig und hne Noth in die Gefahr begeben, und sich wol gar mit Vorsatz könne ersäuft haben (welches aber ausgemacht alsch war) und sie könnten sich schlechterdings nicht dazu ntschließen. Allein die gewöhnlichen Träger übernahmen ur Beschämung der Fischer, willig diesen christlichen Dienst. Und dieser Vorfall ist die Ursach, daß jenes Vorurtheil der Fischer von vernünftigen Leuten desto mehr erachtet wird, weil es sie so lieblos machte, einem unschuldigen Menschen ein so großes Verbrechen anzudichten, ls der Selbstmord ist.

Traurig ists freilich auch, zu sehen, wie man hie nd da noch so sehr an übelverstandener Pünktlichkeit haftet, daß bei Unglücksfällen, wo es auf Menschenleben ankommt, und schleunige Hülfe nöthig ist, die Zeit mit unnützen, schändlichen Ceremoniel verbracht wird. Von der Menge von Beispielen, die hier angeführt werden können, nur einige: zu B. an der E. im Vogtlande ertrank n der Mitte des Augusts 1786 ein siebenjähriger Knabe, ls er seinen vom Wind in den Fluß geweheten Hut auf-

fangen wollte. Einige Leute, die ihn hineinfallen sahen, eilten ihm zu Hülfe, erreichten ihn aber, weil der Fluß angelaufen war, erst in dem eine halbe Stunde von dem Ort entfernten Dorfe M. Hier zogen sie ihn aus dem Wasser und wollten sogleich versuchen, ihn durch die bekannten und von der Landesobrigkeit vorgeschriebenen Mittel wieder zum Leben zu bringen. Der Dorfrichter und die Schöppen erlaubten aber nicht, dieses ohne Vorwissen ihres Gerichtshalters zu thun. Man wollte diesen, der eine Stunde davon wohnt, erst herbeiholen, und fand ihn nicht zu Hause. Der Bothe kam nun zwar mit dem Balbier zurück; aber erst des Abends um 9 Uhr, und um 4 Uhr war das Kind herausgezogen worden, welches man diese Zeit über nicht in ein Bett gebracht, sondern mit den nassen Kleidern am Ufer liegen gelassen hatte. Die unzeitige Sorge des Dorfgerichts für die Gerichtsbarkeit des Knaben, kostete diesem also sein junges Leben, das in der Folge, wer weiß, wie vielen nützlich gewesen seyn würde. Er wurde zu B. mit einer Leichenrede beerdigt, in welcher der Prediger vermuthlich gezeigt haben wird, daß die Obrigkeit und das Recht zur Erhaltung und zum Wohl der Menschen, nicht zu ihrem Verderben gesetzt sey. — Der andre Fall geschahe schon, im März d. J. und ist noch auffallender. Der Müller zu W. an der E. ein braver Mann, und Vater einer zahlreichen Familie wollte mit einem andern Manne über den zugefrornen Fluß gehen, um an gegenseitigen Ufer Weiden zu holen. Das Eis war zu schwach; aber des Zuredens seines Gefährten ohngeachtet, wagte es der verwegene Mann, und kaum war er in die Mitte, als es einbrach, und er in den Fluß stürzte. Das Wasser trieb ihn an das Dorf L..., am gegenseitigen Ufer, und weil sein Begleiter Leute zusammenrief, wurde der Ertrunkene zeitig genug herausgezogen, daß er noch gerettet werden konnte, wenn man die nöthigen Anstalten dazu gemacht hätte. Aber

der Gerichtsfrohn bot demjenigen Trotz, der sich unterstehen würde, vor der gerichtlichen Aufhebung Hand an ihn zu legen. Die versammelten Leute fürchteten die Drohung des unverständigen Mannes so sehr, daß sie die Regungen der Menschlichkeit in ihren Herzen unterdrückten, und den Verunglückten zwei volle Stunden am Ufer liegen liessen. Endlich brachte man ihn in das nächste Haus, und versuchte, ihn zu retten; aber die Hülfe kam zu spät. Jurisdictionseifersucht und unzeitige Formalitäten vereitelten vielleicht allein, die Bemühungen der Menschenliebe, dem Staate einen nützlichen Bürger, einem guten Weibe ihren geliebten Gatten, und einem Haufen von Kindern ihren Vater wieder zu geben.

Bei solchen Vorfällen sollte in der That das oft unrecht verstandene Sprichwort: **Noth hat kein Gesetz**, gelten, und die benachbarten Ortsobrigkeiten sollten sich überall darüber einverstehen, daß dabei keine Frage von Gerichtsbarkeit seyn dürfe. Die Landesherrlichen Verordnungen wegen Rettung verunglückter Personen verlangen dieß selbst: aber in manchen Köpfen sind die alten barbarischen Begriffe noch so fest eingewurzelt, daß nicht selten das Leben eines Menschen das Opfer eines unnützen Rechtsstreits wird.

Vom Geistercitiren.

Ob es gleich längst schon bekannt gewesen ist, durch was für Mittel diejenige Erscheinung dargestellt wird, welche man gemeiniglich unter dem Geistercitiren begreift; so erscheinen doch von Zeit zu Zeit Betrüger, die sich ihrer losen Künste bedienen, um andre zu hintergehen. Folgendes Beispiel, welches zugleich das listige Verfahren der Beschwörer erklärt, zeugt davon.

X. ein vornehmer Mann, der mich einiger Vertraulichkeit würdigte, glaubte Geisterbannereien, ich nicht. Er suchte mich zu belehren; seine Gründe waren Gemeinsprüche; z. B. es giebt viel Unbegreifliches u. dergl. Er erzählte mir Beispiele von Swedenborg, Schröpfer, W. in St. und mehrern — ich läugnete oder lachte, bis er endlich sagte: ich will Sie zu einem Rabbiner aus Engelland führen, der mit himmlischen Geistern umgeht, zu einem ächten Theurgen, der nichts mit dem Teufel zu schaffen hat, und der auch mich schon einigemal in die Gesellschaft dieser Himmelsbürger gebracht hat. X. hatte die Geister gesehen, sie waren erschienen, ohne durch eine Oefnung der Wand in das Zimmer zu kommen, und eben so wieder verschwunden. Er hatte mit ihnen geredet: weil aber im Himmel nur Hebräisch gesprochen wird; so hatte ihm der Theurg zum Dolmetscher gedient. — Nun durfte ich nichts mehr einwenden, ich bat nur unterthänig, mich auch des Glücks theilhaftig zu machen, und es wurde mir gewährt.

X. führte mich zu dem Rabbiner, an dem selbst Lavater das Patriarchengesicht nicht verkennen würde, ohne Vorurtheil hätte ich aus seiner ehrlichen Mine, einen Schwärmer oder Mystiker geschlossen. — So viel ich merkte, gefiel ich dem Herrn Theurgen nicht sonderlich, doch mochte er Verbindlichkeiten gegen meinen Begleiter haben, denn er ließ sich bewegen, mir sein Beschwörungsbuch zu zeigen; es war ein großer Foliant, zierlich und mühsam auf Pergament geschrieben, mit gemahlten Figuren der Geister, die sich durch die darunter stehenden Prozesse beschwören lassen; ich durfte nicht darin lesen, weil es die Geister beunruhigt — — auswendig war an dem Buche nichts merkwürdiges, als an jeder vordern Ecke des Einbands ein metallener Ring.

Der Theurg mußte sich bequemen, einen Tag zum Beschwören festzusetzen, und mir wurde freigestellt zu wählen, welchen Geist ich sehen wollte. Als ich mit der Wahl zauderte, gab mir der Rabbiner das Buch, um es aufzuschlagen, und der Geist, der auf dem Blatte stehen würde, sollte erscheinen; alles schien so ganz unabsichtlich, und hatte doch seinen guten Grund. Sieben Tage waren nöthig zur Vorbereitung mit kasteien und fasten; am siebenten ganzen Tage durften wir nichts essen —. — Den ganzen Tag vor der Beschwörung mußte ich bei X. zubringen, also fasten, und noch dazu auf Ehre und Glauben versprechen, mich bei der Handlung stille zu verhalten, nichts anzugreifen, mich nicht von der Stelle zu bewegen, nicht zu reden; mit einem Worte, nichts zu thun, als was der Theurg wollte. Alles Einreden half nichts; er blieb unbeweglich, und ich konnte diesen Eigensinn nur mit der Furcht vor gedrohten Uebeln erklären.

Abends um 10 Uhr giengen wir in ein entlegenes Haus, in dem ich noch nie gewesen war. X. sagte, es sei an der Lage des Zimmers sehr viel gelegen, und man habe deswegen eine besondere Kammer in diesem Hause miethen müssen. Alle Vorbereitungen geschahen in möglichster Stille und Feierlichkeit. Es war Niemand mehr zugegen als wir drei, der Beschwörer in einem schwarzen Rock von Damast, mit einem groben weissen Tuche über den Schultern, empfieng uns an der Thür in der Positur, wie man einen Besuchenden zum Kranken läßt, der eben schläft, leise, mit viel bedeutender Miene und einem düstern Gemurmel, als ob er innerlich betete. Im Vorzimmer mußten wir alles Metall ablegen, und nachmals Gehorsam und Stille angeloben. Ich betrachtete alles genau, fand aber auch nicht den geringsten Anlaß, Betrug, eine verdeckte Thüre, oder etwas dergleichen zu vermuthen; ich besah das Zauberbuch und sah, wie die sei-

dene Schnur, von der ich gleich reden werde, in die zwei Ringe gehenkt war. Die Lokalbeschaffenheit des Zimmers ist der Knoten des Schauspiels. Eine Kammer ohne Ofen, ein längliches Viereck, etwa 28 bis 30 Schuh lang und kaum halb so breit, mit einer einzigen Thür und einem Fenster, keine Tapeten, eine geweißte Mauer, blos mit einem gemahlten Lambris, der etwas höher, als drei Schuh an der Wand herum lief, der Fußboden gediehlt, und zwar so, daß durch ihn keine Oefnung zu vermuthen war. Beim Eintritt in die Thür erblickte man das Fenster zur rechten Hand; einen Tisch mit vier Füßen, unzugedeckt, dicht an der Mauer, zur linken Hand; auf ihm stand ein kleines offenes Pult, und darauf lag das Buch; vor dem Tisch einen auf eine Pergamenthaut gezeichneten Krais mit bunten Charakteren; vor diesen einen Streifen Pergament, ebenfalls bemahlt, worauf der Beschwörer hin und her gieng; einen dergleichen Krais gerade der Thür gegen über, auf dem wir Zuschauer standen; eine Reihe Stühle zwischen beiden Kraisen, von denen der Theurg beim Aufunszugehn allezeit den mittelsten aushob, und wieder in die Lücke setzte; eine blaue seidene Schnur, welche mit den zwei Enden, in die zwei Ringe des Buchs mit kleinen Haken eingehenkt war, und welche durch verschiedene Rollen in zwei Parallellinien über die Decke bis zu unserm Kraise reichte, und sich etwa fünf Schuh hoch von der Erde endigte. Auf dem Fußboden standen sieben Leuchter, mit brennenden Wachskerzen. Der Theurg lies uns in den Krais der Thüre gegenüber treten, den wir bis ans Ende nicht verliessen. Er selbst kniete vor dem Buche nieder und fieng die Beschwörung mit jüdischem Halbgesange an, und machte allerlei Grimassen. — Nachdem dieses etwa eine halbe Stunde gedauret hatte, gieng er in den Krais vor dem Tisch, und hielt sich da wieder eben so lange mit Singen und Beten auf, darauf

drehete er sich gegen uns, öfnete durch einen Stuhl die Schranken, und kam in unsern Krais. Er lies uns niederknien mit dem Gesichte gegen das Fenster, ergriff die Zauberkette mit einem starken Zuge, gab sie uns in die Hände, befahl sie fest zu halten, und hielt sie auch selbst mit. Nachdem er nun wieder gebetet hatte, so legte er die Hände auf unsre Köpfe, kniete selbst nieder, mit dem Gesichte gegen die unsrigen, legte unter fortdaurendem Gebete seine linke Hand fest an mein rechtes Ohr, und die rechte an meines Begleiters linkes Ohr und drückte unsere Köpfe fest zusammen, doch so, daß ich das rechte Auge frei behielt, und Thür und Fenster beobachten konnte. Nach einer Pause nahm er die Kette aus unsern Händen, und befahl uns aufzustehen. Nun vernahmen wir deutlich ein sanftes Geräusch hinter uns, verspürten einen unangenehmen Geruch, und hörten einige helle Glockenschläge, wie von einer Repetiruhr. — Ich entsetzte mich in diesem Augenblick etwas, Thür und Fenster hatte ich immer genau beobachtet, keine andere Oefnung schien mir möglich, und wegen der Possen glaubte ich, daß aus der ganzen Sache nichts werden würde. — Nun spürte ich auf einmal ein viertes lebendiges Wesen in der Kammer, und stutzte. Der Theurg merkte das gar wohl, und um mich nicht zur Erholung kommen zu lassen, redete er den Geist an, noch ehe wir ihn sehen konnten, und der antwortete, aber nicht hebräisch, sondern jüdisch; die himmlischen Geister werden doch wohl rein hebräisch reden? Ich erholte mich geschwind von meinem Schrecken, und hätte den Geist beim Kragen erwischt, wenn mich nicht mein Versprechen und die Neugierde auf das Weitere abgehalten hätte. Wir durften uns nun umkehren, der Beschwörer gieng aus unserm Kraise in den seinigen, und der Geist stand vor ihm zwischen diesem Kraise und dem Tische. Die Figur war ganz so, wie ich sie in dem Bu-

che gesehen hatte: ein Knabe von etwa dreizehn Jahren, mit einem weissen langen Hemde, an Gesicht, Händen und Füßen röthlich, vermuthlich trocken mit Bolus gefärbt. Das Gespräch des Geistes und Theurgen war, so viel ich merken konnte, ein jüdisches Gebet, von dem einer um den andern ein Gesetz herbetete oder sang; mitunter mochte wohl der Beschwörer dem andern Anweisungen zusingen, wie er sich gebehrten sollte, denn das Gespräch wurde lebhaft, und der Geist fieng an mit den Füssen zu trippeln, als ob er den Krais überschreiten wollte. Der Theurg kam ganz bestürzt in unsern Krais, und bat, uns nur einen Augenblik zu entfernen, wir sollten gleich wieder eingelassen werden, und uns erlaubt sein, dem Geiste Fragen vorzulegen. Mein Herr Kollege, ob er gleich schon mehrern Erscheinungen beigewohnt hatte, schwizte grosse Tropfen, und zog mich zu der Thür hinaus. Ich besann mich jedoch bald, riß mich von F. los, und gieng zurük in das Zimmer, fand aber alles in der besten Ordnung, nur der Geist war weg, und der Theurg löschte die Lichter aus. Er sagte, der Geist sei im Zorne über mich verschwunden und wollte vor mir nie wieder erscheinen, weil ich sowol die sieben Taae nicht mässig gelebt, als auch während der Erscheinung böse Absichten auf ihn gehabt hätte. — Mein Gönner F., der gewiß nicht mit dem Theurgen im Verständnisse war, wurde mit deswegen feind. — Ich erkundigte mich unter der Hand nach dem Beschwörer bei seinen Glaubensgenossen. Sie kannten ihn nicht als Rabbiner, nur als einen stillen Privatmann, der seine Religionspflichten genau erfülle, der aus England gekommen sei, und ohne einiges Gewerbe, von eignen Mitteln lebe. Ich sah selbst einen Knaben am dritten Orte, der mir der nemliche schien, der den Geist vorgestellt hatte, ich konnte aber nicht allein

mit ihm sprechen, und meine fernere Nachforschungen wurden durch meine Abreise unterbrochen.

Hier ist meine Erklärung dieser Geschichte:

1) Das stille melancholische Wesen dieses Betrügers dient mehr zu seiner Sache als Windmachen und Geräusch, es führt den Verständigen mehr auf Schwärmerei als auf Betrug. Ein Mensch, der sich bis zum Enthusiasten verstellen kann; verfehlt seinen Zweck fast seltner, als der Enthusiast, der von ganzem Herzen handelt.

2) Es ist nicht zu vermuthen, daß der Beschwörer alle Geister im Vorrath hat, die in dem Buche gemahlt sind, doch läßt ers ganz gleichgültig aufschlagen. Seine Gleichgültigkeit ist Gewißheit, daß kein anderer Geist, als den er will, aufgeschlagen werden kann; fast eben so, wie man bei manchen Kartenkünsten nur die Blätter ziehen kann, der Künstler will.

3) Das siebentägige Kasteien und Vorbereiten scheint zwar nur Grimasse, um das Werk feierlicher zu machen, allein es kann auch dazu dienen, daß der Zauberer seinen Mann in der Zeit ausstudirt. Das Fasten am letzten Tage ist gewiß nicht ohne Absicht. Der Zuschauer kann sich keinen Rausch antrinken, der ihm Muth macht, und durch das Fasten wird er kleinmüthig, und mehr faßbar zum Wunderbahren und Tragischen.

4) Das feierliche Versprechen, sich nicht zu rühren, wird nicht allezeit gefordert. Mein Begleiter hat es vordem nie ablegen müssen, ich war also allein dem Manne so verdächtig, das er es für nothwendig hielt, und wer weiß, was er mit X. darüber gesprochen hat? Wäre X. nicht von der Gewißheit der Sache überzeugt gewesen, so hätte er nicht darauf gedrungen mich

zu lassen, er wollte aber auch mich überzeugen, und nur die schreckbaren Folgen, die der Zauberer ihm prophezihte, bewogen ihn, mir das Versprechen abzunehmen.

5) Das Vorgeben, daß das Zimmer wegen der Lage nur zu dieser Handlung gemiethet sei, soll den Verdacht benehmen, als ob ein besonders zubereitetes Zimmer dazu nöthig sei, oder das Werk andere Anstalten erfordere, weil sonst der Zauberer seine Wohnung dazu brauchen würde; es soll scheinen, daß ihm jedes Zimmer recht ist, wenn es nur nach der Himmelsgegend liegt, die er als erforderlich angiebt.

6) Die stille feierliche Vorbereitung, die Kraise, das Beschwörungsbuch, die Kerzen, das lange Gebet, die Verzerrungen des Gesichts, daß sind alles bekannte Kunstgriffe. Schrecken und Erwartung zu erregen; die Forderung alles Metall abzulegen, ist weise Vorsicht, den Zuschauer zu entwafnen.

7) Der Thorg konnte mir leicht erlauben, das Zimmer vorher zu untersuchen. Denn da ich noch gar nicht wußte, welche Stellung er uns anweisen würde, konnte ich nicht sogleich auf das Wahre fallen.

8) Daß die Kammer keine andere Oefnung hat, als nur eine Thür und ein Fenster, die der Zuschauer immer in den Augen behält, macht ihn nicht nur sicher, daß der Geist da nicht heimlich herein kann, sondern sichrt auch seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf diese zwei von dem Schauplatze entfernte Oefnungen; die Reihe Stühle soll auf allen Fall den Verwegenen wenigstens so lange aufhalten, bis die Schnur wieder in Ordnung gebracht ist.

9) Man merke sich den Tisch, auf dem das Buch liegt, hinter dem Tische ist in der Wand ein Schieber oder eine Fallthüre von Holz, auch nur vielleicht

von Pappe, eben so bemahlt und eben so hoch als der Lambris. — Hinter dem Schieber ist ein Loch in der Mauer, wo ein Mensch durchkriechen kann, die zwei hintern Füsse des Tisches passen gerade auf die zwei Fugen, in denen der Schieber läuft; eben an dem Schieber sind zwei kleine Ringe hinter dem Pulte, und also nicht zu sehen. Während der Beschwörung nimmt der Zauberer die zwei Haken unvermerkt aus den Ringen an dem Buche, und hängt sie in die Ringe, die am Schieber sind, also hängt nun der Schieber nicht mehr an dem Buche, sondern an der seidenen Schnur.

10) Wenn der Beschwörer mit den Zuschauern zugleich in dem Kraise der Thür gegen über steht, und diese das Gesicht gegen das Fenster kehren müssen, so fasst er zugleich die Zauberkette heftig an, und zieht also den Schieber auf, der ganz locker in den Fugen laufen muß, damit man nichts höre; darauf lässt er die Zuschauer niederknien, und die Kette, die er auch selbst mit hält, fest halten: sie müssen also auch das Ihrige dazu beitragen, daß der Geist durch das Loch herein kann. Wenn nun der Beschwörer sieht, daß die Gäste die Kette recht gefaßt haben, und fest halten, daß das Loch offen und alles in Ordnung ist (und das kann er gut sehen, weil er steht, und über die zwei Knieenden hinweg schaut,) dann lässt er die Kette in ihren Händen, kniet ebenfalls nieder, und fasst die Ohren der Zuschauer. Dieses Andrücken der Ohren soll nebst dem lauten Gebet nicht nur verhindern, daß man das Geräusch nicht hört, so der Geist beim Hereinkriechen etwa machen könnte, sondern es bewegt auch den Mißtrauischen, seine Aufmerksamkeit auf die Thüre zu richten, weil es scheint, als ob der Beschwörer durch das Anlegen der Hände dorthin zu sehen, verhindern will. Daß der Beschwörer entfernt ist von der Stelle,

wo der Geist erscheint, macht die Sache nicht nur wunderbarer, sondern geschieht auch darum, daß er das Umschauen verhindern kann, wiewohl auch die Reihe Stühle den Knieenden schon dahin zu sehen verhindert.

11) Man könnte glauben, daß es kürzer sei, wenn der verstellte Geist den Schieber selbst von aussen aufzöge, allein der Kunstgriff mit der Kette ist viel sicherer. Der Beschwörer müßte ein Zeichen geben, und das Klopfen ist schon aus dem Spiele, wo die Verstorbenen zitirt werden, zu bekannt. Der Geist, zumal wenn er ein Knabe ist, könnte auch das rechte Tempo zum Erscheinen verfehlen, und der Beschwörer hat noch ausserdem den Vortheil, daß er die Zuschauer mit etwas beschäftigt, das ihre Aufmerksamkeit von dem Orte abzieht, wo der Geist herkömmt, und dieser kann auch mit wenigerm Geräusch herein kommen.

12) Daß der Geist nur hebräisch redet, geschieht darum, damit die Zuschauer nicht selbst mit ihm zu reden verlangen, damit er sich nicht in den Antworten verräth, und seine Schwäche entdeckt, wenn er dumm ist, wie dieser war. Das Rothfärben macht den Geist unkenntlich.

13) Diesmal hieß uns der Zauberer hinausgehen, weil ich ihm verdächtig war, und er beim Abschiede genauere Beobachtungen oder Gewalt befürchtete; — mein Begleiter sagte mir, daß der Geist zu anderer Zeit eben so und unter den nemlichen Zeremonien, wie er erscheint, wieder abgehe. Das mochte ihm der Rabbiner singend gesagt haben, daß er sich gleich retiriren sollte, wenn er uns hinausführen würde.

14) Die Ursach des Zorns des Geistes war ganz gut ausgedacht, das konnte der Mann wohl denken, daß ich mir, um seiner Possen willen, in sieben Tagen

nichts abgebrochen hatte; und daß ich den Geist gern erwischt hätte, sah er mir am Gesichte an.

Man sieht leicht, daß dieser Theurg keiner von den feinsten war, daß er weder Kenntniß genug, noch Ueberlegung und Behutsamkeit in Hinwegräumung alles dessen hatte, was Verdacht erweckt. — Mein Verdienst bei dieser Entdeckung ist also nicht sehr groß, ich schätze es aber doch für etwas, wenn von einigen würdigen Männern, die in unsern Zeiten solche Dinge ernsthaft nehmen, einer oder der andere zu dergleichen Auftritten mehr Mißtrauen mitnimt, und seine Sinne, auch bei noch unbegreiflichern Sachen, nicht zu voreilig entscheiden läßt.

Unter denen, welche Geister citiren zu können vorgaben, war auch Swedenborg. Dieser Mann wußte im Himmel, und unter den Geistern bessern Bescheid als in seinem Hause. Seine Träumereien sind ins englische, franzöſische und holländische übersetzt, und werden begierig gelesen, ob sich gleich niemand rühmen kann, dieselben zu verstehen, weil er sich wol selbst nicht verstanden hat. In Frankreich war eine Gesellschaft, die diesen Träumer für ihren Apostel erkannte, unter dem Namen der Martinisten bekannt.

Aberglaube aus der Christnacht.

In der Christnacht zwischen 11 und 12 Uhr, soll das Wasser Wein seyn. Man mögte sich wundern, wie eine Meinung immer noch beibehalten werden kann, deren Wahrheit oder Unwahrheit so leicht zu finden seyn würde. Aber untersuchen darf man hier, so wie bei abergläubischen Meinungen überhaupt, nicht. Denn, wer so vorwitzig seyn wollte, sagt man, der würde blind und

taub werden, oder wohl gar auf der Stelle des Todes seyn. Eben das würde dem widerfahren, der zusehen wollte, ob alles Vieh stehe; denn das soll es in der Weihnachtsnacht von 11 bis 12 Uhr.

Man setzt, gewöhnlich mit einem Fingerhut, Salzhäufchen für jede Person im Hause, und giebt jeden einen Nahmen. Wessen Häufchen nun umgefallen oder geschmolzen ist, von dem glaubt man, er werde in selbigem Jahr sterben.

Den Hühnern giebt man in dieser Zeit Hirsenbrei, damit sie in der Folge viel Eier legen.

Wer am Christtag ein ungesottenes Ei früh nüchtern isset, der soll sehr schwer tragen können: Aber doch wohl nur dann, wenn er dazu die erfoderlichen Kräfte hat!

Calenderaberglaube.

Oft widersprechen sich die Calendernachrichten gerade zu; denn nach einigen soll der Donner im April ein gutes, fruchtbares Jahr anzeigen. Wohl wird dieß zutreffen können, wenn im besagten Monat schon die Witterung so milde ist, daß Gewitter entstehen können, und nicht aufhört, es in den folgenden Monaten zu seyn. Ueberhaupt aber kann der Donner weder fruchtbare noch unfruchtbare Jahre anzeigen, weil eine Gewitterwolke in einer Gegend leicht entsteht, und nachdem sie einige mal geblitzt hat, folglich der Donner von ihr gehört worden ist, wieder zerstreut wird. Immer wird man freilich hie oder da, den Donner hören, eine unfruchtbare oder fruchtbare Ernte haben, und wenn man so etwas zufälliges auf das was geschieht, deuten will, Veranlassung haben, den Aberglauben beizubehalten. So soll der Don-

ner im September, für das folgende Jahr viel Getraide und viel Obst bedeuten. Wie sich der vier und zwanzigste des Novembers anläßt, so soll sich nachgehends der Monat Hornung anlassen. Wenn es an den Weihnachtsfeiertägen windig ist, sollen die Bäume viel Obst tragen. Einen harten Winter vermuthet man, wenn die Aehren am Getraide sehr kurz bleiben.

Im Vogtlande erwarteten viele einfältige Leute den 12. Juni 1785. das Ende der Welt oder den jüngsten Tag, weil im Calender des Jahrs, in dem Kapitel vom Krieg und Frieden, der blutdürstige Mars, welcher das Jahr regieren sollte, im besagten Monat mit dem Jupiter zusamkäme, wodurch denn vielleicht allen menschlichen Elend ein Ende gemacht würde. Daraus schlossen die Leute, daß Mars, als der (von den Heiden gedachte) Kriegsgott und ein hitziger Kopf, wenn er an den Jupiter stiesse, ihn ohnfehlbar in Brand stecken, und dadurch der Welt das Garaus zuziehen würde. Die darüber entstandene Besorgnis hatte sich so weit verbreitet, daß die Prediger auf den Kanzeln davon reden, und die Gemüther zu beruhigen suchen mußten. Einer von ihnen erklärte daher seiner Gemeinde den Planetenlauf sehr deutlich, und zeigte, daß der Aberglaube von ihrem Einfluß auf die Erde und die Menschen eigentlich aus dem Heidenthum herrühre und einen Christen nicht gezieme. Wenn er nur auch diejenigen, welche über den Calender zu gebieten haben, hätte ermahnen können, statt des heidnischen Aberglaubens künftig etwas nützlicheres hineinsezzen zu lassen. In dem Paderbornischen Hof- und Staatskalender war statt des jüngsten Tages am 12. Jun. gut Aderlassen, Schröpfen, Kinder entwöhnen und Haar abschneiden geweissagt.

Wie mag dem armen Mann, wenigstens dem der abergläubig ist, zu Muthe seyn, wenn seine Gattin im

März entbunden wird, und er dann in einem Calender die seiner Meinung nach unfehlbare Wahrheit hört: Kinder im März geboren, sind widerspenstig, neidisch, unkeusch, werden grosse Betrüger und Lügner, reich an zeitlichen Gütern, haben aber kein gutes Gewissen.

Recht eigentlich scheinen viele Calender dazu gemacht zu seyn, Angst und Kummer, Thorheit und Finsternis zu erhalten.

Die Ursachen, warum man jenen Gestirnen, die man unter dem Namen der

zwölf himmlischen Zeichen

kennt, diese Nahmen gegeben hat; sind folgende: der Krebs geht hinter sich; eben so geht die Sonne, wenn sie bis in dieses Zeichen gekommen, auch zurück und steigt schräge herunter. Die Ziege pflegt wenn sie weidet immer aufzusteigen, und fressend in die Höhe zu kommen; und wenn die Sonne zum Steinbock gekommen, fängt sie auch an, den niedrigsten Punkt ihrer Laufbahn zu verlassen, und wieder aufzusteigen. Statt der Zwillinge waren ehedem zween Ziegenböcke. Warum gab man nun wohl die Namen des Widders, des Stiers, der Zwillinge oder zween Böcke, den drei Gestirnen, welche die Sonne im Frühling durchläuft? die Mütter der Thiere sind gemeiniglich zu Ende des Herbsts trächtig, und die Ruhe des Winters kommt der Mutter und der Frucht zu statten. Wenn die Mutter noch in der kalten Witterung wirft; so hält sie das Junge unter sich warm, welches denn mit Hülfe des Frühlings stärker, und so mit geschickt wird, die folgende Hitze zu ertragen. Zuerst kommen die Lämmer, hernach die Kälber und zuletzt insgemein die Ziegen. Auf diese Weise können die Lämmer schon in den ersten heitern Tagen dem Widder ins Feld fol-

folgen; Kälber und Ziegen folgen zu ihrer Zeit nach, und vermehren die Heerden. Man sieht daher leicht, daß man im Alterthum den Durchgang der Sonne durch diese drei Zeichen des Frühlings mit Benennung dreier Thiere bezeichnet, deren neuer Zuwachs durch den ganzen Frühling sichtbar ist. Zween Böcklein hat man darum unter die Frühlingszeichen gesetzt, weil die Ziege öfters mehr als ein Junges wirft. Die Wuth des Löwen drückt sehr schicklich die Hitze der Sonne aus, wenn sie das Zeichen des Krebses verläßt. Das Mädchen mit einer Hand voll Aehren, oder die Jungfrau, bezeichnet sehr natürlich die Zeit der Ernte, welche alsdenn zu Ende geht. Die Gleichheit der Tage und Nächte, welche die Sonne macht, wenn sie an den Wendezirkel kommt, konnte nicht besser bezeichnet werden, als daß man den Sternen, bei welchen sie sich sodenn befindet, den Namen der Wage beilegte. Die Krankheiten im Herbst, wenn die Sonne zurückgeht, sind durch den Scorpion bezeichnet, der Stachel und Gift bei sich führt. Die Jagd des Wildes, welche die Alten vornahmen, nachdem das Laub abgefallen war, wurde durch einen Mann mit einem Pfeil oder einer Keule bewafnet, angezeigt. Der Wassermann ist ein Bild der Winterregen; und die Fische deuten auf die Fischerei im Frühling. Man muß hiebei bemerken, daß die Benennung dieser Gestirne in alten Zeiten und in entfernten Ländern gemacht worden ist, wo die Folge der Jahrsgeschäfte zum Theil anders war, als bei uns; und schon aus diesem Grunde ist es thörigt, zu glauben, daß wenn der Mond oder die Sonne in dieses oder jenes himmlische Zeichen tritt, dieß in die Dinge auf der Erde, in die Schicksale der Menschen, auf Seegen oder Unseegen einen besondern Einfluß habe. Hirten und Ackersleute in Chaldäa waren die ersten, welche sich mit der Sternkunde be-

ſchäftigten. In dieſem ganz ebenen Lande zogen ſie mit ihren Heerden umher, und blieben da, wo ſie einen beſſern Weideplatz trafen. Um aber den Weg nach ihrem Ort ſicherer zu finden, richteten ſie ſich bei Tage nach der Sonne, und des Nachts nach den Sternen. Dadurch wurden ſie mit letztern bekannter, gaben ihnen Nahmen, und faßten ſie in Bilder. Die zwölf himmliſchen Zeichen ſind nichts anders als Sterne, die man, in Verbindung mit andern, auf dem Papier in Figuren gebracht hat, um ſie beſſer benennen und unterſcheiden zu können, und die Jahrszeiten darnach einzutheilen.

Verbeſſerungen.

Seite 37 lies und wirklich ſtatt un-wirklich. S. 40 l. Burgau ſtatt Brugau S 45 l. Kummers ſtatt Kummer. S. 48 l. Schwedenborg ſtatt Schwedenburg S. 52 l. Nochmals ſtatt Nachmals. S 65 l. hervorbrächten ſtatt hervorbrachten S 69 l. Stäuble ſtatt Näuble. S. 70 l. Lubienth ſtatt Lubireitz S. 70 Z 13 l. wer ſtatt man. S. 70 Zeiten ſtatt Zweiten. S 71 aus ſtatt uns. S. 89 l härteres ſtatt härterer. S. 90 l. halten ſtatt holten S 91 l. der Lindwurm ſtatt den Lindwurm. S. 91. l. phönizſcher ſtatt phönezſcher. S. 94 Z. 3 l. welcher ſtatt welchen. S. 104 l. Wüſte ſtatt Wüſte. S. 119 l. Wenzelin ſtatt Wenzel in. S. 121 l. und man glaubt dann ſtatt und glaubt dann. S. 180 l. Zuneigung ſtatt Zueignung.

Beiträge

zur

Beantwortung der Frage:

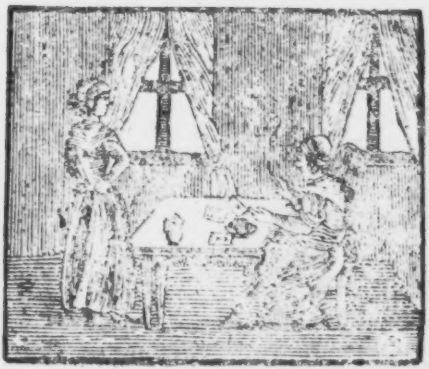
ob Aufklärung ſchon weit genug gediehen oder vollendet ſey?

Als

Anhang

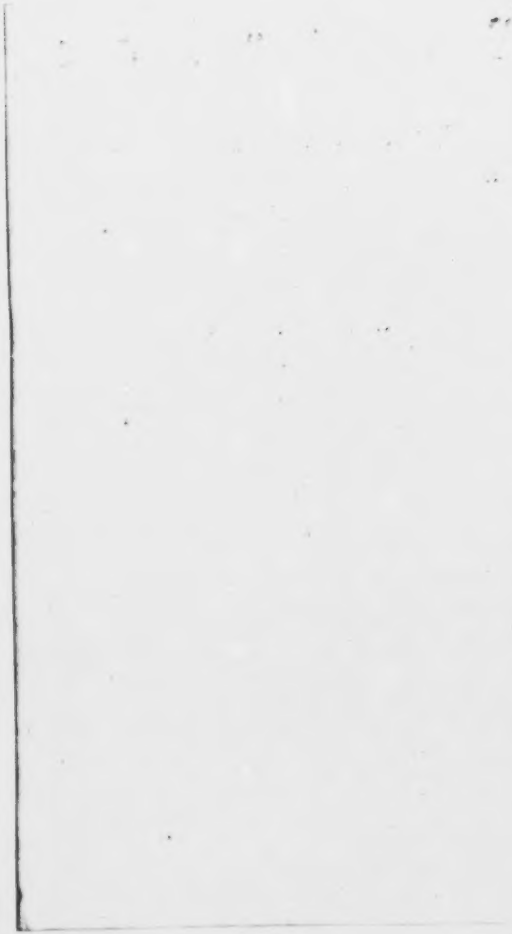
zu dem

Buch vom Aberglauben.



Hannover, bey Chriſtian Ritſchen.

1794.



Vorrede.

Dieser letzte Theil zu dem Buche vom Aberglauben enthält reiche Beiträge zu der Geschichte menschlicher Verirrungen, die größtentheils in den neuesten Zeiten sich ereignet haben, und es nur allzuklar beweisen, daß man noch weit genug von dem Zeitpunkt entfernt sey, wo man sagen könnte: es ist genug geschehen für die Aufklärung des großen Haufens!

Daß Aberglaube immer noch gemein ist, und wirkt, das ist, leider! bekannt genug; und daß man ihm da, wo es einzig mit gutem Erfolge geschehen könnte, in Schulen, nicht zwekmäßig, oder gar nicht entgegen arbeitet, ist wahr genug. Wenn er aber selbst in den Köpfen derer tobt, die andre lehren und davon retten sollen, und sich sogar von da verbreitet, wie könnte man hoffen, daß er, wo solche wirken, endlich ausgerottet werde?

– Der Verfasser that im Mai 1791. eine kleine Reise aus Nieder- nach Obersachsen, wo er nahe bei der Residenz eines Fürstenthums, einen Mann von etwa 60 Jahren, bei völlig gutem Muth und guten Sinnen, traf, der bald von dem, was seine Lieblingsmaterie zu seyn schien, folgendermaßen zu reden anfieng.

„Ein andrer glaube, was er will: ich glaube, daß es Gespenster giebt; denn ich sah sie wohl hundertmal. Mit meinem verstorbenen Vater habe ich geredet! und das gieng so zu. Mein Studieren hatte meinem Vater mehr gekostet, als die Erziehung der einzelnen andern Kinder; dieß sollte mir aber bei der Erbschaft nicht zum Nachtheil gereichen, war sein Wille. Demohngeachtet wollte mein Geschwister mir in dieser Hinsicht 300 Rthlr. entziehen, und ich wäre dann arm genug gewesen: Aber das kränkte meinen Vater in der Erde. Einst gieng ich in der Gegend, wo der Verstorbene begraben lag, und dachte: Du guter Vater ruhst, und weißt nicht, wie es deinem Sohn geht — als er auf einmal vor mir stand. Ich erschrak, erhohlte mich aber, und sagte: Im Nahmen der heiligen Dreieinigkeit, des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes frage ich dich, wer bist du? bist du der Teufel, oder bist du ein guter Geist? — Sohn, antwortete er, kennst du mich nicht? du wirst dich doch nicht fürchten? Du gehst ja auch mit Gottes Wort um, hältst

Betstunden und Kirche ꝛc. Darauf unterredete ich mich mit ihm beinahe 3 Stunden. *) Er gab mir seine eiskalte Hand, und gieng. Ich will es niemand rathen, einem Geist die Hand zu geben, ohne Handschuhe anzuhaben.“ — „Ein Kranker kann kein besseres Mittel zum Genesen gebrauchen, als das heil. Abendmahl. Ich habe in meinem Dorfe einen Kerl, der mir mit Gott das Leben zu verdanken hat, und jetzt doch mein gröster Verfolger ist. Seine Mutter bat mich auf den Knieen, daß ich ihm das Abendmahl geben mögte, er könne sonst keine Stunde mehr leben. Ich kam, und es besserte sich zusehends mit ihm. — Wenn in meinem Dorfe ein Todtkranker ist, so weiß ich es, ohne es von jemand gehört zu haben; denn er erscheint mir immer des Nachts. Einst lieg ich im Bette, ohne an etwas zu denken (denn meine Frau schläft hinten, ich vorn) als ich zur Seite ein Geräusch gewahr wurde. Ich sehe mit dem einen Auge hin (denn ich wende nie das ganze Gesicht an solchen Ort: Man kann nicht wissen, was einem wiederfährt) da kniet N N und faltet die Hände, und bittet, daß ich ihr das Abendmahl geben möge. Am andern Tage gleich früh gehe ich zu ihr, und finde sie todtkrank. Ich gebe ihr das verlangte; sie starb aber doch.“ — „Hören Sie, was sich mit meiner Magd zuge-

*) Der Mann liß sich auf Befragen, was der Geist mit ihm geredet habe, nicht auf das specielle ein, sondern sagte blos, daß die Unterredung jene Angelegenheit betroffen.

tragen. Ihr erschien Morgens um 6. Mittags um 11. und Abends um 6 Uhr, wenn sie zum Melken im Stalle war, der Geist ihres verstorbenen Vaters, und sie mußte, so wie er ihr vorsprach, nachbeten, immer nur dasselbe, als: das Blut Jesu Christi ꝛc. das Vater unser u. dgl. Ich wußte aus Erfahrung, wie dem zu Muthe ist, der einen Geist sieht, und ermunterte sie, Muth zu fassen, wenn sich die Erscheinung wieder zeigte, und derselben jene Worte zuzurufen, welche ich bei der Erscheinung meines Vaters gebrauchte, übrigens aber den Willen des Geistes zu thun, und ihm nachzusprechen, was er vorsage. Das alles half aber nichts, der Geist kam nach wie vor zu denselben Tagszeiten, und quälte das Mädchen, daß sie manchmal ganz ausser sich war. Sogar wenn ich des Abends Betstunde hielt, sahe sie ihn; wir andern aber nicht. Sie wurde blaß und roth und zitterte, und konnte weder mitsingen noch beten. Ich bat in der Kirche für sie, und daß Gott das Unglück abwenden wolle, was diese Geistererscheinung anzeige, und gab endlich den Rath, daß sie am Sontage mit der Gemeinde communiciren und auf den Altar ein Laken (Tuch) schenken solle. Das geschah: Ehe sie aber noch den Kelch nehmen konnte, wurde ihr so angst, daß ich für sie besorgt war; denn der Geist erschien, und kein andrer, als nur sie, konnte ihn sehen. Sie legte das Laken auf den Altar: die ganze Gemeinde war gerührt.“ — So erzählte der Mann noch weiter von Ge-

spensterercheinungen aus seinem Dorfe, die der, jener und dieser gehabt haben sollte. Vergebens würde die Mühe gewesen seyn, ihm über alles das eine andre Meinung beizubringen; denn er redete so zuversichtlich von diesen Begebenheiten, daß man seinen starken Glauben nicht verkennen konnte. Er ließ überdieß dazu wenig Zeit. Bald nachdem er ausgeredet hatte, bestieg er sein abgelebtes blindes Pferd, und ritt über einen ungebahnten Weg mit wakerm Muthe hin. — Ohne über das Erzählte Bemerkungen zu machen, deren sich so viele darbieten, sey nur noch gesagt, daß der Mann den Tag darauf, da er so sprach, vor Fürstl. Consistorio erscheinen sollte, um über den letzt erzählten ruchbar gewordenen Vorfall Erklärung zu geben, worüber er aber ganz unbesorgt zu seyn schien.

Für den, der gegenwärtiges Buch gelesen hat, würde es überflüßig seyn, den Wunsch zu wiederhohlen, daß man doch ja nicht aufhören möge, alle die, welche es bedürfen — und deren sind warlich viel — von irrigen Begriffen zu befreien, welche ohne Zweifel immer mannigfaltig traurige Folgen bringen.

Um so mehr mag dieß hier gesagt seyn, da jetzt die Meinung, als ob bei Finsternis große Vortheile für die menschliche Gesellschaft bestehen könnten, die beim Licht verschwinden müßten — viele Köpfe gefaßt hat, von denen es zum Theil

abhängt, ob es in ihrem Kreise dunkler oder heller werden soll.

Kürzlich sey nur noch bemerkt, daß viele Rubriken der vorhergehenden beiden Bände des Buchs vom Aberglauben, hier zusammengefaßt worden, manches hier mehr erwiesen und erhellet, und überhaupt nichts aufgenommen worden ist, wovon es nicht klar genug war, daß es gangbare irrige Meinung sey, oder, so wie es hier erzählt wurde, sich wirklich ereignet habe.

Heinrich Ludwig Fischer.

Inhalt.

	Seite
Von Teufeln, Unholden und Teufelsbesitzungen.	1
Von Gespenstern und Erscheinungen.	18
Von Geisterciticen.	47
Die künstliche Auferstehung der Todten, oder die magische Geistervorladung.	54
Hexerey und Wahrsagerey.	63
Von den sogenannten Gottesurtheilen.	104
Natürliche Auflösung der Sage von den Hexen-Reisen- und Tänzen auf den Brocken.	109
Von Wundercuren-Aerzten, Marktschreiern und einigen andern abergläubigen Gauckeleyen.	116
Vom Manipuliren auf dem platten Lande; ein Beytrag zu den magnetischen Curen.	153
Ueber die Miteser bey Kindern.	158
Von Schatzgräberey.	164

Inhalt.

	Seite
Aberglaube aus dem gemeinen Leben.	183
Der natürliche Zauberer.	199
Tagewählerey.	230
Aberglaube aus der Naturgeschichte.	234
Aberglaube beim Sterben und Begraben.	249
Aberglaube beim Geborenwerden.	264
Aberglaube beim Abendmahlgehen.	265
Aberglaube bei Taufen.	266
Aberglaube bei Trauungen.	267
Von Träumen und Ahndung.	269
Vom Blatternverkaufen.	280

Von Teufeln, Unholden und Teufelsbesitzungen.

In dem Gebiete eines geistlichen Herrn liegt ein Dorf, Nahmens W. im südlichen Schwaben. Dahin kam ein handfester Metzger, der sprach beim Glase Wein so ziemlich gescheut von der Geistlichkeit. An einem andern Tische saß bei hochgefüllter Weinflasche der Dorfprobst. Der horchte, schwieg und entfernte sich. Der Metzger gieng gegen Abend seines Weges, kam durch einen Wald und traf da den leibhaftigen Teufel an, mit Bockshörnern, Geißfüßen und einen feuerspeienden Rachen. Fürchterlich brüllte der Satan: Ich komme dich zu zerreissen, verfluchter Ketzer! was hast du im Wirthshause gesprochen? Doch geh, sags deinen Mitbrüdern, daß ich sie bald alle holen, und ihre Leichname auf den Anger werfen werde. Der Metzger dachte unverzagt: Ei wie? Der Teufel ein Bußprediger? Er hetzte seinen Hund an ihn. Dieser packte den Satan gar unsanft beim Felle, und riß ihn zu Boden. Der Metzger hintendrein mit seinem knotigen Wanderstabe. Da fieng der fromme Teufel an zu schreien: o Jesus Maria und Joseph! Endlich verstummte der Teufel. Der Metzger glaubte, er wäre todt, gieng zurück ins Dorf und zeigte die That an. Einige Bauern giengen mit, und fanden da einen ihrer Mitbrüder mit dem Tode ringend. Er lebte noch eine Stunde, gestand, daß ihn der Dorf-

pfaffe aus tollem Eifer, eine Ketzerseele zu retten, zu dieser schwarzen Maskerade verleitet habe, und starb — Diese Geschichte ereignete sich im September des Jahrs 1791. und man sieht daraus, daß der Glaube an Teufelserscheinungen wol seinen Grund in dergleichen Pfaffenmummereien haben könne. Es mag wol wahr seyn, daß besonders Pfaffen in der Vorzeit so etwas öfter angestellt haben, und hatte denn ja einmal einer unter der Menge Muth genug, zu untersuchen, und Glück, den Betrug zu entdecken, so hatte die Geistlichkeit tausend Mittel in Händen, das Bekanntwerden eines solchen Vorfalls zu hintertreiben; und keiner durfte es wagen, öffentlich davon zu schreiben.

In Giesen hatte im Jahr 1791. ein abergläubiger oder einfältiger Mensch, nach glaubwürdigen Erzählungen, den tollen Einfall, vielen Bürgern, die nicht klüger waren, als er, glauben zu machen, er hätte den Teufel in einem rothen Röckchen gesehen, wodurch ein Mensch verdächtig wurde, daß entweder er selbst der Teufel oder mit ihm in Gemeinschaft sey, welches die schlimme Folge hatte, daß der Mensch in Verfall seiner Nahrung kam: denn solches einfältige Sprechen macht auf sehr viele gemeiniglich einen sehr starken Eindruck.

In Wekherlins grauem Ungeheuer 8ter. Band pag. 186. wird vom Ursprung des Teufels folgende Meinung angegeben:

Es ist bekannt, daß der Teufel ein chaldäisches Product, und erst ziemlich spät von da zu den Hebräern gekommen ist. Die Christen nahmen ihn aus den jüdischen Superstitionen in die heiligste und vernünftigste der Religionen auf. Man bezeichnete durch seinen Nahmen die unbekannte Ursache des Bösen in der Welt, welches man aus einer sehr natürlichen Illusion personifizirt hat.

Allein, woher erhielt der Unhold die Gestalt, die er noch jezt in den Köpfen des Pöbels, und auf der Leinwand der Mahler hat? Wahrscheinlich haben die Faunen und Satyrn, Aegipanen und dergleichen, das heißt, große menschähnliche braunhaarige Affen zu dieser grotesken und absurden Vorstellung Anlaß gegeben. — Große Affen gab es denn auch in den thebaischen Wüsten, wo in den ersten Jahrhunderten des Christenthums so viel schwarzgallichte Einsiedler heckten, welche immer mit dem Teufel scharmuzirt haben wollten. — Wenn man in einer Menschenleeren Einöde allein ist, viel wacht und fastet, ein trokenes Gehirn und eine verbrannte Einbildungskraft hat, so kann man einen großen von fern schwarzscheinenden Affen leicht für den Teufel oder für einen Satyr halten. Es ist nicht wunderbarer, als daß Don Quixotte von Mancha, Windmühlen für Festungen nahm. — Die Leute jener Zeit haben überhaupt Wunderdinge gesehen, die jezt unsere Kinder ihren Ammen freilich nicht mehr glauben, wenn sie auch versichern, daß sie gedruckt wären.

Aus jenen Zeiten rührt also auch der Begriff der persönlichen Besitzungen und die bei der christlichen Taufe angenommene Formeln des Exorcismi oder Austreibung des unreinen Geistes her, die so auch die nachtheilige Folge der so schiefen Vorstellungen erzeugen müssen. Aber in der deutschen Zeitung von 1787. 3tes Stück ist schön erklärt, daß unsere gelehrten Theologen längst darin einig sind, daß diese Formeln weiter nichts bedeuten, als eine feierliche Erklärung, daß der Täufling auch die Pflichten der Religion Jesu erfüllen, das Böse hassen und das Gute lieben wolle, und daß jene jüdische Redensart nichts wesentliches bei der Taufe sey. ꝛc.

Man muß erstaunen, daß die Meinung bei Gelehrten, Richtern und Geistlichen so lange hat in Ansehen stehen können: als habe der Teufel mit den Hexen

zu schaffen, und erzeuge mit ihnen Kinder — da sie auch dem vom Teufel festgesezten Begriffe gerade entgegen sind; denn derselbe soll ein Geist seyn, der nur auf göttliche Zulassung körperliche Gestalt annehme, aber doch nie Fleisch und Bein habe.

Es war eine Zeit, wo die Furcht der Mütter vor Wechselbälgen gewiß sehr peinigend war, weil sie nach der Meinung der alten Ammen und Kinderweiber Gefahr liefen, bei jeder Erwachung statt ihren neugebohrnen, wohlgebildeten, ordentlichen, eigenen Kinde einen Wechselbalg mit abscheulich dicken Kopfe, höllischen Augen, schrecklicher Nase und Ohren, Trommeldicken Leibe, dünnen, dicken oder schiefen und krummen Beinen in der Wiege zu erblicken, wenn sie verfehlt oder vergessen haben würden, gewöhnliche drei Kreuze vor ihr oder des Kindes Mund oder Leib zu machen, oder versehen, etwas von des Mannes oft nicht allzuzierlichen Hemden, Hosen, Pantoffeln, Schuhen, Strümpfen, Wamsen, Nachtmützen ꝛc. in der Wochenstube aufzustellen oder aufzuhängen. — Bei einer Wöchnerin klopfte in den ersten Nächten ihrer Niederkunft etwas an der Thür so stark, daß sie dadurch aus ihrem freilich leisen Schlaf geweckt, und veranlaßt wurde, die bei ihr wachende Wartfrau zu fragen, was das sey oder was geschehen wäre. Da indeß dieses Klopfen wiederholet wurde, die furchtsame abergläubige Wartfrau aber, alles Zuredens, Bittens, Versicherung und Erklärung: daß es gewiß natürlich zugienge, ohngeachtet, durchaus nicht nach der Thür' wollte; vielmehr der ohnehin in ihrem Zustande reizbar empfindlichen Frau, statt ihren Befehl zu erfüllen, ihr noch alberne Vorwürfe und Erklärung machen wollte, daß der vermißte Mangel des männlichen Talismans oder vergeßne Kreuzesform, diesen mit unverwendeten Augen gefürchteten gespenstigen Zuspruch, Kobold oder Wechselbalgträger und Kinderräuber Mutz

eingegeben habe, seine Tücke an ihnen beiden armen Sündern auch Kinde zu üben; so faßte die Vorurtheilsfreie muthige Frau den Entschluß, ihrer Entkräftung und Umstände ohngeachtet aus dem Bette zu springen, die Thür schnell aufzureissen, und mit dem vom Tische genommenen licht hinaus zu leuchten — und siehe da — ihr gottlichter Budel, ein guter Haushund, hatte eben in der zwölften oder Gespensterstunde die ihn beunruhigenden Flöhe aus seinen langen Haaren zu jagen, mit dem rechten Hinterfuß sich hinter den Ohren oder am Bauche gekratzet, und dadurch, weil er eben mit dem Hintern der Thür zu gelegen, das Klopfen hören lassen, welches, wie alle Bewegung in der Nacht, bei gewöhnlicher Ruhe auch von aussen her, und aufmerksamern gesammelten Sinnen, ohnehin stärker ertönet. Wär die Frau nicht so beherzt, und so furchtsam und abergläubig wie ihre Wächterin gewesen, so hätten sich Kinder und Kindeskinder und Stadt und Land diese gräuliche Geschichte zu erzählen gehabt, die aber nun freilich vergessen wird, weil ihr das Wunderbare — fehlt.

Vordem glaubte man wirklich, daß man in den Häusern Kobolde oder Geister haben könne, welche alle Hausarbeit verrichteten. Sie striegelten die Pferde, kehrten das Haus rein, trügen Holz und Wasser herbei u. s. w. Jezt wissen unsre Weiber nichts mehr von solchen dienstwilligen Geistern, die vertraut mit ihnen werden könnten; und für die Männer ists ein Glück, daß sie dieß nicht weiter glauben, wenn sie bei gewissen Fällen zweifelhaft sind.

Eine Weibsperson, 41 Jahr alt, die Ehefrau eines Schusters, in einem Dorfe ohnweit Linz, Nahmens Anna Maria, war seit 18 Jahren im östreichischen Lande, als vom Teufel leibhaftig besessen, beschrieben. Es hieß, in den ersten drei Jahren habe der Teufel sie nur

dann und wann gequält, in den folgenden funfzehn Jahren aber habe sie weder Tag noch Nacht Ruhe gehabt. Niemand zweifelte demnach an der Wahrheit einer würklichen Besitzung derselben, indem die gelehrtesten und frömmsten Geistlichen solches aufs feierlichste betheuerten. Im Frühlinge des Jahrs 1772. fand endlich der Ehemann dieser Frau einen Weg, der Kaiserin Maria Theresia eine Bittschrift in die Hände zu bringen, worin er diese um Mitleiden gegen sich als einen Mann anflehete, der wegen Armuth und seiner vom Teufel besessenen Frau mit dem äussersten Elende kämpfen müsse. Die Kaiserin, um hinter die Sache zu kommen, befahl, dieses Weib von Linz nach Wien zu bringen, um in den Krankenhause untersucht zu werden, über welches der Hofrath und Leibarzt Dr. Anton von Haen die Aufsicht hatte. — Ich beschäftigte mich von der Zeit (so erzählt dieser Arzt hiervon) täglich drei bis vier Stunden mit ihr. Was ich also von ihr melde, das berichte ich als ein Augenzeuge. Was in meiner Abwesenheit mit ihr vorgegangen, gründet sich auf die glaubwürdigen Berichte des Tagebuchs unsers Lazareths. Sobald diese Frau in das Lazareth gebracht worden war, stieß sie gräuliche Verwünschungen und Flüche gegen den Heiland, gegen die Kaiserin und gegen diejenigen Leute aus, welche sie nach Wien geführt hatten. Wie man sie ins Bette brachte, fing sie an, sich schrecklich zu wälzen und zu krümmen, auch die Augen auf alle Seiten zu drehen, so daß man gemeiniglich nichts weiter, als das Weisse im Auge, doch in einer beständigen Bewegung und Zuckung wahrnehmen konnte. Alle Muskeln des Gesichts wurden auf mancherlei Art verzerret. Den Hals wußte sie so stark und schnell auf die Schultern und auf den Rücken zu drehen, daß ich dergleichen, jemals gesehen zu haben, mich nicht erinnere. Während der Zeit schrie und brüllte sie entsetzlich, und sang entweder

deutsche oder gröbbäurische Lieder, wobei es schien, als ob sie sich mit Fleiß bestrebte, eine fremde oder ausländische Sprache nachzuahmen. Hierauf fing sie an, den Leib in einem halben Zirkel herumzubewegen, mit dem Kopfe und mit den Füßen aufs Bette gestemmt, und den Bauch in die Höhe gehoben. Bald dehnte sie sich wieder längelang aus, und warf den ganzen Körper einen oder einen halben Fuß in die Höhe, und das zwar eben so geschwind als oft, wol 20 bis 30 und mehrere mal hinter einander fort. Hatte sie einen Augenblick geruhet, so trieb sie dasselbe Spiel aufs neue. Dann fluchte sie wieder auf Gott, auf die Kaiserin, auf ihren Ehemann ꝛc und das währte so über eine gute Stunde. Unterdessen warf sie den Rosenkranz, und das Crucifix, welches beides sie in der Hand hatte, dreimal mit höchstem Unwillen und Ungestüm zur Erde; nachdem man ihr aber die Stücke mehrmalen hinreichte, küßte sie dieselben und bat auch Gott um Vergebung. Gleich hernach aber lästerte sie Gott wieder; doch versicherte sie uns zugleich, vorher habe sie selbst, nachher aber der Teufel in und aus ihr geredet. Diese und mehrere dergleichen oder auch andre und etwas veränderte Gaukeleien, machte sie nun zum öftern; nach welchen heftigen Bewegungen doch allezeit der Pulsschlag und das Athemholen ganz natürlich blieb. Wenn sie eine Weile stille lag; so sollte man sie für eine am Verstande und Körper vollkommen gesunde Person angesehen haben. Sie erzählte in solcher Zwischenzeit ihren ganzen Lebenslauf, der nun freilich wol nicht eben der rühmlichste war. Sie bezeugte auch, wie so oft und vielmals sie Gott angerufen habe, sie doch von einem so schrecklichen und grausamen Feinde zu befreien. Mitten unter solchen Erzählungen aber wiederholte sie plötzlich ihre Verzuckungen und Verwünschungen aufs neue. Sie aß Mittags und Abends mit gutem Appetit, ob sie gleich zuweilen sagte, daß sie

durch den Teufel am Niederſchlucken der Speiſen gehindert würde. Man gab ihr einen einzigen Gran Opium ein, und davon ſchlief ſie ſo ſanft und natürlich, daß man ſie auch ſchnarchen hörte. Nach dem Erwachen betete ſie ihren Roſenkranz und andere Gebete mit gebogenen Knieen. Kaum aber war dieß vorbei, ſo verſetzte ſie ſich wieder in ihren Paroxismus, läſterte Gott, und hat ihm den Augenblick darauf die Läſterungen wieder ab. Endlich vertraute ſie ihren Wächtern und den Anweſenden ganz treuherzig: der Teufel habe ihr nach ſeiner gewöhnlichen Vertraulichkeit, unter andern Geheimniſſen auch dieß offenbaret, daß er heute den Profeſſor des Lazareths umbringen wolle. Inzwiſchen kam ich dazu, und hörte, was vorgefallen war; ich ſah die wiederholten Verzuckungen mit an, und weil ich nun von der Verſtellung, und dem Betruge dieſer Bettel hinlänglich überzeugt zu ſeyn glaubte, ſo ließ ich folgenden Verſuch mit ihr anſtellen. Durch verſchiedene heimlich dazu beſtellte Leute wurde ihr nemlich, ſo oft ich es nöthig fand, ein groſſes Geſchirr voll kalten Waſſers plözlich und unvermuthet ins Geſicht, und über den ganzen Leib geſchüttet. Solchergeſtalt verjagte ich dem Teufel oder Dämon auf einmal. Dieſe Frau, welche vorgegeben und betheuert hatte, daß ſie innerhalb 15 Jahren keinen einzigen Tag und keine einzige Nacht von den Anfällen des Böſewichts frei geblieben wäre, brachte dieſen Tag von 9 Uhr Morgens an, und hernach auch den zweiten und dritten Tag ruhig, vernünftig und andächtig zu, nahm zum Zeitvertreib weibliche Arbeiten vor, aß und trank ſehr gut, und klagte nur einmal über Kolikſchmerzen, welche ſich aber nach dem Gebrauch eines Klyſtiers ſogleich legten. Gegen das Ende dieſer drei ruhigen Tage ließ ich mich mit ihr in ein vertrautes und freundliches Geſpräch ein, und bemühete mich, ſie zu überführen, daß ſie nicht vom

Teufel besessen wäre, indem sie gesehen und erfahren hätte, daß durch die von uns gebrauchten Hülfsmittel das Uebel gänzlich vertrieben worden, welches nicht geschehen seyn würde, wenn dasselbe vom Teufel herrühre. Wie sie aber dieß durchaus nicht einräumen und zugestehen wollte, sagte ich ihr, sie würde noch besser von dieser meiner Einsicht und Behauptung überzeugt werden, wenn, im Fall, daß die Krankheit sich etwa noch einmal äussern sollte, eben dasselbe Heilungsmittel wieder gebraucht würde. Das wollte ihr gar nicht gefallen. Sie stellte sich also nach Mitternacht an, als ob sie einige leichte Anfälle des Uebels empfände. Sobald sie aber hörte, daß man ungesäumt wieder zur vorigen Kur schreiten würde, lag sie bis um 6 Uhr stille. Alsdenn aber erneuerte sie ihre Gaukeleien und Verzuckungen, sprang aus dem Bette heraus, stützte den Kopf auf den Boden des Zimmers, und beugte den ganzen Leib vorwärts, als wenn sie einen Purzelbaum machen wollte, wälzte sich aber hernach seitwärts durch das Zimmer immer näher und näher gegen mich, der ich etwas entfernt stand, hin; vermuthlich, um mich, wenn ich stehen geblieben wäre, umzustoßen, und zur Erde nieder zu stürzen. Als ich aber hierauf in einem ernstlichen und drohenden Tone sie anredete, faßte sie sich, nahm ihre ordentliche Stellung wieder an, und ließ die zween folgenden Tage, als so lange sie noch bei uns blieb, nicht das allergeringste blicken, was dem Wohlstande, den guten Sitten und der gesunden Vernunft zuwider gewesen wäre. Die Frau wurde hierauf in das St. Markuslazareth gebracht, woselbst sie Anfangs die Ursache und die Beschaffenheit ihres Betrugs nicht gestehen wollte. Endlich aber, da man sie, als eine sonst gesunde und mit dem besten Appetit versehene Person, mit schlechter Kost hinhielt, und noch dazu ziemlich kärglich abspeisete, sahe sie sich genöthigt, mit der Sprache

che rein herauszugehen. Sie bekannte frei und aufrichtig: Sie habe sich nur gestellt, besessen zu seyn; theils, um ihren Mann beständig kränken und quälen zu können, theils, um deste mehr Allmosen von den Leuten zu erhalten; die ganze Kunst aber habe sie von einem Soldatenweibe gelernt.

Nach Sonnenuntergang darf man nicht mit dem Munde pfeifen. Man reizt dadurch den Teufel, macht ihn ein Vergnügen und locket ihn, daß er sich mit dem Pfeifenden einläßt; ja nicht selten antwortet er. Viele Bauersleute wagen es daher nicht, nach Sonnenuntergange zu pfeifen, und warnen die Knaben vor solchem Unwillen.

In einem Schreiben aus Amberg von 1788. heißt es: In B. einem Oberpfälzischen Marktflecken und berühmten Kloster lebt ein Mädchen von . . . Jahren, die vom leidigen Teufel ganz unbeschreiblich gepeiniget wird. — Das Mädchen diente nemlich bei einem Manne, der selbst vieles mit dem Bösen zu thun gehabt haben mag, und seitdem sie vor drei Jahren aus dessen Diensten getreten, wurde sie unaufhörlich von demselben verfolgt. Sie fiel Anfangs oft mitten auf der Straße ohnmächtig nieder: doch vermuthete man damals nichts weiter als eine Krankheit und brachte sie leicht wieder zur Vernunft. Allein die Krankheit verließ das Mädchen nicht mehr, und brachte die sonderbarsten Zufälle hervor. Sie lebte z. B. drei Monate hindurch, ohne nur das mindeste zu essen — sagt sie, und man glaubt es: da sie im Gegentheil des Tages wol gegen 30 Maaß Wasser soff. Die Mönche im Kloster disputirten schon darüber, daß dieß nicht mit natürlichen Dingen zugehen könne; und der Schluß fiel zulez: dahin aus, man müsse, um der Sache auf den

Grund zu kommen, den Hexenrauch*) versuchen. Und siehe, sobald der Rauch dem Mädchen nahe gebracht wurde, bekam es die wunderbarsten Verzuckungen. Sie warf sich im Bette herum wie eine Rasende, der Körper zitterte und bebte und wurde wol Ellenhoch emporgeworfen. Und der Hexenrauch hatte diese Wirkung nicht, wenn er nicht von Priesterhand geweihet war. Man unterließ nicht, auch verschiedene Arzneien, und zwar zuerst Laxirungen anzuwenden: sie brachten aber, so stark sie immer seyn mogten, keine Wirkung hervor. Man fiel daher auf den Gedanken, dem Mädchen Brechpulver einzugeben, und diese zuerst zu weihen und zu segnen. Das wirkte. Die Patientin fieng an, sich ganz gewaltig zu erbrechen, und da man untersuchte, was aus ihrem Magen herausgekommen, fand man viele Scherben von Apothekergläschen, Schuhnägel, Karlsbadernadeln, und Büschelchen von Menschenhaaren. Darüber waren alle Zuseher freilich höchstens verwundert, und die Mönche kamen aus dem Kloster und fiengen an, den Teufel mit aller Gewalt durch Beschwören zum Ausfahren zu treiben. Das Erbrechen stellte sich in der Folge zu bestimmten Zeiten ein, und war so häufig, daß man von dergleichen Materialien schon ganze Schächtelchen voll gesammlet, und als Dinge vom Teufel kommend, aufbewahret hat. Unter andern findet sich darunter ein dicker Nagel drei Zoll lang. Doch giebt sie von dergleichen Siebensachen nicht mehr von sich, als man allenfalls unter der Zunge verbergen kann. Die Aerzte versuchten bei diesen ausserordentlichen Umständen auch ausserordentliche Mittel z. B. Haare von der H. Walpurga und Crescentia, die sie dem Mädchen eingaben, und es erfolgte mehr Würkung als vom gewöhnli-

*) Hexenrauch besteht aus vielen Kräutern, die auf Kohlen gewogen, groben Dampf geben, und wenn sie geweihet werden, dem Teufel zuwider seyn sollen.

chen Brechmitteln. Die häufigen Beschwörungen der Mönche hatten auch zuweilen die Würkung, daß der böse Geist auf einige Zeit Ruhe gegeben; aber ganz hat er das arme Geschöpf bis auf den heutigen Tag nicht verlassen. Jedoch hat er seine Stimme — einen sonderbaren Husten ausgenommen — noch nicht aus ihr vernehmen lassen, noch weniger in fremden Sprachen geredet, wie es sonst wol manchmal geschehen seyn soll. — Diese Betruggeschichte wird, wie andre ihrer Art, entweder entdekt werden, oder wenn die verborgene Absicht derselben erreicht worden ist, von selbst ein Ende nehmen.

In einem Meißnischen Dorfe in Churſachsen, brach Abends ein Feuer aus, wodurch fünf Bauergüter mit großen Getraidevorräthen und vielen Mobilien zu Grunde gingen. Das größte Unglük betraf den Mann, bei dem das Feuer auskam, welcher nicht nur seine Wohnung, sein Vieh und sämtliche Habseeligkeiten, sondern auch eines seiner Kinder, ein Mädchen von neun Jahren verlohr, das im Feuer umkam. Dieser Gutsbesitzer hatte sein Gut mit ansehnlichen Schulden angetreten, die er aber durch ausserordentlichen Fleiß und Sparsamkeit nicht nur getilgt, sondern auch, wie man sagt, noch baares Geld erworben hatte. Leuten, die vielleicht nicht so fleißig waren wie er, oder die ihren Erwerb nicht zu Rathe hielten, schien nun diese Veränderung nicht natürlich, und sie schrieben es dem sogenannten Kobold zu — einem Wesen, das dem Menschen, der sich in ein Bündnis mit ihm einläßt, zu gewissen Zeiten Geld bringet, dafür derselbe verbunden ist, es zu unterhalten. Bleibt nun der Unterhalt einen Tag aus, so rächt sich das Unding durch Feuer oder andere Unglücksfälle. Verschiedene Einwohner wollen den Kobold bei diesem Manne bald unter der Gestalt einer schwarzen Katze, bald eines feurigen Drachen, und wer

weiß, wie sonst gesehen haben. Da man nun die Ursache des Brandes nicht weiß, so glauben die mehrsten, es könne niemand anders als der Kobold gewesen seyn, der es vielleicht aus Rache gethan. Man macht dem Unglüklichen sogar die kränkendsten Vorwürfe darüber, wünscht nicht mehr in seiner Nachbarschaft zu wohnen, und sähe es überhaupt gern, wenn er das Dorf verließe. Daran würde nun der Mann, wenn die Sache überhaupt thunlich gewesen wäre, recht wohl gethan haben: denn ein fleißiger wakrer Man passet zu einem so albernen Volke nicht, wie die Einwohner des Dorfes ohne Zweifel waren.

Der Sohn eines Landmanns in einem Dorfe bei Potsdam, that oft so ängstlich in Gegenwart seines Vaters, daß dieser in ihn drang, ihm zu sagen, was ihm fehle? Jener antwortete: der Teufel erschiene ihm immer in der Gestalt einer schwarzen Katze, und setze ihm zu, er solle sich das Leben nehmen. Der Vater, erschrocken über den Zustand des Sohns, eilt zum Prediger und bittet ihn um Rath, wie er sich hierin zu verhalten habe. Dem Prediger ist die ganze Erzählung bedenklich, und er muthmaßt, daß etwas anders dahinter verborgen seyn müsse. Er läßt den Sohn selbst zu sich kommen, erkundigt sich sorgfältig nach allen Umständen, die dieser ihm so wie seinem Vater erzählt und hinzusetzt: „auch sein Bruder sey ihm gram, und könne ihn nicht leiden; darum sey ihm das Leben zur Last.“ Der Prediger kennt seinen Bruder als einen ordentlichen und vernünftigen Menschen; er fragt also diesen: warum er seinem Bruder gram sey, und erfährt von ihm, daß er ihn wegen seiner schlechten Aufführung hasse; indem er in allen verdächtigen Häusern herumlaufe, und selbst mit des Predigers Magd verbotene Dinge treibe. Die Teufelsgeschichte sey von ihm blos erdichtet, um den Vater zu bewegen, ihm das Gut abzutreten. Der Pre-

diger erschrak über die Bosheit des jungen Menschen, und weil er in diesem Falle glaubte, auf einen groben Klotz gehöre ein derber Keil: so gab er dem Vater den Rath, mit einem gedoppelten Strik den Teufel von ihm zu treiben. Dieser ließ den losen Burschen durch zwei Knechte halten, hatte selbst zu, und trieb den Teufel glücklich von ihm. Doch behielt er nun in seinem Herzen einen Groll gegen seinen Bruder, der seine Streiche dem Prediger entdekt hatte. In der Dämmerung überfiel er ihn mit einer Runge in der Hand, und wollte ihn todtschlagen. Dieser wehrte sich, und die Balgerei geschah so nahe bey der Wohnung des Predigers, daß dieser den Lermen hörte, und als er durchs Fenster sahe, was es war, geschwind seine Hexpeitsche nahm, und so schnell als möglich auf den schlimmen Burschen losshieb, so daß er schon eine Tracht Hiebe weg hatte, ehe er gewahr wurde, wo sie her kamen. Wie er aber sahe, daß es der Prediger war, so lief er davon: und von dieser Zeit an, sieht er keine schwarze Katze mehr; hat er sich nie unanständig gegen seinen Vater oder Bruder betragen, hat vernünftigen Vorstellungen Raum gegeben, und ist ein besserer ordentlicherer Mensch geworden. Ob es nun wol für den Prediger schicklicher gewesen wäre, wenn er gleich Anfangs die Sache durch Zureden und Vorstellungen auszugleichen gesucht hätte, so ist es doch glaublich, daß hier die fühlbaren Gründe den Vorstellungen Eingang verschaft haben.

Soll wahre Aufklärung und mit ihr Verbesserung der Sitten unter den Menschen immer mehrere Fortschritte gewinnen, so müssen auch nothwendig alle die Dinge aus dem Wege geräumt werden, die durch die Stärke ihrer sinnlichen Darstellung die Menschen in Aberglauben befestigen, und zur Unsittlichkeit hinreißen. Eins von diesen ist noch in manchen Staaten Der sch-

lattes das Marionettenspiel, welches selbst in den Gegenden, wo es von guten Fürsten und Obrigkeiten nicht gebilligt wird, dennoch oft im Finstern umherschleicht, und abergläubische Meinungen sowohl, als Untugenden unter dem gemeinen Mann verbreitet. Folgende wahre Beschreibung mag Herrschaften und Aeltern überführen, wie sehr sie Ursach haben, ihre Kinder und Gesinde davon zurückzuhalten. Die Dorfbewohner in einem Theile des Saalkreises wurden zur Abendzeit durch den Schall der Trommel feierlich zu einer solchen Comödie eingeladen. Da dieß Spiel für den sinnlichen Menschen und besonders für Kinder so viel Anziehendes hat, so drängten sich sogar arme Aeltern, mit den Kindern auf den Armen, hinzu und bezahlten mit Freuden das Geld für den Eintritt, das sie sonst wohl mit Unwillen für den Schulunterricht hingeben. Alles war Ohr, als ein Harlequin auftrat, und die Zuschauer mit den ausgesuchtesten Zoten unterhielt. Die Hauptrolle spielte ein Prinz, mit Nahmen Dornstrauch. Er und sein Bedienter, der Harlequin, verübten nebst andern Personen des Stücks, vor den Augen der Zuschauer Handlungen, welche die Grenzen der Schaamhaftigkeit und Tugend weit überschritten. Als diese beyden Bösewichter den Kaiser und noch einige andre Personen ermordet, und ihre schändlichen Rollen lange genug gespielt hatten, so mußten sie endlich doch auch gestraft werden. Was geschah! der Teufel erschien in der ihm von Aberglauben gewöhnlich beigelegten Gestalt, und nahm den Prinzen Dornstrauch unter fürchterlichem Gebrüll durch die Luft mit sich fort. Man sah es deutlich, was für starke Eindrücke dies Bild auf die Kinder machte, da sie sich während dieser Scene hinter die Erwachsenen versteckten. Nun erschien der Teufel auch dem Harlequin in eben der Absicht. Dieser bat um einen kleinen Aufschub, indem er erst sein Testa-

ment, so nannte er seine Pritsche, holen wollte. Darauf schlug er sich tapfer mit dem schwarzen Geiste herum, erlegte ihn, und trieb sein Spiel desto frecher. Man denke sich die brausenden Leidenschaften junger Landleute, die lebhafte Einbildungskraft der Kinder, und ihr weiches Herz, das so leicht jeden Eindruck aufnimt und urtheile dann, ob nicht ihre Tugend bei solchen Vorstellungen in die gröste Gefahr gerathe; oder ob nicht dadurch der gräßliche Glaube erhalten und befestiget werde, daß ein Teufel die edelsten Geschöpfe Gottes, die nach seinem Bilde geschaffenen Menschen ehmals von der Erde habe hohlen können, oder noch jetzt die Macht dazu habe?

Im May 1792 hatte ein Greis, der jederzeit einen sehr rechtschaffenen Lebenswandel geführet, ein Vater guter und wohlgezogener Kinder, und Mitglied des Magistrats, das Unglück, sich auf einem W... benachbarten Dorfe aus Melancholie in einen Brunnen zu stürzen. Ein junger Bursch, der es sahe, machte sogleich Lärmen. Man machte auch Anstalten, ihn herauszubringen: allein sobald man ihn herausgebracht hatte, legte man ihn auf ein Bund Stroh neben dem Brunnen hin, ohne zu versuchen, ob er nicht wieder ins Leben zurückgebracht werden könnte; ja es wollte ihn durchaus niemand in sein Haus bringen lassen. Ohngefähr eine halbe Stunde nachher ging ein vernünftiger und menschenfreundlicher Mann vorbei, der, als er den Unglücklichen liegen sah, fragte: ob man nicht versucht hätte, ihn wieder ins Leben zurückzubringen? Allein man gab ihm zur Antwort: daß dies nichts würde geholfen haben, weil ihm ja der Teufel schon den Hals gebrochen hätte. Denn man könne es ja auch daraus ersehen, daß er des Teufels sey: weil man ihn beim Herausziehen mit einem Haken in das Bein gerissen habe, kein Tropfen Bluts herausgeflossen sey. Die Gemeinde

meinde verlangte nun, daß die Kinder des Unglücklichen ihr einen ganz neuen Brunnen graben lassen sollten. Diese erboten sich, hundert Gulden dazu herzugeben: Allein die Gemeinde bestand darauf und behauptete, daß sie ihn ganz auf eigne Kosten graben lassen müßten. — Wenn der Unglückliche ohngefähret Weise hineingefallen wäre, und sich nicht selbst hineingestürzt hätte: so würden sie heute und morgen wieder daraus getrunken haben: aber jetzt würden sie nimmermehr wieder daraus trinken.

Am Neuenjahrstage 1792. gab ein Bäckermeister in Coburg seinem Gesellen den Abschied, worüber derselbe in die äußerste Verlegenheit gesetzt wurde. Er gieng Nachmittags in die Kirche, und wollte nun seine Sachen zusammenpacken und abziehen, als plötzlich der Gedanke in ihm aufflieg, sich zu erhenken. Er hatte vorher mit so vieler Wehmuth der Hausmagd geklagt, daß er ungern abziehe, daß diese aus Besorgnis ihm auf seine Kammer nachgieng, um ihn zu trösten: und hier fand sie ihn an einen Strick gehangen, schon ganz blau und ohne einige Zeichen des Lebens. Geschwind ergreift sie den umgestoßnen Stuhl, zieht ihr Messer heraus, und schneidet den Unglücklichen ab; läuft so dann nach dem Arzt, der ihn durch ein Aderlaß wieder ins Leben zurückbringt. Diese entschlossene brave Magd, welche das Vorurtheil besiegt hatte, daß man durch Rettung eines Unglücklichen unehrlich werde, würde von einigen einfältigen Leuten dennoch getadelt, aus dem ungereimten Grunde, weil sie dadurch dem Teufel das Opfer, was er sich für dieses Jahr ausersehen, und wodurch die Stadt vor allem andern Unglück bewahret worden wäre, wieder entrissen habe. — Solche Anwendungen macht man von der Lehre vom Teufel, als Urheber des Uebels in der Welt.

Von Gespenstern und Erscheinungen.

Dem Churfürst August dem ersten wiederfuhr 1555 folgendes. Dieser hielt sich öfters auf dem Schlosse Augustusburg auf, wohin er einmal mit dem Canzler, den Herrn von Pflug kam. Nie unternahm und arbeitete er etwas, und nie legte er sich schlafen, bis er sein Gebet verrichtet, und aus der Bibel, die er sehr liebte, und immer bey sich führete, einige Kapitel gelesen. Hier legte er sich schlafen und der Canzler begab sich in ein andres in eben dem Zimmer stehendes Bette. Die Bibel lag bey einem brennenden Nachtlichte auf dem Tische. Nach einer Stunde Verlauf, da noch weder der Churfürst noch sein Canzler eingeschlafen, öfnet sich die Thür des Zimmers, und eine Person, wie eine Nonne gekleidet, tritt herein, welcher sogleich ein Mönch nachfolgt. Beyde gehen nach dem Tische, wo die Bibel liegt, lesen und blättern darin, aber mit sichtbarem Verdruß, und weisen bald da bald dorthin, so daß es geschienen, als stritten sie mit einander heftig: Worauf die Nonne nach dem lichte bläset, daß die Flamme herunter geschlagen, als sollte es gar verlöschen. Das licht aber erholt sich wieder und giebt einen viel helleren Schein und Flamme als zuvor, worauf die Nonne nebst dem Pfaffen geschwind aus dem Zimmer laufen.

Der Churfürst und Canzler ließen sich die ganze Nacht hindurch gegen einander nichts von der Sache merken. Früh gegen 5 Uhr fängt der Churfürst an, sich zu rühren, und zu hören, ob der Canzler schlafe. Da dieser aber sich ganz ruhig hält, ruft der Churfürst: „Pflug, schlaft ihr noch?“ Dieser antwortet sogleich: Nein! — Worauf beyde aufstehen. Der Churfürst fragt ferner: „Wie habt ihr geschlafen?“ Der Canzler

entwortet: „Sehr ſchlecht, ich habe dieſe Nacht kein Auge zugethan.

Der Churfürſt. Iſt euch nicht wohl, was fehlt euch?

Der Canzler. Mir fehlt nichts.

Churf. Was hat euch geträumt?

Canz. Wenn ich geſchlafen oder nur geſchlummert hätte, ſo würde ich wohl glauben, es hätte mir geträumt.

Churf. Habt ihr etwas geſehen?

Der Canzler zukt die Achſeln und ſagt:

„Ich darf nicht wohl davon reden.“ — Darauf befahl der Churfürſt, er ſolle ſich an jenen Tiſch ſetzen, und ſchreiben, was er geſehen, er ſelbſt wolle an dieſen Tiſche ein gleiches thun.

Dieß geſchieht, und als beyde fertig ſind, giebt der Churfürſt ſeine Schrift dem Canzler, und nimmt hingegen dieſem ſeine — und ſiehe, jeder hatte die Erſcheinung mit gleichen Worten und Umſtänden einſtimmig aufgeſetzt; worauf der Churfürſt ſagt:

„Dieſes kann wahrlich nichts anders bedeuten, als daß unter meinen Nachkommen eine Frau ſich finden werde, welche das reine Wort Gottes in hieſigen Landen auszulöſchen und zu vertilgen ſuchen wird. u. ſ. w. Und ich ſage hiermit: Verflucht, ja verflucht und nochmals ſey die oder derjenige von meinen Nachkommen, welche das reine, wahre und unverfälſchte Wort Gottes und Licht des Evangelii in hieſigen Landen zu verdunkeln, verlöſchen und auszutilgen ſich bemühen. — Ich ſchreibe dieſes in gegenwärtiges heil. Bibelbuch zu immerwährendem Andenken, und bitte Gott um deſſen Erhaltung. Auguſtus, Churfürſt.

Wer merkt nicht, daß dieſe Erſcheinung blos Pfaffenbetrug oder Hofintrigue war. In Mönchs- und Nonnenkutte verkleidete Hofbediente waren dieß, die irgend ein Bubenſtück gegen den Churfürſt oder den klugen

Canzler ausüben wollten, und nur durch die unerwartete Gesellschaft des einen bey dem andern, oder durch das Wachen derselben verhindert wurden, ihr Vorhaben auszuführen: und wodurch der fromme Churfürst auf die seiner Denkungsart angemessene Deutung und Bibelschrift geleitet wurde.

Ein leibhaftes Gespenst, das zu einem Edelmann ins Bett gekommen.

Ein junger engländischer Edelmann reiste von London aus nach dem westlichen Theile von England; seine Absicht war, einen sehr würdigen Mann seiner Anverwandten zu besuchen, der auf seinem Landgute lebte. Es traf sich, daß zu eben der Zeit das Haus dieses Mannes wegen einer darin gehaltenen Hochzeit voller Menschen war. Der Hausherr hies ihn daher herzlich willkommen, setzte aber hinzu: ich weiß nicht, wo ich Sie beherbergen soll; denn die Heirath meiner Muhme hat mir auch nicht ein einziges Zimmer übrig gelassen. Ich habe zwar eins noch, dieses aber rechne ich nicht, denn es spukt darin: wenn Sie jedoch damit vorlieb nehmen wollen, so will ich Ihnen ein sehr gutes Bett und alle übrige Nothwendigkeiten dahin bringen laßen. — Der Gast versicherte ihn, daß er ihm für das Anerbieten sehr verbunden wäre, weil er schon oft gewünscht hätte, sich an einem Orte zu befinden, wo es spuke. Dem Hausherrn war dieser Entschluß sehr angenehm; er ließ das Zimmer zurecht machen, und da es Winter war, ein großes Feuer im Camin anzünden. Als die Schlafzeit gekommen war, führte man den jungen Edelmann in das für ihn bestimmte Zimmer: er befahl sich dem göttlichen Schutz, und gieng zu Bette. Eine ziemliche Weile blieb er wach, und da er kein Geräusch, noch überhaupt den geringsten Laut hörte, so schlief er endlich

ein. Gegen drei Uhr Morgens wurde er durch das Aufmachen der Thür seines Zimmers aufgeschrekt. Er sahe jemanden hereinkommen, dem Scheine nach ein junges Frauenzimmer, die nichts als eine Schlafhaube und einen kurzen Unterrock anhatte, er konnte sie aber nicht recht in Augenschein nehmen, denn sein Licht war ausgebrannt, und das Feuer im Camin gab nur einen geringen Schein von sich. Diese unbekannte Gestalt aber näherte sich dem Camin, und ergriff den Kohlenstachel, um das Feuer stärker zu machen. Vermittelst diesem stärkern Lichte sahe der junge Mann im Bette sehr deutlich die Gestalt eines jungen Frauenzimmers; ob sie aber von Fleisch und Blut oder ein Gespenst war, das wußte er nicht. Diese Erscheinung blieb einige Zeit vor dem Feuer stehen, als ob sie sich wärmen wolle, dann gieng sie einigemal im Zimmer auf und ab, und endlich näherte sie sich dem Bette, wo sie eine Weile stehen blieb, hernach die Bettdecke aufschlug und sich hineinlegte; sie dekte sich zu und lag ganz ruhig. Der junge Mann kam ein wenig außer Fassung bei dieser unbekannten Schlafgesellin, er zog sich an den äussersten Rand des Bettes zurück, und wußte nicht, ob er aufstehen oder liegen bleiben sollte. Er entschloß sich, sich nicht zu rühren, bis er gewahr würde, daß seine Schlafgesellin Athem hohle. Nunmehr muthmaßte er, daß er Fleisch und Blut in der Nähe habe; er rükte daher näher heran, fand sie warm, und war überzeugt, daß er mit keinem Gespenste zu thun hatte. Er fühlte einen Ring an ihrem Finger, den er ganz sachte abzog. Da das Frauenzimmer während dieser ganzen Zeit beständig fortschlief, so ließ er sie liegen, ohne sie im geringsten zu stören. Auf einmal sprang sie auf, verließ das Bette, gieng, so wie vorher, einigemal im Zimmer auf und ab, sodann öfnete sie die Thür des Zimmers, gieng hinaus, und schloß sie hinter sich zu. — Der junge Mann

muthmaßte nun, auf welche Weise dieses Zimmer in Gespensterruf gekommen war, er stand daher auf, verriegelte die Thür und legte sich wieder nieder, da er denn ruhig bis an den Morgen schlief. Der Hausherr stellte sich bald ein, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, und ob er in der Nacht etwas gesehen hätte. Der Gast gab ihm zur Antwort, daß eine Erscheinung bei ihm gewesen wäre, wobey er sich aber ausbat: nicht weiter in ihn zu dringen, bis die ganze Familie versammlet seyn würde. Der Hausherr war damit zufrieden, und sagte ihm, daß er nur froh sey, ihn gesund und wohl gefunden zu haben.

Die Neugierde: etwas Ausserordentliches zu erfahren, brachte bald alle Zweige der Familie zusammen. Nachdem sie alle in einem großen Saale sich versammlet hatten, hob der junge Edelmann an, daß er vor allen Dingen von den anwesenden Damen sich etwas zu erbitten hätte, und diese wäre, zu wissen, ob eine von ihnen einen Ring verlohren habe? Die junge Dame, eine Tochter vom Hause, von deren Finger er genommen war, hatte ihn bereits vermißt, und wußte nicht, wie sie ihn verlohren hatte; sie gestand es daher, daß ihr einer fehle. Auf die Frage: ob es dieser sey, bejahete sie es, und empfing ihn dankend von dem jungen Edelmann. Dieser wandte sich nunmehr zu dem Hausherrn und sagte: Nun kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß diese Dame, indem er sie bey der Hand nahm, der liebenswürdige Geist ist, der in ihrem Zimmer gespukt hat. Hierauf erzählte er das Vorgefallene. Keine Worte können die Verwirrung der jungen Dame ausdrücken, die da betheuerte, von alle dem nicht das geringste zu wissen; sie glaubte jedoch, daß es wahr sey, wegen des Ringes, den sie sich sehr wohl erinnerte, mit zu Bette genommen zu haben. Dieser Vorfall gab der ganzen Gesellschaft Stoff zu vielen Scherzen, bis end-

lich der Vater erklärte, daß, da seine Tochter bereits zu seinem Vetter ins Bette gegangen wäre, so sollte es seine eigene Schuld seyn, wenn er nicht auch zu seiner Tochter ins Bette ginge, da er bereit sey sie ihm mit einer guten Ausstattung zu geben. Dieses großmüthige Anerbieten war so vortheilhaft, daß der junge Edelmann es mit Freuden annahm, und seine Gesellschafterin fand auch kein Bedenken, ihn zu ihrem Manne anzunehmen.

Ein Clevischer Rechtsgelehrter, **Gebhard Feldmann**, erzählt folgende Begebenheit, die ihm zu Ende des Herbstes 1691 begegnet: „Ich hatte mein Nachtlager bey dem Herrn von Hohnstädt auf dem Schloß Rißham. Derselbe ließ mir eine wohlausgepußte Stube in den Hintergebäude anweisen, um darin zu schlafen. Kurz vor der Zeit, da ich mich zur Ruhe begeben wollte, erzählte mir der Herr dieses Schlosses, daß in den Zimmer, welches über den meinigen befindlich wäre, in dem ehemaligen Zeiten die Herren gefangen gesessen hätten, mit welchen sie ihre Vorfahren die Wasserprobe vornehmen und alsdenn verbrennen lassen. Meine Stube war von der Beschaffenheit, daß ich sie so wenig als die Vorderthür fest zumachen konnte. Ich hatte nicht lange geschlafen, als ich erwachte und bemerkte, daß etwas im Vorbeygehen das Deckbette berührte, und darauf nach einem kurzen Stillstand in der Stube auf und niedergieng, wobey es mit einer eisernen Kette Geräusch machte. Vor die Fenster des Gemachs waren die Gardinen so dicht zugezogen, daß ich nichts sehen konnte. Da ich untersuchen wollte, hatte sich die wirkende Ursach schon aus der Stube geschlichen, und ließ sich an dem Orte ihres Aufenthalts nicht hören. Das mir noch unbekannte Wesen stieg mit seiner Kette die Treppen hinauf nach der Oberstube. Ich bemerkte, daß in der Küche noch Licht brenne, und rief daher meinen

Diener, der ſich aber aus Furcht in den Stall begeben hatte. Die Mägde löſchten ihr Licht aus, weil ihnen der Gedanke beikam, daß Diebe oder ſonſt etwas da ſeyn möchte. Nur da ich mich mit Nahmen zu erkennen gab, erhielt ich ein angezündetes Licht, womit ich dahin gieng, wo der Lermen herkam. Hier traf ich einen jungen Fuchs an, welchen mein Wirth an einer Kette unter der Treppe meines Schlafzimmers aufgezogen hatte. Da er älter und ſtärker geworden war, hatte er ſich vermittelſt ſeiner Stärke losgemacht, und jenen Lerm verurſachet.

Daß Menſchen dem Anſcheine nach ſterben, und durch geſchickte Behandlung oder durch Zufall wieder lebendig werden, ſo daß ſie von den Lebenden noch können gerettet werden, das lehrt unter andern auch folgende Geſchichte: Im Jahr 1785 war das engliſche Kriegsſchiff Edaer ausgeſandt, um einen Caper aufzuſuchen. Als es auf einer gewiſſen Höhe in Amerika ankam, ſtarb ein Matroſe auf demſelben. Alle Merkmale des Todes fanden ſich bei dieſem Menſchen ſichtbar ein. Es wurde daher ein andrer Matroſe wie gewöhnlich beordert, den Todten in eine alte Hangmatte einzunähen, welches ſelbiger auf dem Verdeck verrichtete. Der Matroſe nähete das Linnen vermöge einer großen Packnadel und Bindfaden, um den todten Cörper, der auf den Rücken gelegt war, von den Füßen nach dem Kopfe hinauf. Als derſelbe mit dem Nähen dem Todten übers Geſicht kam, ſtieß er denſelben unvorſichtiger Weiſe mit der Nadel quer durch die Naſe. Der Scheintodte fing an, ſich in ſeine Hülle ſo heftig zu bewegen, daß er das bereits um ihn her genähete Linnen mit den Ellbogen zerriß. Der Matroſe, der das Nähen verrichtete, fuhr auf einmal in die Höhe, ließ die Nadel in der Naſe ſtecken, und ſtand wie verſteinert da. Einige Matroſen kamen herbei, befreieten ihren

wieder lebendig gewordenen Mitbruder von seinen Banden völlig. Der Schiffschirurgus zog ihm die Nadel aus der Nase, und öfnete ihm eine Ader. Der Capitain des Schiffes ließ es diesem Menschen nicht an Pflege fehlen, und nach drei Tagen verrichtete er schon wieder seine Arbeit, bestieg die Masten, und blieb gesund. — Wenn ein Todtscheinender wieder Lebenskräfte bekommt, und sich bewegt, ohne von Jemand bemerkt zu werden, so polterts in der Todtenkammer, der Abergläubige entflieht, und glaubt, die Seele des Verstorbenen habe bey dem Körper noch Verrichtungen.

Um auf einem Gestelle, das mitten auf dem Tische steht, ein Gespenst erscheinen zu lassen, muß man eine ganz gemeine Zauberlaterne, aber von den kleinsten, die man zu verkaufen pflegt, nehmen, und solche in einem Kasten stellen, der so groß ist, daß er noch ausserdem einen schiefligenden Spiegel enthalten könne, welcher beweglich seyn muß, damit man den Lichtstrahl, den die Laterne von sich wirft, vermittelst desselben so richten könne, daß er durch eine Oefnung, die oben an diesem Kasten gemacht worden, herausgebracht werde. Die Oefnung muß mit einem dünnen Brett oder einer Fallthüre bedeckt seyn, die vermittelst zweier Bänder beweglich ist, damit man, wenn sie auf ihren Seiten verschlossen ist, die Oefnung, die in den Deckel gemacht worden, nicht sehen könne. Derjenige Ort des Kastens, der gerade über den Kamin der Laterne ist, muß einige Löcher bekommen, damit der Rauch der Lampe durch dieselben ziehen könne, und man muß auch ein kleines längliches Kohlenbecken an eben diesen Ort stellen, das nur so groß ist, um einige kleine Kohlen hineinlegen zu können. Man muß ferner ein Glas haben, das nach Belieben hinauf und herabsteigen kann, und welches aus dieser Ursach vertical gesetzt seyn muß. Dieses Glas muß durch eine kleine Schnur geholten werden,

die über eine Rolle auf der Seite des Kastens hinausgeht, damit man dieses Glas durch sein eigenes Gewicht leichtlich hinablassen oder hinaufziehen könne. Auf dieses Glas kann man ein Gespenst, nach eines jeden Begriff davon, mahlen, doch daß dieses Bild verkürzt gemahlt werde, weil die Gestalt des Gespenstes auf diesem Rauche viel länger erscheinen muß, als sie wirklich auf dem Glase ist. Zur Bildung eines recht dicken Rauchs kann man Kälberhaare, oder den Abgang von Wolle oder auch Pech auf Kohlen gestreut, brauchen. Jene Erscheinung wird Verwunderung hervorbringen, weil die Zuschauer die Ursach davon nicht sehen, und also nicht wissen, wem sie diese plötzliche Erscheinung des Gespenstes zuschreiben sollen, dessen Kopf zuerst aus dem Rauche hervorzukommen scheint, und nur nach und nach vollständig gesehen werden kann, das auch eben so wieder verschwinden wird, so bald man nur die Schnur anziehet. Wenn man die Lampe in dieser Laterne anzündet, und den Spiegel gehörig gestellet hat, so trägt man dieses Gestelle herbei, und setzt es auf den Tisch, indem man die Zuschauer warnet, daß sie nicht erschrecken sollen. Man bringt darauf das Kohlenbecken an seinen Ort, streuet ein wenig gepulvertes Rauchwerk darauf, hebt alsobald die Fallthüre auf, und läßt die Schnur sachte herabgehen. Wenn man merkt, daß der Rauch beinahe aufhören will, so ziehet man die Schnur, damit die Figur verschwinde, und verschließt die Fallthüre wieder. Will man diese Belustigung machen, so müssen alle Lichter, die im Zimmer sind, ausgelöscht und das Gestell auf einen hohen Tisch gesetzt werden, damit das Auge der Zuschauer die Oefnung nicht sehen könne, durch welche der Lichtstrahl fällt. Auch im Großen kann man diese Belustigung machen, so daß das Gespenst in einer menschlichen Größe erscheine.

Eine sonst gute und ehrliche Bauersfrau auf einem Dorfe ohnweit Jena, war im Hause ihres neuen Schwiegersohns Abends allein in einer Kammer, wo sie zu thun hatte. Hier fällt ihr plötzlich mit einem eiskalten Schauer der Gedanke ein: wie, wenn dir jetzt die erste selige Frau deines Tochtermanns erschiene! Mit diesem Eindrucke kehrt sie bey einbrechender Nacht zurück nach ihrem Wohnort. Unterwegs däucht es ihr nun, weil sie diesen Gedanken immerfort im Kopfe behielt und sich fürchtete, als legte sich etwas schweres in ihren Korb, den sie auf den Rücken trug, und als müsse sie dies den ganzen halbstündigen Weg über, durch ein Hölzchen bis nach Heilsberg, ihrem Wohnort, tragen. Mit der größten Herzensangst legt sie den Weg zurück, kommt leichenblaß bei den ihrigen an, und — stirbt wenig Tage darauf, als ein unglückliches Opfer ihrer abergläubischen Furcht. Denn die Schwere, die sie fühlte, kam blos von der Beängstigung her, die ihr Blut in den Adern stocken machte. Davon fühlte sie eine Schwere in den Gliedern, wie wenn einem ein Bein eingeschlafen ist.

Ein Bauer in Amte Hunteburg im Hochstift Osnabrück bemerkte 1778 einige Zeit einen Geist in seinem Hause, der ihn nebst seinen Angehörigen nicht wenig beunruhigte. Obwohl alle im Hause gleiche Unannehmlichkeiten von dieser Unruhe hatten? — Der Bauer ward des Spukens müde, und gieng daher zu einem ebenfalls in Hunteburg wohnhaften Teufelsbanner, Nahmens M... welchen er ersuchte, den Geist aus seinem Hause zu verbannen, wofern er ihn reichlich belohnen wollte. M.. nahm es in Ueberlegung, und äusserte nachher, daß es der Beschreibung nach einer der hartnäckigsten Geister seyn müßte, den er zu vertreiben, sich nicht allein unterstünde: aber er kenne noch einen Teufelsbanner im Preussischen, mit dem er darüber spre-

chen und ihn bereden wollte, dieses äuserst schwere Geschäft mit zu übernehmen. Dieses geschah, und der preussische, Nahmens G... war, wie leicht zu erachten, dazu willig und bereit. Nun wurde eine Nacht zu der wirklichen Verbannung anberaumt, nachdem sie vorher den Akkord mit dem Bauer gemacht hatten, daß er nach beendigtem Geschäfte 100 Rthlr. baar, und wenn der Geist sich binnen Jahr und Tag nicht wieder einstellte, dann noch 100 Rthlr. auszahlen sollte. An dem bestimmten Abend vor der grauenvollen Nacht fanden sich beide Schwarzkünstler ein, um die zur Verbannung gehörigen Anstalten zu machen, wozu die Frau des Hauses ein großes weises Linnentuch hergeben mußte. Ein Kessel mit Wasser wurde aufs Feuer gesezt, und als die schwarze Stunde herannahete, mußten ausser den beiden Verschwörern alle Leute aus dem Hause heraus, und sich in ein nahe dabei stehendes begeben. Mittlerweile gieng die Beschwörung wider alle Erwartung gut von statten. Der Geist wurde so lange weislich gepeischt, bis er endlich, so viele Einwendungen er auch machte, daß er dieses Haus noch nicht verlassen könne, von hinnen wich. Nach einer kleinen Arbeit, die sie nun noch mit dem Kessel und dem Feuer vornahmen, wurden die ins Haus gehörigen Leute wieder gerufen. Diese fanden die beiden Beschwörer in den ängstlichsten Bewegungen, mit Tüchern in den Händen, womit sie sich den häufig herabfließenden Angstschweiß abwischten. Sie versicherten hoch und theuer, daß wenn sie alle die großen Schwierigkeiten vorausgesehen hätten, sie dies Werk nicht für tausend Thaler würden unternommen haben. Lebensgefahr wäre damit verknüpft gewesen, wenn sie nicht eine ausserordentliche Standhaftigkeit bewiesen hätten. Sie konnten dem Himmel nicht genug danken, daß er sie aus einer so großen Gefahr gerettet hatte. Zum Beweise, sezten sie hinzu, daß der

Geist ganz weggewichen, ist der abscheuliche Gestank, den er hinter sich gelassen hat. Riecht ihr nichts? — Puh! — wie stinkts! macht doch alle Thüren und Fenster auf. — Da sich nun, trotz aller Gefahr, die Verbannung so glücklich geendigt hatte, so war auch der Bauer vermöge des Vertrags genöthiget, die 100 Thaler auszuzahlen, wozu er sich auch bereitwillig finden ließ, sein Geld herbeihohlte, und den Anfang mit zählen machte: als auf einmal der Knecht, an den man den ganzen Abend nicht gedacht hatte, mit den Worten in die Stube trat: „Was wollt ihr thun? Wollt ihr diesen Spizbuben noch Geld geben? Ich will euch erzählen, wie es die Schelme gemacht haben. Ich hatte mich diesen Abend etwas früh auf die Bühne schlafen gelegt, wurde aber vor kurzem durch einen ungewöhnlichen Lerm aufgewekt. Nun sah ich zu, was es war, und da lief da der eine in ein weisses Laaken vermummt im Hause herum, und dieser andre da peitsche ihn. Hernach nahmen sie den Kessel vom Feuer, machten dieses etwas von einander, und einer verrichtete s. v. seine Nothdurft hinein, welches den Gestank verursachte, den der Geist soll hinter sich gelassen haben." Während dieser Erzählung fand es der preußische Teufelsbanner am rathsamsten, sich aus dem Staube zu machen: so große Standhaftigkeit er auch bei der Verbannung selbst bewiesen hatte. Den Osnabrückischen hielten sie fest, und lieferten ihn auf das Amt zu Wittlage, wo er einige Wochen saß, aber wegen seiner häuslichen Umstände, nach aufgestellter Caution, seines Arrests entlassen wurde.

Was der Aberglaube von Gespenstern, Irrlichtern ꝛc. noch immer für Unheil, besonders auf dem Lande nach sich zieht, beweist auch folgender Vorfall. In Stotternheim bei Erfurt war Kirmse. Einige Kinder giengen hinter das Dorf und spielten zusammen. Da sie des Spiels überdrüßig waren, wollten einige

davon nach Hause, andere nicht. Von jener Parthei fiel es einem ein, zu sagen: Hier giebts Irrwische, und nun kommen sie bald. Gesagt und eilig davon gesprungen war eins, und die andern hinterdrein. Aber eins davon konnte nicht nachkommen, und die Furcht ängstigte es so sehr, daß es sich außer Athem lief und starb. — Dieß geschah 1790. etwa Anfangs des Novembers.

Im Herbst 1789. besuchte ich einen Freund auf dem Lande zu A.. bei welchem ich einige Wochen zuzubringen gedachte. Die Behausung meines Wirths war zu eng: er wies mir also ein ihm gehöriges von seinem Hause ohngefehr 3000 Schritte entlegenes Gartenhaus zur Wohnung an. Den Tag brachte ich bei der Familie des Freundes zu, und Abends begab ich mich in meine Einsiedelei, die in einem kleinen Thale, rings um von hundertjährigen Eichen umgeben lag, unter deren Schatten einige Denkmahle für Verstorbene meines Freundes errichtet waren, und unter deren Wurzeln ein Feldbach stürmisch hinrauschte. Eines Abends gieng ich wie gewöhnlich um 10 Uhr nach Hause, und da ich noch keinen Schlaf spürte, setzte ich mich, um zu lesen. Es schlug 11, es schlug 12 Uhr, und ich saß noch munter bei meinem Buche. Plözlich ward ich durch ein leises Klopfen gestöhrt, dem ein banges Stöhnen folgte. Ich stuzte. — Bloße Täuschung! dachte ich, und wollte eben suchen, wo ich beim Lesen stehen geblieben war: aber das Klopfen ward stärker, und das ängstliche Wimmern vernehmlicher. Ich sah aus dem Fenster, ob jemand an der Thür sey: aber ich erblikte keinen Menschen. Der Nordwind heulte fürchterlich durch die dikbelaubten sausenden Eichen, ein kalter Regen rauschte in das finstre Thal, und der hochangeschwollene Bach wand sich mit plätschernden Wogen durch sein enges Bette. — Ich schwieg, und schloß das Fenster. Das

Klopfen ließ sich öfter hören, und das Winseln erkannte ich jezt weder für Katzengeheul, noch Eulengeschrei: sondern mit zuverläßiger Gewißheit für das Aechzen eines sterbenden Menschen. Zugleich ward ich auch gewahr, daß das, was ich hörte, nicht außer, sondern in dem Hause war; wiewohl mir dieß unbegreiflich vorkam, weil ich das Haus geschlossen gefunden hatte. Jezt war es die höchste Zeit, die Sache zu untersuchen. In der einen Hand mein Licht, in der andern den Degen öffnete ich, ich gestehe es, mit einer Art von zagendem Zittern meine Stubenthür und fragte: Wer da? — Alles war still, alles todt: keine Antwort, kein Pochen, kein Gewinsel mehr. Das Ding hat weniger Herz als du, dachte ich, und stieß ein tapferes Wer da? heraus! aber kein Laut, keine Antwort auf meine Frage. Jezt verschloß ich meine Thür, und durchsuchte nun jeden Winkel meines Hauses: und auf einmal ward das Pochen lauter, und das Gewinsel kam ganz nahe. Mehr wild als beherzt, gieng ich auf die Ecke zu, woher das Ding mich zu foppen schien: aber mitten in meinem Heldenschritt ward ich aufgehalten. Ein Etwas pakte meinen Rockzipfel von hinten, daß ich nicht wanken noch weichen konnte. Mit einer ungestümen Heftigkeit zuckte ich meinen Degen, und fühlte, daß er einen körperlichen Gegenstand hinter mir durchbohrte. Da erwachten plözlich alle menschliche Gefühle wieder in mir, und der Gedanke, Vater vergessen oder wol gar gemordet zu haben, fiel Centnerschwer auf mein Herz. Halb schüchtern drehete ich mich, um das verwundete oder gemordete Etwas zu sehen: aber so wie ich mich umdrehete, gieng auch der Degen, den ich noch nicht wieder zurück gezogen hatte, hinter mir, mit mir herum. Endlich entdeckte ich, daß ich — in meinen eigenen Oberrock gestochen hatte. Ich stand wie bezaubert da, und wurde aus meinem Staunen durch ein abermahliges Klo-

pfen gerissen, welches ich mir auch mit leichter Mühe erklärte. Eine kleine Ofenthür, die der Wind auf und zutrieb, stieß, je nachdem der Wind stark und schwach war, leise oder stark an ihren Falzhaken, und verursachte das Pochen: und da sie nicht eingeschmieret war, knarrte sie, und bewirkte das mir so fürchterliche Winseln. Die Mordgeschichte meines Oberrocks entwickelte sich mir auch leicht. Denn als ich vor die Thür vorbeigieng, schlug durch Zufall ein Zipfel davon zwischen dieselbe, der Wind zog ihn fest an und klemmte mich ein. — Ob ich nun gleich alles vollkommen einsah, so gehörte doch der Zeitraum einer Stunde dazu, ehe sich mein Blut, das in den Adern zu kochen schien, gänzlich beruhigte: sobald aber dieß in seine Schranken zurückgewiesen war, fühlte ich mich so entkräftet, daß ein starker Schlaf nöthig war, um mir neue Stärke zu geben. Daß diese Spukgeschichte nicht schlimmer für mich ausfiel, danke ich meinen Aeltern und meinen Jugendlehrer, die mir früh die Weißheitsregeln einflößten: „Vor dem Glauben erst zu untersuchen, und es „zum unerschütterlichen Grundsaz zu behalten — daß „in Gottes Welt alles natürlich zugeht."

Gegen Weinachten 1791 starb in Halle der Böttcher Meister H., ein stiller und arbeitsamer Bürger und guter Vater von 7 ihm ähnlichen Kindern. Die beiden jüngsten, ein Sohn von 13 und eine Tochter von 17 Jahren, welche diesen Verlust aufs schmerzlichste fühlten, blieben, bis auf ein Paar Mithsleute, nur allein in ihrem väterlichen Hause. Nach einiger Zeit erhebt sich in der Nacht ein fürchterliches Poltern auf den Boden und Werfen und Stoßen an den Thüren. Nahe Blutsfreunde bethauten, dieß sey der Vater, er habe keine Ruhe ꝛc. Bald nachher sprach ein Nachbar zu dem andern: „Meister H. geht spuken!" Dieses grundlose Gerede betrübte die gebeugten Kinder noch

mehr

mehr, nicht weil ſie daran glaubten — denn dazu hatten ſie viel zu geſunde Begriffe von ihren Vater und ihren Lehrern — ſondern dieß Gerede kränkte ſie, weil ſie ihren rechtſchaffenen Vater kindlich geliebt hatten, und ihm ſo was nachſagen hören mußten. Doch die beherzte Miethsfrau machte den Spuk ein Ende. Sie paßte den Poltergeiſt auf, ſprang, ſo wie ſie larmen hörte, mit dem Lichte vor die Hausthür, und rief die Nachbarn herzu. Aber ſogleich war der Geiſt verſchwunden, und alles durchſuchen vergeblich. Endlich kuft noch jemand in den Hofbrunnen, und entdekt zwei Soldaten darin. Einige Unterofficiere citirten die Geiſter bald herauf; und der ſchlimmſte wurde zwei, der andere einen Tag Spießruthen gejagt. Der Rädelsführer war der Schwager des Verſtorbenen, welcher mit ſeinem Gehülfen die Kammer der Verwaiſten ziemlich ausgeleert hatte. Der Glaube an Geſpenſter und Erſcheinungen *) iſt ſehr alt, und faſt ſo lange in der Welt geweſen, als Menſchen darin waren. Nicht ſchwer ſind die Quellen zu finden, woraus er entſprang. Unwiſſenheit und Aberglaube erzeugten und nährten ihn. Natürlich war es, daß Menſchen, welche mächtigere Weſen, als ſie ſelbſt, über ſich erkannten, auch ihre Würkungen in einem jeden ihnen unbegreiflich ſcheinenden Ereignis zu finden glaubten. Nachforſchen und Prüfen ſind zwar die Wege, welche den Menſchen zur Erkenntnis der Wahrheit führen; aber hiezu fehlt es oft an Gelegenheit; es iſt mit Mühe und Gefahr verknüpft, und

*) Geſpenſter und Erſcheinungen ſind ſehr von einander unterſchieden. Unter jenen verſteht man die Erſcheinung eines Geiſtes aus einer andern Welt, der ſeine Gegenwart auf irgend eine ſinnliche Weiſe zu erkennen giebt. Sie würden daher zu den übernatürlichen Begebenheiten gehören. Dieſe hingegen kommen mit den gewöhnlichen Kräften der Natur überein, und werden durch Betrügereien, durch Zufall ꝛc erzeugt und nur durch nicht einlänglich genau gewählten Sprachgebrauch mit jenen verwechſelt.

ehe man selbst forscht und prüft, sich eine richtige Erkenntnis von mehrern Dingen verschaft zu haben, fast ohne Nutzen. Erfahrung lehrt daher, daß, je ungebildeter und roher ein Volk war; je weniger Erkenntnis in Religion und Naturlehre es besaß, um desto größer und allgemeiner war auch unter ihnen jener Glaube an Gespenster und Erscheinungen. Jedes Auffallende in der Natur jede Begebenheit, die der schwache Verstand nicht gleich beim ersten Anblick durchschauete, schrieb man einem guten oder bösen Geiste zu. List und Betrügerei der Priester und andrer, die Vortheil dabei fanden, das arme Volk, welches so gern das Auffallende anstaunt, und begierig nach Wundern haschet, zu täuschen, vermehrte und bestärkte jenen Glauben, und gab ihm noch größeres Ansehn und Gültigkeit. Jemehr indeß Menschen sich daran gewöhnten, über jede vorkommende Begebenheit vernünftig nachzudenken, je aufgeklärter und ausgebildeter ihr Verstand wurde, um desto mehr schwand auch jener Glaube. Unser Zeitalter hat hierin merkliche Vorzüge: indeß ist der Aberglaube bei weitem noch nicht getilgt. Nicht nur der Landmann dem es gewöhnlich an Ausbildung des Verstandes und richtiger Beurtheilungskraft fehlt, sondern noch viele andre aus den gebildeten Ständen hangen ihm an. Man beruft sich auf Geschichten, die man selbst erfahren, oder von glaubwürdigen Zeugen gehört hat: aber dieß ist gerade der trüglichste Weg, um hier die Wahrheit zu erforschen, und sich vom Seyn und Nichtseyn der Gespenster zu überzeugen. Denn die Erzählungen andrer sind gewöhnlich mit Zusätzen verunstaltet, und uns selbst fehlt es, wenn wir etwas unnatürliches zu sehen oder zu hören glauben, nicht selten an Muth, genau zu untersuchen; oder wir sind beim Untersuchen nicht glüklich genug, die oft sehr versteckten Ursachen einer uns übernatürlich scheinenden Begebenheit zu entdecken. Auch

kann dies mit Gefahr verknüpft seyn, und muß daher immer mit Ueberlegung und Vorsicht geschehen. Einige Beispiele mögen zum Beweise des gesagten dienen.

Ich lebte einst in V. und wohnte in dem linken Flügel eines ziemlich großen Gebäudes, das seiner Lage und innern Einrichtung nach sehr grauhaft war. Des Nachts befand ich mich in diesem Flügel ganz allein. Mehrere Zimmer umgaben meine Stube, die ich jedoch alle öffnen konnte, ausser ein kleines Cabinet, worin sich eine Registratur befand, und welches zunächst an meine Schlafkammer und den Vorsaal meiner Stube grenzte, war verschlossen, und der Eigenthümer desselben schon seit mehrern Jahren todt. Mein Wohnzimmer, insbesondere aber das angränzende Cabinet, hielt man für verdächtig, keiner wagte sich des Abends allein dahin. Viele wunderbare Geschichten, welche sich hier zugetragen haben sollten, wurden mir erzählt. Ich läugne es nicht, der Wunsch, auch welche zu erleben, und mich selbst von dem zu überzeugen, was ich bis dahin nicht glaubte, wurde oft bei mir rege. Einst des Abends nun saß ich noch spät in der Nacht, und war beschäftigt. Alles war ruhig im Hause, und eine Todtenstille hatte sich über die ganze umherliegende einsame Gegend verbreitet. Nur der kalte Nordwind sauste zuweilen durch die vor meinem Fenster sich befindenden hohen Erlen. Plözlich wurde meine Ruhe unterbrochen. Ich hörte ganz vernehmlich die Stimme eines sich in Noth befindenden Menschen. Ein ängstliches Winseln und Seufzen erschütterte zu oft wiederholten malen mein Ohr, und erweckte Furcht und Mitleid in meiner Seele. Sorgfältig überlegte ichs, was wol die Ursach hievon seyn könnte. Vor Thieren war ich ziemlich gesichert, und welcher Elende würde mitten in der Nacht meine Ruhe stöhren, und meinen Beistand erflehen? Ich untersuchte indeß den Vorsaal und die nächsten Zimmer,

aber vergebens war mein Bemühen; alles fand sich in der besten Ordnung. Natürlich fiel nun mein Verdacht auf das Cabinet. Denn erzählte Geschichten, deren Grund uns verborgen blieb, lassen immer, mögen sie auch noch so abgeschmackt seyn, einen gewißen Eindruck in unsrer Seele zurück, den auch die vernünftigste Vorstellung oft nicht ganz zu verwischen im Stande ist. Dieß war auch bei mir der Fall. Ich horchte in meiner Cammer, und dem Schalle nach zu urtheilen, konnte jenes ängstliche Winseln nirgends anders als hier seyn. Meine Neugierde wurde ausnehmend gespannt. Viel hätte ich darum gegeben, wenn es mir möglich gewesen wäre, gleich den Schlüssel zu jenem zu erhalten. Da dieß indeß nicht gut angieng, so setzte ich mich wieder ruhig bei meiner Arbeit nieder. Jenes mir unerklärbare Seufzen aber ließ sich wieder nach Verlauf einiger Zeit mit vermehrter Stärke hören, und stöhrte mich ausnehmend. Noch einmal untersuchte ich Thür und Fenster, und alles, was einen Schall zu erregen im Stande war, und entschloß mich nun, da auch jetzt meine Hoffnung getäuscht wurde, so lange vor der Thür des Cabinets zu warten, bis ich noch einmal jene Stimme darin gehört haben würde. Beinahe hatte ich hier schon eine Viertelstunde verweilt, und war eben im Begriff, nach meiner Stube zurückzukehren, als ich jene Stimme aufs neue hörte, und mich zugleich von ihrer Entstehung überzeugte. Es war nemlich in der gegenüberstehenden Wand ein kleines Camin, vor welchem ein Schirm und vor diesem ein kleiner Schrank stand. Von dem Zuge der Luft wurde jener Schirm gegen den Schrank getrieben und wieder zurückgezogen, und hiedurch jenes der menschlichen Stimme so auffallend ähnliche Geräusch erwekt. Alles Untersuchen würde hier vergebens gewesen seyn, wenn sich nicht zufälliger Weise jener Schirm in meiner Gegenwart geöfnet und wieder zugezogen hätte.

Zu E. im Z. erhielt der Pastor M. die erledigte Predigerstelle eines seiner gewesenen Collegen, und bewohnte zuerst ein sehr altes und baufälliges Haus, dem unter andern auch dieser Fehler angedichtet wurde, daß es darin spüken sollte: Eine Sage, die einem so vernünftigen und aufgeklärten Manne, wie der Prediger war, lächerlich vorkommen mußte. Mogte sie indeß noch so lächerlich seyn, so zeigten sich darüber in kurzem Beweise. Einige Tage nach seiner Ankunft sizt er des Abends spät in seiner Stube und lieset. Alles hatte sich in seinem Hause zur Ruhe begeben, und schon war die Mitternachtsstunde erschienen, als unverhofft laut an seine Stubenthür geklopft wird. Er öfnet sie, um zu sehen, wer sich so spät noch mit ihm zu unterhalten wünscht; aber es findet sich Niemand, auch waren die Thüren seines Hauses aufs beste verschlossen; er eilt daher wieder zu seinen Geschäften zurück. Nach Verlauf einiger Minuten pocht es wieder eben so hell an seiner Thür. Er untersucht zum zweitenmal, findet aber alles, wie vorhin, in der besten Ordnung. Nachdem ihn nun jenes Anklopfen eines ihm unsichtbaren Dinges mehrmals getäuscht hatte, entschließt er sich, zu Bette zu gehen, und diesen Vorfall zu einer andern Zeit näher zu untersuchen, als es ihm jezt allein möglich war. — Er nimmt daher sein Licht, und ein Kleidungsstück mit, das über einen Stuhl, der nahe bei der Thür vor einer Wanduhr stand, gelegt war. Jezt aber entdeckt ihm zufälliger Weise eine Maus, die aus dem Kleidungsstücke sprang, und in das Uhrgehäuse flüchtete, das ganze Geheimnis. Diese Thiere, deren in jedem alten Gebäude eine große Menge waren, begaben sich zuweilen, wenn sie kein Geräusch mehr bemerkten, in die Uhr, liefen an der schlaffen Linie derselben, woran man unten gewöhnlich eine kleine hölzerne Kugel zu befestig n pflegt, in die Höhe, wodurch denn diese in Bewegung

gesezt wurde, und zu wiederholtenmalen an die inwendigen Seiten des Uhrgehäuses anschlug. — Oft schon hatte man jenes Anklopfen bemerkt und untersucht aber nie gefunden, was man suchte; und wäre diesmal nicht gerade der Zufall dem Prediger günstig gewesen: so würde er eben so wenig den Grund davon errathen haben.

So fruchtlos nun, wie in diesen und ähnlichen Fällen auch die genaueste Untersuchung seyn kann, so gefährlich kann sie zugleich werden, wenn man Lage und Ort nicht genau kennt, und dennoch alles untersuchen zu müssen glaubt.

W. studierte auf der Universität G. und war ein sehr aufgeweckter und beherzter Jüngling. Einst gieng er zu einem seiner Anverwandten aufs Land, und blieb daselbst über Nacht. — Nach einem vergnügt zurückgelegten Abend wies man ihm sein Schlafzimmer oben im Hause an. Aus Unvorsichtigkeit vergaß er, sein Zimmer zu verschliessen, ließ sein Licht brennen, und legte sich ruhig zum schlafen nieder. Kaum war er eingeschlafen, als ein lautes Brüllen und entsezliches Kettengerassel ihn weckte! Er hörte es einige Minuten ganz ruhig an, unverhofft aber kam es vor seine Thür, schlug und kratzte gegen dieselbe mit Heftigkeit. Eine entsezliche Angst überfiel ihn, und er verstekte sich so gut er konnte, unter das Deckbette. Nur ein kleines Loch blieb seinen Augen offen, um zu beobachten, was sich zutragen würde. Die Thür öffnete sich, und eine fürchterliche Gestalt trat unter den sonderbarsten Gebehrden in die Stube. Sie glich einer nackten hagern Mannsperson, hatte einen wüthenden Blick, sehr langen Bart, und statt der Haare, wie es ihm schien, Schlangen um den Kopf flattern. Ihr Körper war fast ganz mit Haaren bedekt, starke Ketten umgaben die Hände, die Füße und den Leib, und an den Fingern schienen statt der Nägel Sporn gewachsen zu seyn. Sie ergriff das Licht,

trat mit ihm vor dem Spiegel, und besah sich einige Zeit unter Ziehung gräßlicher Gebehrden, untersuchte denn die ganze Stube, und kam endlich beim Bette an. Jener arme Mann stand unterdeß Todesangst aus, und glaubte nun nicht anders, als daß er entdeckt, und ihm der Hals umgedrehet werden würde. Aber das Glück war ihm günstig. Nachdem die Gestalt das Bette besehen, und von oben bis unten mit den Händen befaßt hatte, kehrte sie wieder zu dem Spiegel zurück, um sich noch einmal durch Verzerrung der Gebehrden zu belustigen, und verließ sodann das Zimmer. W. sprang schnell aus dem Bette, und verschloß es hinter ihr; setzte Tisch und Stühle und was er fortbringen konnte, vor die Thür, um vor einem zweiten Besuch gesichert zu seyn. Lange noch tobte der Unhold auf dem Saale und vor der verschlossenen Thür, bis endlich der so sehnlich gewünschte Tag anbrach, und jener sich fortbegab. Nachdem man im Hause aufgestanden war, verließ W. mit Freuden sein Zimmer, und dankte der Vorsehung, für diesmal dem Tode entronnen zu seyn. Man erkundigte sich, wie er geschlafen? Nicht gut, war die Antwort, weil mir der Teufel seine Aufwartung gemacht. — Das Abentheuer wurde erzählt, man erschrak und bedauerte ihn. Die Geschichte aber entwickelte sich auf folgende Weise: der vermeinte Teufel war der Bruder dessen, den W. besuchte, welcher schon seit mehren Jahren wahnwitzig gewesen war. Er hatte ihn deswegen in einem abgelegenen Zimmer an einen Block schmieden lassen. Keiner durfte sich ihm ohne Lebensgefahr nahen. Er hatte in der Nacht seine Ketten zerrissen, und war oben ins Haus gegangen. Man fand ihn wieder auf seinem Blocke sizzen. — Hätte W. hier Herz genug gehabt, das vermeinte Gespenst zu untersuchen, so würde es ihm unfehlbar das Leben gekostet haben.

Mag nun aber auch die Ursache solcher vermeinten Gespenster entdekt oder unentdeckt bleiben; so ist sie doch immer in dem Zusammenhange der Dinge gegründet, und hat nur den Schein des Unbegreiflichen für den, der sie nicht erforscht.

Ich kam einst in das Zimmer eines Naturforschers, und befand mich darin einige Minuten allein. Da es gerade in einer Jahrszeit war, wo keine Rosen mehr blüheten, so zog eine schöne Rose, die in einem mit Wasser angefüllten Glase stand, meine Aufmerksamkeit besonders auf sich. Ich trat näher hinzu, um mich zugleich auch an ihrem Geruche zu vergnügen; aber wie groß war mein Erstaunen, als diese Rose beim Aufriechen verschwand, und doch in einiger Entfernung von ihr, sich wieder in der schönsten Blüthe zeigte. Ich untersuchte mit meinen Blicken die ganze Stube, aber nirgends war ausser jener Rose eine andere anzutreffen. Auf immer würde mir dies ein Räthsel geblieben seyn, wenn ich nicht nachgehends die Lehre vom Hohlspiegel kennen gelernt hätte. — So giebt es viele Erscheinungen in der Natur, die uns so übernatürlich vorkommen, und doch ganz natürlich sind. Leicht lassen sich unsere Sinne täuschen, ins besondere das Auge. Selbst ohne angewandte Kunst, läßt sich diese Täuschung denken. Ein abwesender Freund, ja selbst ein Verstorbener kann mir erscheinen: denn untrügliche Erfahrungen haben's nicht nur bestätiget, sondern es ist auch in den Kräften der Natur oder in der Art und Weise, wie die Seele durchs Gesicht Empfindungen erhält, wie sie siehet, gegründet. Daß aber jene Erscheinung mehr als ein Schattenbild, mehr als eine Täuschung der Einbildungskraft zu seyn schien, Geräusch erwekken, ja gar mit uns sich unterreden könnte, das ist unwahr. Nur die Gottheit durch ihre Allmacht wäre dieß zu vollbringen im Stande. Nach der Erkenntnis aber, die

wir von ihrer Weisheit und Güte haben, läßt ſich dieß nicht erwarten.

Gewiſſe beſtimmte Geſetze ſind es, wonach ſie alles weiſe regiert, und die ſie den Körpern vorgeſchrieben hat. Je genauer ſie der Menſch erforſchet, um deſto deutlicher erfährt er, daß ſie immer die beſten Mittel wählte, um die beſten Zwecke zu erreichen, und daß dieſe Mittel in dem Laufe der Natur ſich gründeten; nicht über ihre Kräfte erhaben waren. Dunkel bleibt hier freilich vieles dem forſchenden Auge des aufmerkſamen Beobachters, aber dennoch faſſet dieſe Dunkelheit keine Widerſprüche in ſich. Die Wirkungen des Magnets, die Lehre von der Electricität ꝛc. enthalten ſelbſt für die beſten Naturforſcher noch immer einiges Dunkel, aber nichts widerſprechendes. Hier ſind Körper, die ihrer Natur gemäß wirken. Nur Wirkungen ohne Cörper bleiben unerklärbar, auch für den klügſten Sterblichen; ſind den Geſetzen der Natur zuwider, und für endliche Geſchöpfe, ohne Wunderkräfte zu beſitzen, unmöglich. Zwar wirkt die Seele auf den Leib in uns, wiewohl ſie nichts cörperliches zu haben ſcheint, aber ſie wirket auch nur in und durch ihn. Vermöge ihrer phyſicaliſchen Verbindung mit demſelben kann ſie den Nervenſaft lenken, willkührliche Bewegungen hervorbringen, auch Empfindungen von auſſen her annehmen; aber nie iſt ſie fähig, den Leib eines andern Menſchen oder ſonſt einen Körper in Bewegung zu ſetzen, nie fähig, wenn ſie einmal vom Leibe getrennt worden, noch Verrichtungen der Lebendigen in dieſem Leben vorzunehmen. Sie bleibt dann für unſer ſchwaches Auge völlig unſichtbar, und nur unter der Bedingung, daß ihr der Schöpfer einen andern Leib, dem unſrigen gemäß, ertheilte, würden wir ſie ſehen, ihre Handlungen wahrnehmen, und uns mit ihr unterhalten können. Aus eignem Vermögen aber vermag dieß die Seele des Sterblichen nicht, und wenn ihr die Gottheit eine ſolche

Gabe verliehen: so gehört jene Erscheinung unter diejenigen Würkungen, welche die gewöhnlichen Kräfte der Natur übersteigen, mit einem Worte, unter die **Wunder**. Nun ist es zwar unläugbar, daß diese die Gottheit sowol **mittelbar** als **unmittelbar** nicht sollte verrichtet haben; wiewohl das bey weitem nicht alles Wunder genennt zu werden verdient, was man allgemein dafür ausgiebt. — Ob aber in unserm jetzigen Zeitalter noch solche Abweichungen von der Natur geschehen mögen, das ist eine andre Frage; eine Frage, die sicher eher mit **nein** als mit ja beantwortet werden könnte. Ueberhaupt sind im ganzen genommen nur selten Wunder verrichtet worden, und groß und wichtig war immer ihre Absicht. Sie geschahen zur Bekanntmachung und auch zur Bestätigung solcher Wahrheiten, die für das ganze Menschengeschlecht oder doch für einen großen Theil desselben heilsam und wichtig waren. Welche weise und zum Wohl mehrerer abzweckende Absicht könnte es haben, wenn das höchste Wesen Gespenstererscheinungen zulassen wollte? Gewiß nicht, dem Menschen Todesschrecken einzujagen, ihn zu quälen, und dadurch für die Gesundheit äußerst nachtheilige Folgen zu verursachen! Aber vielleicht soll dadurch der Tugendhafte in seinen Gesinnungen gestärkt, und der Böse vom Laster abgeschreckt werden? Nein, das hat die Erfahrung nie bestätiget. Wie wäre auch ein Gespenst geschikt dazu, heilsame Erkenntnisse und bleibende fromme Entschliessungen in unsrer Seele zu erwecken und zu befestigen: Ein Gespenst, das der allgemeinen Sage nach nur selten und allein an gewissen äußerst wenigen Oertern zur Mitternachtsstunde erscheint, wenn auch die Menschen im tiefen Schlummer liegen. Wer thöricht genug seyn kann, dieß zu glauben, muß wenig wissen, was Tugend ist, und was sie fordert. Unsere Tugend, welche aus freiem Triebe, und ihrer lohnenden Vortreflichkeit wegen geübt werden

ſoll, könnte, durch Bilder des Schreckens erweckt und unterhalten, nicht Tugend ſeyn.

Eben ſo wenig nun, wie die Seele des Menſchen weder in noch außer dem Leibe jene übernatürlichen Erſcheinungen hervorzubringen im Stande iſt; eben ſo wenig ihr je dazu der Schöpfer Kräfte verleihen wird: eben ſo wenig ſind auch böſe Geiſter fähig, die Geſtalten der Verſtorbenen oder andrer Creaturen anzunehmen; bald als Schattenbilder, bald unter dieſer bald unter jener Larve zu erſcheinen, oder uns ihre Gegenwart durch Poltern und Toben, durch Sturmwind, Blitz und Donner empfinden zu laſſen. Es ſtreitet gänzlich mit dem Weſen eines Geiſtes, auf körperliche Weiſe zu würken; das heißt: ſolche Würkungen durch ſeine Kraft hervorzubringen, die dem Körper eigen ſind. Nur ein unendlicher Geiſt, Gott durch ſeine Allmacht, kann dieß. Geſetzt aber auch, böſe Geiſter wären mächtig genug, jene übernatürlichen Erſcheinungen hervorzubringen: ſo bliebe ihre Macht doch immer vom Schöpfer begrenzt, und nur nach deſſen weiſer Zulaſſung würden ſie jenes bewirken können. Hier aber fehlt wieder der Zweck. Ein Gott, der Menſchen ſchuf, um ſie glücklich ſeyn zu laſſen, deſſen unendliche Weisheit und Güte überall hervorleuchtet, von dem kann man ſichs nicht denken, daß er aus einer andern Welt Geiſter ſchicken werde, ſeine Menſchen ohne Abſicht zu quälen.

Man darf indeß nicht alle Geſchichten von Erſcheinungen, die weder durch künſtliche Betrügerey der Menſchen, noch durch thörichte Furchtſamkeit entſtanden ſind, ſo geradehin ableugnen, als wären ſie gar nicht geſchehen. Während meines Aufenthalts in G. ſchlief ich in einem ſehr geräumigen und hellen Zimmer. Ich erwachte einſt um Mitternacht, als der Mond das ganze Zimmer erleuchtet hatte. Indem ich nun, ohne mich zu rühren, mit meinen Blicken umherſah, entdeckte ich

meinem Bette gegen über ein Frauenzimmer, welches ganz ruhig am Fenster stand. Weil ich genau wußte, daß ich mein Zimmer verschlossen hatte, so blieb mirs unerklärbar, wo jenes Frauenzimmer herkommen sollte. Ich betrachtete es indeß genauer, aber je länger ich es ansah, um desto lebhafter wurde ich von seiner Gegenwart überzeugt. Ich erkannte seinen ganzen Anzug, nur das Gesicht, welches von mir ab nach den Fenstern gewandt war, konnte ich nicht erkennen. Um mich nicht länger darüber zu beunruhigen, entschloß ich mich aufzustehen, aber wie groß war mein Erstaunen, als ich aus dem Bette trat, und jene Gestalt nichts weiter als die herunterhängende weiße Gardine meines Fensters war, worauf der Mond lebhaft seine Strahlen warf. — Solcher und ähnlicher Erscheinungen, die mit Hülfe eines äußern Gegenstandes die Einbildungskraft erzeugt, giebt es eine große Menge; nur nicht immer ist ihre Entwickelung so leicht, als in dem eben erwähnten Falle. Wie oft hat es sich nicht zugetragen, daß Menschen sowohl bei Tage als des Nachts das Bild ihrer verstorbenen oder abwesenden Freunde gesehen haben. Am leichtesten ist dieß der Fall, wenn der Mensch eine sehr lebhafte Einbildungskraft besitzt; wenn er schwache oder sehr reizbare Nerven hat; wenn er durch irgend eine Leidenschaft sich zu sehr hinreißen läßt z. B. durch große Betrübnis, durch übermäßige Freude ꝛc. Die beste und leichteste Erklärung nun, welche uns über diesen Gegenstand bekannt ist, ist die, da man annimt, daß die Gestalt der Bilder, die man siehet, nicht außer uns vorhanden sey, sondern daß der Grund von der Vorstellung eines solchen Bildes blos in dem Nervensafte unsers Gehirns und in den darin befindlichen Sehnerven liege. Allein blos durch die Einbildungskraft erzeugen sich dergleichen Bilder nie. Irgend eine Erschütterung des Sehnervens, in oder außer uns gedacht, giebt dazu die

Veranlassung. Es scheint kaum nöthig, daß der Abdruck auf der Netzförmigen Haut im Auge und die dadurch erregte Erschütterung des Sehnervens gerade so zu seyn braucht, als der würkliche Körper von dem Bilde, das wir zu sehen glauben, ihn gemacht haben würde. Die geringste Aehnlichkeit mit ihm kann durch Hülfe der Einbildungskraft uns das Bild in seiner völligen Gestalt darstellen. So glaube ich nicht, daß die Gardinen meines Schlafzimmers, wovon ich vorhin erzählte, eben dieselbe Erschütterung des Sehnervens machten, die ein würkliches Frauenzimmer, gerade so gekleidet, gemacht haben würde. Aber eine Aehnlichkeit fand zwischen beiden statt, und die Einbildungskraft vollendete, was dieser fehlte.

Durch die Einbildungskraft lassen sich nun folgende Erscheinungen erklären: Einer mir bekannten Dame, die jetzt noch lebt, starb vor mehreren Jahren ihr Mann. Sie war über diesen Verlust ausnehmend betrübt, durchwachte mehrere Nächte, und überließ sich ganz den Empfindungen des Schmerzes. In diesem betrübten Zustande gieng sie mit einer ihrer guten Freundinnen in das Cabinet des verstorbenen Mannes, um unter seinen Schriften nöthige Papiere aufzusuchen. Während daß ihre Freundin dieß Geschäft übernimmt, siehet jene zur Seite, und erblickt in einiger Entfernung ihren verstorbenen Mann. Sie winkt sogleich ihrer Freundin, das Zimmer mit ihr zu verlassen. Diese siehet sich allenthalben umher und gehorcht. Als sie sich beyde entfernt hatten, erzählt jene, vor Schrecken ganz außer sich, was sie gesehen, und wovon diese nicht die geringste Spur bemerkt hatte. Ich zweifle nicht an der Aussage jener Dame; aber das bezweifle ich, daß sich das würkliche Bild des Verstorbenen in jenem Zimmer befunden habe; denn sonst müßte es ihre Freundin auch gesehen ha-

ben Die Dame hatte eine lebhafte Einbildungskraft und ein leidenschaftliches Temperament.

Man glaubt, das es dem unvermeidlich den Tod bedeute, welchem das Bild eines noch lebenden oder verstorbenen Menschen erscheine. Beispiele vom Gegentheil sind genug bekannt.

Ich kenne genau einen Prediger zu W. in H. der eine sehr aufrichtige und gutdenkende Frau hatte. Dieser wurde melancholisch, und zwar so sehr, daß er öfters Gelegenheit suchte, sich selbst das Leben zu nehmen. Selten nur verrichtete er noch seine Amtsgeschäfte. Unter diesen Umständen besuchte ich ihn. Seine Frau hatte bei dem traurigen Schicksal des Mannes sehr gelitten. Da seine Umstände nicht bekannt werden sollten, so war sie die einzige, die Tag und Nacht auf ihn achtete. Sie schilderte mir mit Thränen ihren Zustand und die traurige Verfassung, worin sie durch den nahen Tod ihres Mannes gesetzt werden würde. Ich suchte sie besonders über den lezten Umstand zu beruhigen; mein Bemühen aber war vergebens, sie blieb bey ihrer Meinung, er würde sterben; und der Beweis, den sie hierüber anführte, war der: sie hätte seinen Geist gesehen. Dieß hatte sich auf folgende Art zugetragen:

Gleich an der Wohnstube war das Studierstübchen des Predigers, worin er sich gewöhnlich einzukleiden pflegte, und hieran grenzte eine kleine Wendeltreppe, um in den obern Theil des Hauses zu kommen. Einige Tage vor meinem Besuche hatte jene Frau durch vieles Bitten ihren Mann vermogt, selbst Gottesdienst zu halten, und unterdeß einige häusliche Beschäftigungen vorgenommen. Hierbey fällt es ihr ein, daß jenes Studierstübchen noch nicht aufgeräumt sey. Sie geht eiligst hin, dieß zu thun. Zu ihrer Verwundrung aber sieht der Mann vor seinem Schranke und kleidet sich aus. Sie betrachtet ihn einige Augenblicke, und

kehrt denn, ohne entdeckt zu werden, zurück. Indeß scheint es ihr doch unwahrscheinlich, daß der Gottesdienst schon geendigt seyn sollte. Hierüber nun war leicht Gewißheit zu erhalten, aber zu ihrer größten Bestürzung erfährt sie, daß ihr Mann, den sie so eben deutlich gesehen hatte, noch mit dem Vortrage seiner Predigt beschäftigt wäre. — Diese für die Frau beunruhigende Erscheinung war übrigens nichts weniger als Todespost von ihrem Manne; denn dieser wurde einige Zeit nachher völlig wieder hergestellt, und überlebte noch seine gute Frau. — Wenn man bedenkt, daß diese immer mit traurigen Gedanken von ihrem Manne erfüllt war, und daß sie ihn eben jetzt möglich zu Hause dachte: so wird man die Erscheinung nicht für ein Wunder halten.

Von Geistercitiren.

Doctor Fausts Höllenzwang, ein Buch, das ein offenbarer Betrüger der Vorwelt zusammengeschrieben hat, ist zu bekannt, als das es unangenehm seyn könnte, hier ein Pröbchen des Unsinns aus demselben zu lesen.

Der Titel ist:

Des heimlichen und unerforschlichen Geister- und Höllenzwangs erster und zweiter Theil, der schwarze Rabe genannt. Gedruckt zu Lion den 14 April 1404. zum erstenmal. *).

(Unter dem Titel steht ein schwarzer Rabe, der über, vor, neben und hinter sich allerley chymische und allchymische Zeichen hat.)

Lieber Magus und Exorcist.

„So du mit diesem Buche dein Verlangen stillen willst, so merke, daß solches erkauft werden muß, denn

*) Anmerk. Ist eine offenbare Lüge, gleich auf dem Titelblatt; denn 1440 bis 1450 ist die Buchdruckerkunst erst erfunden worden.

ſonſten pariren vorgeſetzte Geiſter nicht, welchen bei der Beſchwörung als Zeugen jedem ein Speciesthaler gegeben worden iſt; ich habe 509 Thaler geben müſſen, theils zur Kaufſumme theils zum Unterpfande, außer dieſem würde dir nicht einmal der geringſten Geiſter einer pariren."

Unterricht dieſes Buchs, Zeiten, Tage und Stunden, darin zu citiren,

und hat es eben die Bewandnis als mit dem Geiſte f. 17363193 oder mit der Springwurzel, und bei der Uebergabe muß der Käufer einen Speciesthaler vor des Verkäufers ſeine Füße werfen und er das Buch.

Nothwendige Erforderniſſe zur Citation der Geiſter.

„Hiermit will ich dich unterrichten, wie du dich verhalten ſollſt, wenn du die Spiritus mit ſonderbarer Gewalt zwingen willſt, daß ſie ſich ſichtbarlich vor deinem ⊙ ſtellen und erſcheinen.

1. Mußt du andächtig beten, daß dir Gott die Gnade geben wolle, über die böſen Geiſter zu herſchen.

2. Mußt du die Hurerey meiden, und dich vor allen vergeblichen Fluchen und Schwören hüten.

3. Mußt du mit der Citation anhalten, obgleich der Geiſt, den du gefodert haſt, nicht alſobald erſcheine, denn ſie weigern ſich Anfangs und wollen nicht alſobald erſcheinen, ſonderlich denen Menſchen, die in groben Sünden ſtecken, darum halte an, unverzagt. Kommt nun der, welchen du begehret haſt, in menſchlicher Geſtalt, ſo empfahe ihn freundlich Kommt er aber nicht in menſchlicher Geſtalt, wenn du ihn verlangſt; denn es begiebt ſich oft, daß ein andrer Geiſt kommt, der nicht citiret iſt, und ſie ſagen, daß ſie alſo heißen, wie du ihn genennet haſt; darum glaube ihnen nicht, halte an mit der Beſchwörung, bis der rechte kommt, denn es iſt mir Anfangs alſo ergangen."

Wer merkt hier nicht allenthalben den abgefeimtesten Betrug? Das Buch muß gekauft werden, wenn die Geister erscheinen sollen; denn wo es auf Geldprallerey angesehen ist, da wird auch ein Speciesthaler nicht verachtet; und damit Eigennützigkeit nicht gespürt werde, so müssen Käufer und Verkäufer einander Speciesthaler und Buch vor die Füße werfen, als ob es nur so ein übliches Ceremoniel sey. Hats doch dem Verfasser des Buchs 509 Thaler gekostet: wer wollte nun einen Thaler scheuen, um mit ihm gleiche Vortheile zu genießen, und weniger Mühe zu haben, als er, der erst aus mislungenen Versuchen und langer Erfahrung lernen mußte, wie man Geister zwingen könne.

Der Beschwörer muß andächtig beten — freilich um sich an den Glauben zu stärken, daß etwas geschehen könne, was doch nicht möglich ist, zu sehen, was nicht da ist, oder immer noch zu erwarten, wenn nun wirklich nichts geschieht.

Und gleichsam, als ob solche Gaukeleien heilig wären, woran kein Ungeweihter Theil nehmen oder mit Erfolge etwas thun könne, so muß der Beschwörer Hurerey und vergebliches Fluchen und Schwören meiden. Doch noch billig genug, um Gaukler in dem, was sie bei ihrem Geschäft ungern meiden, nicht zuviel einzuschränken; denn im Nothfall (wenn es nicht vergeblich ist) kann ja auch wohl ein Fluch oder ein Schwur nicht schaden.

Ueberhaupt muß nach Numero 3. Mislingen des Versuchs (denn Versuch wird Geistercitation wohl immer bleiben) nicht abschrecken, und er muß so lange versuchen (wobey denn freilich sein Glaube, seine Erwartung und seine Begierde mehr und mehr erhöhet wird) bis der Betrüger die beste Gelegenheit hat, ihn so zu berücken, so, daß er gar nichts merkt.

Mehr als zu wahrscheinlich wiesen von jeher solche bekannte oder heimliche Geisterbanner die Abergläubigen oder solche, die es durch listige Abgeordnete erst wurden, an Unbekannte, die sich in der Nachbarschaft oder wohl in andern Ländern aufhielten und mit einander in Verbindung stunden, um einer von dem andern, dieses unumgänglich nothwendige, mehrentheils wohl nur geschriebene Buch, um eine den Vermögensumständen des Käufers angemessene Summe unter den bekannt gemachten Formalitäten zu kaufen, und nachdem aller Hokus Pokus fruchtlos abgelaufen, mit offenen Augen zu lesen, und sich erklären und überreden zu lassen, daß man den Grad der brünstigen Andacht nicht gezeigt habe, der zur Würkung nöthig, oder sich jene Sünden habe zu Schulden kommen lassen. — Indeß sind die Thoren ihr Geld los, und schämen und scheuen sich, es jemanden zu erzählen. —

Der ganze Höllenzwang ist übrigens mit lauter sinnlosen Figuren Charakteren, Nahmen und gotteslästerlichen Formeln angefüllt, und allerley unbedeutende Sinnbilder und Schnörkel vorgeschrieben, womit sich der Geisterbeschwörer umhängen oder verpanzern soll, welche freilich die einfältigen abergläubischen Leute in Erstaunen, Grauen, Zittern und Zagen setzen, den Vernünftigen aber nur zum Mitleiden oder Lächeln bewegen können.

Eben so abgeschmackt ist die sogenannte Clavicula Salomonis, welche den Titel führt:

Clavicula Salomonis
et
Theosophia pneumatica
das ist:
Die warhaftige Erkenntnis Gottes, und seiner sichtigen und unsichtigen Geschöpfe,
die heil. Geist-Kunst genannt,

darin der gründliche einfältige Weg angezeigt wird, wie man zu der rechten wahren Erkenntnis Gottes, auch aller sichtigen und unsichtigen Geschöpfe, aller Künste, Wissenschaften und Handwerken kommen soll.

Nach der Vorrede wird dieses Buch, nachdem es lange Zeit im Verborgenen geheim gehalten worden, willigst einem jedweden zu seinem Besten communiciret und offeriret. In derselben wird denn in einen schwülstigen, dunkeln, schwärmerischen und frömmelnden Ton gelehrt: „Was die Geistkunst sey. Ob es eine Teufelskunst, ob sie jemalen gewesen, oder noch in der Welt sey?“ — „Weil dann (heißt es darin) die Geistkunst samt allen uralten Künsten bey den Jungen dieser Zeit ganz erloschen ist, so ist vonnöthen, dieselbe in Israel wieder aufzurichten ꝛc. Darum ist dieses Buch verfasset worden. — Denn die Kunst niemand versaget, die mag ein jeder Gottliebender erlangen, der sich mit einem wahren Glauben dazu schicket und bereitet. — Was aber gottlose Leute, Spötter, Abergläubige und Abgötter sind, sollen dieses Buchs müßig gehen, denn sie werden nichts ausrichten ꝛc.

Cap. 1. §. 1.

Die heilige Geistkunst oder göttliche Theosophia ist eine Weisheit und vollkommene Erkenntnis Gottes und seiner sichtigen und unsichtigen Creaturen ꝛc. §. 2.

Der höchsten Geheimnisse sind 7 göttliche:

1. Daß man in sieben Tagen entweder durch Caracteres, oder durch natürliche Dinge oder durch die Obergeister alle Krankheiten heile.

2. Daß man das Leben verlängern kann, für welches Alter man will.

3. Daß einem gehorchen müssen die Geschöpfe in den Elementen, die da sind in Gestalt persönlicher Geister,

als Zwärglein, Bergmännlein, Wasserfrau, Elrichse, Waldmännlein.

4. Daß man mit den Geistern reden von allen sichtbaren und unsichtbaren Dingen, und von einer jeglichen Sache, deren ein Geist verständig ist, hören, zu was Ding dieselbe nutzet.

5. Daß man eine wahre Erkenntnis Gottes des Vaters, Sohnes und heil. Geistes haben mag.

6. Daß sich einer selbst möge walten und regieren bis auf sein vor Gott gesetztes Ziel.

7. Daß einer wiedergebohren werde.

Einer, der da ist eines erbahren aufrichtigen und beständigen Gemüths, mag diese - Geheimnisse von den Geistern erlernen, ohne Ungnade Gottes ꝛc. ꝛc. —

Jeder sieht aus diesem wenigen, daß der Verfasser darauf ausgehe, Verstand und Sinne zu blenden. Uebrigens ist dieß Buch mit eben so buntscheckigten Figuren, Zirkeln und Winkelhaken und ganzen Seiten barbarischer Nahmen und Worte besäet, als der Höllenzwang. — Dem müßte der Verstand fehlen, der an dem Lesen eines solchen Buchs Behagen finden, oder glauben könnte, daraus etwas Nützliches und Gescheutes zu lernen, oder nur eine Mücke zu bannen, oder sein Leben eine Sekunde zu verlängern. — Auch auf folgende Art kann die Gaukelei: Todte zu citiren, veranstaltet werden. Man gebraucht dazu einen Planspiegel und eine Maschiene. Diese besteht in nachfolgenden Stücken. Man läßt eine Rolle von Pappe machen, die in acht flache Ecken eingetheilt ist, und ganz mit weißem Papier überziehen, und auf jeder Fläche derselben ein besonderes Bild mahlen. Z. E. den Kopf eines Greises, eines Jünglings, eines Kindes, einer Jungfrau, einer alten Frau, mit einigen Abwechslungen, alle mit der Todtenfarbe, und einigen äußerlichen Abzeichen, wie die Todten gekleidet zu wer-

den pflegen. Jede Fläche muß aber ungefähr so groß wie ein Menschenhaupt, und der ganze leere Grund um das Gemählde schwarz gemahlt werden. Dieses Rad verbirgt man in einem viereckichten hohen Kasten von leichten Brettern, der etwas höher ist, als ein Mensch, damit niemand hineinsehen könne, und bedeckt ihn oben mit einem Brett, in welchem just eine so große Oefnung gelassen ist, daß nur eine Fläche des Rades mit einem Gemählde dadurch gesehen werden kann. Zur Herumdrehung des Rades muß eine Winde da seyn. Diese also verborgene Maschiene stellet man nun an eine Wand, an deren obern Theile eine Rolle befestiget wird, wodurch man einen Strick laufen läßt, und woran ein an der Wand hängender Spiegel befestiget ist, der hinter den Kasten unvermerkt auf und abgewunden werden kann, damit man auf solche Art des Spiegels Lage durch aufziehen und niederlassen verändern könne. Wenn dieses alles eingerichtet worden, so bringt man erstlich durch die Schnur den Spiegel in einen solchen Stand, daß eine mitten in dem Zimmer stehende Person sich selbst darin erblicke. Dann sucht man die Augen der Person wieder vom Spiegel wegzulenken und senket unterdessen den Spiegel am obern Theile so weit hernieder, daß die oben stehende Fläche des Rades im Spiegel wieder erscheine. Hierauf sagt man der Person, daß sie nochmals in den Spiegel sehen möge, da sie denn nicht mehr ihr Bildnis sondern ein anderes mit Verwunderung erblikt. — Man muß aber alles so stellen, daß außer dem Lichte, welches aus dem Fenster zuerst auf den Spiegel und von da durch die oberste Oefnung des Kastens hineinfällt, kein Licht mehr hinzukomme. Diese Erscheinung wird noch seltsamer werden, wenn man anstatt eines gemahlten Gesichts, ein gleiches auf der Fläche des Rades erhaben vorstellte. Der Glaube und die Erwartung bewirken dann, daß der Forscher

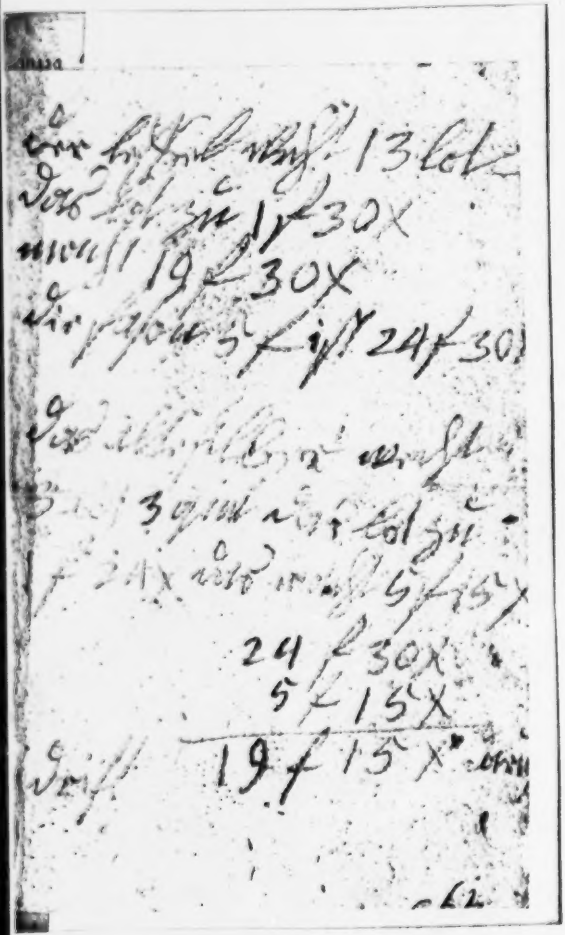
das zu sehen und zu erkennen glaubt, was er zu sehen wünschte. — Auch kann dieses Kunststück dazu angewendet werden, jemanden einen abwesenden Freund sehen zu lassen.

Es ist wahr, daß ehedem Teufels-Geister oder Gespensterbannerei geübt wurde, welches besonders von katholischen Geistlichen geschah; und noch jetzt stehen ja die Capuciner bey einem großen Theil der Protestanten in dem Rufe, daß sie hierin vorzüglich geschickt seyn sollen.

Jene Gaukeleien geschahen mit lächerlichen Ceremonien, allerley Beschwörungen und Formeln, wodurch die Geister da, wo die Banner wollten, wie sie sagten, erscheinen müßten, in Säcke gesteckt und an andre Orte getragen oder gebannt und vermauert wurden, da sie denn, wie gesagt und auch geglaubt wurde, nie wieder sich durften sehen lassen. — Alles dieses aber war Betrug, Blendwerk, Prahlerey und Geldschneiderey; und wenn dergleichen noch jetzt geschähe, so müßte die Obrigkeit, so wie überall, wo schädlicher Aberglaube geübt wird, streng untersuchen und die Betrüger bestrafen.

Die künstliche Auferstehung der Todten oder die magische Geisterevorladung.

Man lasse sich acht Tage vor dem Tage der Erscheinung den Geist oder die abwesende oder verstorbene Person nennen, und wie zufälliger Weise, den einzelnen Theilen nach beschreiben, welche jemand zu sehen oder zu sprechen wünscht. Leichen des Kirchhofs erscheinen meistentheils in gewöhnlichen Todtenkleidern, weiß, bleich, mit entstellten Gesichtszügen, also ohne alles unterscheidende im Gesicht. Eine vor kurzem verstorbene Person erfodert schon mehr Kunst im Treffen, verur-



[illegible] 13 lot

[illegible] 1 f 30 X

[illegible] 19 f 30 X

[illegible] 5 f [illegible] 24 f 30 [illegible]

[illegible]

[illegible] 3 [illegible]

[illegible] 24 X [illegible] 5 f 15 X

24 f 30 X
5 f 15 X

[illegible] 19 f 15 X [illegible]

ſacht aber auch einen wunderbaren Eindruk, und verwandelt den Glauben und Beifall in theilnehmendes Gefühl. Mehr als drei Zuſchauer fallen dem Magus oder Zauberer läſtig. Will man die Sache feierlicher machen, ſo gebe man den zur Todtenerſcheinung ernannten Zuſchauern im Ernſte auf, ſich dazu acht Tage lang durch Eingezogenheit, Entfernung von Geſellſchaften und zerſtreuenden Geſchäften, durch eine in ſich gekehrte öftere Zurükdenkung an ſein Leben und an Todesgefahren, und durch bloßes Waſſertrinken und ſehr einfache mäßige Mahlzeiten vorzubereiten. Man meide alle rauſchenden, und ſelbſt die einſamen Freuden des Lebens, den Wein, die Liebe, die Leidenſchaften. Man muß ſich öfters die ernſthafteſten Ausſichten jenſeit des Grabes denken. Die Speiſen werden auf Brod, dünnes Gemüſe, wenig Fleiſch; das Getränk auf Waſſer geſezt, worunter man Eſſig miſcht. Salpeter in Waſſer hemmt das Blut in ſeinen Wallungen, und täglich muß ein kleines Bad die Faſern ſpannen. So verlebt man die Vorbereitungstage im engſten Zirkel, bis zur Mitternacht, wenn der Geiſt heraufgerufen werden ſoll. Der Zauberer beſucht jeden der vorbereiteten Zuſchauer denſelben Abend in der Dämmerung, und erkundigt ſich, ob er noch entſchloſſen ſey, der Nachtfeierlichkei beizuwohnen. Trifft er ihn in der vorbeſchriebenen Faſſung und einer unruhigen Erwartung an, ſo erſucht man einen nach dem andern um die nähern Lebensumſtände der verſtorbenen Perſonen; und man zeichnet ſich mit Hülfe der Aufmerkſamkeit diejenigen Rollen des Verſtorbenen vorzüglich aus, die den Erzähler am ſtärkſten zu rühren ſcheinen. Dieſe Stellen läßt man ihn wiederholen, und die gereizte Einbildungskraft bis auf ihren höchſten Ton ſich ſpannen. Man ſchreibt ihm zulezt ein mäßiges Mittagseſſen vor, verbietet alles Abendeſſen auf heute, und warnt vor Wein und Geſellſchaft, und nun ſezt man die

Stunde zwölf der Mitternacht zur Zuſammenkunft feſt. Die Nacht ſey ganz finſter, kein Mond erhelle den Scenenvorhang, und Stürme, die um Thürme und in den Schornſteinen wild heulen, machen das beſte Orcheſter mit dem Tenor der Nachteulen, der Hunde und dazwiſchen fliegender Fledermäuſe aus. Nun führt man die bauſchenden Zuſchauer in das erſte Zimmer, welches ſchwarz ausgeſchlagen, mit Hirnſchädeln und Knochen und allen Schrecken der Geiſterwelt verziert, und durch eine Lampe von Weingeiſte mit Salz, ſchwach erleuchtet iſt. Die Anrede des Zauberers an die Anweſenden iſt ſtockend furchtſam, aber voll von erſchütternder Wohlredenheit, mit untermiſchten zauberiſchen Ausrufungen gewürzt. Noch reicht man jedem ein warmes Glas Punſch, welches die von der Diät kalten Lebensgeiſter plözlich regt. Der jedem angewieſene Siz hat einen Tiſch mit einem Schedel neben ſich, und der Zauberer hohlt eine Kohlpfanne, womit er das Zimmer ſtark durchräuchert. Gleich darauf führt man die Eingeweiheten in das Nebenzimmer, und plözlich fährt ein Kampferbliz den Zuſchauern entgegen, und bedekt ſie mit einem dicken betäubenden Nebel, und in der Mitte des Zimmers erſcheint eine Kreislinie für die Geiſterſeher. Zwei auf dem Tiſche brennende Wachslichter, erlöſchen mit einem Knall und auf einmal. Die dicke Finſterniß durchſchaudert die Eingeweiheten: aber eine blaue und grüne Flamme lodert dazwiſchen von der Tafel herauf, erſchüttert die Seele, und der Geiſt erſcheint mitten im Gemach. Er nähert ſich langſam dem Kreiſe, und beantwortet traurig, abgebrochen und mit Aechzen die Fragen des Zauberers. Wer hier das Herz hätte, den Schatten mit einem Degen zu durchhauen, würde von einer unſichtbaren Gewalt ſtark zu Boden geworfen werden, indeß der Geiſt unter einem donnernden Gewimmel verſchwindet. Zur Vollkommenheit dieſes Verſuchs gehören drei Zimmer;

eins zur Vorbereitung, das andere zur würklichen Heraufrufung, und das dritte verstekt die Geräthschaften. Die Wände des ersten haben schwarze Papiertapeten, und Tisch und Stühle sind schwarz gebeizt oder angestrichen. Knochen liegen unter und Schädel auf den Tischen. Das zweite zur Geistererscheinung bestimmte Zimmer hat ebenfals schwarze Teppiche, und man hängt der Länge der Wände gemäß zwei mit schwarzem Papier bedeckte Hohlspiegel auf, von denen man sich in gerader Linie zehn Schritte entfernt, und zeichnet auf dem Boden einen Kreis für die eingeschloßnen Personen. Diesen Kreis bekleidet man mit einer schwarzen runden Fußtapete, deren untere Seite mit eisernen kleinen Drathkettchen der Länge und Breite nach benähet sind. Zur rechten Hand steht ein schwarzbedeckter Tisch mit Lichtern, und rückwärts gegen den Hohlspiegel befestiget man an der Wand die Zauberlaterne mit der Fallthüre über dem Glase zum Niederlassen und Erheben, Verfinstern oder Erhellen. Während der acht Tage Vorbereitungszeit läßt man den Geist oder die abwesende Person auf den Glasstreifen mit Farben und Spicköl nach der empfangenen Beschreibung ausmahlen, und zwar im flatternden Todtenkleide. Der ganze Umriß der gezeichneten Figur wird mit dicker schwarzer Oelfarbe überlasiert. Im dritten Zimmer befindet sich die Electrisirmaschine mit einer kleinen durch die Stubenthür geführten Kette, welche zehn Schritte vom Hohlspiegel entfernt, in der Mitte des Zimmers herabhängt. Man verbindet die Negativkette der elektrischen Maschine mit dem Drathnetze der Kreistapete des Fußbodens. Vor der Erscheinung werden zwei Lichter auf den Tisch gestellt, das Zimmer stark durchräuchert, und das Spiel nimmt seinen Anfang. Zwei einander in gerader Linie gegenüber gestellte Hohlspiegel haben die Eigenschaft, die menschliche Stimme dergestalt zurükzuwerfen, daß

eine Person am Ende eines Saals diejenigen Worte deutlich hört, welche eine andre Person dem ersten Hohlspiegel ganz leise entgegenspricht. Wenn man noch eine Kohlpfanne in den Brennpunct des ersten Hohlspiegels stellt, so zündet derselbe eine Linie Schießpulver an, welches der Länge des Zimmers nach, gegen den Mittelpunct des andern Hohlspiegels gestreuet ist. -- Auf Glas gemahlte Zeichnungen mahlen sich in einen sehr dicken Rauche wie an der Wand ab, vermittelst der Zauberlaterne, wenn man einige Lothe von Harz, Mastix, Borax, Weihrauch, aepulvert und dick genug aufwirft. Und daß der Erschütterungsstoß der Electricität, Menschen zu Boden werfen kann, ist bekannt. Man räuchert also das Zimmer mit dem eben gedachten Pulver, darunter ein wenig Alcohol geschüttet wird, dergestalt, daß nach der Räucherung das ganze Zimmer mit einem dicken Reflexionnebel angefüllt wird. Wenn sich nun der Rauch in ein Gleichgewicht gesetzt hat, so stellet man die Eingeweiheten in den Zaubertreis. Wenn einer den Geist berühren will, so drängt ihn der Magus wie von ohngefehr gegen die am Kreisende herabhängende Kette oder das Drath der Zimmerdecke, und sobald der Geisterwürger jene berührt, so würkt die negative Fußkette den electrischen Donner durch Uebergang ins Gleichgewicht, und dieser Stubendonner schlägt den einen, oder wenn sich mehrere berühren, alle zugleich zu Boden. Im Acte selbst zieht man unbemerkt die kleine Fallthüre der an der Wand versteckten Zauberlaterne auf, und weil sich das Lichtgemählde an der schwarzen Wand nicht mahlen kann, so wird der dichte Rauch unterdeß zu einer Art von Wand, und wirft dasselbe dem Auge zu, wie in einer Entfernung, und es steigt der Geist aus der Wolke, stehend oder schwebend, und wenn der Magus sacht mit dem Munde bläst, schwankend und im Fluge herauf. Der optische Betrug sichert sich dadurch, daß

das ledige Feld oder des Bildes äußrer Grund auf dem Glase mit dicken schwarzen Oelgrunde abgegrenzet wird, und also im Rauche nichts als die gemahlte Figur sichtbar gemacht werden kann. Es versteht sich, daß der helle Lichtkegel der Laterne den Zuschauern im Rücken seyn muß, damit sie nichts argwöhnen mögen. Wenn nun der abgeschiedene Geist drei Schritte weit im Rauch wället, und alle ihre Blicke darauf heften, indem das Bild drei Schritte weit von magischen Zirkel wirbelt, und zwar in freier Luft, so entfernt man sich ganz leise; denn hier muß Todtenstille herrschen, und man erlaubt den Anwesenden ihren wohlseeligen Anverwandten wegen Familienangelegenheiten zu befragen, indeß, daß man zum andern Hohlspiegel zurükgeht, welcher am Ende des Zimmers ebenfalls mundhoch aufgestellet ist. Vor diesem Spiegel hört man alles, was die Familie heimlich spricht, und man giebt nun die Antwort ganz leise, die aber von den Fragenden dennoch gehört wird. Jeder glaubt, in den gebrochenen Worten den Geist zu hören. Wollen sie gar den Athem des Geistes warm fühlen, so legt man in den Brennpunct des ersten Hohlspiegels eine ziemliche Masse heisses, doch nicht rothglühendes Eisen damit es die Wärme im zweiten zurükwerfe. Die positive Kette hängt längs der Mitte des Geistes herab, daher die betäubende Erschütterung für den, der den Geist durchhauen wollte. Bei diesen und andern Zwischenakten, die die Kunst entlarven könnte, läßt man sogleich die Fallthüre der Laterne niederfallen, die in einem Wandloche fünf Fuß oder höher von der Erde absteht, und die erschütternde Erscheinung verschwindet mitten in der Verwirrung der Sinne. Die ins Zimmer hineingeleiteten Dräthe laufen da, wo sie durch die Thürzarge oder Mauer geführt werden, um die Electricität nicht zu zerstreuen, in gläsernen Röhren. In Rücksicht der Zauberlaterne selbst muß man vorher

ihren rechten Brennpunct durch den Zug der Bilderröhre erforschen, damit das Bild seine rechte Größe und Farbe in den Rauch werfen möge. Damit die Rauchverdichtung nicht gestört werde, so sind die Schlüssellöcher der Thüre verstopft, und sogar die Fenster mit schwarzem Tuch verdekt, um allen Wind und alle Zugluft im Zimmer durch sanften Athem und vollkommene Ruhe zu verhüten. Die Kerzen verlöschen von selbst, wenn man nur ein kurtes Tochtende darin läßt und den übrigen Docht herauszieht, oder mit Knalle, wenn man ein Knallgläschen einstekt. Die grüne und blaue Lichtflamme bringt eine Wachskerze mit einem dreifachen Docte hervor, deren Mitte ausgehöhlt, und mit Salmiak und feingefeilten und zerriebenen Kupfer angefüllt ist, und von Schießpulverblitze sich entzündet. Der Zimmerblitz, welcher sich beim Eintritt der Zuschauer ins Erscheinungszimmer von selbst im ganzen Zimmer, doch ohne allen Schaden entzündet, wird durch Kampfer hervorgebracht, welchen man im starken Weingeiste in einem Porcellantopfe auf einer in der Ecke versteckten Kohlenpfanne vorher abrauchen läßt. Diese Kampferdämpfe entzünden sich am Lichte des eintretenden Zauberers auf einmal. Leuchtende Buchstaben und Todtenköpfe mit Phosphorus an der Eingangsthüre vergrößern das Erstaunen, so wie ein großer vierseitiger Rahmen, den man mit Papier überspannt, über welches man eine Walze herabrollen läßt, das Rauschen eines entfernten Gewitters nachahmt. Unter den Hirnschädeln des Vorzimmers befinden sich Todtenköpfe von graugelben Papier, worin etliche Blutigel oder Laubfrösche eingesperrt, und der Wärme nahe gebracht werden; denn diese Todtenköpfe bewegen sich nicht nur von selbst, sondern es tönt auch der Hirnschädel, weil er hohl ist, eine fürchterliche Stimme aus, indeß daß hie und da eine Fledermaus einem Lichte entgegen flattert. Durch

so etwas kann die heftigste Gemüthsbewegung erregt werden. Die Bewegung der Füße über der drätherner Mine, und die Unruhe im Kreise darf einen nur den positiven Draht näher bringen, so wirft ihn das magische Erdbeben über den Haufen.

Nun zur Scene der **Auferstehung der Todten** auf den Kirchhofe, die weniger umständlich und dennoch auffallender ist, weil man hier die Geisterbeschwörung anzustellen, schon mehr berechtigt ist. Die feierliche Stille des öffentlichen Orts, und eine dicke Nacht begünstigen das magische Abendtheuer, und entfernen den Neugierigen. Man besuche also in einer düstern Nacht in Gesellschaft der Zuschauer einen Kirchhof, auf den sich ein finsteres Kirchengebäude befindet. Man zeichne den Kreis, schlage mit einem Stocke auf ein Grab, und es wird sogleich eine lange Flamme geschlängelt heraufodern. Einige weiße Gespenster, oder nur eine vorgeladene Seele erhebt sich über dem Grabe gegen die Mauer, und ein nochmaliger Schlag mit dem Zauberstabe auf die Erde erregt eine laufende Flamme, und die Schatten verschwinden. — Hier folgt die Auflösung. — Es wird dazu eine kleine Zauberlaterne erfodert, welche man bequem in der Rocktasche bey sich tragen kann, ein dazu bestimmtes Kleid, dessen Tasche mit Blech gefuttert ist, eine Oefnung im Unterfutter, die man nach Belieben öfnen und zuschließen kann, für das Objectivglas; Gespenstergestalten neben einander auf dem Glasschieber gemahlt, jede von der andern mit schwarzer Oehlfarbe getrennt. Dieser gläserne Streif mit den Leichenbildern, wird in einem zarten Rahmen von Blech eingefaßt, und in der Laterne an ihrem gewöhnlichen Ort eingelöthet, da er sonst beweglich ist und sich verschieben läßt. Man untersucht alsdenn den Brennpunkt der Maschiene um die Distanz zu wissen, in welcher sich das Schreckenbild im Lebene-

größe an der Wand zeigt. Wenn man einmal diesen Brennpunkt gefunden hat, so wird die Röhre eingelöthet, damit sich ihr Brennpunkt in der Tasche nicht verrücken lasse. Nun wird auch die Lampe in der Laterne befestigt, und mit Wachs vollgegossen. Ueber dem Dochte von gesponnenen Baumwollengarn, der in geschmolzenes Wachs getaucht werden, befestiget man ein kleines Blechröhrchen, welches seitwärts mit wenig gepulverten Schwefel gefüllt und so phosphorisiret wird, wie man die Glasröhren zum leicht anzünden zu verfertigen pflegt. Wenn man dieses Röhrchen mit den Fingern in der Tasche hin und her bewegt, so setzt der phosphorisirte Schwefel den Docht in Flamme. An der Rückenseite der Laterne wird ein kleiner Blasebalg eingelöthet, dessen Röhrchen bis mitten an den Docht reicht, um mit einem Zuge die Lampe auszulöschen, wenn der Magus für gut findet, die Geister verschwinden zu lassen. Alle diese Theile der Laterne sind klein und nett bearbeitet, und man schreitet erst nach sichern Vorspielen damit zum Versuche der nächtlichen Feierlichkeit. Der Zauberstab ist ein ausgehölter Spazierstock, der inwendig mit Blech gefuttert ist, und hinterwärts eine Oefnung hat, die zu einer Ausfüllung mit dem bekannten so genannten Hexenmehl führt. Vorn befindet sich ein kleines Schwämmchen, das in Weingeist getaucht ist. Durch die Mitte des Schwämmchens geht ein phosphorisirter Docht, welcher unten durch ein Röhrchen gezogen werden kann. Der Docht ist an einer Schnur fest, welche oben am Stocke a's ein Stockband herabläuft. Mit diesen Anstalten wählt man sich ein dunkles Gemäuer. Man steckt, wenn es Zeit dazu ist, wie von ohngefähr die Hand in die Tasche, reibt das phosphorisirte Röhrchen in der Laterne, wovon sich die Lampe entzündet. Man zieht mit Gewalt die Stockschnur, und der phosphorisirte Docht entzündet das in Weingeist getränkte Schwämmchen. Schlägt

man nun mit dem Stock auf die Erde, so sinket das Hexenmehl in die Weingeistflamme, und die Zuschauer glauben, daß diese Flamme aus dem Grabe heraufodern. Zu gleicher Zeit erhebt man die Klappe des Kleidfutters, wendet die Tasche mit der verborgenen Laterne gegen die Wand, und das Gespenst mahlt sich an der Kirchhofmauer. Der Zauberer kehrt sich um, die Schatten verschwinden, man setzt den Stock auf die Erde, und die Weingeistflamme erlischt aus Mangel der Luft von unten, die das enge Blechröhrchen zuführt. Man steckt nun die Hand in die Tasche, und der kleine Blasebalg bläßt die Lampe und die Geschichte mit einem mahle aus.

Stekt man in einen Abendspaßiergange, wenn das Wetter heiter ist, diese Laterne zu sich, und wählt man statt des Gespenstes, einen gemahlten Löwen, so scheint, sobald man eine dunkle Straße durchwandelt, ein großer Löwe zu folgen, oder voran zu gehen, wie man will. Es ist hiebey jedoch in aller Absicht Vorsicht nöthig, um nicht unzeitigen Auflauf oder Schreck zu verursachen.

Hexerei und Wahrsagerei.

Wenn die Kühe im Frühling zum erstenmal aus dem Stalle auf die Weide getrieben werden, so muß ein Holzbeil und Feuerstahl in eine blaue Schürze gewickelt, und stillschweigend inwendig vor die Thürschwelle des Stalls gelegt werden, damit sie darüber gehen; so können ihnen die Hexen nichts anhaben.

Abends vorher wenn sie das lezte Futter bekommen, muß man ihnen drei Häufchen Salz, so viel man mit den Fingern halten kann, stillschweigend zwischen die Hörner streuen, und rücklings wieder aus dem Stalle gehen; so haben böse Augen dem Vieh nichts an.

Wenn das Mädchen angewaschen das Vieh melchet, so können Hexen machen, daß kein Rahm auf die Milch kommt.

Wird eine Kuh vor einem Hause vorbeigetrieben, worin eine Hexe ist, so muß der, welcher sie vorbeitreibt, dreimal vor dem Hause ausspucken; so kann die Hexe nichts daran haben.

In das Seihetuch, wodurch die Milch gelassen wird, müssen drei Kreuze genähet werden: so kann keine Hexe etwas daran haben, wenn sie es sieht.

Fällt der Koth einer Kuh vor ein Haus, worin eine Hexe ist, so darf man ihn ja nicht liegen lassen; denn bekäme ihn die Hexe, so könnte sie der Kuh alles anthun, und die ganze Milch wegheren.

Wenn die Milch oben auf dem Rahm blaue Flecken bekommt, woran böse Leute Schuld sind, so legt man zwey geborgte Krippmesser kreuzweis darüber, dann muß die Hexe davon ablassen.

Kann man einer Hexe mit einem Kinde nicht ausweichen, so muß man dreimal in Gedanken sagen: lek mich in — da kann sie dem Kinde nichts anhaben.

Wenn man einem Kinde in einen Beutelchen Salz Kümmel und Dill mit einem rothen Seidenfaden an den Hals hängt, so können ihm die Hexen nichts anhaben.

Wenn man inwendig vor die Hausthür einen Besen legt, so kann keine Hexe ins Haus.

Worunter Salz ist, daran hat keine Hexe etwas.

Wenn man bezaubertes Geld hat, das beim Zählen immer weniger wird, und streuet Salz und Dill dazwischen, und legt ein Kreuz-Zweipfennigstück dabei, so bleibts richtig, und der Teufel kann nichts davon wegkriegen.

Wenn das älteste Kind im Hause das Kalb anbindet, so kann keine Hexe dazu.

Wenn

Wenn eine Kuh weiße Füße, und einen weißen Strich auf dem Rücken hat, so kann keine Hexe ihr schaden.

Hat ein Thier einen schwarzen Rachen, so können ihm böse Leute nichts anhaben, man kann es nicht bannen.

Hat man des Nachts Furcht vor einer Hexe, so kehre man den linken Schuh um.

Begegnet man Katzen, denen man nicht traut, so halte man den Daumen gegen sie.

Die Hexen holen kleine ungetaufte Kinder, und bringen an deren Statt andre (Wechselbälge) die nur 7 Jahr alt werden.

Krepirt ein Vieh, dessen Krankheit unbekannt bleibt, so sagt der Bauer: es hat einen Schuß von bösen Leuten erhalten.

In der Frankfurter Zeitung No. 273. den 29. October 1791. wird gemeldet, daß, als zu Debrezin, einer Stadt in Ungarn, von beinahe 30,000. Seelen, meist Calvinisten, Feuer ausgekommen, alle Einwohner desfalls die deutschen Cürassierschwadronen von Anspach beschuldigten, die daselbst in Besatzung lagen, aus keiner andern Ursache, als der eines allgemeinen Hasses, den die ächten Ungarn stets gegen diejenigen hegen, die keine Ungarischen Hosen tragen. Vergeblich bot der Regimentsobriste den Einwohnern alle Genugthuung an, wenn sie einen einzigen seiner Soldaten überweisen könnten, daß er Feuer angelegt habe. Drei Cürassierer fand man indeß meuchelmörderisch umgebracht, und der Obriste sahe sich genöthiget, mit seinen Schwadronen nach Großwardein abzuziehen. Bald nach Abmarsch derselben brach wieder Feuer aus, und man konnte also klar sehen, daß die Cürassierer daran nicht Schuld hatten. Allein die calvinistischen Einwohner, (was sonst bei Reformirten nicht sehr gewöhnlich

ist, zu Debrecezin mit der äussersten Intoleranz den gröbsten Aberglauben vereinigen, behaupteten nun, daß die Deutschen sich in Katzen und Hunde verwandeln könnten, und hieben und lähmten in der ersten tollen Wuth eine große Menge dieser unschuldigen Hausthiere, in der festen Ueberzeugung, daß sie hernach eben so viel Cürassiere ohne Beine und Ohren entdecken würden. —

Wie viele Betrüger- und Hexereien vormals im Schwange gegangen sind, und zum Theil noch ausgeübt werden, mag man aus dem Namenverzeichnisse derselben ersehen; als: Nekromantie d. i. Leichenbeschauung, um aus Zeichen des todten Körpers unbekannte oder zukünftige Dinge zu erfahren. Pyromantie d. i. Wahrsagerei aus dem Feuer. Aeromantie d. i. Wetterkunde. Hydromantie, d. i Wahrsagung aus Gewittern Geomantie d. i. Wahrsagung aus der Erde. Chiromantie, d. i. die Kunst, aus den Händen wahrsagen zu wollen. Sciamantie, d. i. Schattenwahrsagerei, nach welcher man wie die Heiden glauben, die Schatten der Verstorbenen beschwor, hervorzukommen, und künftige Dinge vorherzusagen, oder geschehene zu bestätigen.

Die Hexenprocesse nahmen zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts ihren Anfang. Pabst Innocenz der Achte legte dazu den Grund durch einen Befehl (Bulle) vom 5ten December 1484. darin er die Zaubereien unter die Ketzereien zählte, und zween Dominicaner als Inquisitoren befehligte, Deutschland davon zu reinigen. Sie hießen Jacob Sprenger und Henricus Institoris, und schrieben das Buch: der Hexenhammer (Malleus maleficarum) betitelt. — Johann Wierus, Leibarz des Herzogs von Cleve, war der erste, der 1563. jenes unmenschliche Verfahren bestritt; ihm folgten andre, und in Deutschland war es Thomasius,

den man über Aufklärung in diesem Gegenstande viel zu danken hat.

Unter die Ueberschrift der Hexerei kann gewissermaßen auch die vorgebliche Kunst, sich unsichtbar zu machen, gerechnet werden. — Im Jahr 1788. ereignete sich in Gallizien, vier Meilen von Lemberg, mit einigen pfälzischen Colonien, die ihrer Liederlichkeit wegen den gehofften Vortheil bei der Landescultur nicht sahen, folgende Begebenheit. Verschiedene, namentlich angezeigte Männer hatten sich im Sommer des benannten Jahrs beredet, mit Weib und Kindern wieder heimlich fort, und zurük in das Reich zu gehen. Nur die Ausführung hatte Schwierigkeiten, die sie gern ohne viele Mühe auf die Seite schaffen wollten, und dazu schien ihnen nichts bequemer, als — Unsichtbarkeit. Diese wollten sie von einem lahmen russischen Bauer erkaufen, der in der Mitte des Mosthier-Waldes wohnte. Lorenz Gabels Sohn, Peter, einer von den Colonisten, war Dollmetscher, und erklärte, daß der russische Bauer nach empfangenem Geschenke, versprochen habe, sie mit Weib und Kind, Wagen und Pferden, drei Tage unsichtbar, und in dieser Zeit in das Reich zu bringen. Er gab ihnen zu dem Ende ein Fäßchen voll röthlichen Wassers, womit sie sich nackend unter gewissen Ceremonien waschen und dann unsichtbar werden sollten. Sie verlangten auch Geld, und bekamen Kräuter und Samen, der sich jenseit der Grenze in Geld verwandeln würde. Die Probe mit dem Wasser schlug indeß fehl. Der Zauberer glaubte, sie müßten etwas versehen haben, und gab ihnen für ihr baares Geld — aufs neue Wasser. Sie machten es aber wieder nicht recht, blieben sichtbar und hatten weniger Geld, als vorher.

Kurz darauf sprachen einige auf dem Marktplatze zu Zolkiew von ihrem Vorhaben; und einer rief aus:

Alles könnte angehen, wenn nur das verfluchte Geld nicht mangelte! — Da trat ein Jude zu ihnen, der sie belauscht hatte, und bot seine Dienste an. Er brachte ein altes Weib, die Jendrzowa, welche die Männer zu sich nach Skwarzana, welche die Männer zu sich nach Skwarzawa bestellte, um ihnen dort durch übernatürliche Dinge Geld zu schaffen. Hiezu war eine gewisse Quantität Zucker, ungesalzene Butter, Branntewein, Tabac und Leinwand nöthig, die sie mitbringen mußten; in der Folge, da die Erwartung der Leute recht angespannt war, mußten sie auch Geld bringen; und so gieng Vieh und Getraide und Ackergeräthe darauf. Der kleine Peter Gabel war in Skwarzawa Dollmetscher, in Zolkiew war es der Jude, der nun nicht mehr zum Vorschein kam. Das Weib schritt nach Empfang des Verlangten bald zum Werk, und führte die Männer in den Wald, wo sie ohne weitere Umstände den Geist Mikita erscheinen ließ, der als Mensch König gewesen, und, weil er seinen Vater ermordet hatte, in diesen Wald gebannt war. Lorenz Gabel beschreibt seine Gestalt folgendermaßen: „Er ist von Natur wie ein Baum groß, und dick wie ein Faß: hat eine große Gosche und lange Zähne, die ihm zum Maul herausstehen; seine Augen sind groß und rund, wie Topfstürzen; er geht in deutscher Kleidung, über der er einen violetblauen Mantel trägt, und hat einen runden Hut auf dem Kopfe." König Mikita fragte mit Ungestüm: was sie haben wollten? Antwort: Geld! — Wie viel? — Jeder eine Million Ducaten! — Die sollt ihr haben; wollt ihr sonst noch was? — Wir mögten auch gerne unsichtbar, und mit dem Gelde in 24 Stunden in der Pfalz seyn! — Auch das soll geschehen, aber was gebt ihr mir dafür? — Nun mußte Peter, der so weit gedollmetschet hatte, fragen, was er verlange? Kaum hatte aber der Geist darauf geantwortet, so fieng Peter

zu nicht geringem Schrecken seiner Prinzipalen ein Zetergeschrei an, fiel seinem Vater zu Fuße, und bat um Gotteswillen, er mögte ihn nicht dem Satan geben. — Hieraus ergab sich denn, daß der Geist kein geringeres Opfer, als den kleinen Dollmetscher verlangt hatte. Gabel tröstete seinen Sohn, daß er ihn nicht um die halbe Welt zum Teufel geben würde, und so zerschlug sich für diesmal die Unterhandlung, daß Weib machte indeß Hoffnung, daß sich der Geist vielleicht mit einem andern Kinde begnügen würde, wenn sie ihn zum drittenmal rufen ließen; sie mögten nur Tabac, Brantwein und dergleichen mitbringen.

Zu einem zweiten Besuch bei dem Geiste wollte sich Peter erst nicht verstehen, und mußte mit Hunger dazu gezwungen werden. Die Männer hatten nach reifer Ueberlegung beschlossen, dem König Mikita zwei Waisen zu geben, die einer der Colonisten, Namens Magsamen, bei sich in der Kost hatte. Allein der Geist wollte bei der zweiten Erscheinung schlechterdings nichts fremdes, sondern ein Kind von dem eigenen Geblüte dieser Männer; und daher war wieder nichts ausgemacht. Nun entschloß sich Magsamen, das Kind herzugeben, womit seine Frau eben damals schwanger war; aber auch das nahm Mikita als eine ungebohrne Frucht nicht an. Also wollte endlich ein andrer, Namens Resch, seinen zwölfjährigen Sohn Adam mit der Bedingung liefern, daß ihn die andern deswegen nie einen Vorwurf machen sollten. Diese Verabredung ward geschlossen; aber nun hatte sich der Geist anders besonnen, und er erklärte nach einigen fruchtlosen Erscheinungen, daß er ihnen wegen andrer Geschäfte nicht länger Audienz geben könnte. Er könne nun kein Kind mehr brauchen, und müsse einen Mann aus ihren Mitteln haben. Darüber zerschlug sich denn aus triftigen Ursachen das ganze Geschäft; und die Colonisten er-

wählten einen ganz natürlichen Weg durchzugehen, auf dem sie aber ganz natürlich ertrichte, zurückgebracht wurden, und in Untersuchung kamen.

Willst du bei einer verdächtigen Frauensperson gewiß werden, ob sie eine Hexe sey oder nicht, so nimm eine Hand voll Salz, und streue es auf die Schöße ihres Kamisols heimlich, so kann die Hexe nicht aus dem Hause kommen. — Manche alte Frauen sind dieser unangenehmen Probe so gewohnt, daß sie ganz mechanisch bisweilen auf den Rücken greifen, wenn sie in fremden Häusern sind, um das vermuthete Salz von ihren Kleidern abzuklopfen.

Man weiß, wie mannigfaltig die abergläubigen Mittel sind, deren sich der Thor bedient, um unbekannte Dinge, besonders den Thäter eines Diebstahls, zu entdecken. Hier folgt ein Versuch, der statt unnützer Gaukeleien mit Erfolg gebraucht wurde. — Es wurde einst jemanden von einem seiner Bedienten ein silberner Becher entwendet. Sein Verdacht fiel gleich auf den jüngsten Bedienten. Ehe er ihn aber den Vorwurf machte, wollte er erst noch mehrern Grund zu dem Verdacht haben, und hiezu gebrauchte er folgendes Mittel. Er ließ alle seine Hausleute zusammenkommen, und erinnerte sie in der Güte an die Treue, die sie ihrem Herrn schuldig wären, und versicherte dabei, daß, wenn sich einer unter ihnen aus Unbedachtsamkeit an den Becher vergriffen hätte, und solchen insgeheim wieder zurückbrächte, sein Name verschwiegen bleiben, und kein Vorwurf weiter erfolgen sollte, und damit ließ er sie wieder von sich. Da sich aber nach einiger Zeit der Thäter nicht gemeldet hatte, so setzte er einen ganz berußten kupfernen Kessel umgekehrt in den Keller, ließ sein Gesinde wieder zusammenkommen, und erklärte ihnen, daß er, da sie seine Nachsicht gemißbraucht hätten, nunmehr, wiewol zu seinem größten Leidwesen, zur Zauberei seine

Zuflucht nehmen müsse, um denjenigen zu entdecken, welcher von ihnen den silbernen Becher entwandt habe. Dabei machte er ihnen allen zuförderst bekannt, daß sich unten im Keller neben der untersten Stufe, linker Hand ein beschworner Zauberkessel umgestürzt befände, welcher von aussen stark rußig sey. Jeder von ihnen sollte nun nach einander in den Keller gehen, und beide Hände über den Boden des Kessels wegstreichen, wobei er ihnen noch bedeutungsvoll empfahl, daß jeder, sobald er den Kessel bestrichen, seine Hände gleich in die Tasche stecken müsse, und bei Vermeidung eines großen Unglücks, solche weder selbst ansehen, noch einen andern ansehen lassen dürfe, auch sogleich wieder vor ihm erscheinen sollte. Von dem Ausgang dieser bedenklichen Sache sagte er ihnen auch schon zum Voraus, daß, wie er von dem weisen Manne vernommen, diejenigen, deren Hände dabei rein und unberußt blieben, unschuldig wären. Auf diesen Befehl gieng nun einer nach dem andern in den Keller. Die Unschuldigen fuhren unverzagt mit beiden Händen stark über den rußigen Kessel weg; der Schuldige aber gieng wegen der Gewissensbisse, um seine Hände am gewissesten rein zu behalten, neben dem Kessel vorbei, ohne ihn anzurühren. Als sie nun alle mit den Händen in der Tasche, wieder in des Herrn Zimmer zusammengekommen waren, so befahl er allen, ihre Hände vorzuzeigen. Darunter war also keiner, dem sie nicht berußt gewesen wären, als der Thäter; und diese Anzeige war nun dem Herrn genug, diesen für den Dieb zu erklären. Er drang also in ihn, und brachte es auch bald dahin, daß jener sein Verbrechen bekannte.

Bei den Hindus in Asien, ist, wenn man gewisse Leute wegen eines Diebstahls in Verdacht hat, unter andern auch die Reisprobe im Gebrauch. Die für verdächtig gehaltenen müssen nemlich, nachdem man sie

von einander getrennt hat, von einer vorher abgewogenen Quantität trocknen Reißes einen Theil käuen, und wenn dieses eine Zeitlang geschehen ist, dieß Gekäuete auf gewisse Blätter oder Baumrinden auswerfen. Derjenige, aus dessen Munde der Reiß trocken oder auch mit Blut befleckt herauskommt, wird für schuldig erklärt; die aber, bei denen dies nicht der Fall ist, werden freigesprochen. — Von dieser Verfahrungsart der Hindus hat vielleicht der unter einigen Seefahrern vorkommende Gebrauch seinen Ursprung, da man, um ähnliche Entdeckungen zu machen, ein gleiches thut. Der Capitain eines Schiffes vermißte einst bei angestellter Untersuchung aus seinem Gefäße einige Galonen Maderawein, den er zu seinem Gebrauche zu Hause aufgespart hatte. Da er überzeugt war, daß jemand von der Schiffsbesatzung diesen Wein nicht ohne Absicht abgezogen habe, so beschloß er, den Versuch zu machen, der, wie man ihm gesagt hatte, bei Entdeckung eines Diebstahls schon mehrmals so gute Dienste gethan haben sollte. Alle Matrosen mußten auf dem Verdeck erscheinen; und er machte ihnen seine Absicht, und was er davon erwarte, bekannt. Alsdann befahl er einem jeden, eine Portion trocknen Reißes zu nehmen, und denselben zu verschlucken. Nach einer gewissen Zeit untersuchte er den Mund eines jeden, und es fand sich, daß einer der Matrosen nicht im Stande gewesen war, den Reis hinunter zu schlucken. Da er in den Menschen drang, und ihn des Diebstahls beschuldigte, so gestand er auch bald sein Verbrechen. — Der Schuldige war sich nemlich seines Vergehens bewußt, und da er befürchtete, entdeckt zu werden, so erfüllte ihn dieses Bewußtseyn mit solchen schrekhaften Empfindungen, daß sein Mund trocken wurde, da sonst die Bewegung des Mundes während des Käuens des trocknen Reises, häufigen Zufluß des Speichels erregt, und das Hinunterschlucken

befördert haben würde. Der Dieb, noch mehr über den unerwarteten Umstand, daß er seine Bemühungen, den Reis zu kauen, vergeblich sieht, in Unruhe und Angst gesetzt, ward nun noch unfähiger, bis es ihm endlich gar völlig unmöglich war, seine Absicht zu erreichen.

Ein andrer theilte denen, unter welchen er den Dieb glaubte, Strohhalmen zu, die er vorher in gleicher Länge geschnitten hatte, versicherte aber, daß derjenige, welcher den längsten habe, für den Dieb sollte gehalten werden. Alle verließen sich auf ihre Unschuld; nur der Thäter, durch sein böses Gewissen getrieben, verkürzte seinen Halm, um nicht etwa den längsten zu haben. Man erkannte ihn daran, und er gestand endlich beschämt, was er gethan hatte.

Wie natürlich die Dinge geschehen, die von sogenannten Hexenmeistern verrichtet werden, davon zeugt unter andern folgendes: „Wie es möglich zu machen, daß der erste mit der Angel gefangene Hecht eine vorher gezogene Karte im Leibe habe." — Der Hecht mag selbst erzählen, wie es ihm gegangen.

Lange hatte ich meine Herrschaft in den Gewässern geübt, als an einem unglücklichen Tage ein von mir gejagter Bars in ein aufgeworfenes Netz lief, und ich mich mit ihm hineinstürzte. Jener entschlüpfte durch eine Masche, und ich, indem ich meine Größe beklagte, wurde gefangen. Kaum hatte mich der Fischer ans Land gezogen, als ein Mann daher trat, der durch geheimnisvolle Gesichtszüge ausgezeichnet war. Er kaufte mich, und ich wurde nach seiner Wohnung getragen. Hier verschloß er sich, und ich sahe ihn eine Menge bunter Blätter auf den Tisch ausbreiten, davon er eins zusammenrollte und mit einem Faden umwickelte. Indem ergriff er mich, brach mir den Rachen auf, und ich wurde gezwungen, das zusammengerollte bunte Pa-

pier zu verschlucken. Indem ich mich schon für nichts geringeres hielt, als für einen Gesandten, der mit geheimen Anträgen ins Wasserreich geschickt werden sollte, wurde der Eimer angenommen, und ich nach einem kleinen Weiher getragen, der rings um mit Buschwerk eingefaßt war. Herch, ein nackter Kerl schleicht daher, und versteckt sich im Gebüsch; ich fühle mich von seiner rechten Hand ergriffen, als eine Reihe von Herren und Damen, von meinem Despoten angeführt, sich dem Ufer nahete. Die Stelle, die er ihnen zum Standort anwies, hatte den Mond hinter sich, der in breiten schwarzen Schatten das Gebüsch auf die Fläche des Teichs warf, so daß der Feenmannsch, der bis über die Brust im Wasser verborgen war, und in dessen Händen ich zitterte, nicht bemerkt werden konnte. Mein Auge sah den mexikanischen Mann eine Menge solcher Blätter aus der Tasche ziehen, derglichen ich eins im Leibe trug, diesem in allem gleich. Er mischte sie unter einander, und ließ einen Herrn — den ich vorher schon mit ihm reden gesehen — aus dem ganzen ihm vorgehaltenen Haufen eins ausziehen, das er sodann der ganzen Gesellschaft zeigte, und dann an einem angezündeten Lichte vorsichtig verbrannte. Die Asche davon zerstreuete er in den Teich. Nach dieser Ceremonie gab der geheimnisvolle einer Dame die Angel, deren mit Widerhaken bewaffnetes Eisen sie in den Weiher warf. Sogleich entschlüpfte der Raubmensch mit mir unter das Wasser, und schwamm der Gegend zu, nach welcher der verrätherische Federkiel ihn hintrieb. Nicht lange, so hatte er den Haken gefunden, den er schmerzhaft in meinen Rachen schlug. Der Kiel sank bei meiner geringsten Bewegung; doch einen Augenblick, so lag ich aus meinem Elemente geschleudert zu den Füßen der Dame, die so gefühlvoll schien, und noch mit Gleichgültigkeit das Messer wetzen sah, das mir sehr bald den

Bauch aufschlitzte, und das kunte Ding aus meiner zerrissenen Gedärmen wühlte. Ein vereinigtes Beifallsgeschrei erhob sich zum Apseruf den Wundern. Man achtete nun nicht länger auf mich, und ich hatte kaum so viel Zeit, vor meinem schmerzhaften Ende der Nachwelt mein Schicksal zu klagen.

Es ist wohl nicht nöthig, auch solche Dinge zu beschreiben, die, ob sie gleich nur selten und von wenigen in Ausübung gebracht werden können, dennoch wegen des Wunderbaren, das damit verknüpft zu seyn scheint, einige Aufmerksamkeit verdienen: denn ihre Beschreibung hat immer den Nutzen, diejenigen, welche zu gern in allem, was sie nicht sogleich begreifen können, Wunder finden, bei allen deraleichen Erscheinungen mistrauischer zu machen. Oft ist das, was das meiste Staunen erregt, das Werk eines verborgenen Zwirnsadens. Der Abergläubige läßt sich so gern blenden, und dankt noch obendrein dafür, daß man ihn blind machte.

Im Jahr 1788 saß in Halle an der Saale, wieder eine weiße Frau auf dem Zuchthause, welches in der That der rechte Ort ist, wo solche Geister hingehören. —. Eines dasigen Leinwebers hinterlaßne Frau, die nach einem 21 jährigen Wittwenstande wieder geheirathet, wünschte auch Kinder zu haben und zog nach andern aberaläubischen Mitteln auch die Nageln so hieß die weiße Frau, zu Rathe. Diese verkündigte ihr aus der Schale die baldige Erfüllung ihrer Wünsche, und lokte ihr so vieles Geld ab, daß sie ein Stückchen ihrer Sachen nach dem andern vertrödelte. Zuletzt verwies sie die Frau an ihren Sohn, der ihr gewiß Hülfe schaffen sollte. Und dieser legte der Frau ein großes Pechflaster über den ganzen Leib und befahl, daß sie es unter vier Wochen nicht wieder abnehmen sollte. Allein es verursachte ihr schon in der ersten Nacht so heftige Schmerzen, daß sie nicht schlafen konnte, und durch ihr

Winseln auch ihren Mann aufweckte. Sie mußte ihm nun ihre Thorheit gestehen, und erhielt eine tüchtige Tracht Schläge von ihm dafür. Ihr Geschrei schallte durch die ganze Nachbarschaft, und die Frau wurde gerichtlich vernommen, dann den Händen des Wundarztes übergeben, und ihr Mann wollte nun nichts weiter von ihr wissen, weil sie bey ihrer Thorheit ihn alles vertrödelt hatte.

In einem Schreiben aus Nürnberg vom 2ten September 1788 lautet es folgendermaßen. Zu Geißmannshoff, einem kleinen Dorfe, bey Nürnberg, das nach Fürth eingepfarrt ist, befindet sich ein Landmann, Nahmens Fisch, welcher vorgiebt, die Leute **entzaubern** zu können. Daher ist er in der dasigen Gegend weit und breit in großem Ansehen, und alle, welche **verzaubert** zu seyn wähnen, nehmen zu ihm ihre Zuflucht. — Ein junger Mensch bat mich, daß ich seinen Vater, einen Wittwer und Handwerksmann von einigen und 60 Jahren besuchen möchte, weil er krank wäre und dabei glaubte, seine Krankheit sey die Folge und Würkung einer Verzauberung. Ich fragte ihn, seit **wann** er krank sey, **worin** seine Krankheit bestehe, und ob er nicht vielleicht eine **natürliche** Ursach derselben aufzufinden wüßte — und erfuhr, daß das Uebel eine Nervenkrankheit sey. Weiter fragte ich, ob sich sein Vater — da der dießjährige Sommer sehr heiß war — vielleicht schnell erkältet habe. Nun war auf einmal die **Ursach der Krankheit**, die **Verzauberung** entdeckt, indem mir der Sohn erzählte, daß sich sein Vater wegen der großen Sonnenhitze einsmals gebadet, und sich von derselbigen Zeit an über Unpäßlichkeit beklagt habe. Ich gieng hierauf zu dem Vater selbst, erkundigte mich nach seinem Gesundheitsumstand, und hörte ihn also reden: „Ich war sehr — sehr krank; wie gelähmt war mein ganzer Körper; auch hatte ich keine Neigung zum Essen; in allen Adern und Nerven war ein beständiges

Stechen. Mein gottloser Nachbar hat mich verzaubert; er hat auch meine Tochter verzaubert, daß sie sterben mußte. Er war mir Geld schuldig, und weil ich ihm verklagte, und die Schuld einforderte, so sucht er sich jetzt an mir und den Meinigen zu rächen. Bey meiner Tochter hat es ihm geglückt, aber bey mir soll es ihm nicht glücken. Gott hat mir einen Engel zugesendet ja, ich sage es noch einmal, einen rechten Engel. Ich habe einen Arzt gebraucht, und er hat nicht helfen können; ich habe Arzeneien gebraucht, und sie haben nicht angeschlagen. Aber der Engel, der Fisch zu Geißmannshoff will mir helfen; ich verspüre schon Besserung. Er hat meinen Nahmen auf ein Blättchen Papier aufgeschrieben und Charaktere (d. h. allerhand bedeutende Zeichen, die hier freilich nichts bedeuteten) dazu gefügt, auch einige Haare von meinem Kopfe abgeschnitten, und mich versichert, daß ich bald und gewiß entzaubert werden würde." So ungefähr sprach der Mann; alle mögliche Vorstellungen, ihn von einer natürlichen Ursache der Krankheit zu überzeugen, waren bisher fruchtlos; eben so das Zureden, noch ferner den Arzt zu gebrauchen. Der Sohn war zugegen, und begleitete mich bis zur Hausthür. Hier erkundigte ich mich nach dem, was mir in seines Vaters Vortrag dunkel war, besonders aber wegen der Verzauberung seiner Schwester. Nach verschiedenen vorgelegten Fragen entdekte ich, oder glaube ich entdekt zu haben, daß die Ursach der Krankheit und des Todes seiner Schwester ein heftiger Schrecken über einen ungewöhnlich starken und plötzlichen Donnerschlag gewesen, dazu noch der Umstand kam, daß sie in einem solchen Alter sich befand, das für das weibliche Geschlecht ohnehin ein sehr kritischer und gefährlicher Zeitpunkt ist, da es nemlich in ein reiferes Alter tritt. Die Folge dieses heftigen Schrekkens war eine langsame Auszehrung: langsam

vertrokneten die Säfte; ihr Körper glich einem Gerippe, nur mit einer bleichen Haut überzogen. — Von dem Entzauberer Fisch wurde mir unter andern auch dieß seine Kunststükchen erzählt: Eine reiche betagte Wittwe heirathete einen sehr jungen Mann. Dieser nahm jene seinem Wunsche nach nur auf ein Jahr; jene hingegen wünschte noch viele Jahre zu leben. Beider Wünschen, ob sie gleich einander ganz entgegen waren, Genüge zu leisten, versprach der Entzauberer Fisch. Dem alten Weibe versicherte er ins geheim langes Leben; dem jungen Manne machte er Hoffnung zu einer baldigen Erlösung von seiner alten Frau. Weil nicht nur der junge Mann, sondern auch nahe Anverwandte durch den Todt der Alten eine reiche Erbschaft zu erwarten hatten, so versprach er auch den letztern, ihnen zu einer baldigen Erbschaftsaustheilung zu helfen. Einige Jahre lebte die Alte — zum Besten des Wundermanns; denn immer kam er zum Weibe — zum Manne — zu den Anverwandten, und immer gieng er mit gefülltem Beutel hinweg.

Wenn man bedenkt, wie argwöhnisch ein Mensch, der solchen Aberglauben ergeben ist, gegen seine Nachbarn und Bekannte bei jedem Uebel, das ihn trifft, werden muß; wenn man bedenkt, daß hieraus der unauslöschlichste Haß gegen ganz unschuldige Menschen nothwendig entstehen müsse, der denn alle brüderlichen christlichen Gesinnungen gegen einander unterdrückt, und endlich Rachgelüsten und Mord erzeugt: so muß man nothwendig jene falsche Propheten, die das leichtgläubige Volk im Aberglauben erhalten und befestigen, um einen niederträchtigen Gewinn von der Einfalt zu ziehen, für die fürchterlichsten und gefährlichsten Feinde der häuslichen und bürgerlichen Glückseligkeit halten. Und da sie im Finstern schleichen, und ihnen durch Policeyverordnungen nicht genug beizukommen ist, so er-

heilet daraus ganz überzeugend, daß es Pflicht für einen jeden sey, vor diesem Gift zu warnen, und andere, bei denen es nöthig zu seyn scheint, bei Zeiten durch deutliche und eindringende Belehrung gegen alle Verführung zu sichern.

Was für närrische Meinungen in den Köpfen hausen, die nicht zum Selbstdenken angeführt werden! Ein Bauer kommt — dies geschah im Jahr 1788 — in Schweinfurth in die Apotheke, und verlangt eine Arznei, welche die Kraft habe, seine junge Frau, die ihm untreu sey, wieder treu zu machen; in der Meinung, daß in einer der vielen Büchsen auch wider seine Herzensnoth Hülfe seyn müsse. Der Apothekergesell hat seinen Spaß mit ihm, und giebt ihm ein unschädliches Pulver, welches er von einem Zuckerbäcker in etwas backen lassen, und seiner Frau zu essen geben sollte. Der Zuckerbäcker versteht den Spaß, und bäckt das Pulver für 30 Kreuzer in 6 Pfeffernüsse. Nun nöthigt der Bauer seiner Frau das Naschwerk auf, und weil sie solche Galanterien nicht von ihm gewohnt ist, geräth sie auf den Verdacht, es sey Gift in den Leckerbissen, und ihre Abneigung gegen einander wird größer als zuvor. Wie leicht hätte der irrige Glaube, daß der Apotheker auch Liebe und Treue in den Büchsen feil habe, schlimmere Folgen haben können, wenn der Mann in schlimmere Hände gerathen wäre.

In einem Eisenachischen Dorfe hielt sich zu Ende des Jahrs ein Haufen Zigeuner einen Tag lang auf, nachdem ihre Pässe in Eisenach erneuert worden waren. Diese Zigeuner schlepp en nach ihrem eigenen Geständnis 22 Thaler aus diesem Dorfe fort — für Weissagungen, Häuser-Festmachen und andere dergleichen Betrügereien. Wenn man noch dazu nimmt, daß in eben demselben Dorfe um dieselbe Zeit bey einer Collecte für die Armen, denen dafür das betreibende Absingen vor den

Häusern untersagt ist, 1 Thlr 2 Gr. einkam; und wenn man bedenkt, daß selbst der unbedeutendste Aberglaube wenigstens dadurch, daß er mit vielem andern bedeutenden zusammenhängt, und dazu als zu seines gleichen geneigt macht, selbst bedeutend wird, so kann man wohl nicht mehr über Nutzen oder Schaden ungewiß seyn, oder die Meinung durchsetzen wollen, daß es doch auch unschädlichen oder gar nützlichen Aberglauben gebe.

Man duldet übrigens die Zigeuner in dem Dorfe, aus dem leidigen Grunde, weil, wie man zu sagen pflegt, sie das Nest rein halten, das soll heissen, weil sie nicht an dem Orte stehlen, wo sie sich dermalen aufhalten. Ziehen sie nun auf das benachbarte Dorf, und die Einwohner denken da eben so wenig nachbarlich gut, so sind doch die, welche vorher ihr Nest rein wähnten, den Räubereien dieser Horden ausgesetzt. Der Schade, welchen sie der menschlichen Gesellschaft zufügen, ist klar genug, und die Anhänglichkeit an sie so groß, daß man es nachmals öfters sogar bedauret, wenn man sie ihres ungestümen Anhaltens ungeachtet, hat gehen lassen, ohne von ihnen sein künftiges Geschick zu lernen.

Johann Christian Lummitz aus Wolferschwenda im Fürstlich Schwarzburgsondershäusischen Amte Klingen verübte schon als Knabe mancherley schlechte Handlungen, ließ sich durch die Strafen seines Schullehrers nicht davon abhalten, und kam mit den Jahren immer weiter in Ausübung boshafter Dinge. Endlich gerieth er im Hannöverschen wegen begangener Räuberei in die Hände der Gerechtigkeit, und ward auf einige Jahre zum Karren in Hameln verurtheilt. Als er wieder loskam, begab er sich in seinen Geburtsort, und lieferte kurz darauf ein Schwarzburg-Sonderhäusisches Landskind in die Hände preußischer Werber. Dieses kam durch die Gastwirthin in Wolferschwenda heraus, und er wurde dafür mit zweyjähriger Zuchthausstrafe belegt. Als er

auch

auch hier wieder loskam, und einige Zeit an seinem Geburtsorte gelebt hatte, ließ er sich endlich ein Attestat von der Sondershäusischen Regierung geben, um zu seinem Bruder nach Schlesien zu reisen. Kaum war er etwa acht Tage fort, so wurde die Gastwirthin in Wolfersschwenda, welche als Wittwe in ihrem eigenen Gasthofe allein lebte, ermordet im Keller gefunden. Weil nun Lumnitz mehrmals gegen verschiedene Personen sich hatte verlauten lassen: er werde es der Gastwirthin schon gedenken, und weil ein benachbarter Pachter drei Tage vor geschehener Ermordung diesen Lumnitz bei später Abendzeit in der Flur herumschleichen und ihn aus dem Wege gehen gesehen hatte, so fiel der erste Verdacht auf denselben. Es wurden also Steckbriefe vom Amte Klingen nach Schlesien nachgeschickt, und als er zu seinem Bruder kam, hatte dieser schon Tags vorher von dortiger Regierung Befehl erhalten, seine Ankunft sogleich anzuzeigen: und so wurde er schon nach drei Stunden wieder sein Vermuthen in Verhaft genommen und nach Klingen ausgeliefert. Fast ein Jahr lang hatte er, in starke Fesseln geschmiedet, hingebracht, als das lezte Urtheil ihm das Schwerdt zuerkannte, und Hr. Pastor Rudorf, als Prediger in Klingen, den Auftrag erhielt, ihn zum Tode vorzubereiten. In diesen Vorbereitungsstunden äusserte der Mörder viel biblische Belesenheit, und suchte Anfangs seine That mit Cains und Mosis Beyspielen zu entschuldigen, wenigstens daraus zu beweisen, daß die Todesstrafe für solch ein Verbrechen zu hart seyn müßte. Uebrigens gestand er ein, daß er, um sich von allem Verdacht frei zu machen, vor der That erst nach Leipzig gereißt sey, dann sich wieder zurückbegeben, und zwei Tage heimlich in einem wüsten Hause ohne Speise aufgehalten habe, also mit völliger Ueberlegung und Freiheit dabei zu Werke gegangen sey. Am dritten Tage Abends, als es schon finster

gewesen, habe er an den Gasthof geklopft, mit verstellter Stimme Bier und Branntewein gefordert, und als die Wirthin aufgemacht und nach dem Keller gegangen, sie mit einem verborgen gehaltenen Knittel auf den Kopf geschlagen, sie die Treppe hinunter gestürzt, mit einem kurzen Gewehr in den Nacken geschossen, und ihr endlich mit einem ausdrücklich dazu gekauften Messer die Kehle abgeschnitten. Auf die ihm gemachten Vorstellungen über die Strafbarkeit dieser Greuelthat, ergab er sich in sein Schikfal, und in den letzten Vorbereitungsstunden äusserte er auch einmal gegen den Hr. Pastor Rudorf; „er hätte wohl entkommen können, wenn er „gewollt hätte; aber es sey ihm einmal ein solches Schick„sal bestimmt, daß er unter Scharfrichters Händen ster„ben müsse; dieses allein habe ihn bewogen, da zu blei„ben." Der Pastor Rudorf bezeigte seine Verwunderung darüber, wie er, in solche Fesseln geschmiedet, hätte loskommen wollen. Darauf bat ihn Lumnitz, den Hr. Amtmann Niebecker rufen zu lassen, ließ in dessen Gegenwart sich die Fesseln anlegen, nahm einen hinter sich versteckten krumgebogenen Nagel, und öfnete damit ein Schloß nach dem andern, so daß er bald frei vor ihnen stand. Er versicherte auch, daß er diese Fesseln nicht länger als acht Tage getragen, alsdann sie alle Mächte abgelegt habe. A. Niebecker erstaunt und fragt, wie er denn aber zur eisernen Thür hätte hinauskommen wollen? Darauf zeigte ihn Lumnitz, daß er ohne viele Mühe durch das Ofenloch hätte entwischen können. Von der Wache versicherte er, daß sie beim Gerichtsdiener gelegen und geschlafen habe. Auf die darüber bezeigte Verwunderung antwortete er: ich mußte doch einmal mein Leben am Galgen enden, und erzählte darauf, als er vom Prediger gefragt wurde, aus welchen Gründen er dieß behauptete, folgende Geschichte: „In Hameln mußte ich in der Karre gehen. Da sagte mir einmal ein Sol-

dat, der die Wache hatte: höre Lumniß, du hast ein fatales Gesicht, zeige mir doch einmal deine Hand! Ich habe studirt, und will dir gleich sagen, was für eines Todes du sterben mußt! — Ich zeigte ihn dieselbe, und er sagte mir: du kommst an den Galgen, darauf kannst du dich sicher verlassen. Indessen hüte dich vor den Soldaten! denn wenn du unter diese kommst, so wirst du noch früher, als sonst, gehangen." Diese Vorhersagung gab er als die Ursach an, warum er nicht hätte entspringen mögen, so wie sie auch der Bewegungsgrund zu seinen nachher verübten Bosheiten gewesen wäre, weil der Gedanke, daß er doch hängen müsse wenn er sich auch bessern wolle, sein Gemüth wild und ganz verzweifelt gemacht habe. Am Dienstage vor Pfingsten 1788 wurde ihm der Kopf abgeschlagen, und jedermann bewunderte die ungewöhnliche Standhaftigkeit, und äußerlich scheinbare Beruhigung, die er bey seiner Hinrichtung bewies; indem ihm nicht einmal, wie sonst gewöhnlich, auf dem Richtplatze die Augen verbunden wurden, und der Scharfrichter das entblößte Schwerdt nicht verborgen hielt, sondern damit in der Hand vor ihm stand, während daß man ihm den Rock hinten aufschnitt, und auf den Stuhl band. Allen diesen Zubereitungen mußte er zusehen, und blieb immer standhaft dabei. Er wurde aufs Rad gelegt, und predigt von Klingenschen Hofgericht allen Obrigkeiten die Lehre herab: daß sie das Rachschwerdt der Gerechtigkeit in Zukunft immer seltner zu zücken, immer weniger Menschenblut zu vergiessen haben werden, je ernstlichere Anstalten sie treffen, durch bessern Unterricht des Volks in Schulen und Kirchen, den Aberglauben auszurotten, und die Rohheit der Sitten zu mildern. Möchte das Krächzen der Raben, die am Hochgerichte das Fleisch unserer justificirten Brüder fressen, die Schreier wider die Aufklärung der Vernunft übereinstimmen,

und mögte der gräuliche Anblick in der Luft verfaulender Christen, alle die dazu mitwirken können, überzeugen, daß noch große Verbesserungen im Unterricht, und der öffentlichen Uebung des Christenthums zu machen sind, ehe dieses Geschenk des Himmels seinen ganzen Seegen über die Menschheit verbreiten kann.

In einem Schreiben von 10 Jan. 1789 wird aus Pforzheim über einen Hexenbetrug folgendes geschrieben: Vor ohngefähr 30 Jahren gab ein erwachsenes Weibsbild in W.., Tochter eines armen Flözers, Nahmens Bienerin vor, von einer Wollenspinnerin durch ein Stück Kuchen behext worden zu seyn. Sie bekam Verzuckungen, bäumte und krümmte sich, machte durch Seife einen künstlichen Schaum vor ihrem Munde, brach Stückchen von Schuhnägeln, von Nadeln, von Glas, von Schuhmacher Ahlspitzen u. dgl. aus, und das leichtgläubige abergläubische Volk lief haufenweis zu, die Hexerei zu sehen. Selbst der damalige Special-Superintendent, ein alter Mann, der nach dem Vorurtheil jener Zeit dergleichen Würkungen des Teufels noch für möglich hielt, ließ sich hintergehen und besuchte sie ¼ Jahre lang täglich (so lange währte das Gaukelspiel) betete mit ihr, tröstete sie, sammlete Allmosen für sie. Ihr Vater zog im Lande umher und bettelte für seine verhexte Tochter mit vielem Glück. Ein Schuhmacher kam auch täglich zu ihr, um ihr vorzubeten, und dieser half ihr Nägel, Glas ꝛc. zuschieben, welches sie unter der Zunge verbarg, und dann von sich brach. Die Regierung gab endlich Befehl, die Sache genau zu untersuchen, und die Besessene wurde deswegen ins hiesige Waisenhaus gebracht. Allein, so lange ihre Mutter um sie war, unter dem Vorwande, ihre Tochter zu pflegen, konnte man der Betrügerei nicht auf die Spur kommen. Endlich legte man die Behexte in ein besonderes Zimmer, und gab ihr zur Gesellschaft ein blindes Mädchen. Die-

se hörte, daß jene, die sich stellte, als könne sie nicht gehen, bei Nacht aufstund, und irgendwo verborgene Nüsse hohlte, vermuthlich um damit ihren Betrug fortzuspielen. Die blinde zeigte dieses an, man examinirte sie nun scharf, und sie bekannte den Betrug, und war geheilet. Mutter und Tochter kamen nun auf eine Zeitlang ins Zuchthaus, worin erstere, aus Verdruß über die Entdeckung, den Versuch machte, sich den Hals abzuschneiden, aber daran verhindert wurde. Die Hauptperson des Spiels aber nährte sich nachher ehrlich durch Tagelöhnen.

Den Freunden und Vertheidigern des Satzes, daß Dummheit, Irrthum und Aberglaube doch nüzlich sey, und daß man dieses Unkraut ja nicht gänzlich vertilgen müsse, könnte folgende Geschichte leicht zur Stüze dienen. Auf dem königlichen Amte Horenburg im Fürstenthum Halberstadt, diente von Michaelis des Jahrs 1788. ein Knabe, der sich verführen, oder aus eigenem bösen Triebe gelüsten ließ, einen silbernen Eßlöffel aus der Küche zu stehlen. Der Löffel wurde vermißt, und man zweifelte nicht, daß ihn ein Hausdieb entwendet habe. Die beiden Hofmeister (Aufseher über die Wirthschaft) machten einen Anschlag, den Dieb zu entdecken, welcher ihnen auch gelang. Der eine sagte in der Gesindestube zu dem andern in Beisein des Gesindes: sein Herr habe ihm befohlen, morgen einen Halbmeister oder Scharfrichter von einem benachbarten Orte zu hohlen, der dem Diebe die Augen ausschlagen sollte. Der andre bat jenen sehr herzlich: er mögte solches doch nicht thun, er habe die erschrecklichsten Exempel erlebt, daß jener Halbmeister es durch seine Kraft gemacht habe, daß dem Diebe augenblicklich die Augen aus dem Kopfe gequollen und auf die Erde gefallen wären. Aber jener beharrte darauf, er wolle ihn hohlen; er habe Befehl dazu, und der Dieb müsse entdeckt werden. Dem Dienst-

jungen pochte das Herz, da er dies hörte, und er schlich sich aus der Stube. Den andern Morgen war er entlaufen. Man spähete ihm nach, und er wurde auf einem benachbarten Amtshofe entdeckt, wo er sich vermiethet hatte. Er gestand nun, daß er den Löffel gestohlen, ihn für 12 Groschen verkauft, und aus Furcht, seine Augen zu verlieren, entflohen sey. Er wurde darauf auf eben benanntes Amt geliefert, welches ein gewiß musterhaftes Urtheil über ihn und seine Gehülfen fällte. Er selbst wurde in Rücksicht seiner Jugend und Einfalt, nur mit 14 tägigen Gefängnis bei Wasser und Brod bestraft. Eine Weibsperson, welche ihn zum Diebstahl verleitet hatte, da sie ihn vielmehr, als eine Bedienerin der Küche davon hätte abhalten sollen, mußte zwei Tage nacheinander am Schandpfahl stehen, und die Jüdin, welche dem Jungen den Löffel um 12 Groschen mit der Drohung, daß sie ihn angehen wolle, abgedrungen hatte, mußte den Werth des Gestohlenen, die Gerichtskosten und noch eine Geldstrafe bezahlen. — Der Aberglaube half also hier wirklich zur Entdeckung des Urhebers eines Diebstahls. — Man könnte aber doch fragen: ob es nicht noch besser gewesen wäre, wenn der Knabe richtige Begriffe vom Eigenthum, und Abscheu vor unrechtem Gut gehabt hätte? Dergleichen Würkungen, als hier abergläubische Furcht hervorbrachte, entstehen oft auch aus edlern Ursachen und Rührungen. So weiß man z. B. daß, als an einem Orte jemanden 200 Rthlr. gestohlen waren, und zu eben der Zeit von einer Schauspielergesellschaft das Stück aufgeführet wurde, welches überschrieben ist: die Räuber — das Gestohlne sofort wiedergebracht wurde.

Im October des Jahrs 1788. kam ein schlecht gekleideter Mann mit seiner Frau nach N. im Nassauischen, miethete sich in einem Bauerhause ein, und gab vor, er hätte von der Herrschaft die Erlaubnis, sich

nieder zu lassen und sein Geld zu verzehren, im welchem Ort er wolle. Seine Heimath gab er nie recht an, sondern sagte nur, daß er wegen verübter Wilddieberei habe flüchten müssen. Er gab sich jezt für einen Collecteur zu dem Wiesbader Lotto aus. Die Bauern, die zum Theil schon lange ihr sauer erworbenes Geld in dieses Lotto getragen hatten, brachten also ihr Geld diesem Manne, und erhielten auch dagegen ihre gewöhnlichen gedruckten Zettel, die dieser Betrüger, ich weiß nicht, woher? haben mogte. Zugleich gab er vor, am Lauf der Gestirne und überhaupt an der Gestalt des Himmels diejenigen Nummern zu errathen, die jedesmal aus dem Glücksrade gezogen würden. Aus diesen errathenen Nummern machte er dann kein Geheimnis, sondern sagte sie einem jeden, der sie wissen wollte: und die einfältigen Leute sezten desto stärker auf die Nummern: denn die Gestirne, glaubten sie, könnten ja nicht trügen, und bei einem so klugen Mann müsse sichs auf allen Fall mit Glück spielen lassen. Daß er ein Schelm sey, fiel wol keinem ein: der Mann war ja so offen, und gönnte, indem er seine Heimlichkeiten jedem so unverhohlen darlegte, andern ehrlichen Leuten doch auch etwas. — So führte er die armen Bauern am Narren- und Geduldseil herum, bis im December. In vollem Athem kam er eines Tages gelaufen, und machte ihnen weis: sie hätten — ich weiß nicht, wie viel tausend Gulden — gewonnen. In der Betäubung, worin die armen Leute durch die Nachricht geriethen, dachten sie gar nicht an die Möglichkeit eines Betruges. Die erste Würkung davon war nun, daß der eine Bauer (ein lediger Bursch) seinen neuen Sontagsanzug, den er sich erst angeschaft hatte, dem Glücksmann zur Belohnung schenkte: und sogleich wurde beschlossen, daß jeder der Gewinner sich ein neues Kleid und ein Paar große Steifstiefeln anschaffen sollte. Das Tuch zu den

Kleidern mußte ein Jude von Frankfurt hohlen, und die Stiefeln wurden angemessen. Sämtliche Gewinner fuhren in einer Miethchaise in die benachbarte Stadt W. Hier lebten sie einmal, ihrer Meinung nach, wie große Herren d. h. sie leerten so viel Weinbouteillen, bis beinahe keiner dem andern mehr kannte: und auf dem Rückwege wurde so viel Burgunder mitgenommen, als die Chaise tragen konnte. Diese Zeche bezahlte der Schultheis des Orts einstweilen aus seinem Beutel. Einige Tage hernach fuhren sie sämtlich nochmals nach W. um sich die gewonnene Summe auszahlen zu lassen. Bei dieser Gelegenheit bekam der Betrüger noch über hundert Thaler an Einsaz für die künftige Ziehung von Bauern, die meistens dieses Geld erst entlehnen mußten. Sie kamen in W. an, fiengen wieder an tapfer zu zechen, und im halben Rausch sagte der feine Spizbube: er habe die Einsazscheine, welche er immer in Verwahrung hatte, und ohne welche das Geld nicht ausbezahlt wird, mitzunehmen vergessen, und müßte also augenblicklich zurükfahren, und dieselben erst holen. Es war nur zwei kleine Stunden Weges: er fuhr also zurück, und ermahnte die Bauern, einstweilen tapfer zu zechen. Er kam zu M. an, sezte seine Frau in die Chaise, und beim Einsteigen brachte noch ein armer Bauer 50 Gulden, die er zum Einsaz in das Lotto geliehen hatte. Der saubre Vogel nahm sie, und nun gings rasch — nicht wieder nach W. sondern durch einen Umweg nach Cassel bei Mainz. Hier verlohr er sich mit seiner Frau, ohne daß es der Wirth oder der Postillon merkte. Da der lezte endlich sah, daß er betrogen war, fuhr er leer nach W.. Die im Wirthshaus zechenden Bauern sahen alle Augenblicke zum Fenster hinaus, ob der Glüksmann noch nicht zurückkäme; sie fragten endlich auf der Post nach dem Fuhrwerk, und — hier erfuhren sie die ganze Sache, und wie listig sie hintergangen waren.

Stumm und bestürzt standen sie da, sahen sich einander an, und wußten nicht, wie ihnen geschah. Sie mußten die beträchtliche Zeche samt der Chaise — nicht von ihrem Gewinst, sondern aus ihrem Beutel bezahlen, und — zu Fuß nach Hause zurückkehren. Nach ohngefähren Ueberschlag hat jener Betrüger bei 600 Gulden aus N. geschleppt: eine Summe, die in Ansehung der Dürftigkeit der Einwohner sehr beträchtlich ist, zumal da dieser Verlust nur eine kleine Anzahl Bauern betrift. — Seht da die Bemühungen derer, die ohne Mühe reich werden wollen: und die Folgen des Glaubens an Betrüger, wenn sie sich nur übernatürlicher Kenntnisse rühmen.

An einem Orte, wo Messer, Schlösser und andere dergleichen Waaren verfertiget werden, ereignete sich 1789. ein Zufall, der sowol von dem noch immer herrschenden Aberglauben vieler Menschen, als auch von den noch öftern Betrügereien angeblicher Schwarzkünstler zeuget. Bekanntlich sind an solchen Fabrikorten Schleifmühlen, auf welchen Messer und Gabeln geschliffen werden. Die Schleifsteine dieser Mühlen werden von einem Kammrad, das mit dem Wasserrad wie in Mahlmühlen an einer und derselben Welle befestiget ist, herumgetrieben. Ueber diesen Schleifsteinen ist ein Sessel befestiget, auf welchem der Schleifer sizt, und sich mit der Klinge oder Gabel in der Hand herabwärts auf den Stein lehnet, wodurch seine Stärke zum Aufdrücken vermehrt, und das darauf gehaltene Eisen um so schneller und leichter abgeschliffen wird. Der Stein muß aber immer ruhig in seinem Kreise herumlaufen, und sich weder hin und her noch in die Höhe bewegen, so daß der Schleifer in einer ganz ruhigen Lage bleiben kann. In jener Schleifmühle trug sichs aber zu, daß der Stein, wenn das Gewerk angelassen war, sehr unruhig und ungleich herumlief, daß der Schleifer nicht

ohne Lebensgefahr darüber sitzen und arbeiten konnte. Die Sache wurde untersucht, bald dieses daran gebessert, bald jenes probiert; alles wollte nichts helfen. Man gieng auch zu einem Manne mit Namen S.. aus M.. im Eisenachischen, dessen Geschicklichkeit in Hexenprozessen rühmlichst bei allen Thoren bekannt ist. Da er nebst seinem Sohne ein Zimmermann ist, so war es leicht, den Verdacht, als wenn man zu ihm als einem Hexenarzt er seine Zuflucht nähme, zu entfernen. Allein gewiß ist es, daß er nicht durch seine Geschicklichkeit als Handwerker, sondern durch Zettelaen, deren kräftige Würkungen in dasigen Gegenden bekannt sind, und die er unter das Rad und die Welle steckte, zu helfen suchte; jedoch blieb beim Alten und der Versuch war fruchtlos. Ehe ich die wahre Ursache erzähle, die kurz nachher entdekt und gehoben wurde, muß ich des dadurch veranlaßten sonderbaren Streichs gedenken. Das Gerücht von S.. Operation an der Schleifmühle hatte sich bald genug verbreitet, und die Einbildungskraft aller Leichtgläubigen war voll von dem wunderbaren Auftritt und der schrecklichen Strafe, womit dieser weise Mann die Urheber der gegenwärtigen Zauberei belegen würde. Der Tag kam, und alt und jung, groß und klein eilte der schlimmen Witterung ungeachtet nach der Schleifmühle, um die Hexe, denn so hieß es, am hellen Tage vor der Schleifmühle tanzen zu sehen. Aber beschämt mußten sie freilich ihren Rückzug nehmen. Unter dem Pöbel fanden sich Leute mit ein, denen man bisher mehr gesunden Menschenverstand zutrauete, als man jezt gewahr wurde. — Es fand sich endlich, wie schon erwehnt ist, die wahre Ursach des unruhigen und unegalen Laufs des Schleifsteins. Die eine eiserne Welle, an die man gar nicht gedacht hatte, weil sie kurz zuvor neu gemacht worden war, hatte sich geworfen. Da also diese nicht in gleicher Richtung lief, sondern den

Stein in die Höhe hob, konnte der Schleifer nicht eher gehörig arbeiten, als bis diese wieder in guten Stand gesezt war.

In einem ansehnlichen nicht weit von Crossen in der Neumark belegenen Dorfe, hat 1789. der Aberglaube folgenden Spuk in den Köpfen angerichtet. Die Kühe des dortigen Predigers gaben seit geraumer Zeit, entweder wegen schlechten Futters oder andern Ursachen, die zwar klugen Hauswirthen, nicht aber hier bekannt waren — schlechte blaue Milch. Je blauer die Milch ward, destomehr verringerte sich auch überhaupt ihr Zufluß in den Eutern der Kühe. Die Frau Pastorin war hierüber nicht wenig verlegen, und hielt mit ihrem Eheherrn, dessen Glaube an den Einfluß des Satans in die göttliche Regierung der Welt ihr bekannt seyn mußte — im Beisein ihrer alten Magd, die dergleichen Abentheuer beim Viehe schon mehrmals erlebt hatte, hohen Rath. Nach langen Berathschlagungen fiel man einmüthig dem Gutachten der Viehmagd bei, die den Zufall für eine förmliche Beherung erklärte, und dahin entschied, daß man zur **Klugen** (so nennt man hier Vorzugsweise die Weiber, die sich mit Zeichendeuten und Entzauberungen abgeben) schicken müsse. Die Kluge kam, und verordnete folgendes Hexenrecept. Es wurde der Stall mit häufiger Schlagung dreier Kreuze durchräuchert, beschworen, und mit Camillensäckchen ausstaffirt. Hierauf wurden Kräuter, die man am Johannistage von drei Kreuzwegen zusammengehohlt, mit Haaren von den Kühen untermischt in einem Kessel langsam abgekocht, und dies sollte den Zauberbann bewirken; d. h. die Hexe, die nun während des Kochens unausstehliche Pein und Marter empfinden müsse, nöthigen, zu erscheinen, und um Gnade zu bitten. Hiebei vergaß man nicht, den Hof wohl zu verwahren, und alle Thüren sorgsam zu verriegeln, damit nicht etwa die Hexe ihrer

Strafe und Entdeckung dadurch entgehe, wenn sie sich heimlich einschleiche, und etwas aus der Wohnung vom Besitzer mit sich nähme. Uebrigens lauerte man von innen sorgfältig, ob sich nun jemand zeigen würde. Unglücklicher Weise hatte eine Nachbarin des Predigers ein todtkrankes Kind, und kam jezt eben in ihrer Noth zu ihrem Seelsorger gelaufen, um sich etwas Weinessig zu erbitten. Allein dieser fuhr grimmig mit dem Kopfe zum Fenster heraus, und ließ sie, da er gewiß überzeugt war, sie sey die Hexe, die sich nur dieses Vorwandes bediene, ihres wahnsinnigen Flehens und Bittens ohnerachtet, unbarmherzig vor der Hofthür stehen, bis sie mit thränenden Augen zu ihrem hülflosen Kinde zurückeilte. Da diese Sache nicht verschwiegen blieb, so soll kurz darauf auch die Frau des Krügers oder Schenkwirths im Dorfe, diesen Versuch bei ähnlicher Veranlassung nachgeahmt, und gleichfalls auf eine unschuldige Person einen tödtlichen Haß geworfen haben.

Einem bemittelten Bauer in einem churfächsischen Dorfe unweit Penig, welcher sein Haus ausbessern ließ, kam verschiedenemale Geld aus einer verschlossenen Kammer und Lade weg, ohne daß er einige an den Thüren verübte Gewalt wahrnahm. Er glaubte allen seinen Leuten trauen zu dürfen, und konnte nicht begreifen, wie das zugieng. Ein Zimmergesell, der bei ihm arbeitete, und mit dem er davon sprach, machte ihm den alten Aberglauben weiß, daß es Heckegeld gäbe, welches wieder zurückgienge, wo es hergekommen, und noch mehr Geld mitnähme. Er gab daher dem Bauer den Rath, einen Theil des Geldes mit ††† zu bezeichnen, so würde es gewiß bei ihm bleiben. Kurz darauf fand der Bauer, daß ihm wieder Geld fehle; aber alle mit Kreuzen bezeichneten Stücke waren noch da. Er hätte nun gewiß geglaubt, daß der Satan dabei mit im Spiel sey; wenn er nicht zugleich bemerkt hätte, daß

der Kasten diesmal mit Gewalt erbrochen war. Nun schöpfte er Argwohn gegen den Zimmermann; dieser wurde gefangen gesetzt, und bei der gerichtlichen Untersuchung kam es heraus, daß er das Heckegeld gestohlen hatte. Er hatte nemlich wahrgenommen, wo der Bauer seine Schlüssel hinzulegen pflegte, und sich derselben einigemal bedient, die Kammer und Lade zu öffnen, und 10, 20, 30 und mehr Thaler herauszunehmen. Das leztemal nach der Bezeichnung der Heckethaler mit † † † hatte der Bauer die Schlüssel anders wohin verborgen. Die Neigung zum Stehlen war aber durch die vorigen glücklichen Proben so stark bei ihm geworden, daß er ihr nicht mehr widerstehen konnte, und lieber den Kasten erbrach.

Im Monat März 1790 ereignete sich zu R. in Meissen an der Elbe eine Begebenheit, welche sowohl Abergläubischen überhaupt zur Warnung dienen, als auch besonders Ehemänner belehren kann, wodurch sie sich die verlohrene Liebe ihrer Weiber — nicht wieder erwerben können. Ein Müller daselbst lebte seit einiger Zeit in großer Uneinigkeit mit seiner Frau, welche einen so unversöhnlichen Haß auf ihn geworfen hatte, daß sie durchaus von ihm geschieden seyn wollte. Der Mann wollte es nicht gern so weit kommen lassen, wußte aber auch nicht, was er anfangen sollte, um sich wieder bei ihr in Gunst zu setzen. Endlich riß ihn ein herumreisender Wundermann aus seiner Verlegenheit, indem er ihm versprach, daß durch seine Hülfe die Frau nach wenig Tagen ihm wieder eben so geneigt werden sollte, als sie es am Hochzeittage gewesen war. Das gefiel dem Müller überaus wohl, und er brauchte daher die ihm vom Wundermann vorgeschlagenen Mittel mit der größten Genauigkeit. Er grub z. B. ein Bündel Kräuter und Wurzeln unter die Schwelle derjenigen Thür, durch welche die Frau am öftersten gehen mußte, verbrannte eins seiner

Schnupftücher zu Pulver, und ließ dasselbe der Frau im Kaffee und in der Suppe genießen, u. dgl. alberne Dinge mehr. Den vom Wundermanne zur völligen Aussöhnung bestimmte Tag sah er mit der größten Sehnsucht entgegen. Er kam — die Frau blieb aber, wie sie zether gewesen war: das war dem Mann unbegreiflich. Von der Wirksamkeit der gebrauchten Mittel fest überzeugt, hielt er den noch fortdaurenden Kaltsinn seiner Frau nur für noch übrig gebliebene weibliche Ziererei, und um sich auf diesen Tag, der sein andrer Hochzeittag seyn sollte, nicht umsonst gefreut zu haben, ergriff er nun ein nachdrückliches Hausmittel, das er eben bei der Hand hatte — die Müller-Elle. Mit dieser ertheilte er ihr eine so starke Portion Schläge, daß sie ohnmächtig zu Boden sank. Da man nun am Halse und an der Brust der Frau verschiedene Wunden bemerkte, die von einem Messer herzurühren schienen: so glaubte man, er habe sie mit einem Messer umbringen wollen, und nahm ihn deswegen in Verhaft. Allein nach genauer Untersuchung fand es sich, daß die Wunden nicht von einem Messer, sondern von der während des Schlagens zersprungenen Elle herrührten. Da man nun auch seine übrigen Aussagen gegründet fand, so erhielt er seine Freiheit wieder, nachdem er seine Thorheit mit einigen Wochen Gefängnis, und einer angemessenen Geldstrafe gebüßt hatte. Der Wundermann half ihn von diesem Unglück so wenig als vom ersten.

Im October 1790 kamen zu einem Dreiviertel-Höfler im Gerichte E. eine Manns- und Weibspersen, beide in Zigeunertracht. Das Weibsbild sprach beim Eintritte: Glück herein, Glück herein, und Unglück hinaus! Sie baten um die Nachtherberge, und der willige Hauswirth gestattete ihnen nun diese. Sie waren schon drei Tage da, als das Weibsbild unver-

muthet zu der Bäurin sagte: O meine Bäurin! du dauerst mich, dir ist es von bösen Leuten gethan worden, daß du in drei Wochen im Grabe liegst und niemand als ich, auch kein Geistl cher kann dir mehr helfen. Die Bäurin gestand ihr nun, daß ihr einen Tag gut, und den andern wieder übel sey, und ihr gar lieb wäre, wenn ihr geholfen werden könnte.

Nun, sagte das Weibsbild, so bringe mir einen weißen Zwirnfaden; in diesen mache neun Knöpfe so fest als du kannst, und jeden mache im Namen Jesu. Diesen Faden mußte die Bäurin in der Hand halten, und so beteten sie fünf Vater unser mit einander. Nach dem Gebete nahm das Weibsbild den Faden wieder heraus, zeigte ihr, daß kein Knopf mehr daran war, und sagte: Nun Bäurin kannst du sehen, daß ich dich für keinen Narren halte, und meine Sache richtig ist. Soll ich dir also helfen, so mußt du mir geben: eine Bettzüge, dein Taufzeug, einen Unterrock, ein Hemd, ein Zipfeltuch und ein Tischtuch, dann dein Geld, und 3 Hand voll Mist aus dem Stalle: denn mit diesen Sachen ist es dir gethan worden, und mit diesen allen muß ich um Mitternacht unter freien Himmel an dem Kreuzwege stehen, und die Hexe, welche dir es gethan hat, zwingen, daß sie dir nicht nur all Obiges, sondern auch das wieder bringt, um was sie dir bisher Schaden w.“; nicht nur du, sondern auch deine Kinker und Kindeskinder werden mirs danken. Morgen, um 9 Uhr Morgens wird die Hexe kommen, und von dir eine dreizakkigte Mistgabel (die du ihr aber nicht geben mußt) begehren, dich um Verzeihung bitten, und dir mehrere hundert Gulden bringen, daß dir und deinen Kindern auf ewig geholfen wird. Sie sagte es, brannte etwas, das wie gefaultes Holz aussah, und hielt es ihr unter die Nase, mit den Worten: Es riecht nicht gut, aber du mußt es doch anzünden: denn die bösen Leute können

es nicht riechen. Die Bäurin brachte ihr alles verlangte; dieses packte die Tausendkünstlerin ein, und wickelte auch den Mist besonders in einen alten Fetzen ein. Ehe diese Betrügerin fortgieng, sagte sie zu der Bäurin: Ich kann noch nicht gehen, denn dein Bauer erbarmt mich sehr, auch ihm ist es von bösen Leuten gethan worden. Auf eine ähnliche Art nun versprach sie, ihm zu helfen, daß er an sie denken werde (und das thut er auch wirklich) schwatzte ihm sein Geld, welches ohngefähr in 40 Fl. bestand, heraus und sagte: Um dein Geld darf dir nicht leid seyn, du bekömmst es (dieß sagte sie am Montage) am Mittwochen wieder, und wo das Geld ist, muß auch der Schlüssel seyn; sie legte den Schlüssel in den Kasten und schlug diesen zu. Endlich bat das Weibsbild die Bäurin dringend, sie solle den Mann den Kasten vor der Zeit nicht öffnen lassen; denn am Mittwochen springe dieser von selbst auf. Sie giengen fort. Dem Bauer war doch nicht allerdings gut zu Muthe, er sprengte nach einer Viertelstunde mit einer Axt den Kasten auf, und fand in einem Büschel Haar sein Geld — nicht wieder, wohl aber dafür einen großen schweren Stein.

Dieser Ausgang der Geschichte ist ein Beweis, wie weit noch eingewurzelte Vorurtheile und dummer Aberglaube führen. Weder der Pfarrer im Beichtstuhle noch der Richter in der Amtsstube würden es mit allmöglicher Beredsamkeit dahin gebracht haben. Eine Landstreicherin konnte es.

In Halle vermißte man im Januar 1791 ein Dienstmädchen von etwa 17 Jahren. Auf die öffentliche Nachfrage nach ihr brachte ein Soldat ihre Kleider, die er an der Saale gefunden hatte. Die Unglückliche hatte sich also wahrscheinlich in den Fluß gestürzt, und dazu hat sie nichts anders verleitet, als — Schwermuth aus Aberglauben. Eine ihrer vorigen Herrschaften hatte ihr den Kopf mit den ungereimtesten Meinungen angefüllt.

Unter

Unter andern ließ sie sich einst, mit dieser Herrschaft aus der Kaffeetasse wahrsagen, und vernahm die Schreckenspost, sie würde vor ihren 19 Jahre im Wasser umkommen. Diesen Gedanken hieng sie noch, und verfiel darüber oft in tiefe Schwermuth. Ihre lezte Herrschaft suchte sie durch vernünftige Vorstellungen von ihrer Thorheit zu heilen: aber umsonst; sie hat die Lügenprophezeihung wahr gemacht. Die Prophetin wurde gerichtlich vertolkt, um ihr das gefährliche Handwerk zu legen. Der gröste Verdacht war wider eine Frau, die schon vorher einer andern vermittelst der prophetischen Kaffeeschale, eine gestohlene Uhr und silberne Schnallen wieder herbeischaffen wollte, und ihr für ihre vergebliche Mühe einen Ducaten durch Drohungen abgepreßt hat.

Zu G.. einem Marktflecken in Obersachsen trug sich am 28 Jul. 1791 folgende Begebenheit zu. Es kamen zwei wohlgekleidete Zigeunerinnen zu einer Einwohnerin dieses Orts, die ihr sagten: sie wäre von einer bösen Frau eingenommen (behext) worden, und könne nicht würdig zum heil. Abendmahl gehen. Die böse Frau habe ihr in der Walpurgisnacht Todtenwasser ins Haus gebracht. Ferner: sie habe Haare zum Fenster hinausgeworfen: diese wären um den Knochen eines armen Sünders gewickelt, und ihr in einem bösen Ey ins Haus gebracht worden, welches sie durch ein gutes Ey vertreiben müsse. — Die gute Wittwe holte ein frisches Ey, wie es die Zigeunerin verlangt hatte, und trat es mit dem Fuße auf. Indem dieses geschah, zeigte gleich die schwarzgelbe Prophetin die Haare und den vorgeblichen Armen-Sünder-Knochen, welche beide Stücke im Ey gewesen seyn sollten, und nun auf einem Kreuzwege eingegraben werden müßten, welches sie besorgen wolle. Dieß alles aber war nur die halbe Hexerey. Jezt sagte die Zigeunerin zu der Frau: sie habe Geld im Hause, welches sie nebst einen Milchtreb-

bes (Milchtopfe) voll Asche und einer Hand voll Flachs herbeiholen müsse. Auch dieß geschah; und das gebrachte Geld, welches vielleicht das ganze Vermögen dieser Wittwe war, bestand aus 21 Stück Laubthaler, und einem Ducaten. Nun wirrte die Zigeunerin den Flachs unter einander, und wickelte dem Anscheine nach das Geld in denselben: steckte darauf den Flachs in die Asche, ließ ein Tuch um den Topf winden, ihn darauf in eine Lade (ein langer Kasten von Holz, wie ein großer Koffer) setzen, diese verschließen, und sich dem Schlüssel geben. Da nun dieß alles geschehen war, mußte die Beherte der Wahrsagerin zwei baumwollene Halstücher mitgeben, welche sie (die Kur geschah am Donnerstage) auf den Freitagabend wiederbringen wollte. Sie setzte noch hinzu: gegenwärtig verlange sie nichts für ihre Mühe: würde sie ihr aber morgen Abend geholfen haben, so müßte sie ihr dann ein Geschenk machen, und sie versprach ihr einen Thaler für ihre Bemühung, worauf die Zigeunerinnen davon giengen. Sehnlich erwarrete nun die Getäuschte den Freitagabend. Er erschien, aber keine Zigeunerin fand sich ein. In banger Erwartung, ob sie hintergangen worden sey, oder ob sie noch kommen würden, harrte sie noch bis zum Sonnabend. Allein, da auch jetzt Niemand erschien, öffnete sie die Lade, fand den leeren Flachs in der Asche, und — sah sich um 21 Laubthaler und einen Ducaten betrogen. Sie zeigte gleich den Montag darauf die Sache im Amte an, so wie sie hier erzählt worden ist, und beschwur ihre Aussage. Das Amt brauchte die in diesem Fall gewöhnlichen Steckbriefe. — Auch dieses Beispiel zeigt, daß die Nacht des Aberglaubens noch lange nicht durch das Licht der Aufklärung verdränge ist; und daß warlich noch viel daran fehlt, daß man glauben dürfte, die Menschen mögten zu klug werden: weches denn auch wohl nie statt haben wird.

Einem Manne in einem Lippischen Dorfe wird 1792 Leinewand gestohlen. Um den Thäter zu erforschen, geht er zu einem Teufelsbanner, und bittet diesen, dem Diebe ein Auge auszuschlagen, um ihn dadurch kenntlich zu machen. In der Nachbarschaft des Bestohlenen bekommt ein Mann beim Holzfällen Schaden an einem Auge. Anstatt nun so vernünftig zu seyn, bei einem vernünftigen Arzt sich Rath zu erholen, geht er zu einem Mädchen, welches sympathetischer Kuren wegen berühmt war. Von dieser will er durch Hülfe ihrer Kunst erfahren, ob sein Auge wieder zum Sehen tauglich werde, oder nicht. Auf ihr Geheiß muß er sich auf die Erde legen und starr in die Höhe sehen. Das Mädchen nimmt einen Teller von Zinn, worauf etwas Wasser, und hält diesen über das Auge des Patienten, der voller Erwartung ruhig auf der Erde liegt, und in die Höhe sieht. Glühendes Blei, das auf den Teller gegossen werden soll, und entweder alsdann in einen Klumpen bleibt, oder in mehreren Theilen sich absondert, soll Auskunft geben, ob der Mann wieder sehend werde, oder nicht. Bleibt das Bley in Klumpen: so ist der Mann zu heilen, zertheilt es sich; so ist der Mann unheilbar. Das Blei wird auf den Teller gegossen; zu wenig Wasser auf denselben verursacht, daß das Blei durch den Teller in das schadhafte Auge des Mannes fließt. Der Mann erträgt den Schmerz, läßt mit einem kupfernen Teller noch einmal den Versuch wiederhohlen, und erfährt nun endlich von der Künstlerin, was ihm jeder Zuschauer seiner Thorheit hätte sagen können, nemlich, daß er mit einem Auge blind werde. So glücklich er nun auch bei diesem Versuche noch war, da das Blei blos das schadhafte Auge traf, so schmerzlich muß es ihm dennoch seyn, daß er nicht allein durch Aberglauben das eine Auge ganz verlohr, was durch eine geschickte Behandlung vielleicht hätte können hergestellt werden,

sondern daß er nun auch in den Verdacht gerathen mußte, er sey der Leinewanddieb, und es sey vom Teufelsbanner das Auge ausgeschlagen.

„Astronomische Caballa, und andere Plane für „Liebhaber der Zahlenlotterie.

„Diese Caballa giebt niemals mehr als 5 Num„mern, besteht in einer kleinen Rechnung, welche von „jedem Schulknaben leicht kann begriffen werden; in „der Linzer-Ziehung vom 31 Oct. 1792 gab diese Ca„balla alle 5 Zahlen, und fast alle auf den nehmlichen „Ruf, wie dieselbe gezogen worden, nemlich 57. 86. 76. „33. 39. Eben diese Caballa gab den 15 Sept in Linz, „den 11 Aug. in Wien, und so fort öfters einen gan„zen Terno; ist samt der Erklärung zu haben im Sei„zerhof im daßigen Tabakgewölbe um 4 Fl 30 Kr." — Diese Nachricht stand in der Wiener Hofzeitung No. 2 von 1793 neben einer andern von „16 Planen oder eben „soviel Methoden, um mittels Pyramid- und andern „Rechnungen die Nummern im Lottospiel zu errathen" — welche auch 4 Fl. 30 Kr. kosten sollten. Man schreyt warlich zur Unzeit über allzuschnellen Fortgang der Aufklärung, indem man noch immer Beyspiele von häßlichem Aberglauben sieht, der wahrscheinlich noch lange über einen großen Theil der Menschen aus allen Ständen herrschen wird. Denn, ist der wohl aufgeklärt zu nennen, der sein Geld für solche grobe Windbeuteleien ausgiebt? und muß man aus dem Preise solcher losen Waare nicht schließen, daß der Verkäufer seine Kundleute nicht unter der ärmsten Classe der Einwohner sucht? Kann überhaupt eine Nation für aufgeklärt gehalten werden, unter der sich noch so viele Einsetzer zum Lottospiel finden, daß es bestehen kann? Betrüger, die so etwas, wie das oben angezeigte, zum Verkauf ausbieten, müssen bei denen, die sie bethören wollen, wenig Menschenverstand voraussetzen:

denn wenn sie im Stande sind, durch Berechnungen die Glücksnummern im Spiel, vorher auszufinden, warum bedienen sie sich des Mittels nicht selbst zum Reich werden? — Und daß es der leidigen Goldmacherkunst, welche schon so viele Reiche arm gemacht hat, da noch nicht an Liebhabern fehle, wo sinnlose Schriften, welche davon handeln, um hohe Preise angebracht werden können, ist wohl für ausgemacht anzunehmen: und nun lese man folgendes in demselben Stück obiger Zeitung. „Es ist ein Werk zu verkaufen in Commission, „welches den Nahmen hat, und den Titel des wersen „Herpentils. Dieses seltene und uralte Manuscript „wird aber nicht weniger als um 2000 Ducaten dem „Liebhaber gelassen, mit dem Beisatz, daß, wenn „ein Stück darin unrichtig ist, so wird es wieder um „den Preis angenommen, wie es verkauft worden ist. „Nebst andern uralten Manuscripten der Chymie und „Alchymie, wovon der Inhalt und Werth aus den Ca„talog zu ersehen ist."

In einem Schreiben aus Ulm 1793. heißt es: „Auch in unsrer Vaterstadt findet man leider! Beweise genug davon, daß der gesunde Menschenverstand noch keinen vollkommenen Sieg über den Aberglauben errungen hat: indem sich nicht nur alte Matronen, Frauen und Weiber, sondern sogar unsre jungen Frauenzimmer, Karten schlagen, aus dem Kaffeesaz prophezeihen, und Träume deuten lassen. Die kunstreichen Glieder dieser ehrvergeßnen Wahrsagerzunft sind, (einen einzigen hiesigen Handwerksmann ausgenommen, der mit Wahrsagungen und Prophezeihen Beutelschneiderei treibt) alte Vetteln, die abgefeimt in der Kunst zu betrügen, sich durch Schleichwege mit den Umständen derjenigen Personen genau bekannt zu machen wissen, die von ihnen belogen und betrogen seyn wollen, und die geübt in der Kunst zu lügen alsdenn nach diesen ein-

gezogenen Nachrichten ihre Deutungen und Erklärungen so einzuleiten wissen, daß die alberne Begierde des Vorhersehens und Zuvorwissens derjenigen Personen befriediget werde, die entweder von der Treue ihres Liebhabers, von einer baldigen Verheirathung, oder von einer bevorstehenden Besserung ihres Glüks und ihrer Vermögensumstände benachrichtiget seyn wollen. Die Folge einer angenehmen Ausdeutung ist gemeiniglich eine gute Bezahlung, und auf diese Art stiehlt diese Wahrsagerbande unsern unvorsichtigen Frauen und Mädchen das Geld aus der Tasche. In der Schwäbischen Chronik Stück 148 p. 300. kann eine Bekanntmachung nachgelesen werden, die das Oberamt der Stadt Calw im Wirtembergischen, zu ihrem Ruhm, und zur Schande einiger namentlich angeführter Bürger dieser Stadt, dem öffentlichen Druck übergeben hat. Diese Bürger haben sich von einem umherziehenden Betrüger mit einem für 150 Fl. erkauften Geldmännchen, welches so lange beweglich war, bis eine in der Maschiene eingeschloßne Aelster sich todt gezappelt hatte, hintergehen lassen. Der Betrüger konnte nicht bestraft werden, weil er entwischte, ehe der Betrug entdekt wurde: dagegen hat die weise Landesobrigkeit die schwachen Betrogenen mit Schanzarbeit bestraft. Unsere Frauen und Mädchen mögen aus diesem obrigkeitlichen Verfahren um so leichter den Schluß ziehen, und denselben recht wohl beherzigen: „daß das Zutrauen, was man solchen schlechten Leuten schenkt, nicht nur der Beweis eines schwachen Geistes ist, sondern auch allgemein schädliche und nachtheilige Folgen hat, um dieses Allgemeins willen öffentlich bestraft zu werden. — Mögten besonders junge Frauenzimmer, ihr Geld besser anwenden lernen, und dadurch den bösen Ruf von sich entfernen, daß troz den besten Gelegenheiten, ihre Aufklärung noch nicht hoch gestiegen sey.

In Diensten der Kaiserin — war ein kluger und geschikter Officier, der sich dadurch auszeichnete, daß er die geheimsten politischen Angelegenheiten einige Zeit vorher wußte, und ihm fast jedes Unternehmen glückte. Seinen Freunden und andern, die mit ihm umgingen, machte er weiß, sein Genius theile ihm solche Kenntnisse mit. Dieser Genius war eine kleine Puppe, die er beständig bei sich führte, und mit der er oft in Gegenwart vieler Menschen, eine weitläuftige Unterredung hielt, sie fragte, und auf jede Frage Antwort bekam. Bei jedem wichtigen Unternehmen wurde der Genius zu Rathe gezogen. Seinen Rath beobachtete man genau und selten ohne glücklichen Erfolg. Hierdurch hatte sich jener ein mächtiges Ansehn erworben, vorzüglich unter den Soldaten. Beim Angriff gegen die Feinde durfte er nur sagen, sein Genius verspräche Sieg; so folgte ihm muthig jeder, auch beim gefährlichsten Unternehmen. Seine Neider hatten ihn indeß als einen schlechten Mann, der sich durch unerlaubte Mittel Ansehen und Beifall zu erwerben suche, bei der Kaiserin verklagt. Diese ließ ihn zu sich rufen, bezeugte unter schmeichelhaften Ausdrücken ihre Zufriedenheit mit seinem bisherigen Verhalten, nur mögte er ins künftige seinen Genius abschaffen, weil es einem Officer unanständig wäre, durch solche Thorheiten die leichtsinnigen zu täuschen. Der Officier versetzte lächelnd, sein Genius wäre nichts weniger als eine Thorheit. Er zog sogleich die Puppe aus der Tasche, und hielt mit ihr in Gegenwart der Kaiserin eine Unterredung. — Als er aber merkte, daß diese dadurch in große Verlegenheit gesetzt wurde, so entdeckte er, wie es mit dem Genius stände, nemlich daß er die Bauchsprache*) fertig redete, und jener Genius

*) Bauchsprache ist diejenige Kunst, vermöge welcher ein Mensch deutlich redet, ohne daß es jemand an ihm bemerkt. Er hohlt nemlich sehr stark Athem; und bildet dann unten im Halse die Töne, ohne den

nichts weiter als eine Puppe sey, die vermöge eines in ihr angebrachten Uhrwerks die Augen bewegen und den Mund öffnen und schließen könnte. Er habe sich ihrer blos bedient, um mehr Ansehen zu gewinnen, und seine Plane desto besser und glücklicher durchsetzen zu können. Dieser Mann hatte also als ein kluger Officier mehrere Umstände erwogen, und hieraus auf die Zukunft geschlossen, und dann seine Vermuthungen durch Hülfe des Gauls andern mitgetheilt. Daß sie öfters richtig eintrafen, war Zufall, und zeugte von dem Scharfsinne jenes Mannes; könnte aber, wenn auch die Art seines Verfahrens unentdekt geblieben wäre, nie zum Beweise dienen, daß es Menschen geben sollte, welche die Begebenheiten der Zukunft sicher vorhersehen, und mit Gewißheit zu bestimmen im Stande wären.

Von den sogenannten Gottesurtheilen.

Es ist eine falsche Behauptung, wenn man die Erfindung derselben auf Rechnung der Geistlichkeit und der Mönche schreiben will, nur so viel ist wahr, daß sie von diesen politisch genug benuzt wurden, um Macht und Ansehen ihres Standes zu befestigen.

Mangel an gehöriger Kenntnis des Rechts und an bestimmten Gesetzen, um nach ihnen in zweifelhaften Rechtssachen die Wahrheit ans Licht zu bringen; Schwärmerei und Glaube an Wunder und übernatürliche Einwirkung der Gottheit, das waren die Ursachen, welche die Ordalien bei unsern Deutschen Vorfahren so

Mund zu öffnen. Wo er seine Nase hinhält, daher scheint der Ton zu kommen, und man bemerkt es nicht anders, als wenn man zwischen den redenden Gegenstand und dem Bauchredner tritt. Man sieht sie übrigens selten, weil die Bauchsprache sehr schwer ist, viele Uibung erfordert und wenigen Nutzen hat.

wie bei andern Nationen veranlaßten, die mit ihnen eine gleiche Stufe der Cultur einnahmen.

Dahin gehört auch das Kampfgericht. Zweikampf entschied oft das Ende eines langwierigen Krieges und damit das Schikſal ganzer Nationen. Nachmals erhielt er noch mehr Heiligkeit, indem man ihn zu den Gottesurtheilen rechnete, und dadurch verwickelte Rechtshändel entscheiden ließ, weil es herrschende Idee des Zeitalters war, daß Gott dabei wirke, und sich stets für den Unschuldigen erkläre. Der Sieger gewann den Proceß; wenn der Ueberwundene nicht sogleich auf dem Platze blieb, so ward er oft der Sclave des Siegers, oft ins Gefängnis gesezt; oder mußte Gefahr laufen, entweder eine Hand, oder den Kopf zu verlihren. — Man konnte den Zweikampf selbst übernehmen, oder auch für sich seinen Mann stellen; doch war das leßte nicht einem jeden, sondern nur Personen über 60 Jahren, der Geiſtlichkeit und dem andern Geschlecht erlaubt. Indeß fehlt es nicht an Beispielen, daß auch Frauenzimmer den Zweikampf übernahmen, und daß er selbst den Bischöfen und Aebten bei Streitigkeiten über Kirchengüter geboten ward, für welche sonst der Schirmvogt des Klosters den Duell einzugehen pflegte. — Allerlei Ceremonien wurden gebraucht, den gerichtlichen Zweikampf so feierlich als möglich zu machen. Ehe er seinen Anfang nahm, ward Gottesdienst gehalten; man beichtete, empfing das Sakrament, und blieb in der Nacht vorher am Altar, oder auf den Gräbern der Heiligen. Oft ward der Kämpfer, besonders wenn er sich wegen Kirchengüter schlug, unter die Heiligen versezt. Die Kämpfer mußten vor dem Kampfe ihre Kleidung und Rüſtung untersuchen lassen, und sich durch einen Eid verbinden, keiner Seegensformeln und keiner Bannsprüche sich zu bedienen. Im 11ten und 12ten Jahrhundert mußten sie sich

vorher rasiren lassen, weil man glaubte, daß in den Haaren Zauberei stecken könne. Schlug sich jemand für seinen Freund, so mußte er vorher einen Eid ablegen, daß er seine Parthei für unschuldig halte *).

Eine andre Art dieser Urtheile war die **Feuerprobe**. Die Unschuld sollte sich hiebei dadurch zeigen, daß man entweder unverletzt auf glühenden Kohlen ging, oder ohne Schaden ein glühendes Eisen in der Hand trug. Auch wurden, was besonders in England geschah, glühende Stangen Eisen hingestellt, wohindurch nun der Beklagte mit verbundenen Augen gehen mußte. War er so glücklich, den Weg zu finden, ohne sich zu verbrennen, so konnte niemand seine Unschuld weiter in Zweifel ziehen. Die Ritter mußten die bloße Hand in einen glühenden eisernen Handschuh stecken.

Die **Wasserproben** wurden entweder mit heissem oder kalten Wasser vorgenommen. Im ersten Falle hieß es die Probe des wallenden Kessels. Es wurde alsdann ein Stein, ein Ring, ein Stück Eisen in ein Gefäß mit siedendem Wasser geworfen, und der Beklagte mußte mit nacktem Arme das Hineingeworfene wieder herausholen. Geistliche waren zugegen, welche den Arm in ein Tuch hülleten und versiegelten. Nach einigen Stunden, zuweilen auch nach einigen Tagen ward das Tuch geöfnet, und der Beklagte für unschuldig gehalten, wenn der Arm unversehrt geblieben war.

Die **Wasserprobe**, (welche man aus den vorhergehenden Bänden des Buchs vom Aberglauben genugsam kennt) wurde nicht häufig, blos bei den unglücklichen Personen gebraucht, welche der Zauberei beschuldigt waren. Sie wurde ebenfalls durch die Reformation verdrängt.

*) Noch mancher andrer Gebrauch fand bei diesen und den übrigen Gottesurtheilen statt: Hier soll besonders nur das beigebracht werden, was auf Aberglauben Beziehung hat.

Bei der **Kreuzprobe** mußten Kläger und Beklagter ihren Arm, unter immerwährendem Messelesen, kreuzweis gelegt in die Luft hinausstrecken, und den, dem er zuerst sank, hielt man für schuldig: Bald aber mußte der Beklagte allein bis zu einer bestimmten Zeit mit ausgebreiteten Armen dastehen: ließ er die Arme während dieser Zeit sinken, so hatte er verlohren, hielt er aus, so glaubte man, daß seine Unschuld erwiesen sey. Auch diese Probe wurde selten ausgeübt, weil der Klerus sie für Entweihung des Kreuzes Christi ansah, und deswegen sehr dagegen eiferte.

Zu diesen Urtheilen gehörte denn auch das **Bahrrecht** und die **Abendmalsprobe** oder der geweihete Bissen. Das Bahrrecht bestand darin, daß man den, der eines Todschlags verdächtig war, zu dem todten Cörper des Erschlagenen führte, welcher nackt mit seinen blutenden Wunden auf einer Bahre lag. Die verdächtige Person mußte die Wunden, den Mund, und den Nabel des Erschlagenen berühren, und sich durch einen Eid von dem Verdachte reinigen. Fing nun während dieser Handlung das Blut des todten Körpers an zu gähren, so glaubte man, daß der Verdächtige dadurch seines Verbrechens sattsam überführt sey. Freilich war dieß wol äusserst selten der Fall; aber Gewissensangst und das ganze Benehmen der verdächtigen Person brachten oft den Thäter ans Licht. Der Mörder, welcher das moralische Gefühl, und sein Gewissen noch nicht ganz betäubt hatte, mußte bei dem Anblick des vor ihm liegenden mit Wunden bedeckten Leichnams leicht erschüttert, zum Geständnis seiner That bewogen, oder durch Furcht, Blässe, Zittern und Stammeln verrathen werden. — Späterhin ließ man den Ermordeten in einem Sarge öffentlich ausstellen, durch den Scharfrichter in Gegenwart einiger obrigkeitlichen Per-

senen den Fluch über den Mörder ausrufen, und diesen auffodern, seine schändliche That zu gestehen.

Auch die sogenannte Abendmahlsprobe mußte sehr oft die gewünschte Würkung haben, und dem nicht ganz verdorbenen Menschen das Geständnis seiner That ablocken, zumal wenn man in Anschlag bringt, wie heilig und ehrwürdig, aber auch wie wirksam und wunderthätig das Abendmal in jenen Zeiten gehalten wurde. Diese Probe wurde auf folgende Art angestellt: der verdächtigen Person ward die geweihete Hostie dargereicht, und in Gebeten die Gottheit aufgefodert, die Wahrheit ans Licht zu bringen und das Verbrechen zu entdecken. Die Hostie ward dem Verdächtigen unter den Aussprüchen der heftigsten Flüche und Verwünschungen gereicht, und ihn dabei versichert, daß diese gewiß in Erfüllung gehen würden, wofern er schuldig wäre und sein Verbrechen länger verheimlichen wolle.

Die biblischen Orakel waren unter den **Ohngefährsurtheilen**, welche von mannigfaltiger Art waren, die häufigsten. Es wurde zuvörderst gebeichtet, gefastet, und andere Ceremonien vorgenommen; denn schlug man die Bibel oder ein anderes religiöses Buch auf, und glaubte in der Stelle, worauf der Zeigefinger zuerst fiel, die Ankündigung des göttlichen Willens gefunden zu haben. Darnach entschied man nun seine Unternehmungen; daraus berechnete man den glücklichen oder unglücklichen Fortgang derselben.

So lächerlich auch dieses Orakel war, so muß man doch gestehen, daß das folgende, das sogenannte **Urtheil des Kreuzes**, jenes noch übertraf. Man nahm nehmlich zwei Stücken Holz, wovon das eine mit dem Zeichen des Kreuzes geweihet war, wickelte sie zusammen, und legte sie auf eine (vorgebliche) Reliquie vom Creuze Christi. Nun wurden einige Gebete oder Messen darüber gelesen, und ein Priester oder Chorknabe

ergriff mit verbundenen Augen eins dieser Hölzer. Traf er das mit dem Kreuze bezeichnete Stück, so erklärte man den Angeklagten für gerecht und unschuldig. — Keiner wurde übrigens zu einem Gottesurtheil gelassen, der nicht von einem Geistlichen dazu vorbereitet war. Geistliche segneten auch das Feuer und das Wasser ein, und hatten die Formeln verfasset, welche theils derjenige aussprach, an dem man die Probe vornahm. Diese Formeln enthielten die schrecklichsten Aufforderungen an die göttliche Gerechtigkeit, sich durch Aufklärung der Wahrheit zu verherrlichen. Der Ort, wo die Probe vorgenommen wurde, war das innerste der Kirche und die Laien durften sich nur in einiger Entfernung davon halten. Viele Personen, welche ein solches Urtheil übernehmen sollten, traten vorher zurück; denn die vielen Feierlichkeiten, welche vorher veranstaltet wurden, bewogen wol manchen, sich als schuldig anzugeben.

Natürliche Auflösung der Sage von den Hexen-Reisen- und Tänzen auf den Brocken.*)

Der Glaube an eine solche wunderbare Fahrt ist ziemlich alt, und höchst warscheinlich um die Zeiten Carls des Großen entstanden. Ohngefähr tausend Jahre ists wohl her, daß Carl der Große regiert hat. Er war König der Franken und hatte einen großen Eroberungsgeist. Die Deutschen, besonders die Sachsen waren damals freie Völker, die sich keiner fremden Herrschaft unterwerfen wollten; und ihrer Religion nach waren sie Heiden, eben so eifrig für den Götzendienst als für ihre Freiheit. Carl wollte sie überwinden, zumal da

*) Aus Schummels wöchentlichen Unterhaltungen, 3ter Theil pag. 292.

sie öfters seine Grenzen beunruhigten, und als wilde Völker viele Grausamkeiten ausübten; aber nicht allein überwinden, sondern auch zum Christenthum wollte er sie bekehren. Diese beiden Ursachen: Erweiterung seines Reichs, und Eifer für die Ausbreitung der christlichen Religion, verwickelten ihn mit den Sachsen in einen Krieg, der über drei und dreißig Jahre dauerte, darin sie oft geschlagen, aber erst sehr spät ganz überwunden wurden. Nach jedem Siege Carls, und nach jedem Friedenschlus griffen sie immer wieder zu den Waffen; und nach jeder scheinbaren Annahme des Christenthums kehrten sie immer wieder zu ihren Götzendienst zurück. Dieß erbitterte endlich Carln so sehr, daß er nach damaligen sonderbaren Toleranz-Begriffen Gewalt brauchte, den, der sich nicht wollte taufen lassen, niederhauen ließ, und ein Gesetz gab: Wer sich weigern würde, die Taufe anzunehmen, oder sich unter den Christen versteckte, und sich stellte, als ob er sie angenommen hätte, der sollte mit dem Tode bestraft werden. Auch diejenigen, welche fortfahren würden, als Heiden zu leben, sollten eben so bestraft werden.

Die heidnischen Sachsen mußten der Gewalt weichen. Sie nahmen öffentlich die Taufe an; aber in ihren Herzen blieben sie Heiden, und wenn Carl mit seinem Heer wieder zurück gegangen war, so machten sie schon wieder Anstalt zu neuen Empörungen, und opferten ihren Götzen wieder in ihren Wäldern. Der König ließ endlich alle Altäre und Götzenbilder zerstören, und da sie nun in der Ebene gehindert wurden, ihre Feste zu feiern, zogen sie sich auf den Harz und die Gebürge, wo hin und wider noch Denkmäler ihres alten Götzendienstes vorhanden sind; wie man denn noch die Ueberbleibsel eines Altars in Goslar, von dem Götzen Grodo oder Kroko zeigt, welcher am Harz verehrt worden. Ja bis auf den Brocken (den höchsten Berg der Gegend)

stiegen sie, um dort in Sicherheit und Ruhe ihren Götzen zu opfern, und ihre Feste um die Altäre derselben mit Tanz und Gesang zu feiern.

Als Carl davon Nachricht erhielt, ließ er die Zugänge zu den Gebürgen und besonders zum Brocken mit Wachen besetzen; aber die für ihre väterliche Religion eifrig eingenommenen Heiden sannen auf List, dennoch ihre größern Feste zu feiern. Sie verkleideten sich in scheusliche Masken und Larven, und erschreckten des Nachts die Wachen, die bei den Anblick dieser gräßlichen Gestalten bald davon liefen, und so bahnten sich jene den Weg zum Brocken, wo sie um ihres Götzen Altar in Schmauß und Fröhlichkeit herumtanzten.

Warum aber dieß eben in der Nacht, die vor den ersten May vorgeht? — Davon mögte wohl dieß die Ursach seyn. Man erinnere sich, daß es sonst gewöhnlich war, im May, junge Mayen oder Birken vor die Thüren der Häuser und in die Kirchen zu setzen, und daß es an vielen Orten in Deutschland noch jetzt üblich ist. Dieser Gebrauch stammt offenbar aus den ältesten Zeiten, und von einer damals üblichen Feierlichkeit her. Ich stelle mir vor, weil mit dem Anfange des May die Bäume wieder in ihrem Schmucke dastehen, so feierte man, der schönen Jahreszeit und den liebliche May zu Ehren, ein Fest, schmückte Häuser und Thüren mit jungen Mayen, und die heidnischen Sachsen thaten desgleichen, und legten dadurch und durch die Feier eines Festes ihre Dankbarkeit gegen ihre Götter für die Wiederkehr des Mayes und der schönen Jahrszeit an den Tag. Vielleicht war dieses Fest am ersten May eines ihrer größten und fröhlichsten Feste, woran jederman Theil nahm, und welches sie sich um so viel weniger wollten nehmen lassen. Sie mogten also wohl in der Nacht, die vor dem ersten May herget, die Wachen um den Brocken am ersten oder am meisten erschrecken,

um ein so fröliches Fest nicht zu verliehren. Die Zugänge zum Berge waren besetzt, und doch war auf den Höhen derselben Fest oder Opfer. Die Wachen sagten aus, was sie für schenssliche Larven gesehen, und weil die Christen den Götzendienst für Teufelsdienst hielten, daß der Teufel dabei geschäftig sey, und seine Anhänger unterstüzte, so entstand die Sage, daß der Teufel sie auf den Brocken geführt, und daß er oben mit denen, die seinem Dienst anhingen, einen Tanz halte. Vielleicht gestanden die Wachen auch nicht, daß sie geflohen waren, und sprengten lieber aus, daß der Teufel die Leute durch die Luft auf den Brocken müßte geführt haben.

Auf diese historisch wahren Umstände, und auf den noch ältern Aberglauben von der Gewalt des Satans, und von seinem Beistande zu Zauber- und Hexereien, gründet sich die unsinnige Fabel von der Hexenfahrt auf den Brocken. Es mogte sich oft begeben, daß, wenn einer von den Sachsen die Taufe angenommen hatte, und er für sich ein Christ war, doch seine Frau um der feierlichen Tänze willen, die bei den Götzenfesten üblich waren, nicht von der Feierlichkeit wegbleiben wollte, und sich heimlich in der Nacht vor dem ersten Man, von dem Manne aus dem Bette stahl, und in ihrer Larve mit auf den Brocken zog; oder ein junges Mädchen, die gern tanzte, sich in dieser Nacht aus dem älterlichen Hause schlich, in solcher Verkleidung den Berg zu ersteigen; daher entsprangen die Fabeln, daß ein Mann eine Hexe zur Frau habe, die des Nachts auf den Brocken reise, um mit dem Teufel zu tanzen, und daß sie den Mann bei seinem Erwachen vermißt habe, und daß die Aeltern aus gleicher Entweichung eines Mädchens von ihrer Brockenfahrt überzeugt zu seyn geglaubt. — Die unsinnigsten Fabeln, die jemals in der Welt gewesen, haben irgend einen historischen Grund, und das ganze Märchen von der Brockenfahrt erläutert sich

sich recht sehr gut aus dieser Geschichte von irgend einem oder mehreren Götzenfesten, die unter angezeigten Umständen von unsern heidnischen Vorfahren auf den Bergen, und vorzüglich auf dem Brocken gefeiert worden.

Aber einige könnten meinen, es sey doch unbegreiflich, daß die Sachsen einer so guten Religion, wie der christlichen, sich so halsstarrig widersetzen können. Man stelle sich aber nur vor, daß wir immer der Religion fest anhängen, in welcher wir gebohren werden, und desto fester daran halten, wenn man sie uns mit Gewalt entreißen will, daß ihnen diese neue Religion aufgedrungen werden sollte, die ihren vorigen Begriffen ganz entgegen war, welche sie ihre Voreltern als Teufelsverehrer verabscheuen lehrte, deren Thaten sie doch in ihren Liedern besangen, und die ihnen sogar verbot, sich zu diesen ihren Voreltern begraben zu lassen, welche sie bisher als ihre Muster, als die größten Helden und als den Stolz ihrer Nation betrachtet hatten. Setze man hinzu, daß sie mit dieser Religion ihre Freiheit verliehren sollten, für die sie noch jenen, den Deutschen eigenen Enthusiasmus hatten, daß der Fürst, der ihnen diese Religion aufdringen wollte, zugleich nach ihrer Unterjochung strebte; daß sie diese Religion nicht aus ihrer Quelle, aus der Bibel, sondern aus mangelhaften Beschreibungen, und Erzählungen unwissender, zum Theil selbst noch sehr einfältiger Priester kannten, denen sie noch dazu den Zehnten geben sollten, da sie sonst ihren Obrigkeiten nur was willkürliches verrichtet hatten — so ists gar nicht unbegreiflich, wie sich diese Völker der so guten, so wohlthätigen Religion, so lange und so halsstarrig widersetzt haben.

Natürlich wird manchem doch die Frage beigehen, wie der Nahme Walpurgis, der auf den ersten May im Kalender steht, mit bei der Hexenfahrt interessirt worden?

Walpurgis ist ein Frauen-Nahme, den in den ältern Zeiten Deutschlands gar viele führten. Und die Walpurgis, die auf den ersten May im Kalender steht, war ein vornehmes und heiliges Mädchen. Sie war eine Tochter Richards, Königs in England, und Aebtissin im Kloster Heydenheim, in Schwaben, wo man ihr Grabmal noch zeiget. Sie hat in den Zeiten Carls des Großen gelebt, und viel zur Ausbreitung der christlichen Religion beygetragen, darum ist sie auch in Rom unter die Heiligen gesetzt, und das Fest ihrer Canonisation oder Heiligsprechung auf den ersten May gelegt worden, und darum hat sie einen Plaz in dem Kalender; aber mit der berühmten Hexenfahrt steht sie wohl in keiner weitern Verbindung, als durch den ehemaligen Aberglauben, da man in dem Wahne stand, Frauens-Personen, die diesen Nahmen führten, könnten in Ställen und an ihrem Vieh nicht leicht behext werden, oder hätten Macht, die Hexerei leicht wieder zu vertreiben.

Da auch das Walpurgis-Feuer mit der Fabel von der Hexenfahrt in einiger Verbindung stehet, und es noch an einigen Orten solche Feuer giebt, so will ich einige Nachricht und Erklärung davon geben: die Leute stecken am Abend vor Walpurgis Strohwische auf lange Stangen, und laufen in den Dörfern damit herum, in dem Wahn, daß dann ihr Vieh, von den in dieser Nacht durch die Luft reisenden Hexen nicht könne bezaubert werden. Der Aberglaube hat also die heilige Walpurgis auch hier mit der Hexenfahrt in Verbindung gebracht. Die Feuer, die in dieser Nacht angezündet werden, mögten wohl ihren vorerwähnten Ursprung von den Opferfeuern der heidnischen Deutschen haben, und da sie Christen geworden waren, behielten sie die Gewohnheit bei, Feuer anzuzünden, und gaben ihnen eine andre Deutung. — Indeß sey dem Him-

mel Dank, daß dieser unsinnige Aberglaube so sehr gemindert worden ist; und wenn unsre Zeiten auch keinen andern Vorzug hätten als diesen, daß so viele schädliche Vorurtheile verschwunden sind, welche die Vorwelt ängstigten, und so viele unschuldige Menschen unglücklich machten, so wäre er schon groß genug. Denn wer könnte wohl wünschen, in solchen Zeiten zu leben, wo man in Gefahr stand, um eines runzlichten Gesichts willen, der Hexerei wegen angeklagt, vor dem Richter geschleppt, und wohl gar zum Scheiterhaufen geführt zu werden?! Nach zuverläßigen Nachrichten sind in den Jahren 1569 bis 1598 eilfe dreißig Hexen verbrannt worden, und nach gewissen Berechnungen sind in diesem kleinen Bezirke Deutschlands der kaum 11 bis 12,000 Menschen faßt, in jedem Jahrhundert ungefähr 133 Personen zum Scheiterhaufen gesurret worden. Wollte man diese Berechnung weiter fortführen, so würde die Zahl dieser Unglücklichen in der ganzen christlichen Kirche auf jedes Jahrhundert 858,454 und vom 6ten bis 18ten Jahrhundert, also in eilfhundert Jahren, 9 Millionen 442,994 betragen. — Muß einem nicht das Grauen ankommen, wenn man solche Listen durchläuft, und sich recht lebhaft die Todesangst dieser Elenden beim lauten Gefühl ihrer Unschuld denkt; den Kummer der Ihrigen, den Ruin ganzer Geschlechter, und alle die Nahmlosen Scenen des Entsetzens und Verderbens, die nothwendige Folgen davon seyn mußten? Was half ihr Leugnen! Die entsetzlichsten Martern zwangen ihnen bald Geständnisse ab, denen Vernunft und Gewissen widersprach. Ich las einmal die Acten eines alten Hexenprocesses. — Die Unglückliche war lange bei Betheurung ihrer Unschuld verharret — da ließ ich sie (berichtet der Schösser) recht derb martern (eine Zeit von 4 Stunden) und sie gestand.

Von Wundercuren-Aerzten, Marktschreiern und einigen andern abergläubigen Gaukeleien.

Das Wahrsagen hat entweder Betrug oder Krankheiten zum Grunde. Zu leztern gehört z. B. die fallende Sucht. Die Amerikaner saugen Tabaksrauch ein, wenn sie wahrsagen wollen; woraus unter den sogenannten Wilden manche ein eigenes Geschäft machen. Dieser narcotische Dampf mag wol einige prophetische Kraft enthalten, dummes Zeug zu wahrsagen; allein meistens liegt auch wol in andern Dingen die Ursache, die, wie Franke in seiner medicinischen Polizei B. 4. sagt, unsern heutigen Propheten ihre gute Anlage verschaft. Dieser erzählt S. 627. daß er einst nach Spener gesandt worden, um daselbst den Zustand einer Person zu untersuchen, deren Umstände von den mehresten für teufelisch wären gehalten worden. Er habe bald gefunden, daß eine Melancholie dem Uebel zum Grunde gelegen, welche die seltsamsten Würkungen hervorgebracht. Die Kranke war die Ehefrau eines Beamten, und beschuldigte ihren Ehemann, daß er ungetreu gewesen, und sich fremdes Gut zugemessen habe. Sie beschuldigte sich selbst, daß sie hiervon gewußt habe, und glaubte sich nun in die Hölle versezt. Es wäre, sagt er, schrekbar gewesen, die Qualen dieses Weibes anzusehen, die mitten unter ihren gutmüthigen Anverwandten alles das empfand, was sie bei Pater Kochem (einem catholischen Schwärmer und einfältigen Büchermacher) von den schrekbarsten Höllenqualen gelesen haben mogte. Dieser Zustand hatte bereits Wochenlang angehalten. Die Elende hatte auf viele Tage aller Nahrung entsagt, und war gleichsam zu einem Todengerippe aufgetrocknet. Auf Frank's Bericht waren alles Operiren gegen den Teu-

fel vereitelt, und die Kranke wurde ohne alle, selbst physische Mittel gegen alle Vermuthung wieder gesund und dick.

Die Bettelmönche, sagt Frank, sind immer die ersten, die, um dem armen Landvolke das Bischen Butter abzulocken, womit er seine Suppe genießbar machen konnte, demselben mit Albernheiten den Kopf anfüllen, seinen Verdacht gegen unschuldige Nachbarn verstärken, und solches von dem Gebrauche vernünftiger Mittel abhalten, um ihre elende Waare anzubringen. Man lese nur dergleichen Ankündigungen.

So heißt es von den sogenannten Nicolausbrödchen auf einem gedruckten Zettel, der damit ausgegeben wird.

„Wer dieses geweihete Brodt in Krankheiten brauchen will, soll es mit vorhergehender Beichte oder wenigstens Bereuung der Sünden in Wasser weihen, dasselbe essen, drei Vaterunser und drei Avemaria zur Ehre der heil. Dreifaltigkeit mit einem Salve Regina zu Lob der heil. Mutter Gottes mit dieser Antiphon und Gebet andächtig beten."

Nach dieser Antiphone heißt es:

„Wann dieses heil. Brodt in das Feuer geworfen, löschet es die Brünsten und kommt nicht weiter. Stille die Wellen und Ungestimmigkeit des Wassers. Ist eine Behütung vor Donner und Bliz. Vertreibt insonderheitlich das Fieber auch andre Krankheiten. Von schwangern Frauen genossen, erfreut zur Geburt. Dem lieben Vieh, so verunreint oder verzaubert, auf das Futter geschabet, vertreibt alles Uebel."

Dergleichen Nicolausbrödchen, versichert Herr Frank, bei seinen Besuchen in Deutschland öfters angetroffen zu haben. Wenn nun ein Bauer oder Bürger, dessen Haus in Brand geräth, statt vernünftigen Hülf- und Löschungsmitteln nach obiger Vorschrift die Flamme mit

dem miraculösen Bröckchen zu löschen dächte, und so seine ganze Nachbarschaft der Feuersgefahr aussetzte: was sollte die Polizei dazu sagen? Hierauf kann ein vernünftiges Kind antworten.

Weit häufiger traf er unter seinen Landsleuten (er war ehemals in Trier, und als er dieß schrieb, in Pavia in Mailand) kleine Häubchen oder Mützen von Seide an, die man statt aller vernünftigen Hülfe in den heftigsten Zuckungen den kranken Kindern auf den Kopf legte. Er erkundigte sich nach den Tugenden dieser geweihten Haubedel, und man belehrte ihn durch folgenden mit einem Siegel *) versehenen Zeddel:

„Gegenwärtige Mutter-Gottes-Käpplein seynd in der einsiedlischen Gnaden-Capell wider allerlei Teufelskünsten, Zauberey und Krankheiten, wie auch für die Gebährende und Sterbende geweihet, und haben das Gnadenbild berühret."

In Schwaben wird eine ungeheure Menge Walpurgisöl, das zu Eichstädt bei dem Grabe dieser Heiligen aus einem Steine fließt, und als ein heiliges wunderbares Oel aufgefangen und in ganz kleine Fläschgen gefüllt wird, statt aller Arznei in den schwersten Krankheiten ausgetheilt, und in andre Gegenden geschickt, und von vielen abergläubig gebraucht **).

In Mailand beschäftigen sich noch viele Frauenklöster, die Knochen und Scheitel von Heiligen im Mörser zu stoßen, und für Krankheitsmittel zu verkaufen.

*) Auf diesem Siegel steht in der Mitte ein Marienbild, neben diesem kniet auf der rechten Seite ein Mönch, auf der linken aber ein bewaffneter Mann. Die lateinische Umschrift heißt: sacrum hereni praesidium.

**) Es soll dem Ansehen nach ein wahrer Bergbalsam oder Naphta von großer Durchsichtigkeit und Lebhaftigkeit seyn. Daher sagen die Mönche, man müsse sich im Stande der Gnaden befinden, wenn man dieses Oel mit sich führen wolle, damit es nicht sogleich verfliege.

In dem Journal von und für Deutschland von 1786. pag. 337. lesen wir von dem Osterodischen Wunderkind, wo ein Marktschreier auf seiner mit Obrigkeitlicher Erlaubnis aufgebauten Lügen- und Betrugsbude unter andern dummen Charletanerien auch das siebente Kind des Hufschmids Dörge für ein Wunderkind erklärte, und ihm die Eigenschaft und Kraft beimaß oder anlog, daß es alles heilen könne, was es berühre, so daß man sogar seinen Exkrementen Wunderkraft zuschrieb, seinen Urin und das Wasser, worin es war gerathen worden, trank, und die mit seinem Koth beschmuzten Tücher auf die Schäden legte. Das schlimmste aber war, daß selbst der Herr Superintendent in Osterode, von dem Dörgen-Kinde ein Gewächs vorn auf dem Kopf, das immer wuchs, wollte curiren lassen, sich von ihm streicheln ließ, und ein gleiches seiner hypochondrischen Frau anpries, die aber bei aller ihrer starken Hypochondrie doch mehr gesunden Menschenverstand hatte, als ihr hochgelahrter Mann. Das Wunderkind konnte auch würklich das Gewächs des Herrn Superintendenten nicht heilen, ungeachtet es fast täglich dasselbe streichelte, sondern er mußte die Heilung ohne Wunder durch den Stadtchirurgum verrichten lassen.

Bei dieser Gelegenheit wird auch bemerkt, daß Se. Hochwürden an Teufelsbesitzungen glaubten, und die Krankheit ihrer Frau dem Leaion zuschrieben, der in sie gefahren sey, wie in die Schweine der Gergesener. Doch wurde dem hochweisen Magistrat, und dem Herrn Superintendenten von dem geist- und weltlichen Landescollegium zu Hannover, dieser Unfug damals auf das nachdrücklichste verwiesen.

Es giebt Wahrheiten, die, so oft und so nachdrüklich sie auch gesagt seyn mögen, nicht genug wiederhohlt werden können. Hierunter sind gewiß die War-

nungen gegen den unvorsichtigen Gebrauch aller Arzneimittel gegen Afterärzte und Quacksalber zu zählen, deren Gift noch stets wie die Pest im Dunkeln schleichet. Haben gleich Aerzte und andere wieder diese heimlichen Mörder geeifert und oft genug gewarnet, so hat demohnerachtet der Glaube an übernatürliche Kräfte der Geister- und Körperwelt seine Herrschaft noch weit über die Gemüther vornehmer und geringer Personen verbreitet: so ist demohngeachtet das Zutrauen zu Viehärzten, Hirten, Todtengräbern, alten Weibern ꝛc. größer, als man vermuthen sollte.

Beispiele, wo die unglücklichen Folgen vernunftwidriger Curen durch juristisch strenge Beweise in ein helles Licht gestellt werden, sind selten; denn sehr oft deckt der Grabhügel des Patienten den unberufenen Arzt gegen die gerichtliche Untersuchung, und gegen die Ahndung der Obrigkeit: Sind aber solche genug erwiesene Vorfälle vorhanden, so wirkt deren Bekanntmachung mehr als alle Warnungen der Aerzte, mehr als alle Gesetze.

Die Familie eines Schneidermeisters in Hameln bestand aus drei Kindern, einer Tochter von $0\frac{1}{2}$ Jahren, einen Sohn von $3\frac{1}{2}$ und einer Tochter von $\frac{1}{4}$ Jahr.

Alle Kinder waren mit dem bösen Scharfe gebohren, wogegen die Eltern mancherlei, aber nie eine gründliche Cur gebraucht hatten.

Ein junger Mensch von 23 Jahren, der die Vieharzneikunst von seinem Vater (practisch) und zugleich die Hufschmiedsprofession erlernet hatte, besetzte sich im Winter 1791. als Pferdearzt, verrichtete mehrere gute Curen am Viehe, und erwarb sich durch sein in allem Betracht gutes Betragen, die Zufriedenheit der Einwohner, die seiner Hülfe bei ihrem Vieh bedurften.

Im Anfange des Monats März 1792. wurde der Pferdearzt, ein weitläuftiger Verwandter des Schneiders von des leztern Ehefrau gebeten, ihren Kindern gegen den bösen Schorf etwas zu gebrauchen, worauf er erwiederte: er dürfe solches nicht thun. Erst nach wiederholten Bitten versprach er, den folgenden Montag zu kommen. Wegen seines Ausenbleibens gieng der Schneider selbst zu demselben, und vermogte ihn durch die Vorstellung der Verwandschaft, die Heilung des bösen Schorfs bei den Kindern vorzunehmen.

Am folgenden Freitage den 16ten März 1792. unternahm der Pferdearzt die Cur an den beiden ältesten übrigens gesunden Kindern; denn das jüngste war an Zahnen krank: strich ihnen Morgens 7 Uhr eine mitgebrachte Salbe auf den fast ganz mit bösem Schorf bedeckten Kopf, belegte solchen mit Papier, und nahm den Rest der Salbe wieder mit nach Hause.

Etwa eine Stunde nachher traten bei den Kindern thränende Augen, Kopfschmerzen, und gegen eilf Uhr Erbrechen und ein heftiger Durst ein.

Gegen 2 Uhr Nachmittags wurde der Pferdearzt gerufen, der den Schorf lösete, die Haare zum Theil mit weniger Mühe auszog, und die Köpfe der Kinder mit Weinessig zu waschen verordnete.

Diese Verfügungen änderten die fortdauernden bösen Zufälle der Kinder nicht im geringsten, vielmehr gesellten sich Abends 8 Uhr fürchterliche Zuckungen und Kälte der Extremitäten dazu.

Die Aeltern, dadurch in Schrecken gesezt, nahmen ihre Zuflucht zu einem Regimentschirurgus. Wie dieser aber Abends 10 Uhr das Einreiben der Salbe mit den obwaltenden Umständen der Patienten verglich, also die Krankheit von erhaltenen Gifte herleitete, so reichte er den Kindern zwar nöthige Arzneien, gab aber um so mehr alle Hoffnung zur Genesung auf, weil von der

Zeit des Einreibens der Salbe schen 15 bis 16 Stunden verflossen waren.

Alle traurigen Zufälle vermehrten sich in der Maasse, daß der Knabe Sonnabends den 17ten März Morgens 2 Uhr unter den grausamsten Schmerzen, und das Mädchen Morgens 4 Uhr unter gleichen traurigen Zufällen, also nicht völlig 24 Stunden nach der gebrauchten Salbe verschied.

Schnell verbreitete sich das Gerücht dieses Vorfalls durch die Stadt, und ohne Zeitverlust wurde der Pferdearzt zu gefänglicher Haft gebracht.

In allen Verhören behauptete er, zu der Salbe nichts weiter als einen Eßlöffel voll Tonnen- oder Schmierbutter, und etwa ein Quentchen weissen oder goslarschen Vitriol, aber gar keinen Arsenic gebraucht zu haben, ob er gleich eingestand, zwei Tage vorher für 20 Pfennige von diesem Gifte gekauft zu haben.

Am 18ten März wurden die unglücklichen Schlachtopfer der Unwissenheit in Gegenwart mehrerer Aerzte und Wundärzte secirt.

Aeusserlich fanden sich keine Verletzungen, wenn man dahin nicht die am ganzen Körper befindlichen blauen Flecken rechnet, die durch die vom Tode veranlassete Stockung des Bluts verursachet waren.

Die Integumente des Kopfs ließen sich leicht abtrennen, und das Cranium war mit Blut unterlaufen.

Die Häute des Gehirns waren von Blute strozend, die Gefäße selbst sehr aufgetrieben, und unter den untern Häuten fand sich eine beträchtliche Menge ausgetretenes theils coaguliertes Blut. An der Oberfläche des Gehirnes waren einige coagulirte seröse Feuchtigkeiten.

Nachdem die Lobi cerebri herausgenommen, fand sich das Cerebellum bis zur medulla oblongata gleichfalls mit mehrerm Blute angefüllet, und die Gefäße ausgedehnter.

Beide Lungen sahen sehr vom Blute strozend, schwarz und entzündet aus, die Herzkammern waren von Blute leer.

Im Unterleibe fanden sich alle Theile im gesündesten Zustande, außer daß bei dem Knaben auf der linken Seite des Magens, wo die Milz liegt, eine kleine entzündete rothe Stelle bemerkt wurde.

Das Einreiben der Salbe hatte die Schärfe des Ausschlages theils gewaltsam nach den innern Theilen des Kopfes getrieben, theils hatte der heftige Reiz und Schmerz die Congestiones nach dem Kopfe und so die Apoplexie bewürket.

Die Beschaffenheit der Lungen und die entzündete Stelle des Magens beim Knaben, waren Folgen des heftigen Erbrechens, und der gehemmten ordentlichen Zirkulation des Blutes; auch können wohl resorbirte Arsenictheile an dem Erbrechen Schuld seyn.

Die gesunde Beschaffenheit der Kinder und die zurückbleibende Eigenschaft des angewandten Mittels bewiesen, daß die Salbe den Tod der Kinder bewürket.

Nach einer äusserst sorgsamen und genauen Untersuchung der Salbe fand sich unter selbiger kein Arsenic, kein Sublimat, kein Blei, kein Quecksilberpräparat, wohl aber Eisen, Vitriolsäure, Zinkerde, die mit Vitriolsäure verbunden oder als Zinkvitriol gegenwärtig gewesen seyn wird, kurz, es fand sich gar kein Gift.

Allein an dem halben Bogen Papier, womit einer der Köpfe bedekt gewesen war, (der ganze Ueberrest, den man erhalten konnte), entdeckte das bewafnete Auge nicht nur Arsenickörner, sondern nach mehrern mit Genauigkeit gemachten Proben, enthielt solches Papier Arsenic und Zink, oder sogenannten weissen Vitriol.

Dennoch wagte man nicht, mit völliger Gewißheit zu behaupten, daß das von dem Pferdearzt gegen den bösen Schorf gebrauchte Mittel gleichfalls Arsenic enthalten müsse, und dadurch tödtlich geworden sey, weil

die Beweise für den Arsenicgehalt des Papierabsudes äußerst schwach waren, das Papier, das zur Anstellung der Versuche mitgekocht werden mußte, vielleicht selbst schon Arsenic enthielt, und dadurch die andeutenden Erscheinungen des vorhandenen Giftes erregt haben könnte.

Ob also der Pferdearzt dem Magistrate die wahre Salbe, womit den Kindern die Köpfe eingeschmieret worden, vorgezeiget, ob darunter Arsenik vorhanden gewesen, und falls dieses auch erwiesen werden könnte, ob der Pferdearzt das Gift in guter Absicht aus Vorsatz, oder aus Versehen, oder durch einen Vergriff, ohne daß es der Pferdearzt selbst gewußt, darunter gemischt, oder ob der weiße Vitriol blos unter den durch ein gründliches Zusammentreffen hier obgewalteter Umstände, eine so schreckliche, den Aerzten selbst bis jetzt unbekannte Würkung hervorbringen könne, bleibt mit undurchdringlicher Dunkelheit verhüllet: so viel ist aber gewiß, daß die Aeltern durch wiederhohltes Bitten, und der Pferdearzt durch seine eben so unzeitige als uneigennützige Gefälligkeit und Nachgiebigkeit, den so schleunigen und schmerzvollen Todt der Kinder verursachet, oder mit andern Worten, daß zwei Menschen auf einmal durch Quacksalberei hingeopfert worden.

Der Pferdearzt hatte bisher einen unbescholtenen Lebenswandel geführt, er hatte die Cur erst auf wiederhohltes Bitten der Aeltern, nicht aus Gewinnsucht sondern blos aus Gefälligkeit übernommen, ihm konnte eine Untermischung von Gift in die Salbe nicht dargethan werden, er bewies eine herzliche Reue über den traurigen Vorfall, und das allgemeine Mitleiden redete dem unglücklichen Manne das Wort.

Aus diesen Milderungsursachen wurde er auf ein Jahr zum Zuchthause vor Celle schuldig verurtheilet. Bei dem gänzlichen Mangel einer bösen Absicht, unter-

schrieben seine Richter dieß Urtheil mit schwerem Herzen. Die Aeltern der hingeopferten Kinder waren durch die natürlichen Folgen ihrer Unbesonnenheit scharf genug bestraft, und sie noch mit der Strenge der Gesetze zu züchtigen, würde wohl nicht Gerechtigkeit, sondern Barbarey gewesen seyn: wenigstens hätte das Gefühl des Menschen sich gegen die rauhe Gerechtigkeit empört.

Möchte auch dieses Exempel alle Afterärzte vom vornehmen und geringen Stande warnen, sich nicht in das Gebiet der Arzneikunst zu verirren; möchten sie bedenken, daß ihre, oft unschädlichen, ja vielleicht zu Zeiten heilsamen Hausmittel, wenigstens das Zurathezieben der Aerzte, oder den Gebrauch der von ihnen verordneten Mittel hindern, und allein dadurch unendlich vieler Schade angerichtet werde, so würde auf diese Art der Unglücksfall einzelner Familien zum Besten des ganzen geleitet werden.

Das große Zutrauen, welches der niedere Theil des Publikums zu Quacksalbern und Stümpern in der Arzneikunst hegt, kann man mit Recht abergläubig nennen; denn Aberglaube begreift zugleich den Glauben an übernatürliche Dinge, und gerade an diese glaubt man, wenn man von Quacksalbern, welche nie die Arzneiwissenschaft erlernt haben, die Ausübung derselben erwartet.

Eben so berühmte als gelehrte Aerzte haben über diesen Gegenstand so deutlich und gründlich geschrieben, daß man, und zwar mit Recht erwarten sollte, sie würden auch jenes falsche Zutrauen zugleich gänzlich damit verbannt haben; allein ihre noch so vortreflich gelungenen Bemühungen, werden von dem dadurch gestifteten wenigen Nutzen noch lange nicht belohnt. — Und warum? — Derjenige Theil des Publikums, dessen Gesundheit dem Staate so werth ist — der Landman — welcher doch nur vorzüglich den Nachtheil der Quacksal-

ber fühlt, bekömmt jene deutlichen Schilderungen und so wohlgemeinten als vernünftigen Warnungen nicht zu Gesicht. — Verbote, solchen Charletans sein Leben und Gesundheit nicht anzuvertrauen, können, so wie oft selbst würkliche Bestrafungen der Quacksalber, das Hin- und Hertragen des Harns und der Arzneien nicht steuren; denn dadurch wird der unaufgeklärte Mann noch nicht deutlich genug überzeugt, daß jene Pfuscher unwissende Leute sind, sondern er glaubt, es geschehe nur, um den Aerzten keinen Abbruch zu thun.

Ein Marktschreier-Zettel.

Dem Schreiber dieses, welcher sich doch nicht ganz unbelesen in Marktschreierzetteln findet, ist gleichwohl noch keines vorgekommen, das an Unsinn, Stupidität, und Prahlerei auf Einer, und an List, Gewandtheit und Ueberredungskunst den Pöbel hinzureißen, auf der andern Seite, dem folgenden Producte nur halb gleichkommt.

Nicht allein aber als etwas in seiner Art merkwürdiges mag es hier abgedruckt stehen; sondern vornemlich aus der Ursache, weil man dafür hält, daß es für die Augen in ein ganz anderes Licht wird gestellet seyn, wenn man es in einem Buche lieset, wo Thorheiten bestritten werden; als wenn es einzeln mit marktschreierischer Gravität, Pomp und kunstvoller Miene unter das arme Volk vertheilt, oder gar beim Rathhauskeller angeschlagen wird.

Avertisement. *)

„Weiere dich nicht geneigter Leser, diese gegenwärtige Zeilen zu durchlesen denn sie preisen die göttliche Vorsicht und sind nicht wie andere Lügenzettel ei-

*) NB. Mit allen Druck- und Sprachfehlern wie es war.

„nes Marktschreiers, sondern sie endecken die Aufrich„tigkeit eines ehrlichen Mannes, welchem das Elend „des betrogenen Nächsten durch die Seele dringt. Wir „reden, das wir wissen, und zeugen, das wir gesehen „haben. Joh. am 3 Kap.“

Es wird allen und jeden nach Standes Gebühr kund und zu wissen gemacht, absonderlich den Kranken, Gebrechlichen und Hülfsbedürftigen, daß allhier angekommen der berühmte Röm. Kaiserl. Oculist, Feld- und Land-Operateur. Med. Practicus, gebürtig aus Wien, seß- und wohnhaft in Eilingerode auf dem Eichsfelde bei Duderstadt, der von Ihro Röm. Kaiserl. Maj. über das ganze H. Röm. Reich special privilegirte **Herr von Widenbauer**; Er ist von der Familie, wo sein Urgrospapa Ihro Majestät den Kaiser Leopold, glorwürdigsten Andenkens, aus Mutterleib geschnitten hat; dem Gewalt ertheilet worden, d rgl ichen Stümpler und Winkelärzte, so ihrer Kunst halber durch ordentliche Medicos nicht approbiret worden, auszurotten und abzuschaffen, welcher unter Ihro Kaiserl. Maj. Carl dem VI. bei der Schlacht bei Belgard gestanden ist, und seine Kunst auf 50 Jahr durch viele länder bewiesen hat, als Ungarn, Italien, Spanien, Sardinien, Frankreich; wie auch in Röm. Reich und andern weltberühmten Städten viele tausend Menschen an unterschiedlichen, sowol innerlich als äusserlichen Krankheiten curiret, und jederzeit sehr geschikt darin gewesen, davon seine inhabende glaubwürdige Attestata sattsam Zeugnis geben werden; auch ist öfter in den Nürnberger, Erlanger, Bayreuther, Bamberger und Leipziger Zeitungen von ihm gelesen worden. Dieser offerirt sich, denen armen und preßhaften Patienten nebst göttlicher Hülfe zu dienen; dem aber nicht zu helfen, dem sagt ers sogleich, und nimmt ihn nicht in die Cur. Wer

wahrhaftig ist, der saget frei, was recht ist, und ein treuer Zeuge läugnet nicht. Prov. 12, 17.

Und wird die medicinische Wissenschaft sehr hoch und rar gehalten in Beschauung des Urins, so schätzet er sich für einen Meister den Kranken aus dem Wasser zu sagen, was ihm fehlt, oder was er für eine Krankheit hat; es wird auch von ihm keine innerliche Medicin ausgegeben, bevor er das Wasser besehen, wonach sich ein jeder zu richten hat. Wer nun mit einer innerlichen Krankheit behaftet ist, der muß Morgens das Wasser in einem Geschirr oder Glas auffangen, alsdenn soll er genugsame Resolution von seiner Krankheit bekommen. Er hat auch seine aparte Zimmer, mit einem jeden allein zu sprechen.

Viel Rühmens mache ich nicht; und was ich mich rühme, daß rühme ich mich dem Herrn, dessen ich nur ein schlechtes Instrument bin zu helfen, die Gott um der Sünde willen heimsuchet; denn wer an seinen Schöpfer sündiget, der muß dem Arzt in die Hände fallen, sagt Syrach am 3. Es heißt aber auch, daß man sich zuvor zu seinem Gott mit bußfertigen Herzen wenden soll; hernach sagt Syrach: laß den Arzt zu dir, denn der Herr hat ihn geschaffen, und laß ihn nicht von dir, weil du sein noch bedarfst. Denn durch die Arznei würkt Gott Wunder. Man könnte noch viele Exempel anzeigen, allein damit der Leser nicht länger aufgehalten werde, so will man demselben ein oder andere Specificationes von einigen Zufällen oder Krankheiten zur Nachricht vorstellen.

1. Curirt er alle Blindheit der Augen, als Staar, Brand-, Horn- und Blatterfelle, und sollten sie auch von dem Durchschlechten herrühren, wenn nur der Augapfel noch ganz ist. Die mehresten Blindheiten der Augen curirt er in einer Viertelstunde, auch alle andre hitzige, blöde und trübe Augen, die Blindheit verursa-

chen

chen; im Anfange des ſchwarzen Staar, Gutta ſerena genannt, kann er zu Hülfe kommen, und curirt ſie in kurzer Zeit. Hauptſchmerzen, verlohrnes Gehör, ſo der Menſch 9 oder 10 Jahr taub geweſen, ſchwaches Gedächtnis, Kröpfe, Malum hypochondriacum oder Milzkrankheit, Herzklopfen, übel riechenden Odem, hinfallende Sucht, Muttermähler, auch ſogar diejenigen die ſich im Venusgarten verirret, und lue Venerea laboriren, curiret derſelbe ohne Salivation.

2. Leute, die gebrochen ſind, ſowohl junge als alte, auch Frauen, die in ſchweren Kindesnöthen einen Schaden bekommen, haben ſich bei mir ſichere Hülfe zu getröſten, die mehreſten ohne Schnitt, durch ein beſonderes Geheimniß.

3. Heilet er alle offene Schäden oder Salzflüſſe an Arm und Beinen, Haſenſcharten, den um ſich freſſenden Krebs, Gewächs, Colik, und Mutterſchmerzen, güldene Ader, Reiſſen in Gliedern, Rückenſchmerzen, für diejenigen, welche erſchreckliche Steinſchmerzen in der Blaſe, auch Sand und Gries haben, und das Waſſer nicht laſſen können, hat er einen Arcanum, in 24 Stunden Hülfe zu ſchaffen, meiſtentheils ohne Einnahme, blos äuſerlich.

4. Curirt er Magenbeſchwerung, Engbrüſtigkeit, Huſten, Geſchwüre, Waſſerſucht; er hilft von dem 1. 2. 3tägigen Fieber, Lungen- oder Dürrſucht, rother Ruhr, Kinder, ſo beſchrien oder unterwachſen ſind, und nicht zunehmen können, Mattigkeit in Gliedern; Leute, die ganz lahm oder contract ſind, oder andre Mängel haben, ſolche belieben (ſ. v.) ihren Urin früh nüchtern aufzufangen, und ihm zu bringen; er wird Jedem aus dem Urin ſagen, was er vor eine Krankheit hat, und ob ihm zu helfen ſey oder nicht.

Letztlich wird ein jeder, der dieſen Zettel bekommt, gebeten, ſolchen andern Kranken zuzuſchicken, damit ſie

ſich ſeiner Hülfe bedienen können. Denn die Starken und Geſunden bedürfen des Arzes nicht, ſondern die Kranken, ſpricht Jeſus Matth. 9 und Lucä am 5 Cap. Der Könige und Fürſten Rath und Heimlichkeit ſoll man verſchweigen.

Drum auf! getroſt und frey, ihr ſollet Rath empfangen,
Kommt Reich, und Arme, kommt! ihr ſollet Hülf erlangen.

NB. Er hat auch einen berühmten Zahnkünſtler bei ſich. Erſtlich nimmt er ganz ſubtil und faſt unempfindlicher Weiſe aus dem Mund alle Zähne, falſche oder Biber Zähne, Fiſtel-Zähne ſo den Mund beſchimpfen, wie auch alle von unerfahrnen Stümplern abgebrochene Stück und Stumpfen.

Es dient auch zur Nachricht, daß meine Leute keine Medicin in den Häuſern verkaufen, warne alſo einen jeden für denen, die unter meinen Nahmen die Leute betrügen, denn es kommen zuweilen ſolche Winkelſchlupfer oder Quackſalber in die Häuſer, und geben ſich für meine Perſon aus, und unter meinen Nahmen die Leute betrügen, wer meine Kunſt benöthigt iſt, muß ſich in meinem Logiment melden, denn ich gehe nicht aus, es ſey denn, daß man mich rufen läßt.

— — Soll man es für möglich halten, daß ein Menſch, der ſolche Zettel ausgiebt und anſchlagen läſſet, in unſern Tagen, und bei den jetzt ſo mannigfaltig verbreiteten Warnungen gegen Marktſchreier und Quackſalber, dennoch nicht wenige gefunden, die ſich ſeiner Cur anvertrauet haben? Doch geſchah dieß. Selbſt einige Gerichte ſahen durch die Finger, und einige Prediger ſchickten in guter Abſicht, Kranke mit Zeugniſſen zu ihm.

Zum Glück erfuhr es die Oberlandespolicei-Direction ſehr bald, und der berühmte Feld- und Landoperateur, welcher vor erſt nur einen Streif- und Verſuchszug durch einige Grenzdiſtricte Hannöverſcher Lan-

de hatte vornehmen wollen, fand es gerathen, ſich ſofort zu entfernen.

Wie ſtark die Einbildungskraft bei den ſogenannten Wundercuren wirke, mag man unter andern aus folgenden erſehen. Im Jahr 1751 glaubte der gemeine Mann in England, daß das Waſſer von Glaſtonburg eine übernatürliche Kraft und Würkung habe, und der Brunnen durch eine göttliche Eingebung im Traum, von einem gewiſſen Mathias Chanceler entdeckt ſey. Man hofte alſo dadurch nicht nur von ſolchen Krankheiten zu geneſen, die ihrer Natur nach unheilbar ſind, ſondern auch ſelbſt verlohrne Augen und Gliedmaßen wieder zu erhalten. Die folgende Geſchichte iſt von einem anſehnlichen und glaubwürdigen Mann erzählt worden. Eine alte Frau in dem Arbeitshauſe zu Yeovil war ſeit langer Zeit lahm geweſen und an Krücken gegangen. Sie hatte ein heftiges Verlangen, das Waſſer von Glaſtonburg zu trinken, in der feſten Ueberzeugung, daß ſie dadurch von ihrer Lähmung geneſen würde. Der Aufſeher des Werkhauſes verſchaffte ihr alſo einige Flaſchen Waſſer, und dieſe hatten eine ſolche Würkung, daß ſie bald die eine, bald darauf die andere Krücke wegwarf. Alle Welt ſchrie über dieſe Wunderkur: Aber der Aufſeher verſicherte ſeine Freunde, daß er die Frau hintergangen und ihr Waſſer aus dem gewöhnlichen gemeinen Brunnen gereicht habe. — Vielleicht iſt es nicht nöthig, hinzuzuſetzen, daß die alte Frau ihre vorige Krankheit wieder bekam, als die Stärke ihrer Imagination nachließ.

Ein Bauer hatte die heftigſten Gliederſchmerzen. Sein Bader konnte ihn nicht davon befreien, darum wollte er ſich durch die Sympathie heilen laſſen. Er kam zu einem, der ſich darauf verſtand. Dieſer rieth ihm, des Nachts zwiſchen 12 und 1 Uhr einen Todtenkopf von dem Kirchhof zu holen, und ſich aus deſſen

Scheitel ein Pulver zu bereiten. Der Bauer, voll von Gespenstergedanken, kletterte über die Mauer des Kirchhofs, und näherte sich dem Beinhause. Er stand aber wie angewurzelt, als er von ferne die vom Monde beleuchteten Todtengebeine sah. Die Liebe zum Leben überwand seine Furcht. Er gieng ins Beinhaus mit verschlossenen Augen, und nahm einen Todtenkopf. Kaum hatte er ihn ergriffen, so hörte er etwas neben sich ächzen. Die Furcht gab ihm Flügel. Er stürzte aus dem Beinhause, fiel über ein Grab und blieb neben demselben in der Epilepsie liegen. Der Todtengräber fand ihn des andern Morgens sinnlos, trug ihn nach Hause, woselbst er kurz darauf starb. Jedermann hielt es für eine Gespenstergeschichte bis man erfuhr, daß die Sache ganz natürlich war. Der Sohn des Müllers hatte in der Nachbarschaft ein Rind verkauft, und das daraus gelöste Geld verspielt. Aus Furcht vor Strafe gieng er nicht nach Hause, sondern schlief in eben derselben Nacht im Beinhause, als der unglückliche Bauer sein Heilmittel holen wollte.

Wer mit der Gicht behaftet ist, der gehe selbst oder schicke Nachts zwischen zwölf und ein Uhr zu einem Ameisenhaufen, und lasse die Ameisen holen. Diese werden gekocht, und der leidende Theil des Leibes wird mit dem Qualm oder Dampf davon gebähet. Es hilft, weil die Ameisen um die gegebene Stunde Myrrhen und Weihrauch bei sich führen — wenn gleich in der ganzen Gegend kein Strauch und keine Pflanze ist, davon sie dies hohlen könnten. — Das Ameisenbad an sich ist vielleicht nicht zu verwerfen, desto mehr aber der mit demselben verknüpfte Aberglaube.

Die Enden Garn am Kamm des Weberstuhls, geerbt von Aeltern auf Kinder heilen die Gicht. Man bindet sie um das kranke Glied.

Kneipe die Daumen in die Hand; und weg iſt augenblicklich — wenn das Seitenſtechen aufhört — die Plage.

In Chemnitz warf ſich 1788 ein gemeiner Soldat als Arzt auf, indem er ein altes Receptbuch in einer Auction bekam hatte, woraus er ſeine Kunſt ſchöpfte. Er curirte auch faſt alles, was ihm vorkam, aus einerlei Büchſen — und doch gab es teure genug, die ſo eingebildet waren, ſich von ihm curiren zu laſſen. Die wahren Aerzte ſuchte dieſer Quackſalber bei ſeinen Kunden dadurch verächtlich zu machen, daß er jedem, der einen von ihnen gebraucht hatte, zu ſchwitzen eingab, um wie er ſagte, die Arznei des Doctors erſt aus dem Leibe zu ſchaffen; ſonſt könnte die ſeinige nicht würken. — In Mühla, einem Dorfe zwiſchen Chemnitz und Penig, gab es um eben die Zeit einen Quackſalber, der wider alle Krankheiten einen Anhängezettel verordnete, auf welchem ein Alpenfuß gezeichnet war, in deſſen Ecken die Nahmensbuchſtaben der Patienten geſchrieben wurden.

In einem Dorfe in der Gegend von Eiſenach wurde ein Dreſcher früh in der Scheune vom Schlage gerührt, ſo daß ihm die ganze rechte Seite gelähmt, und er einige Stunden ſprachlos war. Dieſes Unglück hatte er ſich wahrſcheinlich durch eine Quackſalberei zugezogen. Er hatte ſonſt oft gichteriſches Reiſſen in den Gliedern, und nachdem dieſes nachgelaſſen, Bruſtbeſchwerungen gehabt. Ein Balſamträger giebt ihm etwas, das ihn davon befreien ſoll. Er nimmt am Abend ein, und da er früh aufſtehen will, iſt ſein rechtes Bein gelähmt; die Engbrüſtigkeit hat aber etwas abgenommen. Dieſe ſcheinbare Hülfe blendet ihn, und kaum kann er ſein Bein wieder fortſchleppen, ſo nimt er wieder trotz jener Warnung, friſch ein, und den Abend vor dem Unglücke auch noch eine gute Portion. Daß

dieſe Arznei Anth il on ſeinem Zufall gehabt habe, kann man alſo wohl gewiß behaupten. Gleichwohl vermogte auch dieſes Unglück nicht, die Anhänglichkeit der Verwandten an abergläubiſch-r Quackſalberei, und ihre Abneigung gegen ordentliche Aerzte und vernünftige Behandlung des Kranken zu ſchwächen. Der augenſcheinlichen Lebensgefahr des wirklich von ihnen geliebten Kranken ungeachtet, war es ihnen doch nicht ſo recht gelegen, als ein verſtändiger Mann darauf beſtand, daß ſie zu einem Arzt nach Eiſenach ſchicken ſollten. Er wollte veranſtalten, daß dem Kranken ein Klyſtier beigebracht würde: aber da iſt äußerte ſich alles dagegen. „Ach, Herr N., wir denken immer, das wäre das letzte, oder dann wäre es gar aus.“ Alle Gegenvorſtellungen, ſelbſt die Verſicherung, daß ihm ſelbſt viele Klyſtire gegeben worden, halfen nichts; und unter denen, die am lauteſten widerſprachen, war die Geburtshelfrin des Dorfes — ein Weib, die des genoſſenen groſſen Unterrichts ungeachtet, ihren alten Vorurtheilen, dem Aberglauben, und ihrer gefährlichen Verfahrungsart treu blieb, über den erhaltenen Unterricht ſpottete, und den Wehemuth, den ihr die Gemeinde auf obrigkeitlichen Befehl hat müſſen machen laſſen, nur zu ſchändlichen Muthwillen mißbrauchen läßt. Lächerlich war es, daß ſie von einem Klyſtier den Tod fürchtete, aber doch ein dem Klyſtier ſehr ähnliches Mittel, um Oefnung zu verſchaffen, nemlich ein Seifenzäpfchen verſchlug.

In Lodersleben war im Jahre 1798. ein Knabe nach der vor einigen Jahren an ihm verſuchten und nicht gelungenen Einimpfung der Kinderblattern ſehr elend geworden. Die bisher gebrauchten Arzneimittel ſchienen keine ſonderliche Würkung zu thun: die Aeltern deſſelben entſchloſſen ſich daher, endlich die Sympathie zu verſuchen. Ein Dorfhirt nimmt den Patienten nach

Sonnenuntergang mit in ein Holz, und ſchlägt einen Hufnagel von einem ſchwarzen Hengſt (bei Weibsperſonen muß er von einer Stute ſeyn) in einen Baum, nachdem er mit dem Nagel Blut oder Eiter in einer Wunde oder einem Geſchwür des Kranken geſucht hat — dies war die ganze Cur, wobei noch verſchiedene Grimaſſen gemacht wurden. — Ein Vernünftiger urtheilte damals hierüber ſo: Wenn mit dem wachſenden Alter die Säfte des Knaben ſich verbeſſern, und wenn ſeine Aeltern, durch die Hoffnung ſeiner Geneſung aufgemuntert, ihm mehr Vergnügen und Bewegung verſchaffen, und der Kranke ſelbſt durch den ihm beigebrachten Glauben, daß es nun beſſer mit ihm werden müſſe, in ſeinem Gemüthe aufgeheitert wird, ſo daß er mit mehr Appetit iſſet, ſich mehr bewegt, beſſer ſchläft, leichter verdaut u. ſ. w. und wenn durch alle dieſe und andere Umſtände ſeine Geſundheit allmählig wieder hergeſtellt wird, welches ihm ſehr zu wünſchen und zu gönnen iſt, ſo wird man ſolches dem in den Baum geſchlagenen Hufnagel zuſchreiben, und den Kuhhirten für einen Wunderdoctor ausſchreien. Ich gebe ihm aber keine Kuh in die Cur, geſchweige denn einen Knaben.

In Thüringen zog 1788. ein ſonnwollender Doctor **Sibelius** aus Johanngeorgenſtadt, umher, der laut eines gedruckten Zettels, alle Augenkrankheiten curiren und kein Marktſchreier ſeyn wollte. Dieſer ließ ſich in Cölleda von einem Manne, der ein ſchlechtes Geſicht hatt, 6 Speciesthaler voraus zahlen, gegen das Verſprechen, ſeine Augen binnen einem Vierteljahr wieder herzuſtellen. Er gab ihm drei Gläſer von einer Arznei, die ihn völlig blind gemacht haben würde, wenn er ſie fortgebraucht hätte, und fragte nun nicht weiter nach dem Patienten. Von einem Bürger nahm er 10 Rthlr. voraus, um deſſen Frau von der Gicht zu befreien, und gab ihr gar keine Arznei, ſondern ließ nichts weiter

von sich hören. — So ist man also immer übel berathen — denn viele Beispiele lehren es — wenn man sich bei Krankheiten herumziehenden Leuten anvertrauet, die sich für Aerzte ausgeben: Wenn sie was ordentliches gelernt hätten, so würden sie leicht einen Ort finden, wo sie bei einer ruhigen Lebensart ihr Brodt ohne solchen Betrug verdienen könnten.

Im April 1789. hielt sich in Quersurth ein sogenannter Wunderdoctor einige Wochen auf, der sich **Eberecht** nannte. Er bekam ausserordentlichen Zulauf, besonders deswegen, weil ein gewisser angesehener Mann durch sein scheinheiliges frömmelndes Wesen eingenommen wurde. Dieser Mann scheint in der Einbildung kränker gewesen zu seyn, als er wirklich war: und so konnte er sich leicht auch einbilden, die Zauberkraft des Doctors habe ihm geholfen, und hat ihm darüber das rühmlichste Attestat gegeben. Dieser Wundermann sagte von sich selbst, er habe als Kaufmann bankerott ohne seine Schuld gemacht, sey hierauf Soldat geworden, und habe dann von Gott Befehl und Kraft bekommen, alle Kranke, **die nicht durch göttliche Strafe krank wären**, gesund zu machen. Ueber den guten Erfolg dieser Kraft zeigte er eine Menge Atteſtate vor, und überredete jenen guten Mann, daß er in viele Städte berufen worden wäre, daß er aber auf göttliche Veranlassung hätte über **Quersurth** reisen müssen, um ihm zu seiner Gesundheit zu verhelfen. Zur Würksamkeit seiner Cur gehört mit, daß er seine Patienten **Du** nennt. Sein übriges Verfahren ist dabei verschieden. Z. B. er fragt die Patienten: „was verlangst Du?" A. die Gesundheit. — Von wem? A. von Gott. — Gut! ich gebe Dir die Gesundheit, gieb Du mir deine Krankheit, welche ich in fremde Länder schicke: — wobei er noch eine Menge bibliſche Sprüche gebraucht. Oder er beschreibt Zettelchen mit dem hebräischen Jeho-

va, beſchneidet die Nägel an Händen und Füßen, einen Finger und einen Zähe um die andre, ſchneidet Haare vom Wirbel ab, drückt Läppchen auf die leidenden Theile, bindet Kräuter auf die Fußſohlen, verordnet Süßholz in Waſſer zu trinken, Borsdorfer Aepfel mit Zuckerkand zu eſſen, läßt ſich unerade Geld voraus geben z. B. 61 Zweigroſchenſtücke. Diejenigen aber, welche nicht voraus bezahlen, ſondern nach glücklich vollendeter Cur ſo viel Thaler geben wollten, waren Ungläubige, bei welchen er nicht wirken konnte. Einem Kaufmann, der ihn brauchte, erlaubte er, ſeine bisherigen zwei Aerzte fort zu gebrauchen, weil dieß ſeine Cur, die ihn allein wieder herſtellen könnte, nicht unwirkſam machte. Bei einer armen Frau, die ihn nicht voraus hat geben können, ſoll er ſogar geſagt haben: Gehe hin, dein Glaube hat dir geholfen! Nach der Verſicherung ſeines Wirths ſoll er des Nachts wie unſinnig in der Stube herumgelaufen ſeyn. Die Wiederherſtellung ſeiner Patienten verſchob er immer auf drei, ſieben oder neun Wochen. Es kamen Leute vom Lande herein und er wurde auch aufs Land gehohlt. Am 4ten März mußte er auf Befehl des Magiſtrats zu Querfurth ſich aus der Stadt entfernen, zum großen Leidweſen ſeiner Gläubigen, welche Fürbitten bei ihn einlegten. So iſt es auch in Freiburg geſchehen, und es iſt wahrſcheinlich, daß er durch ſeine Wundercuren in Sachſen, noch eine Stelle in Waldheim (einem Irren- Zucht- und Armenhauſe) wird erhalten haben. — Doch nein, er trieb ſein Weſen auch in den Gegenden von Penig, Chemnitz, Mittweide und Annaberg. Auch da wußte er leichtgläubige Leute unter der angenommenen Miene eines Heiligen zu misbrauchen. Er gab ſich für einen Kaufmann aus Friedberg in Schleſien aus, der ſehr wohlhabend geweſen, aber durch einen Brand um ſein ganzes Vermögen gekommen ſey. Und dieß, ſagte er,

habe Gott deswegen gethan, weil er ihn zu etwas beſſern in der Welt, als zu einem Kaufmann auserſehen habe. Er dankte Gott dafür, daß er ihn aus ſeiner Lage herausgeriſſen: denn nun könne er erſt ſeine ihm mitgetheilten Kenntniſſe zum Beſten der Unglücklichen anwenden. So verdrehete er die tröſtliche Lehre von der Vorſehung. Mich dünkt aber, man könne eben ſowol ſagen, daß Gott die Quackſalbereien und Prellereien mit in den Plan der Welt verwebe habe, um durch ſein Beiſpiel vermittelſt der Schande, die ihn betreffen wird, der ganzen Zunft ſolcher Wunderdoctoren und Afterpropheten Abbruch zu thun. Von ſeinen verrichteten Wundercuren wußte er ſehr viel zu erzählen; auch prahlte er mit einer Menge geſtempelter Atteſtate von vornehmen Perſonen. Bei ſeinen Curen brauchte er weder Pulver noch Pillen, ſondern er ließ ſich etwas von des Patienten Nägeln von Fingern und Zehen, und einem Büſchel Haare vom Wirbel geben, welches bei obnehmenden Lune abgeſchnitten werden mußte. Dann maß er dem Kranken mit einem rothen Bande nach der Länge und Dicke von oben bis unten aus, und was dergleichen Poſſen mehr waren. Als Nebenwerk rieth er bisweilen noch zu dieſer oder jener Arznei aus der Apotheke. Er ließ ſich 20, 30, auch nach den Umſtänden 70, 80 Rthlr. für ſeine Poſſen bezahlen. Will ſich jemand nicht ſogl ich zum Auszahlen bereit finden laſſen, ſo droht er, ſeine Hülfe, zu der man bald Zuflucht werde nehmen müſſen gänzlich zu verſagen. Daß er wirklich viel Geld verdiente, konnte man daraus abnehmen, daß er gut lebte, und mit Extrapoſt von einem Ort zum andern reiſte. Seinem Anſehen und ſeiner Sprache nach zu urtheilen, war er ein verkappter Jude.

In einem Schreiben aus dem Baireuthiſchen 1789. wird geſagt: Am 12ten März kam ein herumziehender Doctor oder Operateur nach G..g einen ritterſchaftli-

chen Ort bei Culmbach. Er nannte sich Sipelius, versprach weder innerlich noch äusserlich zu curiren, sondern blos in einem der dasigen Wirthshäuser etliche Wochen für sein Geld zu zehren, wozu er die amtliche Erlaubnis erhielt. Gleichwol nahm er unter der Hand einige Curen vor: aber meistens ausserhalb des Orts. Unter andern ertheilte er einem 36jährigen Bauersknecht ein Gutachten, welches, jedoch ohne seine Schuld, durch die verkehrte Anwendung dieses Menschen sehr übel ausschlug. Er rieth ihm nemlich in ein warmes Bad, etwa das Carlsbad zu gehen. Der Knecht hatte keinen Begriff von der Beschaffenheit warmer Bäder, und meinte, es käme blos darauf an, seinen Körper in einen ausserordentlichen Schweiß zu bringen, und dazu wählte er folgendes Mittel. In einen nahe bei seines Vaters Hause befindlichen Backofen, der zwei Tage nach einander geheizt worden war, schob er, als das Brod kaum heraus war, ein Brett, verzog das Einheizloch über die Hälfte, um die Hize beisammen zu halten, und kroch hinein, so lang er war. Er wurde aber von dem heissen Dunste gleich so sehr betäubet, daß er das Brett verschlte, und mit dem Bauche auf die glühenden Steine der untern Füllung des Backofens zu liegen kam, und sich jämmerlich verbrannte. Der Schmerz riß ihn aus der Betäubung, so daß er zu schreien und zu wehklagen anfing, und daß die Seinigen, die von dieser Schwizcur nichts wußten, hinzusprangen, und ihn halb gebraten herauszogen. Das Gesicht, die Hände, die Brust und Arme waren erbärmlich zugerichtet; am schlimsten aber die eine Kniescheibe, welche der dienlichsten angewandten Mittel ungeachtet, lange nicht heilen wollte, und die große Zehe an dem einen Fuße war ganz weggebrannt. — In manchen Gegenden haben die Dorfhebammen den gefährlichen Gebrauch, daß sie kleine Kinder, welche die zehrende

Dinger haben sollen (d. s. solche Kinder, die nicht gut verdauen und daher nicht gedeihen) auf ein Kuchenbrett legen und in dem heissen Backofen — vermuthlich schnell hinein und wieder heraus — schieben; und wer weiß, wie manches Kind durch die Wirkung der Hitze auf das Gehirn, dumm machen, oder bei ihm zu künftigen schrecklichen Krankheiten den Grund legen, die denn wol noch gar, weil die Ursach unbekannt bleibt, der Verhexung zugeschrieben werden.

Zu Varenholz und Lippe-Detmold fand sich den 4ten May 1789. ein Marktschreier Thomas Winzenheim aus Anspach ein. Er gab Salmiak gegen den Schwindel, und Pulver, die aus Schneeberger Schnupftaback, verschiedenen Wurzeln, weisser Nießwurz und gemeinen Schnupftaback bestehen, wider Flüsse und Schnupfen, handelte auch mit einem Pulver, womit man Schnallen, und kupferne und messingene Geldmünzen weiß machen kann, und gab sich ausserdem noch mit Taschenspielerei und Kartenkünsten ab. Nachdem er in einigen Gasthöfen sein Hokus Pokus versucht hatte, gieng er zum dasigen Gastwirth, foderte ein Glas Brantewein, sah, daß die Wirthin in einen Kasten Geld warf, und dachte auf Gelegenheit, etwas daraus in seine Tasche zu spielen. Er forderte noch ein Glas Brantewein, und wie sich die Wirthin entfernte, und er allein zu seyn glaubte, so suchte er vermittelst einer Fischbeinruthe, die mit Vogelleimbestrichen war, durch die schmale Oefnung des Geldkastens etwas herauszuholen. Die Wirthin aber, die den Fremden durch die Oefnung zwischen der Küchenthür hat beobachtete, bemerkte sein Kunststück, und spielte ihn der Obrigkeit in die Hände. Hier bekannte er: er sey der Sohn eines Kuhhirten, habe das Schneiderhandwerk gelernt, und sey auf der Braunschweiger Messe mit einem gewissen Hagen aus Danzig in Gesellschaft gekommen, der sich

damit ernährt habe, durch Hülfe dieses bestrichenen Fischbeins, den Kaufleuten Geld aus den Kasten zu entwenden, während sie die gefederten Waaren suchten. Dieser Hagen habe ihn zum Gesellschafter und Aufpasser angenommen, ihm auch etwas vom Gewinnste abgegeben; und dieß Leben habe ihm gefallen. Er habe sich also heimlich von seinem Gesellschafter wegbegeben, habe ihm Fischbein und Leim mitgenommen, und schon oft für sich damit Versuche gemacht, aber die Kunst aus Mangel an Uebung und Gelegenheit anderswo noch nie in Ausübung gebracht, bis d. 4ten May in Varenholz, wo er aber an der Wirthin seinen Meister gefunden. Das Criminalgericht zu Detmold erkannte ihm 14tägige Zuchthausstrafe, und dann Landesverweisung zu.

Folgender Zettel verdient wol unter den possierlichen Anzeigen der reisenden Universalärzte zu stehen: ob er gleich von einem mit dem Doctorhut gezierten Arzt und Landphysikus ausgegeben wurde.

Nachricht.

„Es machet hiermit hohen und niedern, auch Standespersonen bekannt, daß der achtzehn Jahre lang in königl. preussischen Diensten als Bataillonsfeldscherer sowohl in Kriegs- als Friedenszeiten gestandene, nachher aber von einem Concilio medico in Heidelberg examinirte, nunmehr aber zu Weingarten zwischen Durlach und Bruchsal wohnende aufgestellte Doctor und Landphysikus Laurentius Burghard, daß er mit nachstehenden nicht allein schon viele Proben abgelegt, sondern auch noch täglich damit fortfährt: als 1. Beschauet er den Urin, sie mögen das Alter haben, wie sie wollen, so wird jedem Patienten wissend gemacht, was ihm fehlt, und woher seine Krankheit den Ursprung genommen. 2. Kurirt er das Fieber, und wenn solches einer Jahr und Tag gehabt hat, in Zeit von 8 Tagen.

3. Alle alte fistulöse Schäden heilt er mit seiner Medicin und Pflaster in 40 Tagen. 4. Diejenigen Personen, so die fallende Krankheit haben und noch nicht 8 Jahre alt sind, werden durch seine Cur in vier Wochen davon befreit. 5. Diejenigen Personen, welche Engbrüstigkeit haben, viele Beschwernisse erleiden, finden durch seine Medicamenten nicht allein sogleich die erwünschte Linderung, sondern werden auch durch den ordentlichen Gebrauch vollkommen wieder hergestellt. 6. So ein Patient gern wissen möchte, ob ihm zu helfen sey oder nicht, so besitzt er eine Medicin, und machet die Probe damit, daß er und der Patient einen Löffel voll davon nimmt: übergiebt sich der Patient, so stirbt solcher, bleibt aber solche bei ihm, so kommt er davon. Nebst diesen wenig angezeigten, so übernimmt er nicht allein alle Curen innerlich, sondern auch alle chirurgische Verrichtungen, und verspricht dabei die billigsten Preise von seinen selbst verfertigten Arzneien, und geschwindesten Bedienung, hofft daher den geneigtesten Zuspruch."

Man sucht jetzt zwar immer mehr den Schaden, der durch Quacksalber und Afterärzte verursachet werden könnte, durch obrigkeitliche Verfügungen zu hindern, weil es ausgemacht genug ist, daß Gesundheit und Menschenleben dabei zerstöret wird; und in manchen deutschen Ländern, darf sich bei namhafter Strafe kein herumziehender medicinischer Mörder blicken lassen: Aber nicht überall in Deutschland ist man gleich aufmerksam auf dieses gefährliche Unwesen, und die Wunderärzte schleichen sich öfters, aller Verbote und aller Aufsicht ungeachtet, ein, betrauben einfältige Leute, und tödten sie, indem sie ihnen Hülfe versprechen. 1790 wurde der Herzogl. Zeitungs-Expedition in Gotha, eine prahlhafte Ankündigung einiger enorm theuern Arzeneien zu weiterer Bekanntmachung zugesandt, worin es heißt:

„Weil die Erfindung folgender Medicamente eine große Wohlthat für das ganze menschliche Geschlecht ist, und der Erfinder wegen vieler Geschäfte mit der Correspondenz sich nicht befassen kann, so hat derselbe mir solche in Commission gegeben, als: 1, vor die laufende Gicht; 2, Gicht an Händen, Knieen und Füßen, wenn solche auch den Grad erreicht, daß die Patienten Knoten und Trophes bekommen oder erlahmet; 3, den übermäßigen Abgang und die Verstopfung der goldenen Ader, nebst Anweisung, wie solche zu gebrauchen, und Zeugnisse von der Würkung der Medicamente, das erste kostet 1 Louisd'or, zweite 2 Ld'or, dritte und vierte 1 Louisd'or. Die Gelder werden bis Hildesheim postfrei erwartet, und ohne Geld werden keine Briefe angenommen." — Man sieht hieraus, daß der Mann übermäßigen Abgang und Verstopfung aus einerley Büchse curirte. — Noch ein andrer gewöhnlicher Marktschreierzettel, war mit biblischen Stellen gespikt, und der darin angepriesene Wunderdoctor seiner Profession nach, ein Pfeifenkopfsschnitzer, der in Ruhla Frau und Kinder hatte sitzen lassen, mit einer Mätresse im Lande herum zog, und jämmerlich an der Gesundheit der einfältigen Leute schnitzte, die ihn daran wollten schnitzen lassen.

In Hessen zog 1789 ein Operateur umher, Nahmens Mathias Beck. Dieser nannte sich selbst einen hochberühmten Oculisten Operateur, Leib- und Wundarzt, welcher in verschiedenen Königreichen und berühmten Hauptstädten (jetzt war er mit Dörfern zufrieden) viele hundert Menschen curirt, und jederzeit glücklich gewesen. Er rühmte von sich, das er die mehrsten Blindheiten in einer Viertelstunde curire, und — so hieß es wörtlich in seinem Zettel — „er heilet auch alle offene Schäden oder Salzflüsse an Arm und Beinen, Hasenscharten oder um sich fressenden Krebs,

Gewächse, Colik, güldene Ader, Reissen in den Gliedern, Rückschmerzen, welche erschreckliche Steinschmerzen in der Blase, auch Sand und Gries haben, und das Wasser nicht halten können, hat er ein Arcanum, in 24 Stunden Hülfe zu schaffen, mehrentheils ohne Einnehmen, blos äußerlich ꝛc.“ In der erbaulichen Vorrede zu seinen Prahlereien sagt er aber selbst: „Ein unerfahrner Arzt ist ein heimlicher Todtschläger. Darum nehme jeder die Warnung in Acht: und so er Arznei brauchen will und muß, so gehe er zu einem gelehrten und erfahrenen Arzt, der seine Kunst aus dem Fundament gelernt hat!“ Daher konnte ers nicht übel nehmen, wenn vernünftige Leute diesen Rath auf ihn selbst anwendeten, ob er gleich hinzusetzt: „Den Stand eines reisenden Arztes hat Christus so sehr geliebt, daß er uns denselben gebahnt, und zu reisen befohlen, indem er selbst ein Arzt des Leibes und der Seele gewesen, da er Matth 6. des Hauptmanns Knecht, den Aussätzigen ꝛc. heilte.“ So weit geht die Unverschämtheit solcher Quacksalber, sogar den göttlichen Stifter des Christenthums zu ihres Gleichen zu machen — Eben denselben Zettel, nur mit einem andern Anfangsvers hat ein andrer Operateur bald hernach zu Bienstädt im Gothaischen ausgeheilt, der sich Johann Abell sess- und wohnhaft in Bamberg, nennt. Dieser war also entweder derselbe unter einem andern Nahmen; wobei es zu verwundern wäre, daß der Wundermann die Polizei auf solche Art zum Besten zu haben wagte: oder die hochberühmten Operateurs sind solche Stümper, daß einer dem andern seinen Lügenzettel nachdruckt, weil er selbst keinen zusammenstoppeln kann.

In Kassel verkaufte 1791 ein Franzos, der sich Desmanges nennte, einen messingernen Ring in Gestalt eines gewöhnlichen Traurings, und inwendig mit einigen unverständlichen Figuren bekritzelt, nebst einer gedruk-

gedruckten Gebrauchsanzeige, welche so lautet: Nachricht. „Ein geehrtes Publicum wird hiermit benachrichtiget, daß Hr. Johannes Desmanges aus London hat kommen lassen den wahren sympathetischen Wunderring, welcher durch seine Tugenden berühmt ist. Dieser Ring ist eine Uhr der Gesundheit, welcher durch seine Schönheit das Geld übertrifft: er verändert niemals seine Farbe, als wenn man krank ist, da er dann vortrefliche Würkung thut. Er ist sehr gut wider die Kopfschmerzen, da man ihn nur eine halbe Stunde an die Stirne halten darf, er hält das Bluten der Nase, wenn man 3 bis 4 Tropfen an dem Ring fallen läßt; er vertreibt die Zahnschmerzen, wenn man ihn in ein Glas frisch Wasser eintaucht, und damit den Mund ausspielt; er ist auch besonders gut in flüssigen Umständen; diejenigen, so ihn an dem Finger tragen, sind vom Krampf befreit u. s. w. Man bittet zuerst die Probe zu machen, ehe man ein voreiliges Urtheil über diese chymische Operation fället. Dieser Ring ist von Hrn. Piemontois, Doctor der Chymie zu London verfertigt. Mit Approbation der hohen Obrigkeit zu London. Er führt auch mit sich ein englisches Zahnpulver für alle Zahnschmerzen. Der Preis ist 18 Kr.“ Daß listige Betrüger einfältige Leute ums Geld prellen, ist nichts neues, und wundert mich auch nicht; daß aber Leute, welche verlangen, daß man sie für klug halten soll, nicht nur solche Wunderringe u. dgl. kaufen, sondern auch steif und fest an ihre Wunderkraft glauben, wenn sie gleich 9 mal vergebliche Versuche damit gemacht haben, und das 10te mal zufälliger Weise der Schmerz oder das Bluten aufhörte — das wundert mich, und dünkt mich kein sonderliches Zeichen der Aufklärung unsrer Zeit zu seyn.

Die Bestandtheile des berühmten Gesundheits- oder Lebenthees des Grafen St. Germain sind entdekt.

Er besteht nemlich aus Portulaksamen, Anis, Senesblättern, Birkenholz, weißem und rothem Sandelholz; und das sind die Wunderdinge, durch die sich der Hr. Graf ein Alter von 2000 Jahren verschaft haben wollte. Er starb vor wenig Jahren in Hamburg und versicherte, Christum sehr wohl gekannt, und auf der Hochzeit zu Cana Wein mit ihm getrunken zu haben.

Eau D'or — nicht von Gold, sondern von dem Nahmen des Verfertigers, Herrn Dor also benennt. Dieser Mann hatte den guten Gedanken, ein großes Faß auf seinen Boden zu setzen, darin das Regenwasser aufzufangen, eine Röhre von da bis in sein Zimmer zu leiten, und Bouteillen damit zu füllen, wovon er sich denn eine mit zwölf livres bezahlen ließ. Zuweilen mischte er denn auch wohl ein wenig Alaun oder Salz mit darunter, am gewöhnlichsten aber giebt er das Wasser ganz rein. Verschiedene Herren und Officiers, die den Gewinn mit ihm theilen, breiteten das Mittel als sehr probat aus. — Einst kommt ein ehrlicher Bürger zu ihm, um Hülfe für sein Kind zu haben, das an Würmern litt. Ihr braucht nichts als mein Wasser, sagte der Wundermann, verkauft ihm eine Bouteille für einen halben Louisd'or, und räth, einen Löffel davon in eine Flasche gemeines Wasser zu mischen, wovon einen Tag lang zu trinken wäre. Der Vater bringt diese Verordnung nach Hause, und geht seinen Geschäften nach. Aber wie erstaunt er, als er bei seiner Zurückkunft findet, daß der kleine Kranke durch einen Misverstand die ganze Flasche Eau D'or ganz rein, statt jener verordneten Mischung getrunken hat. Ganz außer sich läuft er zu seinem Arzt, und bittet ihn: seinem Kinde das Leben zu retten, das nach einer so ungeheuren Dose eines Mittels gewiß in der äußersten Gefahr seyn müsse. Seyd unbesorgt, lieber Freund, antwortet Herr Dor, mein Wasser thut nie Schaden.

Hier ist eine andre Flasche. Aber der Bürger nahm den Spaß übel, ließ ihn die Unverschämtheit, ehrliche Leute mit solchen unschädlichen Wasserarzeneien anzuführen, thätlich empfinden, und ging nicht eher, als bis er sein Geld wieder hatte. — Noch übler gieng es dem armen Dor mit dem Marschall de Biron. Dieser hatte sich einige Tage bei dem Gebrauche des Wassers recht wohl befunden, aber plötzlich trocknen einige Wunden, die er an den Füßen hatte, und er bekommt einen Steckfluß. Mit vieler Mühe reitet der Hausarzt dem Marschall das Leben; und Dor wird von den Bedienten desselben die Treppe hinunter geworfen. — Solche Erfahrungen hätte er wohl nie von reinem Wasser zu machen geglaubt, und vielleicht bekam er nun erst Zutrauen auf dessen Kräfte.

Folgende endliche Behandlungsart der Wunderärzte von Seiten der Polizei verdient sehr empfolen zu werden: In Hachenburg fand sich ein solcher Vogel ein. Kaum war seine Ankunft ruchbar, als es auch nicht an Menschen fehlte, die seinen Rath suchten, und seine Anweisungen befolgten. Man sah auf einmal viele Personen, die ihre Gesichter mit Pflästerchen belegt hatten. Kurzsehende hielten dieselben anfänglich für Schmutzflecken, andre glaubten, die weiland Schönpflästerchen stünden wieder auf der Modeliste. Endlich entdeckte es sich, daß unser Wunderdoctor dieß bewirkt habe. Die Pflaster waren nemlich, wenn man so sagen kann, bei ihm eine Universalarznei. Wo er sie anwenden konnte, thaten sie Wunder. Es eilten daher Blinde, Lahme, Buckelichte, kurz, Menschen mit allerlei Seuchen und Gebrechen behaftet, aus der Gegend zu ihm hin, und verließen ihn mit einem tüchtigen Pflaster auf dem schadhaften Theile versehen. Natürlicher Weise mußte die Polizei auf diesen Menschen aufmerksam werden: da man aber bei näherer

Unterſuchung fand, daß er ſich blos mit kleinen äuſſerlichen Curen abgäbe, und dieſe mit einem unſchädlichen Pflaſter zu betreiben ſuche; ſo ließ man ihn einſtweilen ſein Spiel ſo hingehen. Als er ſich aber endlich mit innerlichen Curen befaßte; ſo ward ihm anbefohlen, ſchleunigſt die Stadt zu verlaſſen. Auf dieſen Befehl kamen nun ſeine Patienten mit einer unterthänigen Vorſtellung ein, und baten, daß man ihnen den Doctor doch wenigſtens ſo lange laſſen möchte, bis die Zeit, binnen welcher er ſie zu heilen verſprochen habe, verfloſſen ſey. Die, auch gegen die Thorheiten und Schwachheiten des Volks tolerante, Regierung erlaubte dieſes, zumahl, da man gefunden hatte, daß er ſich zu ſeinen Curen beſonders des Provenceröls und andrer unſchädlichen Sachen bediente, die er aus der Apotheke nahm — mit dem Zuſatz aber, daß er, wenn dieſe Zeit verfloſſen ſey, ohne Anſtand die Stadt verlaſſen müſſe. Er hatte ſich nemlich anheiſchig gemacht, alle ſeine Kranken binnen 4 Wochen zu heilen. Dieſe Zeit verſtrich, und die Kranken blieben ſo krank als vorher. Die Regierung ließ ihn nun mit einigen Huſaren auf die Grenze bringen. Allein der Wundermann ſchlug nun in Lochum, einem eine Stunde von Hachenburg gelegenen Dorfe ſeine Bude auf, wo die betrogenen Leute nach wie vor zu ihm hinſtrömten. Ja er trieb ſeine Frechheit ſo weit, daß er von da aus Krankenbeſuche in Hachenburg abſtattete. Um nun dieſen Unfuge zu ſteuern, verließ die Hachenburger Regierung, weil das Dorf Lochum zur Hälfte Naſſauiſch iſt, ein Requiſitionsſchreiben deshalb nach Dillenburg, welches die Würkung hatte, daß alsbald einige Huſaren von dort her nach Lohum befehliget wurden, um dieſen Menſchen mit Zuziehung einiger Hachenburger Huſaren auf die Grenze zu bringen. Dies geſchah. Unſer Doctor ließ ſich nun in Wulferlingen, einem andern

Hachenburger Dorfe nieder, wo er noch immer den ehemaligen Zulauf hatte, und ſogar mehrmals, um ſeine Kranken zu beſuchen, nach Hachenburg kam. Denn obgleich der Befehl gegeben war, ihn, wenn er ſich in der Stadt betreten ließe, feſt zu halten, ſo wußte er es doch allemal ſo zu machen, daß man ſeiner nie habhaft werden konnte. — Auf Anſtalten der Regierung dieſen Menſchen wieder zu vertreiben, kamen die Einwohner von W. bittſchriftlich ein; aber es half nichts, er mußte fort. Nun begab er ſich in die Gegend von Neuwied, ſetzte aber noch immer ſeine Beſuche in H. fort, indem er ſtets mit veränderter Kleidung und verändertem Aufzuge bald zu Fuße bald zu Pferde, bald als Werber, und bald als Jäger ſich einzuſchleichen wußte. Endlich aber war man ſo glücklich, ſich ſeiner ſchädlichen Perſon zu bemächtigen, wiewohl erſt nach einigem geleiſteten Widerſtande, wo er mit 50 Stockſchlägen zum Doc or feierlichſt erhoben wurde. Von dieſer Zeit an, hat man nichts weiter von ihm gehört. — Aus dieſem kann man vornehmlich folgende Sätze abnehmen 1. Daß die Welt wolle betrogen ſeyn; und 2. daß ſie ſich leicht betrügen laſſe. 3. Daß die Quackſalber, indem ſie durch Täuſchung Geld verdienen, ſich ſchwerlich ſtören laſſen, und 4. daß fühlbare Mittel bei ihnen mehr zu fruchten pflegen, als nachſichtiges Verfahren.

In den Anſpacher Zeitungen von 1793. Stück 17 und 18 wurden wieder fünf Beiſpiele von ſelbſt promovirten Doctorinnen und Doctoren der Arzneikunſt aufgeführt, um dadurch der Pfuſcherei in dieſer für Leben und Geſundheit der Menſchen und für Bevölkerung der Staaten ſo nachtheiligen Profeſſion Einhalt zu thun. Unter andern heißt es; „Da mit dem von hier gebürtigen Empiriker*) Georg Leonhard Gottlieb Selbert,

*) Ein Empiriker heißt ein Arzt, der ſeine Kunſt nicht durch Studiren und durch Erlernung der in derſelben von Alters her bis

vorgenommene zweimalige Examina hinlänglich bewährt haben, daß ſich derſelbe über alle einem Wundarzt unentbehrliche Kenntniſſe in der gröbſten Unwiſſenheit befinde, daß ihm die richtigen Begriffe über die chirurgiſche Gegenſtände und Verrichtungen gänzlich mangeln, und daß ſämmtliche von ihm an verſchiedenen Perſonen unternommene Operationen, auf welche er ſich zu berufen pfleget, nicht ſowohl als Beweiſe ſeiner Geſchicklichkeit gelten können, ſondern vielmehr als blos gelungene Waagſtücke angeſehen werden müſſen: ſo wird von Seiten dieſes Königl. Collegii nach obhabenden Pflichten das Publicum, vorzüglich umliegender Gegend auf dem Lande durch dieſe öffentliche Bekanntmachung wohlmeinend gewarnt; ſich den Blindlings gewagten, und ſelbſt auf den Befehl der höchſten Landesſtelle verbotenen Operationen dieſes herumziehenden in der Chirurgie gänzlich unwiſſenden Empirikers Seibert in keinem Falle mehr anzuvertrauen, ſondern ſich vielmehr vor deſſen ſträflichſten Pfuſchereien ſorgfältig zu hüten."

Fr. Wilh. Hörnſe, Schulmeiſter zu Thiemendorf 1½ Stunde von Eisenberg, legte ſich auf Menſchenflickerei, und trieb ſeinen Unfug, noch im Jahr 1793. im Stillen: aber der Glaube ans Wunderbare iſt noch nicht verdrängt, und die Menſchen wollen nicht unterſuchen, daß jede Erſcheinung in der Natur, alſo auch jede Krankheit ihre natürlichen Urſachen habe. Der Ruf von dieſem Menſchen verbreitete ſich daher immer mehr. Die Betrogenen ſchwiegen oder freueten ſich, andere auch betrogen zu ſehen, und das übrige bedeckte die Erde. Jezt zogen Schaaren des leichtgläubigen Volks aus Dörfern und Städten zur Wohnung des Harnpropheten und belagerten ſie mit Harngläſern. Reiche und

jetzt gemachten Erfahrungen und darauf gebauten Grundſätze erlangt hat: ſondern durch bloßes Probieren dieſer und jener Recepte an den Patienten.

Arme, Gelehrte und Ungelehrte, Große und Kleine ſtanden mit ſtaunenden Augen, aufgerißnem Munde und gierigen Ohren vor ſeinem Gerichte, die unerhörte Weisheit dieſes Wundermannes zu faſſen, der mit gefalteten Händen, verzerrtem Geſichte und gen Himmel gerichteten Augen Tod und Leben verkündigt. Das mehrſte verrichtete er durch den Misbrauch des Nahmens Gottes, und durch das Zeichen des Kreuzes, und dieſes nennte er Sympathie. Er ſteht dabei ſeinem Schulamte ſchlecht vor, und vernachläßigt es zum Nutzen ſeines Beutels und zum großen Schaden derer, welche er lehren ſoll.

Eine Frau Doctorin hat — noch im Jahr 1793. — ihre Arzneibude in Hebenshauſen einem Heſſiſchen Dorfe, eine Stunde von Witzenhauſen, aufgeſchlagen, und zieht da ruhig und ungeſtört jährlich durch ihre Praxis, 2 bis 300 Rthlr. gewiß, von der Unwiſſenheit und Einfalt des gemeinen Volks nicht nur, ſondern auch mancher Vornehmern. Sie wohnte ſonſt auf dem Eichfelde, wurde aber gar bald, weil ſie mehrere Kranke ſchnell davon half — des Landes verwieſen. Darauf ſchlug ſie ihren Wohnſiz im obengenannten Dorfe auf. Freilich wurden auch hier ihre Curen bald ruchbar, und ihr demnach bei Zuchthausſtrafe verboten, keinem Heſſen Arzneimittel zu geben; und das wiſſen die guten Leute im Heſſenlande. Wenn ſie daher ihren Rath und Hülfe ſuchen, ſo thun ſie es immer unter dem Nahmen der Hannoveraner; und die Betrügerin findets denn auch weiter nicht für gut, die Landsmannſchaft zu unterſuchen: ſondern nimmt, und giebt. Am mehreſten beſucht man ſie indeß aus dem Hannöverſchen, und man weiß Beiſpiele, daß Leute 4 bis 8 Stunden weit herkamen, um Arzneimittel bei ihr zu holen. Kein Tag vergeht, da nicht 8 bis 10. theils ſelbſt Patienten, theils Abgeſandte derſelben in ihren Geſundheitstempel

kommen. Dabei geht es nun so zu. Auf der Hausflur sind Stühle und Bänke angebracht, wo sie sich hinsetzen und warten müssen. Einer nach dem andern wird dann ins Zimmer geführt. Einige Helferinnen der Frau Doctorin sind dazu abgerichtet, die Leute auszufragen, indem sie selbst nicht gegenwärtig ist, sondern in einer daranstoßenden durch eine Bretterwand von der Stube geschiedenen Cammer zuhört. In der Unschuld erzählen die Leute alles. — Endlich erscheint die Frau Doctorin (so heißt sie wirklich in der dasigen Gegend weit und breit umher) läßt sich mit einer Geheimnißreichen Miene das Urinfläschchen reichen (ohne dieß Gefäß wird keiner angenommen) schaut nachzudenken, und sagt dann die hinter der Wand vernommenen Gebrechen des abwesenden oder gegenwärtigen Patienten, bereitet in aller Geschwindigkeit ihre Arzeneien, die meistentheils ganz einerlei nur durch Vermischung gewisser Tropfen von verschiedener Farbe, gemeiniglich schweistreibende Mittel sind, und nimmt dann ihr Opfer an Geld, Flachs, Frucht u. s. w. Die Leute können besonders die Kunst der Frau, aus dem Urin zu sagen, was für Gebrechen der Kranke habe, nicht genug bewundern. Sie brauchen vornehmlich ihre Arzneien dann, wenn jene aus der Stadt nicht gleich anschlagen.

In Thüringen machte 1793. ein Candidat der Theologie den Quacksalber, ein Mensch, der so unwissend war, daß er unter andern behauptete, Bauern und ähnliche ungelehrte Leute hätten ein zwar gesundes, aber pechschwarzes Gehirn: Gelehrte hingegen ein weisses, den Krankheiten mehr unterworfenes. Ein loser Vogel, bei dem eben ein Schöps geschlachtet ward, als dieß behauptet wurde, antwortete darauf: so muß wol ein Schöps, als ein dummes Thier, ein recht schwarzes Gehirn haben, und hohlte sogleich den Schaafskopf, womit er die Behauptung zu widerlegen suchte. —

Solche Leute, die für ihr Fach verdorben ſind, weil ſie zu unfähig waren, das zu lernen, womit ſie ſich hätten können durch die Welt helfen, legen ſich zuletzt auf die Arzneikunſt, und finden Glauben und Beifall.

In dem Amtsdorfe Schmöllen bei Cahla trat 1793. ein fremder, ſeyn wollender Doctor auf, und täuſchte das leichtgläubige Publicum durch ſeine Großſprechereien. Aber ſein Wunderkram war von kurzer Dauer; denn er wurde von Obrigkeitswegen in Verhaft genommen. Dabei zeigte ſichs nun ſehr deutlich, woran es liegt, daß noch immer ſo viele Leute ſich mit mediciniſcher Pfuſcherei abgeben, anſtatt ein anderes rechtmäßiges Gewerbe zu treiben: das gutherzige Publicum will es nemlich ſo haben! Es fanden ſich hier Patienten, welche für den Doctor Caution machen, und ihm die Erlaubnis zu curiren auswirken wollten, aber natürlicher Weiſe abgewieſen wurden.

Vom Manipuliren auf dem platten Lande; ein Beitrag zu den magnetiſchen Curen.

Zwei deutſche Männer machen die zu ſeiner Zeit ſo ſehr bewunderte und erhobene Mesmerſche Manipulation, und die magnetiſche Cur als neue Erfindungen verdächtig: denn Johann Bötteher zu Leſte (im Hannöveriſchen) gebrauchte dieſe Curart ſchon vor beinahe 60 Jahren bei Bauersleuten in eichtiſchen Zufällen mit gutem Erfolge, und erwarb ſich dadurch nebſt ſeinem übrigen Landhaushalt ein Vermögen von 2000 Rthlr. — Sein Schüler, Johann Heinrich Danne, in dem Dorfe Felde, wohnhaft, hat nach jenes vor etwa 40 Jahren erfolgten Ableben, dieſe Heilmethode in der daſigen Gegend fortgeſetzt, und ſeine Praxis gleichfalls berühmt gemacht, ſo daß von Gichtfluß gelähmte Perſo-

nen aus benachbarten Aemtern auf Wagen zu ihm geführt wurden; nur mit dem merklichen Unterschiede, daß er nicht, wie sein Vorgänger, Schätze dabei gesammelt, sondern mehr aus Neigung und Menschenliebe, als für baares Geld, seinen leidenden Nächsten hülfliche Hand leistete. — Ich habe (so schreibt der Verfasser dieser Nachricht) öfters Gelegenheit gehabt, dieses Reiben der Patienten mit anzusehen, wobei vornemlich der Daum in der rechten Hand würksam ist. Mit diesem wird dasselbe der Ordnung nach vom Kopfe anzefangen, den Nacken herunter über die Schulter, dann dem Arm entlang bis zu der äussersten Fingerspitze langsam schiebend, und besonders an den leidenden Muskeln, und bei den auf den Nerven liegenden Gichtknoten derbe drückend, in eins anhaltend fortgesetzt. Hierauf wird die andere Schulter und Arm vorgenommen, und so mit fleißiger Aufsuchung der Nervenknöpfchen den Rückgrad hinunter, auf den Lendenwirbel und Schenkel bis zu den Füßen hinaus fortgesetzt, wobei denn der Manipulant versichert, daß der Gichtstoff aus den Zehen und Fingern seinen Ausgang finde, wie der Patient solches selbst an dem Kribbeln dieser extremen Theile wahrnehmen und empfinden müsse. Zum Beschluß wird ein Gemisch von gleichen Theilen Spieß-Terpentin- und Ziegelsteinöl auf das schmerzhafte Glied gestrichen und eingerieben.

Ob aber gleich diese Manipulation eigentlich nur ein Linderungsmittel ist, weil die solchergestalt vertheilte Gichtmaterie in der Folge zu neuem Schmerz sich wieder vereiniget, so darf man doch die geringste Hülfe nicht verachten, welche der leidenden Menschheit auch nur auf Monate und Wochen einige Erleichterung gewähret.

Und weil diese unschuldige, ohne alle abergläubische Gaukelei aus dem Gefühl der Natur hergenomme-

ne Mittel zugleich die gute Eigenschaft hat, daß selbiges weder die Nerven des robusten Bauern schwächet oder verfeinert, wobei Pflug und Dreschflegel zum gemeinen Schaden übel bestehen würden; noch einen langwierigen Schlaf, wozu der Landmann sich weniger als der Städter abmüßigen kann, zur Folge, oder auch sonst eine lüsterne Behaglichkeit und Einladung zur Wiederholung, so wenig zum Grunde hat, daß vielmehr der Patient bei ernsthafter Ausübung dieser Heilart, unter verzogener Miene oft einen lauten Schrei thut, so ist um desto weniger zu befürchten, daß solche zur Gemächlichkeit zu unzeitigen Ruhestunden, zum Verderbnis der festen Constitution und Diätetischen Lebensart des gemeinen Mannes Gelegenheit geben oder gemisbraucht werden sollte.

Uebrigens verdient die fast allgemeine Beschwerde unsers bejahrten Landvolks von Gichtschmerzen, wo wider sonsten auch der öftere Gebrauch des warmen Bades in Brantweinwäsche gute Wirkung thut, die Aufmerksamkeit und Untersuchung der Aerzte, ob dieselbe wol aus der übeln Gewohnheit herrühre, daß der Arbeiter zur Sommerzeit bei Schweiß erregenden Geschäften sich bis aufs Hemd entkleidet, und vor dem kühlen Abend seine Kleider nicht wieder anlegt, wodurch leicht eine Hinderung der Ausdünstung, und Stockung der Säfte entstehet; oder auch, ob das Vorgeben der Alten gegründet sey, daß der jezt so häufige Gebrauch der Kartoffeln die gichtischen Zufälle vermehre, welches lezteres ich um deswillen hier anzuzeigen für nöthig finde, da selbst das königl. Preußische Sanitätscollegium den Gebrauch der unreifen Kartoffeln so ernstlich widerrathen hat, und diesem gerade entgegen jezt die leidige Gewohnheit eingerissen ist, daß die Hausfrauen schon um Jacobi die Kartoffelstengel aufziehen, durchsuchen, ablesen, und wieder fest antreten, wodurch nicht nur eine

doppelte Ernte von unreifer Speise entsteht, sondern auch der Nachtheil, daß die Frucht bei solcher Zerrüttung im besten Wachsthum gestört wird, wofern der unzeitig berührte Strengel nicht völlig vertrocknet. Dieses schädliche Verfahren sollte billig von jedem Hausherrn um destomehr untersagt werden, weil man dafür frühreife Sorten zum nöthigen Gebrauch in der Ernte, anpflanzen und mit besserm Nuzzen gebrauchen kann.

Fast alle orientalische Reisebeschreiber melden, daß es im Orient überall üblich sey, sich zu einer gewissen Zeit des Tages die Glieder recken und reiben zu lassen; keiner aber hat uns diese Operation so umständlich beschrieben, als Anquetil, aus dessen Reisen folgendes entlehnt ist.

Gewöhnlich pflegt dieses Recken und Reiben im Bade zu geschehen.

Wenn man die Kleider abgelegt, kommt der Badediener und legt denjenigen, der baden will, auf eine Tafel, besprengt ihn mit warmen Wasser, reibt ihn am ganzen Leibe, und ziehet alle Glieder so wie die Finger auseinander. Endlich legt er ihn auf den Bauch, setzt ihm die Knie in die Seiten, packt ihn bei den Schultern an, und macht, daß ihm der Rückgrad etlichemal kracht; bei einem jedem Zuge giebt er ihm mit der flachen Hand einen Schlag auf die muskulösen Theile, fast wie die Stallknechte thun wenn sie die Pferde striegeln. Dieses ist das erste Stück Arbeit. Alsdenn zieht der Bader einen haarnen Handschuh an die rechte Hand, fährt damit über den Körper mit solcher Strenge hin und her, daß ihm fast der Schweiß darüber ausbricht; reibt hierauf die Haut, wo sie am härtesten ist z. E. auf den Fersen, mit Bimsstein, und darnach den ganzen Leib mit Seife und wohlriechenden Wassern, und wenn auch dieses geschehen ist, scheert er die Haare ab. Diese Operation dauert drei Viertelstunden, und man wird da-

durch wie neu gebohren. Man fühlt in dem Körper eine gewisse Leichtigkeit und Ruhe, welches eine Würkung des Reibens und Streichelns an allen Theilen des Cörpers ist. Man kommt in einen gelinden Schweiß, worauf hernach eine angenehme Erfrischung erfolgt. Alsdenn fängt man gleichsam aufs neue an zu leben.

Zum Ersaz für den Magnetismus und Somnambulismus, wurde vor wenig Jahren eine neue Methode zu magnetisiren empfohlen, die noch sonderbarer und doch etwas unschuldiger war, wie die vorige. Man legte nemlich auf den kranken Theil einen schweren (versteht sich — leblosen) Körper, so daß derselbe durch die natürliche Schwerkraft dieser Last so sehr, als es der Kranke aushalten konnte, zusammengedrückt wurde. Hatte z. E. der Kranke eine Verstopfung der Leber, so legte man ihn horizontal hin, und beschwerte die Lebergegend mit einem oder mehrern Steinen, einem Stück Blei oder Eisen u. d. gl. von verhältnismäßigem Gewicht, je nachdem der Kranke mehr oder weniger Kräfte hatte, um es auszuhalten, ohne zu ersticken. In dieser Presse ließ man ihn so lange wie möglich, und wiederholte es oft. — Man schrieb die gute Wirkung dieser Methode dem fluide universel zu, die Ursache der Schwere, dessen Kraft man durch Auflegen eines schweren Körpers gerade in den leidenden Theil wollte würken lassen. — Durch eben diese Kraft soll es geschehen, daß Menschen, die man begraben, und mit Steinen oder Erde beschwert hat, wieder erwachen; und die Vertheidiger dieser Verfahrungsart gaben Kranken den wohlmeinenden Rath: sich nur begraben zu lassen — als das gewiß sie Mittel, der Krankheit und den Aerzten zu entwischen, und bald mit der Gesundheit wieder aufzustehen.

Ueber die Mitesser bei Kindern.

Ein Schreiben: Vor einigen Jahren erzählte mir eine Frau die Geschichte ihrer Kinder, und daß das eine das Schicksal gehabt hätte, von Mitessern gequält zu werden. Neugierig fragte ich sie, was sie darunter verstehe, worauf sie mir zur Antwort gab: es wären kleine schwarze Würmer, welche an den Schultern und dem Rückgrade des Kindes unter der Haut säßen. Das damit behaftete Kind habe sehr starke und fast nicht zu befriedigende Eßlust, bliebe dabei mager, sähe sehr blaß aus, sey matt, unlustig und ließe glauben, daß es schwindsüchtig sey. Das sicherste Mittel dagegen wäre: man nehme einen Eßlöffel voll Honig, eben so viel Bodensatz von Bier, der unter den Nahmen Barm bekannt ist, und einen Eßlöffel voll Weizenmehl, rühre das alles wohl durch einander, stelle das Kind mit dem Rücken gegen einen warmen Ofen, wasche den Rücken zuvor mit warmen Wasser, und riebe ihm denn mit der Salbe die Schulterblätter und den ganzen Rückgrad an dreien Tagen. Man würde sehr bald wahrnehmen, daß kleine schwarze, haardicke Würmer aus der Haut hervorkämen, die man vollends herauszöge. Sie habe bei ihrem Kinde die Erfahrung gemacht, und es sey hierauf völlig gesund geworden.

Ich lächelte, so wie es viele Leser auch thun werden, und dachte nicht daran, daß die Zeit kommen würde, wo ich den Gebrauch dieses Mittels an meinem eigenen Kinde zuzeben sollte.

Und doch kam diese Zeit. Bis zu Ende des ersten Jahrs war eins meiner Kinder gesund und fett — nun aber verfiel es, die Farbe wurde sehr blaß, und ein grießartiger Ausschlag, worauf die Mitesser folgten, machte am Ende des fünften Vierteljahrs das Seelet

vollkommen. Das Kind überſtand die Krankheit gegen alles Erwarten glüklich, aber doch blieb es, was es war, äuſſerſt mager, ganz und gar entkräftet, und die vorſichtigſte Wartung, und der Rath eines geſchickten Arztes half nichts.

Nun kam jener Rath gegen die Miteſſer, in Erinnerung, und — was thun beſorgte Aeltern nicht, um jeden Vorwurfe, möglicher Hülfe verſäumt zu haben, zu entgehen; ich gab den Gebrauch des obigen auf alle Fälle offenbar unſchuldigen Mittels zu.

Aber groß war mein Erſtaunen, als ich ſogleich nach dem erſten Verſuche eine Menge kleiner Haardicker, ſchwarzer Würmer, die beim Reiben zwiſchen den Fingern zergingen, wie kurze ſchwarze Wolle aus der Haut ſteigen ſah, die man entweder vollends herausziehen konnte, die aber auch von ſelbſt gekrümmt auf die Haut fielen. Nun wurde drei auch viermal damit fortgefahren, und jedesmal hatte ich die nemliche Erſcheinung. Während dieſer Zeit war das Kind bei Nacht, wenn es ſchwizte, unruhig, und ſcheuerte den Rücken ungemein ſtark, worauf ſich des Morgens beim Umkleiden viele Würmchens auf der Haut zeigten, welches auch nach drei Wochen noch geſchah. Seitdem iſt das Kind viel munterer, es zeigt merkliche Zunahme der Kräfte, indem es jezt am liebſten Verſuche zum Gehen macht, da es vorhin auf keine Art dazu zu bringen war, und ſich ſogar ſcheuete einen Fuß auf die Erde zu ſezen.

Seyn es nun würkliche Würmchen, oder mag es immer erklärt werden, wofür man will, ſo habe ich und mehrere, die von dem Vorgange Augenzeugen ſind, uns von der Wahrheit der ganzen vorſtehenden Angabe überzeugt — überzeugt, daß aus der Haut des Rükkens etwas hervorkam, was es auch geweſen ſeyn mag."

Erklärung dieſer Erſcheinung. — So viel man mit Gewißheit weiß, beſteht das Uebel, welches

man Miteſſer zu nennen pflegt, in einem zähen verhärteten Schleim, der ſich während der Bildung der Kinder im Mutterleibe in den Ausdünſtungsgefäßen derſelben anhäuft, und ſich, je nachdem die von der Mutter dem Kinde mitgetheilte Säfte reiner oder unreiner geweſen, bei einem Kinde minder, beim andern mehr anhäuft. Dieſer Schleim iſt oft ſo äuſſerſt zähe und zuſammenhangend, daß alles Waſchen der Kinder mit bloßem Waſſer oft bei weitem nicht zureicht, ihn loszumachen, und die damit beſezten Ausdünſtungsgefäße davon zu befreien. Geſchieht dieſes aber nicht, ſo fällt die Ausdünſtungsmaterie auf andre Drüſen, und wie man vielfältig beobachtet hat, vorzüglich auf die Gekrösdrüſen, häuft ſich da an, und dehnt ſelbige dergeſtalt auseinander, daß ſie zuweilen die Größe einer Haſelnuß, ja eines kleinen Hühnereis erreicht haben; daher denn der Milchſaft nicht gehörig abgeſchieden werden kann, und ſelbigem endlich der Eingang in die Milchdrüſen faſt gänzlich verſperret wird; wovon der dicke harte Leib und ein auszehrendes Fieber die natürlichſten Folgen ſind.

Durch ein ſehr einfaches äuſſerliches Mittel in Verbindung mit wenigen innerlichen Arzneien, kann man Kinder vor dem bevorſtehenden Ausbruch der Auszehrung beſchützen, oder wenn ſelbige ſchon eingetreten iſt, davon retten. — Man läßt nämlich, ſobald man die ſogenannten Miteſſer bei Kindern vermuthet — und das pflegt wol bei zwei Drittheilen derſelben der Fall zu ſeyn — mit einem weichen warm gemachten Waſſer alle Theile des Körpers, den Kopf ausgenommen, baden und waſchen, und wenn die Haut durchaus naß iſt, mit feinem Weizenmehle eine Viertelſtunde lang mit der flachen Hand reiben. Dieſes Reiben iſt um deſto würkſamer, wenn es etwas geſchwind, und auf eine Zirkelförmige Art geſchiehe. Nach dieſer Operation wird man gleich am erſten oder am zweiten Tage den ganzen Rücken

herun-

herünter, auf der Brust, aber nicht so häufig, und besonders auf dem Oberarm einen zähen, wurmförmigen oft $\frac{3}{8}$ bis $\frac{1}{4}$ Zoll langen Schleim mit Verwunderung zum Vorschein kommen sehen. Untersucht man diesen Auswurf auch noch so genau, so wird man ausser einem schwärzlichen Knöpfchen an der Spitze, welchen einige für den Kopf eines Wurms gehalten, und ihm daher die unrichtige Benennung **Mitesser** beigelegt, nichts als eine fest zusammenhangende äusserst zähe Masse von Schleim entdecken. Wer da will, kann sich zur Hervortreibung dieses Schleims, auch andrer reinigenden Mittel, als des Honigs, der Hefen und etwas Salzes bedienen. Dieses leztern Mittels pflegen sehr oft die Juden zur Reinigung der Haut ihrer neugebohrnen Kinder sich zu bedienen, und messen demselben die oft gutartigen Pocken derselben bei. Da aber das Waizenmehl schon allein zureichend ist, und die Haut überaus schmeidig macht, so kann man aller übrigen Zuthaten überhoben seyn. Mit diesem Baden und Reiben mit Waizenmehl läßt man so lange fortfahren, als sich noch Schleim aus der Haut hervorgiebt, und dieses dauert gemeiniglich 8, 10 bis 12 Tage. Der hervorgetretene Schleim läßt sich, da er so äußerst zähe ist, ohne große Mühe nicht abwaschen. In ältern Zeiten, als man diese Schleimmasse noch für Würmer hielt, suchte man, sobald selbige aus der Haut zum Vorschein kam, sie mit einem Scheermesser wegzunehmen. Am besten ists aber, daß man, um die Kinder nicht ohne Noth zu ängsten, sie sogleich nach dem Baden und Reiben gehörig abtrokne, ihnen ein neues erwärmtes Hemd anziehe, und sie eine oder mehrere Stunden schlafen lasse, ohne sich weiter um die Schleimmasse zu bekümmern; denn dieser wird bald trocken, und fällt von selbst ab. Bei ganz jungen Kindern ist dabei der Gebrauch innerlicher Arzneimittel ganz überflüßig, es sey denn, daß

ſie grüne Stuhlgänge haben, welches ſehr oft eine Folge von Miteſſern iſt, und die Anwendung von Klyſtiren und gelinden abführenden Mitteln erfodern. Wenn ſie aber ein oder zwei Jahre alt ſind, und ſich wirklich ſchon Merkmale von einem harten aufgetriebenen Unterleibe, nebſt einem Schwinden des übrigen Körpers bei ihnen finden, ſo pflegt man auflöſende, abführende, und wenn die Verſchleimung in dem Gekröſe gehoben iſt, ſtärkende Mittel ſelbigen zu verordnen.

Die Fortſchaffung der ſogenannten Miteſſer gewährt auſſer dem allgemeinen Nutzen, welchen ſie oft gegen die Auszehrung leiſtet, noch einen beſondern Nutzen bei allen demnächſt ein retenden Hautausſchlägen, den Pocken, Maſern, Scharlachfieber u. ſ. w. Man hat vielfältig angemerkt, daß alle die von dieſem zähen Hautſchleim befreiten Kinder bei dieſen Krankheiten oft weit beſſer, als andre nicht davon befreite, durchkommen, und eben daher laſſen manche Aerzte die zur Einimpfung der Pocken ihnen anvertrauten Kinder von dieſem Schleime erſt ſorgfältig reinigen, und ſehen viel weniger bösartige Pöcken dann erfolgen. Höchſt glaublich iſt es daher, daß in der bei vielen Leuten gänzlich verabſäumten Reinigung der Haut, und gänzlichen Verſtopfung der Ausdünſtungsgefäſſe ſehr oft der Grund liege, warum bei dieſen die Pocken und andre Hautkrankheiten ſo tödtlich werden. Die Hebammen ſollten billig alle neugebornen Kinder durch Anwendung dieſes ſo einfachen Mittels vor vielen Krankheiten zu bewahren bemüht ſeyn. Kommt zu dem Uebel der ſogenannten Miteſſer noch eine ſchlechte Auswahl der Speiſen, ſo iſt deſſen Heftigkeit und Widerſpenſtigkeit ohne Grenzen. Unter ſolche Speiſen rechnet man den mit einer oft ungeheuren Menge Butter überſezten Mehlbrei, der in vielen Gegenden faſt die einzige Nahrung der Kinder auſſer der Muttermilch und dem Caffee ausmacht; ferner das unſelige Gemiſch aus

Eiern, Mehl und Butter, am Feuer in etwas gebraten, und den leidigen mit Syrup ekelhaft ſüß gemachten und mit Milch überſezten dünnen Caffee, der ſehr oft, weil das wohlfeilſte am liebſten gewählt wird, vom Seewaſſer, von Schimmel u. ſ. w. noch ſchädlicher geworden iſt, und wovon das kranke Kind täglich wenigſtens zweimal ſeine gute Portion bekommt, da dieſes elende Geſoff zum größten Theil der würklichen Nahrung eines ſehr großen Theils des gemeinen Mannes zum Nachtheil der öffentlichen Geſundheit geworden iſt.

Eine etwas andere Heilmethode für die Miteſſer iſt kürzlich folgende: Man bade die Kinder warm. Wenn nun die Haut durch das warme Waſſer erſchlaffe worden iſt, ſo wird auf dieſelbe eine in eine möglichſt ſtarke Gährung geſezte Miſchung aus Waizenmehl, Honig und Bierhefen, wovon das Verhältnis ſo iſt, daß von dem Waizenmehl und den Bierhefen, zwei, und von dem Honig ein Eßlöffel voll genommen wird, warm gemacht, und mit der Hand gelind eingerieben. Nach einigen Minuten wird die Salbe wieder von der Haut abgeſpühlt, und nun ſind auf der Haut die Miteſſer in einer oft zahlloſen Menge ſichtbar. Sie werden mit einem wollenen Lappen mit Seife von der Haut abgerieben. Dieſe Heilart bedarf ſelten einer oftern Wiederholung, beſonders wenn das Verhalten der Kinder ſo eingerichtet wird, daß die gelegentlichen Urſachen der Miteſſer vermieden werden. Das meiſte kommt hier auf die öftere Abwechſelung der Wäſche, und auf die Reinlichkeit und Trockenheit derſelben an. — Bäder aus Aſchenlauge und Seife nehmen zwar die Miteſſer ebenfals weg, aber langſamer und ungewiſſer, und obgleich alcaliſche Bäder dieſer Art, von Aerzten häufig wider dieſe Krankheit empfohlen und gebraucht worden ſind, ſo läßt ſich doch vermuthen, daß der Reiz und die übrigen Veränderungen, welche ſie auf der Haut verur-

ſachen, und die häufige Einſaugung des Alcali in den Körper, denſelben in der Folge in manchem Betracht nachtheilig ſeyn könne.

Von Schazgräberei.

Vor mehrern Jahren wurde in Oberſchwaben der Schazgräberunfug von Gelehrten getrieben. Anfangs machten ſie ſich dadurch lächerlich, daß ſie eine vor 500 Jahren gedruckte Weimariſche Bibel aufſuchten, und 100 Ducaten für diſſelbe geben wollten. Unter andern hatte der Prediger Schellhorn in Memmingen großen Ueberlauf von ihren Abgeſchikten, bis er drohte, ſie bei ihrem Biſchof zu verklagen. Es wurde ſtille, da er ihnen öffentlich die Wahrheit ſagte, in ſeinen Aufſaz: Der Bibliothekär und der Schazgräber, welchen er 1783. in das zweite Heft von Deutſchlands achtzehnten Jahrhundert S. 85 bis 106, einrücken ließ. Dann hat er im zweiten Theile ſeiner kleinen Schriften S. 4. der Sache abermals gedacht, und geſagt, daß auch Exjeſuiten ihn zum Gehülfen bei dem Schazgraben und Teufelbannen haben machen wollen; und daß auch jezt noch zuweilen ein gieriger Ausſpäher des verborgenen Geldtopfes um ihn herumſpuke. Dieſe erklärten nun in ihrer Antwort dieſe Erzählung ſo lange für eine verläumderiſche Fabel, bis er die Exjeſuiten werde nahmhaft gemacht haben. Aber ſehr weislich ſezten ſie hinzu: auch wenn er dieſes könne, ſo folge nur daraus, daß es unter den Exjeſuiten, wie unter andern Menſchenklaſſen närriſche Leute gebe. Auf dieſe Aeuſſerung hat Hr. Sch. natürlich geſchwiegen; denn hier hatte er ſchon die Antwort, die er bekommen würde, wenn er ein Paar Namen angegeben hätte, welches ihn freilich ſehr leicht geweſen wäre. — Ein Gelehrter aus

jener Gegend erkundigte sich in einem Briefe, ob nicht eine Weimarische Bibel vom Jahr 1506. und 1507. von dem D. Habermann anzutreffen sey? Am Anfange müsse ein Crucifix stehen, unter welchem der Simon Magus liege. Von seiner Brust wachse ein Baum in die Höhe, dessen Blätter alle mit hebräischen Buchstaben bezeichnet seyen. Unten sey ein Gatter, wo abermals hebräische Buchstaben zu sehen wären: die sechs steinernen Wasserkrüge von der Hochzeit zu Cana, die Enthauptung Johannis u. s. w. — Die erste Weimarische Bibel ist übrigens erst im Jahr 1641. herausgekommen, und D. Habermann wurde 1516. erst gebohren. Seine Gebetlein und sein Gesangbuch sind auch keine Weimarische Bibel, sondern sind einer Nürnberger Bibel, durch Johann Saubertus 1629. herausgegeben, nur beigefügt. Das alles wußten die Verblendeten nicht, sondern waren ganz von dem Gedanken eingenommen, dem Teufel ein Paar Millionen Thaler mit Hülfe einer Weimarischen Bibel abzujagen. — Man sieht aus alle dem, daß Herr Schellhorn Recht hatte, wenn er sagte, es spuke in dieser Gegend noch im Jahr 1790. bisweilen.

Im Jahr 1788. gelangte ein Brief nach Erfurth, folgendes Inhalts.

Ihr Hochehrwürden Herrn.

Ich will mich bei Sie was erkundigen, wir haben ein verborgenes Geld, wissen Sie denn nicht so einen Mann, der die Machie versteht, etliche tausend Thaler könnte derjenige verdienen.

Johann Christoph B... von Apolda.
Anno 1788.

Die Ueberschrift war:
Dieser Brief gelanget nach Erfurth, an den H. Geistlichen, der in der Jesuiter-Kirche eingesezt ist.
franco.

1788. machte in Halle Mummelhofs Hanne, ein unter diesem Namen dort ziemlich bekanntes Weibsbild, einen ehrlichen Böttcher weiß, es sey ihm ein großer Schaz beschceert, er liege schon wirklich in ihrer Lade auf dem Boden, und der Geist, der ihn bewache, habe ihr auch bereits alle Geldstücke darauf gegeben, davon sie ein Paar aufzeigte. Die Sache beruhe nur noch darauf, daß sie drei Tage lang mit einem rothen Kleide im Bett liegen, und von zween Frauen bewacht werden müsse: dieß sey das Mittel, den Schaz zu lösen. Die Töchter des Böttchers hatten rothe Kleider, und Mummelshofs Hanne versprach so heilig, den Schaz mit dem Böttcher zu theilen, daß er und seine Frau auf vieles Bitten, endlich darinn willigten, Kleid, Müze und was sonst zu der Mummerei nöthig war, herzugeben. Die Schazlöserin wurde also angepuzt, legte sich mit dem geborgten Staat ins Bett, und zwei Weiber wachten bei ihr. Zu merken ist dabei, daß der Gesell des Böttchers eben an diesem Tage zu verreisen vorgab. Nun erhob sich des Nachts ein schreckliches Gepolter und fürchterliches Brummen an der Thüre. Mummelhofs Hanne fuhr im Bette auf, machte seltsame Bewegungen wie eine Person, die vor Furcht und Schrecken ausser sich ist, und schrie: seht, da ist der Geist, da steht er!" Die Weiber, ob sie gleich nichts sahen, fiengen doch vor Furcht an, sich zu bekreuzen und zu segnen, und beteten, daß sie schwizten. Endlich hörte der Lermen auf, und die Schazlöserin rief: Habt ihrs gehört, was der Geist sagte? ich soll noch 60 Thaler schaffen, mich auf den Sonntag in diesem Kleide in die Kirche führen lassen, und soll da den Armen reichlich geben, und viel in den Klingelbeutel legen." Die Weiber hatten nichts gehört, meinten aber doch, der Geist habe es gesagt, und der Böttcher ließ sich durch die Versicherung, daß er diese Summe dreifach

erſezt bekommen ſollte, von der Betrügerin hinters Licht führen. Aber anſtatt mitzugehen, machte ſie ihnen die bitterſten Vorwürfe: weil ſie etwas bei der Sache verſehen hätten. Nun ſey der Schaz und die 60 Thaler dazu verlohren, und der Geiſt habe ſie faſt zu Tode getreten. Eine Tochter des Böttchers merkte die Schelmerei, rieß ihr die geborgte Müze ab, und machte dem Schazlaſſen ein Ende. Dem Böttcher giengen die Augen auf, er wollte von Betrug und Dieberei reden, aber der Geſelle wußte ihn ſo in die Enge zu treiben, daß er ſchweigen mußte. — Solche Thorheiten zeigen die Nothwendigkeit einer fortſchreitenden Schulverbeſſerung, und Belehrung durch Beiſpiele. Mummelhofs Hanne mußte übrigens eine Zeit lang gefangen ſizen. Noch im Gefängnis gab ſie vor, der Geiſt kneipe und zwicke ſie zuweilen aufs grauſamſte; zeigte auch blaue Flecken als Beweiſe ſeines Unwillens: aber man bemerkte bald, daß die blauen Flecken gemahlt waren. Die betrogene Böttchers Frau hatte ſich den Verluſt der 60 Rthlr. die ſie erſezen ſollte, und den Schimpf, ſo einfältig geweſen zu ſeyn, ſo ſehr zu Gemüthe gezogen, daß ſie geſtorben iſt, und den Nachtheil des Aberglaubens ſo wie die Nothwendigkeit der Aufklärung unter Leuten ihres Standes, durch den Tod beſtätigt. Noch einmal verſuchte die Betrügerin, nachmals ihre Kunſt im Schazheben auf einem Dorfe, aber die Bauern gaben ihr den Lohn mit einer Tracht Schläge.

Nach der Berliner Monatsſchrift von 1786. pag. 563. veranlaßte die Geldſucherei eine eigene Schazgräbergeſellſchaft in der Pfalz, die ſich auch ins Würtembergiſche ausgebreitet hatte, deren Oberhäupter zwei in daſigen Gegenden ſehr bekannte Abentheurer ſeyn ſollten, wovon der eine ſich mehrere Namen, und ſelbſt vom ſehr hohen Stande gegeben, die für jeden in die Caſſe eingelegten Gulden tauſend verſprachen, und unglaublich

chen Zulauf vorzüglich von Landleuten, Krämern und andern Menschen, besonders aus kleinen Landstädten hatten, welche zum Theil ihr ganzes Vermögen daran gewendet; davon der eine Betrüger seinen Siz in der Reichsstadt Heilbronn aufschlug, und in kurzer Zeit blos aus den Würtembergischen über 10,000 Gulden gesammlet haben soll. — Da dieses so gewesen, und hie und da wol noch ist, so bleibt es immer nothwendig, diesem Beginnen entgegen zu arbeiten, und durch würkliche und überzeugende Beyspiele die Schwachen im Volke zu belehren, wie es von jeher mit dem Wunderwesen zugegangen.

Johann Handbeck, ein Mann von 32 Jahren, katholischer Religion und aus Straßburg gebürtig, war der Sohn eines desertirten französischen Soldaten und nachherigen Galanteriekrämers. Bis in sein 16tes Jahr hielt er sich bei seinen Aeltern auf, und zog mit diesem im Lande herum; diente nachher einige Jahre bei Galanteriehändlern, und fieng endlich selbst einen kleinen Granadenhandel an, mit dem er auch im Anspachischen, Bayreuthischen und Nürnbergischen haußirte. Auf diesen Hin- und Wiedermärschen wurde er mit einem berüchtigten Landfahrer: Anton Müller bekannt, der sich durch betrügerisches Spielen und Schazheben auf dem Lande, nährte. Müller starb 1786. zu Kehl, und die Dirne, die er bei sich hatte, wurde nun Handbecks Frau. Mit dieser durchzog er mehrere Gegenden, und benuzte den Aberglauben und die Begierde nach Reichthum bei dem einfältigen Haufen. Er gab sich dabei für einen Handelsmann aus, zu welchem Ende er sich auch mit falschen Musterkarten von Tüchern ꝛc. hinreichend versehen hatte. Schon im Jahr 1782. wurde er als ein Vagabond in Schweinau bei Nürnberg arretirt, nach Kadolzburg gebracht, und ihm daselbst die Anspachischen Lande verboten.

Demungeachtet zog er nach wie vor im Anſpachiſchen und den angränzenden Ländern herum, bis er endlich zum zweitenmale über einer falſchen Schazgräberei angetroffen, und gefänglich eingezogen wurde. — Dieſe Geſchichte und ſeine dabei geſpielte immer ſehr feine Betrügerei ſcheint ſo merkwürdig und geſchikt, auf dergleichen Betrüger aufmerkſam zu machen, daß ſie hier umſtändlich erzählt und er dabei redend ſoll eingeführt werden.

Seine gerichtliche Ausſage war folgende: Den 23ſten Februar ſey er in der Abſicht von Nürnberg auf Rothenburg gegangen, um irgendwo eine Gelegenheit auszukundſchaften, wo er und ſein Schwager, Leonhard Müller, Bruder des verſtorbenen Anton, durch ihre betrügeriſche Schazheberei Geld bekommen könnten. Mittags ſey er auf dem Straſſenhof bei Obernzenn eingeſprochen, habe ſich allda Eſſen und Trinken geben laſſen, und dabei zuerſt mit der Wirthin dann auch mit dem inzwiſchen nach Hauſe gekommenen Wirth ein Geſpräch von der Schazheberei angefangen. Auf die Aeuſſerung der Wirthin, daß bei Obernzenn auf dem Felde ein Schaz liegen ſollte, ſagte er, daß er einen feinen Mann kenne, der ein Geiſtlicher ſey, und die Schäze zu heben wiſſe, wozu er nichts brauche, als allein drei Hände voll Erde von jenem Plaze, woſelbſt der Schaz läge; dieſer Geiſtliche würde auf ſeine Koſten hinreiſen, und nichts als den zehnten Theil vom Werthe des Schazes verlangen. Die Wirthin verſagte dieſem Unternehmen ihren Beifall; allein der Wirth gereizt von groſſer Geldbegierde, und abergläubig genug, um in die Falle zu gehen, verlangte die Beiholung des weiſen Mannes, wo inzwiſchen er für die Beiholung des erforderlichen Erdreichs ſorgen wolle. Handbeck ſah nun die Erreichung ſeines Entzweks vor ſich. Er verlieſs den Straſſenhof, gierig nach Nürnberg, und entdeckte ſeinem Mit-

betrügen Müller den anscheinenden Fang. Nach wenigen Tagen traten beide ihre Hofnungsvolle kleine Reise an, nachdem sich lezterer zuvor in die Kleidung eines katholischen Geistlichen gesteckt, ein schwarzes Käplein aufgesezt, und sich von Handbeck die Tonsur hatte scheeren lassen. So kamen sie denn wieder auf den Strassenhof an; und da der Wirth die verlangte Erde noch nicht beigeholt hatte, gieng dieser in Begleitung des Handbecks, Nachts um 8 Uhr nach dem Platze, und trug sie Freudenvoll heim.

Mit Sehnsucht erwartete man die Mitternachtsstunde — schaffte die Knechte und Mägde bei Zeiten zu Bette, und endlich, als sie die Hausuhr verkündigte, nahm die Beschwörung ihren Anfang.

Handbeck, der Wirth und die Wirthin sezten sich hinter den Tisch, lasen einen Psalm und beteten: Müller aber trug die drei Hände voll Erde, nachdem er sie zuvor mit Mastix geräuchert, und mit angeblichen Weihwasser besprengt hatte, in die Stubenkammer, kam hernach wieder, las aus einem Büchlein theils lateinisch, theils deutsch allerhand her, und versicherte die schon in Gedanken reiche Wirthsleute: daß durch das Gebet Manasse, durch die weisen Sprüche Salomonis, durch die Klaglieder Jeremiä, durch die Frömmigkeit des Daniels, durch die Keuschheit des ägyptischen Josephs und durch die fälschlich verklagte Susanna, der Geist gleich einem Lamme erscheinen, seinen Schaz mitbringen und überliefern, und auf alles, was man ihm frage, Rede und Antwort geben müsse; und als hierauf an die Thüre geklopft wurde (welches daher kam, weil Müller vorher schon in der Kammer bei der Thür einen Stein mit einer Schnur angebunden, und an dieselbe ein Stück brennenden Schwamm befestigt hatte, wovon also die Schnur abbrennen und der Stein an die Thür fallen mußte) sagte derselbe: Dieß sey

der Geist. Er gieng nun in die Kammer zurück, und fragte mit rauher Stimme: „ob noch eine Seele bei der von ihm gesegneten Erde vorhanden, die zu erlösen sey?“ — Mit verstellter klarer Stimme antwortete er sich selbst: Ja! — Müller: „Warum er (der Geist) sich denn da bei der Erde aufhalten müsse?“

Geist: weil er das zeitliche Gut der Menschen entzogen, und es in die Erde gegraben habe.

Müller: Worin besteht denn das vergrabene Hab und Gut?

Geist: In geschlagenem Gold und Silber, das sich auf 30,000 Gulden beläuft, nebst andern Kostbarkeiten und Juwelen, bei 18000 Gulden am Werth.

Müller: Warum hast du den Schatz nicht gleich mitgebracht?

Geist: Weil du die Hälfte des Schatzes zurücklassen sollst, damit der böse Geist, der sich noch bei mir befindet, und nicht zu lösen ist, dabei herumwandern kann.

Müller: Das kann nicht seyn, daß ich etwas zurücklasse.

Geist: So verlang ich wenigstens ein Versöhnungsopfer, und zwar sollst du von jedem Hundert Gulden einen nehmen, solches nach der Summe des Schatzes ausrechnen, und in reinem Golde erlegen, dieses Geld alsdann in ein Papier versiegeln, auf die Erde legen und seegnen, sonach aber dasselbe in ein Laibbrodt stecken, dieses in einem Kasten legen, und drei Tage unberührt liegen lassen. Nach diesem Zeitraum komm wieder; alsdenn will ich dir den ganzen Schatz überliefern; das versiegelte Geld mußt du aber unter die Armen austheilen. —

So weit die Beschwörung, welche noch daher von Seiten des Betrügers anschaulicher gemacht wurde, da derselbe das brennende Licht mit einem Topfe bedeckte

ließ, und sich unbemerkt die Hände mit Phosphorusöhl beschmierte; welche dann im finstern einen leuchtenden Schein von sich warfen, den Müller für die Seele des Geistes ausgab, die sich hier schimmernd sehen lasse.

Jezt sollte der Straßenhofwirth das vom Geist verlangte Versöhnopfer von 400 Gulden beischaffen. Um den Wirth allen Argwohn zu nehmen, erbot sich Handbeck, die Hälfte dieser Summe selbst dazu zu legen, bei jezt ermangelnden Gelde aber Mittwochs nach Ostern wieder zu kommen, und die Sache zu vollenden. Dies geschah. Der betrogene Wirth brachte 200 Gulden an Gelde, welches Muller in Empfang nahm, dasselbe nebst denen von Handbeck dazu gelegten 65 Gulden, dann ein Paquet, woraus 8 Carolin geschrieben gewesen, statt deren aber sich in solchem nur runde Bleiplatten befanden, in ein Papier wickelte und versiegelte, solches alsdann in seinen Huth auf die darin gehabte Erde, woselbst auch schon ein mitgebrachtes falsches mit Bleiplatten gefülltes Paquet versteckt gewesen, legte, den Seegen darüber sprach, es mit Weihwasser besprengte, alsdann aber ein Laibbrodt oben ausschnitt, und in solches das falsche Paquet hineinsteckte, das Brodt versiegelte, und es den Straßenhofwirth mit der Aeußerung zustellte, daß er diesen Laib nunmehr in sein Kammerbehälter legen, und allda drei Taae lang unberührt lassen sollte; das denn auch zugesichert wurde.

Während dieses Hokuspokus streuete Müller die in seinem Huth gehabte Erde in die Stube umher, vergaß aber nicht, hiebei das darunter versteckt gehabte, und in der Geschwindigkeit gegen Bleiplatten vertauschte Paquet rechtes Gelds heraus und zu sich zu nehmen. Beide Betrüger blieben noch bis 4 Uhr frühe im Straßenhof sitzen, und schärften dem Wirth wiederhohlt sehr ein, den Brodlaib ja vor Verfluß dreier Tage nicht zu

berühren, und so ginzen sie endlich unter der Aeusserung ab, nunmehr nach Herrieden (einem Eichstädtischen Städtchen) zu gehen, und alda für den Geist zu beten, und für seine Erlösung Messen lesen zu lassen.

Aus Neugierde gereizt, oder vielleicht Ahndung eines Betruges brach der Wirth gleich nach dem Abgehen der Betrüger sein Versprechen, öfnete den versiegelten Laib und das in solchen verwahrte Paquet, und überzeugte sich nur zu deutlich von dem ihm gespielten Betruge. Wüthend grif er nach seiner Flinte; eilte den Betrügern nach, und hohlte sie ohnweit Oberdachstett ein. Handbeck suchte zu entrinnen, allein ein glücklicher Schuß in die Beine, hemmte seine Schritte, und Müller wurde durch einen Flintenschlag ebenfalls nieder geworfen. Jezt bat lezterer um Pardon, indessen sich ersterer in das Gebüsch verkrochen hatte, und überlieferte dem Wirth 72 Gulden von den abbetrogenen Gelde, die fehlenden 28 Gulden hatte Handbeck bereits zu sich geschoben. Der Wirth war froh, nur so vieles wieder zu erhalten. Die beiden Betrüger fanden einander, und nahmen ihren Weg nach Nürnberg. Steckbriefe verfolgten sie, die Obrigkeit spähete nach ihnen, fand aber nur den Handbeck in der Vorstadt Gastenhof, woselbst er sich das geschoßene Bein wollte curiren lassen, zog ihn ein, und lieferte ihn nachbarschaftlich aus.

In seinem Verhaft gestand Handbeck nach vielem läugnen ein, daß er auf gleiche Art in Gesellschaft der beiden Müller im Jahr 1787 dem Eichenstädtischen Wirth Körber zu Donbühl um 300 Gulden in Gold; dann im nemlichen Jahr einen unbekannten Bauer auf einem Weiler bei Niederstetten um 13 Carolins; im Jahr 1782 den Schultheis Oeffes, in einem unterhalb Brunn 4 Stunden von Strasburg gelegenen Dörfchen, um 33½ Carolin; ferner ohnweit Memmingen einen

unbekannten Zöllner, deſſen Haus ganz allein am Waſſer ſtehe, um 250 Gulden an Gold; ingleichen in einem, eine Stunde von Tübingen gelegenen Dorfe den daſigen Wirth um 200 Gulden; im Jahr 1784 einen Müller, eine halbe Stunde von Schweinsdorf wohnhaft, um 100 Thaler in Gold; ferner nach Oſtern 1785 einen Bauern im Weiler zum heiligen Kreuz, ohnweit Forchheim um 300 Gulden in Gold; weiter nach Pfingſten 1786 einen Bauern im Schwarzwalde um 40 Louisd'or; gleich darauf aber einen andern Bauern ohnweit Freiberg, um 40 Carolins betrogen habe.

Zur wohlverdienten Strafe wurde er am dritten May 1788 in Anſpach, mit einer anhangenden Tafel, auf welcher die Worte: betrügeriſcher Schatzgräber — ſtunden, an den Pranger geſtellt, bekam 25 Stockſchläge, und wurde auf zwei Jahr ins Schwacher Zuchthaus abgeliefert, nach deſſen Verlauf er aus dem Anſpachiſchen Landen mit Urphede ſollte abgeboten werden.

Ein verabſchiedeter Soldat **Mathias Mathiſen** wurde dem leichtgläubigen Züchnermeiſter T. als ein Schatzgräber empfohlen. Dieſem war mit der Bekanntſchaft ſehr gedient, weil ihn eben eine auf dem Lande wohnende Freundin, welche einen Schatz in ihrem Garten vermuthete, erſucht hatte, ihr einen ſolchen Mann zu ſchaffen. Sie gingen zuſammen dahin, es wurde aber kein Schatz gegraben, weil M. M. verſchiedene Hinderniſſe vorſchützte; eben darurch aber gab er dem Meiſter T. eine ſchlechte Meinung von ſeiner Geſchicklichkeit. „Gebt Euch zufrieden, ſagte M. zu T. auf dem Rückwege, ich weiß einen andern Schatz, der auf dem Kirchhofe zu Neuendorf liegt, wo wir durchpaſſieren müſſen; ich werde die Stelle beſehen, wenn wir hinkommen.“ — M. glaubte wirklich die angegebenen Kennzeichen des Schatzes wahr befunden zu haben,

hatte aber viele Mühe, dem Meister T. zu überreden, die nöthigen Unkosten zum Graben herzuschießen, weil dieser ihn nicht mehr traute. Doch that ers nach einigen Tagen, gieng aber nicht selbst mit, sondern ließ seine Frau und Lehrjungen mitgehen, welche Spathen und andre Nothwendigkeiten tragen mußten.

M. versah sich mit einem Degen, um im Nothfall die Geister damit zu vertreiben, ließ die Frau allein zurückkehren, aus Besorgnis, die Gespenster mögten ihr den Hals umdrehen, und kehrte mit den Lehrjungen in der Schenke ein, wo er die Mitternacht als die eigentliche Zeit seines Geschäfts erwarten wollte; doch sollte vorher der Beamte im Ort davon benachrichtiget werden. Mittlerweile war auf der Landstraße ein beträchtlicher Diebstahl begangen worden, an welchem zwar M. ganz unschuldig war, weil er aber verdächtig aussah, einen Degen bei sich führte, und sein Vorgeben, einen Schatz graben zu wollen, den Verdacht noch vermehrte, so wurde er eingezogen, gefänglich nach Königsberg zurückgebracht, und dem Stadtgericht übergeben. Er legitimirte sich zwar bald wegen des Diebstahls, doch ward über seine Schatzgräberei eine Untersuchung für nöthig gefunden. T. erschien dabei als ein ehrlicher Schwärmer; M. als ein Windbeutel und Betrüger, der aber vielleicht selbst betrogen, in der Erziehung verwahrloßt, und von Jugend auf mit abentheuerlichen Ideen genährt worden war; und ihm sollte im Arbeitshause für den Müssiggang Arbeit geschaft werden.

Zwei Stunden von Amberg liegt die Hofmarch Theuren, von der man sonst wenig merkwürdiges wußte, als daß ein 24 Centner schwerer Schatz auf einem Felde derselben begraben liege. Nachdem schon mehrere öfters darüber berathschlaget hätten, diesen Schatz zu erheben, und nur über die Mittel dazu nicht einig wurden: so beredeten sich ohngefähr 30 Personen männlich

und weiblichen Geschlechts in der Stadt Amberg, diesen Schatz sich durch Geister an einem bestimmten Ort hinbringen zu lassen. Sie liessen sich zu dieser Operation einen Sachverständigen Exjesuiten aus Eger kommen, und versuchten ihre Verschwörungen und Bannsprüche mehrere Tage nach einander in einem ansehnlichen Hause, bedienten sich vieler geweiheten Sachen, und stellten mehrere Fässer in das Zimmer, um den Schatz darin aufzufassen; bis endlich einmal um Mitternacht statt der citirten Geister, die Policeywache hereintrat und die meisten anwesenden Geisterbanner nach der Hauptwache führte — weg war der Schatz! Die churfürstl. Regierung erkannte das Lächerliche dieser Handlung: sie wollte aber doch die Sache nicht ungestraft hingehen lassen, und verurtheilte einige Theilnehmer auf etliche Tage in das Zuchthaus. Es waren unter diesen Personen außer einem Stiefelwichser, einem Gürtler, einem Soldatenweibe, einem Amtsknecht ꝛc. auch ein Advokat, eine obrigkeitliche Person, und ein — Pfarrer. So verführerisch ist der Glanz des leidigen Goldes!

Im Jahr 1789 fand des Drechsler Lufts Eheweib zu Stadt-Bürgel, im Fürstenthum Weimar auf einem von dem Tischler **Christian Friedrich Martin** daselbst erpachteten Fleckchen Land, ein Goldstück. Dieses gab Gelegenheit, bei Zusammenkünften von vergrabenen Schätzen, und lichtern, die sich dabei sehen gelassen, zu sprechen, und gedachter Martin erzählte unter andern dem Schneidermeister **Heinrich Schreiber**, daß er als ein Knabe von etwa 10 Jahren in einem Garten am Jenaischen Wege, die Hofstatt genannt welcher neben seinem Acker liege, wo das lustige Eheweib das Goldstück gefunden, dergleichen Lichter zur Mahlzeit gesehen, und es lebten noch viele Leute, die dieß auch bekräftigen könnten. Diese Lichter und der Tanz, den die Lustin gethan hatte, waren für diese Leute

te, die es für das höchste Erdenglück hielten, auf einmal ohne Mühe reich zu werden, ein hinreichender Beweis, daß auf dem Martinischen Acker ein Schatz stehen müsse; und beide, Martin und Schreiber dachten nunmehr eifrigst auf Mittel und Wege, ihn zu heben. Der Scharfrichter Finster in Droyßig schien ihnen der rechte Mann zu seyn, bei welchem sie sich dieserhalb Raths zu erholen hätten, und sie säumten nicht, ihm ihr Anliegen zu eröffnen. Dieser Finster, der ohne Zweifel schon vorher in dem Rufe stand, Geister citiren und bannen zu können, rechnete es sich eben nicht zur Pflicht, diesen Leuten ihren Wahn zu benehmen: vielmehr bestärkte er sie darin, und versprach ihnen nächstens etwas zu geben, wodurch sie unfehlbar zum Besitz des Schatzes gelangen könnten; wenigstens dachte er sein Heberlohn dabei gewiß zu verdienen. Binnen acht Tagen kam der Wundermann nach Stadt Bürgel, und brachte den Schatzlustigen einen halben Bogen Papier, auf welchem ein großes Kreuz mit mancherlei unleserlichen Buchstaben und ein Todtenkopf gekritzelt war, und verlangte einen Ducaten dafür. Da aber Martin und Schreiber keinen Ducaten einwechseln konnten, so ließ er sich mit zwey Stück Laubthaler begnügen, und sobald selbige bezahlt waren, machte er ihnen den Gebrauch seines Wisches bekannt. Er sollte nemlich in eine Büchse gesteckt, und auf den Acker, wo der Schatz vergraben seyn sollte, gesetzt werden. So wie das geschehen sey, würde sich das Geld, wenn nemlich dergleichen auf dem Acker stehe, nach und nach von selbst auswerfen. So wußte der Scharfrichter Finster sich einen freien Rückzug zu versichern, ohne einmal den Glauben der Betrogenen zum Lückenbüsser zu machen. Die beiden Leute befolgten seine Vorschrift pünktlich, mögen auch wohl öfters nach ihrer Büchse gesehen haben; wiewol ohne die mindeste Würkung von dem darin befindlichen

Papier zu spüren, während daß Meister Finster seine zwei Laubthaler in Ruhe verzehrte. Ihr Glaube an seine Kunst war so stark, daß sie diesen mislungenen Erfolg ihm nicht einmal zur Last legten; sondern sie geriethen vielmehr auf die Vermuthung, es müsse die Büchse nicht auf dem rechten Flecke stehen, und man müsse vermittelst einer Wünschelruthe erst den Standort des Schazes ausfündig machen. In dieser Verlegenheit erinnerte sich der Schneider Schreiber, daß der Tagelöhner Taubert zu Stadt Bürgel, welcher vor einigen Jahren erst dahin gezogen, ihm bei einem Besuche erzählt habe, wie sein Vater, der sich in einem Churſächsischen Dorfe, Grossenbecka, niedergelassen, die Wissenschaft verstehe, Brunnen mittelst der Ruthe aufzusuchen. Es wird also eine Reise dahin gemacht, nachdem Taubert befragt worden, ob es sich wirklich so verhalte. Schreiber eröffnet hier den alten Taubert die Veranlassung ihres Besuchs, und dieser fragt nach etwas Erde von dem Acker, wo sie die Ruthe schlagen lassen wollen, und da weder Schreiber noch Martin damit versehen sind, so schickt er selbige ohne Ruthe wieder fort, verspricht aber, nächstens selbst nach Bürgel zu kommen, und eine Ruthe mitzubringen. Sein Sohn kommt darauf in nähere Bekanntschaft mit den Schazlustigen, und behandelt nun die ganze Sache auf Kosten des Tischler Martins. Die Begierde nach dem eingebildeten Schaze war so heftig, das Schreiber die Ankunft des alten Taubert nicht erwarten, sondern einen Theil Erde von den Martini'schen Acker nach Grossenbocka tragen wollte: als er von dem jungen Taubert erfuhr, das die sehnlichst erwartete Wünschelruthe angekommen sey. Dieser gieng nun mit ihm auf den Acker, und ließ sie schlagen, zeigte auch den Fleck an, wo der Schaz liegen sollte. Der Tag zum Einhacken wurde festgesetzt; nachdem noch eine vierte Person, der

Schneider Johann Daniel Zink, von Tauberten zum Mitgenossen ausersehen worden. Nunmehr wurde gemeinschaftlich beredet, was bei dem Einhacken zu beobachten seyn mögte. Taubert nahm die Miene des Sachverständigen an, unterrichtete seine Consorten von der Lage des Schazes, und wie derselbe nur eine halbe Elle tief in einem Kessel stehe, der an einer eichenen Säule verwahrt sey. Er warnte sie auch, sich durch Umsehen nicht unglücklich zu machen. Mit Hacken und Schaufeln versehen, gehen sie denn an den Ort, wo die Wünschelruthe geschlagen haben sollte, und hacken ein. Wie nun das Loch eine halbe Elle tief gemacht ist, und weder ein Kessel noch eine eichene Säule, noch sonst etwas zum Vorschein kommt; so giebt Taubert vor, sie dürften nun nicht länger hier verweilen, weil etwas vorgegangen, wodurch ihr Unternehmen auf heute vereitelt worden sey. Sie lassen also ab, und gehen nach Hause. Drei Tage drauf erzählte Taubert: in verwichener Nacht sey unter dreimaligem Anpochen ein Geist vor seinem Fenster erschienen. Auf seine Anrede: **Alle gute Geister loben Gott den Herrn, was thust du?** habe er geantwortet: **Ich auch.** Auf Befragen: **Was ist dein Begehren?** — G. **Ich will erlöset seyn.** — **Womit willst du erlöset seyn?** — **Morgen auf den Abend solle ihrs erfahren.** Taubert betheuerte die Erscheinung, und machte seinen Consorten die Nothwendigkeit begreiflich, daß sie zusammenhalten, und den Ausgang der Sachen abwarten müßten; ausserdem koste es ihnen allen binnen Jahr und Tag das Leben. Der Geist würde selbst auf dem Acker seyn, und angeben, was zu seiner Erlösung geschafft werden solle. Den andern Tag versammelten sich diese Leute in der Martinischen Wohnung, und gingen Nachts voller Erwartung wieder nach dem Acker zu. An der Gartenecke beim Jenaischen Fahrwege

mußte der Tischler Martin, und die beiden Schneider, Schreiber und Zink, stehen bleiben, und Taubert begab sich allein zu dem noch 50 Schritte davon entfernten Loche. Jenen prophezeihete er das größte Unglück, wofern sie einen Schritt weiter thun, oder sich umschauen würden. Er für seine Person habe nichts zu besorgen; er sey fest. Wie er nun bei dem Loche stand, so sahen die Zurückgebliebenen etwas Weisses um ihn, das sie anfangs für Schnee hielten, bis es in die Höhe flatterte. Sie hörten Tauberten auch mit jemanden sprechen, dessen Stimme ganz weich und klar, wie eine Weiberstimme gewesen seyn soll. Sie waren völlig überzeugt, daß dieß niemand anders als der Geist gewesen seyn könne. Taubert bekräftigte solches bei seiner Zurückkunft und erzählte: der Geist hieße Maria Magdalena Tümpling, und wolle den Schaz, welcher in 4 Millionen bestehe, hinbringen, wohin sie ihn haben wollten, wenn binnen zweimal 24 Stunden 25 Stück Kronenthaler, als womit dieser Schaz versezt sey, geschaft würden, außerdem müsse er noch 20 Jahre stehen. Taubert dringt auf Beyschaffung dieser Summe; sonst müßten sie alle binnen Jahr und Tag sterben. Da nun keiner diese Münzsorte kannte, so tritt der Schneider Zink, der ehedem Kaiserl. Soldat gewesen war, auf, und spricht: es würden wohl Laubthaler darunter zu verstehen seyn; denn er erinnere sich, daß man in Oestreichschen die französischen Laubthaler Kronenthaler genennt habe. Erfreuet über diese Auskunft, läßt sich der Tischler Martin der unter ihnen der einzige ist, der 25 Stück Laubthaler zu schaffen vermag, und dem die übrigen vorläufig drei Millionen auf seinen Antheil des Schazes versprechen, einfältiger Weise bereden, am Freitage vor Palmarum des Jahrs diese 25 Laubthaler in Jena-Löbnitz zu borgen. Seine Consorten erhielten sogleich Nachricht davon, und Abends 10 Uhr

sind sie abgeredetermaßen bei ihm versamlet. Nach Tauberts Vorschrift muß nun Martin das Geld auf ein Papier zählen, und in einem neuen leinenwandenen Mannsärmel, der noch nicht zugenähet ist, verknüpfen, auch einen drei Ellen langen Stock von Haselnuß herbeischaffen. Damit gehen sie nach dem Loche zu. Bei der Gartenecke am Jenaischen Wege muß Schreiber und Zink Halt machen: Martin aber mit dem Geldsäckchen dem vorausgehenden Taubert zum Lohn folgen. Ohngefehr 6 Schritte davon stehen sie still, und Martin erblickt den Geist — eine ganz weiße Figur von beinahe Menschengröße, am obern Theil spitzig ohne Arme und Beine. Taubert nimmt ihm das Geldsäckchen ab, hängt es an den Haselstock und übergiebt es dem Geiste, worauf Martin die Worte höret: **Morgen um 12 Uhr.** Er sieht zwar nicht, ob und wie der Geist das Geld zu sich genommen, weil Taubert bei dessen Hinreichung vor ihm gestanden; Taubert aber versichert es ihm und sagt, des Geistes Hand sey schneeweiß gewesen. Den andern Tag Nachts zwölf Uhr findet sich nun die Gesellschaft unter Tauberts Vorantritt auf dem Acker ein: es ist aber weder der Geist noch ein Schaz zu sehen. Taubert kuft in das Loch, und geht ohne ein Wort zu reden, mit starken Schritten gerade nach der Martinischen Wohnung zurück, die übrigen folgen ihm stillschweigend nach. Nun lamentiret Martin wegen seiner 25 Laubthaler, und fürchtet darum betrogen zu seyn. Taubert tröstet ihn, schiebt alle Schuld auf den Scharfrichter zu Dronsig, der ihnen einen Possen gespielt haben müsse, und macht ihm Hoffnung, daß derselbe hiehergekommen, und ihnen den Schaz verschaffen werde. Da er aber nicht kommen will, so gehen dem betrogenen Tischler endlich die Augen auf. Er bemerket, seine Laubthaler stäken unter seinen drei Schazgenossen, und diese läugnen es. Er dringt

darauf, daß sie, wenn sie ein gutes Gewissen hätten, mit ihm zum Scharfrichter Finster gehen sollen, und sie thun es, treffen aber in Schlaukopf nicht an. Die mislungene Schatzgräberei wird nach und nach in der Stadt bekannt, und alles lacht über den armen betrogenen Martin. Er zeigt darauf die Schelmerei dem dasigen Fürstl. Justizamt an, und sogleich wird wegen Verhaftnehmung der Schatzgräber das nöthige verfügt. Aber diese lauderen Vögel waren schon ausgeflogen nebst noch einem Bürger Nahmens Gottfried Thiele, welcher den Geist vorgestellt hatte. — Der Aberglaube von verbannten Schätzen und Geistern war in diesem Vorfalle die Veranlassung zum Ruin wegen fünf Bürgerfamilien

Ein Mädchen von 19 Jahren, die Tochter eines Handwerkers in Erfurt, die schon von früher Jugend an mit ihren Gespielin in der Schule und selbst mit ihren Aeltern gern von Gespenstern, Schatzgraben u. dgl. redete, wurde in ihrem 14ten Jahre aus ihrer Aeltern Hause gethan, um sich ihr Brod selbst bei andern Leuten zu verdienen. Sie kam, nachdem sie bei verschiedenen Herrschaften gewesen, endlich auch bei eine Gärtnerin in Dienste, der sie manches abergläubische Zeug in den Kopf setzte, und die, weil sie selbst eine einfältige Frau war, ihr alles aufs Wort glaubte. Da dieses verschlagene, ihrem äußern Ansehen nach aber dumme Mädchen merkte, daß sie mit ihren Reden bei ihrer Frau Eingang fand: so trieb sie das Spiel immer weiter, bis sie ihr endlich vorschwatzte, es läg in ihrem Hause ein Schatz verborgen, den sie heben könnte, wenn sie ihr die dazu erfoderlichen Materialien, wie sie es nennte verschaffte. Die Frau ließ sich bereden, und gab ihr von ihrem kleinen Vermögen, was sie entbehren konnte, ungefähr 9 Rthlr. Das Mädchen, durch diesen glücklich gelungenen Versuch dreist gemacht, beredete noch

einige ihr bekannte Leute, welche gern ohne Mühe reich werden wollten, ihr auf den Schaz, den sie nächstens in dem Hause ihrer Frau graben werde, zu pränumeriren, so daß sie 21 Thaler zusammenbrachte, und nun vorgab, die zur Operation nöthigen Sachen angeschafft zu haben. Sie sezte auch auf vielfältiges Verlangen den Hoffnungsreichen Interessenten den Tag fest, an welchem sie den Schaz heben wollte, und erlaubte ihnen dabei zuzegen zu seyn. Nur mußten sie in der Stube, wo es geschehen sollte, hinter den Ofen treten, und sich ganz ruhig verhalten. Die erste Ceremonie war, daß das Mädchen einen kleinen hölzernen Sessel in die Mitte der Stube stellte, verschiedene Worte ausstieß und dann zur Thür hinauslief, um den Geist zu holen, der den Schaz herausbringen sollte. Sie mogte ihn aber nicht zu Hause gefunden haben, und kam selbst nicht wieder. Die armen betrogenen Leute (es waren lauter Weiber) warteten mit ehrfurchtsvollem Stillschweigen vergeblich hinter dem Ofen, bis sie es müde waren, und das schlaue Mädchen hatte sich mit dem Gelde davon gemacht, ihre besten Sachen mitgenommen, und man konnte sie nicht ausfindig machen.

Aberglaube aus dem gemeinen Leben.

Wenn ein Mädchen in neuen Dienst kommt, so muß es gleich in die Küche gehen, und sehen, ob Feuer wo ist, und dieses anschüren, so bleibt es an dem Orte lange.

Wer das kalte Fieber hat, darf über keinen Kreuzweg gehen.

Wer ein Zweipfennigstück mit dem Gepräge eines Kreuzes in der Tasche beim Gelde hat, dem wird das

Geld nicht alle — wenn er mit dem, was er hat, häuslich umgeht, und immer dazu verdient.

Es soll Thaler geben, die, so oft man das Geld zählt, solches vermehren, oder wenn sie ausgegeben werden, zum Besitzer zurückkehren; und das soll der Teufel würken. Man nennt sie Heckethaler. Der Teufel soll einmal zu jemanden gekommen seyn, der durch Zufall einen Heckethaler bekommen, und das Geld immer vermehrte, und darüber eine solche Freude gehabt haben, daß er stets das Geld gezählt, um nur immer mehr zu bekommen. Diesem soll er gesagt haben: Du hast das Meinige nun lange genug gehabt, nun bist du mein — und bei diesen Worten ihn durch die Lüfte fortgeführt haben.

Wenn man das erste Korn blühen sieht, und es dreimal durch den Mund ziehet, und dabei sagt: Gott behüte mich vor dem Fieber und Gelbsucht, so bleibt man vor beiden Krankheiten bewahrt.

Wenn eine Person Nachts im Schlaf das Wasser nicht halten kann, so darf sie nur, wenn jemand von ihrem Alter und Geschlecht begraben wird, in das Grab pissen, so wird sie von jenem Uebel befreiet.

Wenn zu einem kleinen Kinde ein Schlüssel gelegt wird, so wird es nicht ausgewechselt.

Wenn das Gesinde in Dienst gekommen ist, so darf es am ersten Sonntage darauf nicht in die Kirche gehen, weil es sonst nicht eingewohnen kann.

Wer den Schnupfen hat, soll durch eine Gabel mit drei Zinken ein Glas mit Wasser austrinken.

Wer, nachdem er Brei oder Mehlklösse gegessen hat, trinket, bekommt einen dicken Hals.

Wer über eine Brücke geht, soll ein Unservater beten. Das soll er auch thun, wenn er eine Sternschnuppe sieht.

Ein Kind, das am Mittwoch zum erstenmal die Schule besucht, lernt nichts — wenn es nicht fleißig zur Schule gehalten wird, weder Anlage noch Lust zum lernen, und einen unaufschikten Lehrer hat.

Wer auf einen Baum sieht, auf dem eine Weibsperson ist, wird blind — wenigstens wird er unter gewissen Umständen auf eine Zeit lang blind werden können, um etwas anders zu sehen.

Ein Kind, am Freitage unter dem Zusammenläuten dreimal die Stube auf- und abgeführt, lernt bald laufen.

Regenwasser macht die Kinder bald reden.

Lacht man, daß einem die Augen übergehen, so giebts Zank.

Maithau vertreibt die Sommerflecken.

Hat jemand rothe Haare, und er läßt sie abschneiden, und vergräbt sie unter einer Weide, so sollen dagegen schwarze Haare wachsen.

Läßt man ein Blatterkind durch einen ererbten Wiger sehen, so wirds nicht blind.

Die Bauern sehen lieber, daß man das Brodt zu einer Milchsuppe brocke, als schneide. Von lezterm befürchten sie:

Um allen widrigen Streichen böser Leute auszuweichen, die sie den Dauben spielen könnten, darf man nur an die Thür die drei kraftvollen Buchstaben schreiben: C. M. B.

Irrlichter hält der Landmann für ungerechte Sieben oder Steiner d. s. Leute die die Feldsteine verrücken.

Wenn man in der zwölften Stunde der Christnacht neunerlei Holz schneidet, und dasselbe bei sich trägt, so sieht man am Walpurgistage, wenn der Hirte zum erstenmale austreibt, alle Hexen mit Melkkübeln gekrönt.

Vormals glaubte man, eine Hexe könne nicht über 30 Pfund wiegen. Kaiser Carl der fünfte, ertheilte

dem Städchen Oudewater, unfern Utrecht, um der zu selbiger Zeit allzugroßen Raserei in Verbrennung der Heren zu steuern, ein Privilegium, Kraft dessen es das Recht haben sollte, alle berüchtigte und als Heren angegebene Weiber zu wiegen, und diejenigen, welche über dreißig Pfund schwer wären, loszusprechen. — Wie nun das Städchen diese Wagegerechtigkeit durch ein Kaiserliches Privilegium erhalten hatte, so wurden nicht allein aus den Niederlanden, sondern auch aus dem andern Deutschland unzählige der Hexerei beschuldigte Personen dahin gebracht und gewogen. Dieß geschah aber jederzeit mit besondern Ceremonien. Die Berüchtigten mußten sich nehmlich ganz nackend ausziehen und besichtigen lassen. Sie wurden durch Hebammen examinirt, gewaschen, mit einem neuen Kamme gekämmt, und an allen Flecken des Leibes untersucht, ob sie etwa magische Zettel bei oder sonst was an sich hätten. Darauf wurden sie im Beisein des ganzen Magistrats gewogen, und erhielten nach befundener Unschuld ein mit dem Stadtsiegel versehenes Attestat, wobei noch zu bemerken, daß zu Oudewater das schwerste Gewicht in ganz Holland seyn soll.

Dann glaubte man ehedem auch, ein Zauberer hätte Teufelsanzeigen am Leibe. In den so gefährlichen Verdacht der Zauberei und Hexerei konnte denn mancher kommen, wenn er an den Theilen des Leibes sogenannte Muttermähler hatte, die oft gar wunderlichen Figuren ähnlich sehen, oder dazu gedeutet werden können, und woran gewöhnlich das unvorsichtige Verhalten oder zufälliges Anstoßen, Drücken oder Quetschen des Unterleibes der Schwangern schuld ist, weil dadurch die noch gar engen Blutgefäße und zarte Knochen und Flechsen zusammengepreßt oder verletzt werden.

Wenn du Haare ins Feuer wirfst, so sollst du den Daumen in die Hand kneipen (wie Leute zu thun pflegen,

die mit der fallenden Sucht behaftet sind) damit es nicht stinke. Lieber sollte man doch die Nase zuhalten.

Wenn jemand Milch über die Straße trägt, so darf davon nichts übergegossen werden; es würde der Molkenwirthschaft schaden. Jeder, der ein solches Geschäft verrichtet, wird daher beim Hinausgehen erinnert, vor dem Uebergießen sich ja in acht zu nehmen. — Der daher entstehende Schade kann jedoch kein andrer seyn, als der in der übergegossnen Milch selbst zu suchen ist.

Wenn dir jemand zutrinkt, oder den Krug, nachdem er getrunken hat, herreicht, so darfst du nicht aus offenen Kruge deinen Durst löschen. Der Deckel muß vorher erst wieder zugemacht werden, und dann allererst kannst du ihn wieder öfnen, und dich satt trinken.

Bei der Feuersbrunst, die am grünen Donnerstage 1790. die Fürstl. Reußische Stadt Zeulenrode verwüstete, gab man vor, man habe lange zuvor gewußt, daß es in Zeulenrode etwas ausserordentliches geben werde, weil bei dem Horchen in den zwölf Nächten etwas ungewöhnliches sey bemerkt worden. Ein Mann hat früh um 5 Uhr einmal eine feurige Kugel in der Luft über der Stadt gesehen. Man will es Wasserschöpfen, Läuten, Stürmen gehört haben. Einer hat diesen, der andre jenen bedenklichen Traum gehabt; ja kurz zuvor soll es der Herr Oberpfarrer Viehweg sogar auf der Kanzel gesagt haben: weil er die Leute zur Besserung ermahnt, und sie bedrohet, daß sie Gott strafen würde, wofern sie sich nicht besserten. Nun sagt man, er habe es gewußt, und um deswillen schon vorher eingepackt. Allein seine Wohnung wurde etwas spärer vom Feuer ergriffen; und doch verlohr er immer noch viel. Auch sagte der Aberglaube, das Unglück hätte vermieden werden können, wenn der Mann, bei dem das Feuer ausgekommen, nur gleich um sein Haus herum, und zu

dem nächsten Wege in das freie Feld hinausgesprungen wäre: aber er sey mitten durch die Stadt gelaufen, und da das Feuer einen solchen Mann nachzuziehen pflege, so habe es die ganze Stadt angreifen müssen. Der Aberglaube machte das groß Unglück dieser Stadt noch größer. Er prophezeihete, daß noch die ganze stehen gebliebene Greizer Vorstadt abbrennen, und der Stadt Greiz auch ein großes Unglück bevorstehe. Ja sie hätte schon abbrennen müssen, wenn man nicht so sorgfältig gewacht und Acht gehabt hätte. Man war der Sache so gewiß, daß man die Gasse, das Haus und sogar die Stunde benannte, da das Feuer auskommen müsse. Und wirklich waren hier viele, selbst angesehene Leute in Angst und Furcht, und glaubten also, daß die Prophezeihungen erfüllt werden würden. Dergleichen Unglückprophezeihungen verbreiteten sich damals im Voigtlande, und auf 6 bis 8 Meilen weit verkündigte man Unglück. Die Gründe dieser Prophezeihungen waren 1. die Anzeigen bei dem Horchen in den zwölf Nächten; 2. weil die Thüren des Feuerspritzenhauses einigemal offen gewesen — welches vermuthlich von dem einige Zeit heftig gehenden Wind bewürkt worden ist; 3 weil am Marienfest die Sonne bluthroth untergegangen — dieß kam aber daher, weil zu eben der Zeit viele brennbare Theile mit den Dünsten in der Luft, folglich zwischen der Sonne und den Augen der Menschen schwebten; daher die Sonne selbst roth scheinen mußte, wie dieß manchmal, besonders im Frühling und Herbst, der Fall ist; 4. weil die Hunde geheult — bei dem heftig gehenden und schneidend kalten Winde mag wol mancher Hund ziemlich gefroren haben; 5 weil es ein Bettler prophezeihet. So sehr spürt der Aberglaube noch in den Köpfen, und gewiß ist durch ihn das Elend der Einwohner von Zeulenrode noch schrecklicher geworden, da sie in ihrer durch denselben verunstalteten Religion keinen Trost

fanden, sondern durch die Vorstellung eines erzürnten Richters, der sie unglücklich machen wolle, ganz darnieder gedrückt wurden.

Bei einem Brande in Salzungen sahe ein Einwohner von der Classe, welche von Standeswegen richtiger denken sollte, die Flamme seinem Hause näher kommen, und einige Freunde erboten sich, ihm auszuräumen und seine Mobilien retten zu helfen. Kaltblütig antwortete er, es sey nicht nöthig; er habe die besten Vorkehrungen gegen die Gefahr getroffen. Alles Zureden war vergebens, und in einer halben Stunde stund sein Haus in Flammen, und er rettete nichts von seinen Habseligkeiten. Ein alter Jude, den man bei ihm sah, hatte das Feuer, wie mans nennt, versprochen: darauf verließ sich dieser Mann, und erfuhr das Trügliche dieses abergläubischen Mittels zu seinem Schaden.

Am 3ten April 1790. wüthete in dem Hessischen Dorfe Obersteinbach das Feuer fürchterlich. Man sagte, der Aberglaube, daß man an gewissen Tagen nichts verborgen oder aus dem Hause weggeben soll, habe die Veranlassung zu dem Unglück gegeben. Eine Frau soll von ihrer Nachbarin etwas Asche verlangt haben, und diese hat die noch heisse Asche in einem hölzernen Gefäß auf den Dachboden gesezt, um solche zu verbergen.

Wer sollte denken, daß der Aberglaube noch in unsern Tagen sich selbst des Hausirens bedient, um seine Herrschaft auszubreiten. Doch geschah dieß wirklich noch im Jul. 1790. in einigen Landstädten und Dörfern eines gewissen Fürstenthums, wo ein Herumträger unter andern gereimten und ungereimten Dingen auch ein gedrucktes Blatt verkaufte, welches folgenden Titel führte: Merkwürdige Beschreibung von einem großen Phänomen zweier Nebensonnen, welche den 17ten May 1790. über Schneeberg, Annaberg, Schwarzenberg und der ganzen Gegend herum

von viel tausend Menschen gesehen worden; wie auch von der Feuersbrunst aus Pohlnisch Lissa. Nach möglicher Kürze wahrhaft beschrieben. — Nachdem diese Erscheinung (davon im ersten Theile des Buchs vom Aberglauben gehandelt ist) nicht etwa erklärt, sondern nur der äussern Gestalt nach beschrieben worden, so heißt es weiter: „Es zeigen sich zwei ausserordentliche Cometsterne am Himmel, welche des Abends um 8 Uhr gegen den Abend an dem Horizont stehen, und welche blutroth, aber doch sehr helle ihren Glanz von sich geben, um denselben zeigen sich weisse lange Strahlen, so nach den Morgen zu stehen, und wie einige Astronomen aus Frankreich observiret haben, soll es ein Comet seyn, welcher vor 100 Jahren auch in unserer Gegend sich gezeigt haben soll, worauf großer Krieg erfolgt sey. Alle Menschen konnten sich nicht satt sehen, und die Beurtheilungskraft blieb bei einem jeden zu schwach, die Bedeutung davon zu machen. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß Gott Wunder und Zeichen am Himmel erscheinen läßt, um einen jeden auf seine Allmacht desto aufmerksamer zu machen, und sich stets seinem heiligen Willen zu überlassen, und ihn im Gebet und Flehen um Abwendung alles Bösen kindlich anzurufen. Wir haben es höchst Ursache auch bei ereigneten Erdbeben, welche uns immer näher treten, und jetzo das am 12ten März in Hanau erwähnen wollen. Es war die erste den 5ten Abends nach 8 Uhr, und die zweite den 6ten, Morgens um 4 Uhr. Die lezte war so heftig, daß die Wände und Fensterscheiben bebeten, und mit einem starken Getöse und Geraffel begleitet. Die lezte Erschütterung ist auch in Darmstadt und in den Odenwald verspürt worden. Den 4ten Junii ist abermals eine große Feuersbrunst in Pohlnisch Lissa entstanden, so daß in wenig Stunden die Stadt in einen Aschenhaufen verwandelt worden, und nur einige 40

Häuser stehen geblieben sind. Einige melden, daß es bei einem Phänomen, welches den 4ten Junii gewesen, das Feuer von der Sonne gefallen, und die Stadt angezündet habe.

Nun folgt noch ein frommer Seufzer, und ein Lied, auf die Melodie: Alle Menschen müssen sterben, dessen dritte Strophe so lautet:

Neue Sterne und Cometen, zeigen was besonders an, sie sind traurige Propheten, dieses glaubt ein jedermann, es sind Buß- und Warnungszeichen, laßt uns nicht von Gott abweichen, rufet Gott inbrünstig an, der die Strafe lindern kann. — Endlich folgt ein Stoßgebet um Abwendung der Strafruthe.

Solche moralische Quacksalberei, welche die redlichsten Bemühungen der Volkslehrer, ihren Gemeinden würdige Begriffe von Gott und seiner Regierung in der Welt beizubringen, vernichtet, sollte billig unter gedrohter obrigkeitlicher Ahndung überall verboten seyn.

Im abnehmenden Monde darf kein Zuchvieh jung geworden oder entwöhnt seyn, sonst hat es kein Gedeihen. — Bei abnehmenden Monde darf niemand einziehen, denn sonst hat er kein Glück, und sein Vermögen wird abnehmen. Besonders achten neu Verehlichte hierauf sehr. — Wer, wenn die Sonne untergehen will, mit dem Finger nach derselben hinweiset, dem folgt sie immer nach. Man mögte ermüden, solchen Unsinn zu bemerken, wenn es nicht gewiß wäre, daß er noch geglaubt wird.

Im Junius 1790. geschah bei Halle in Sachsen, die seltene Naturbegebenheit, daß das Wasser in einem Teiche roth gefärbt erschien. Die Sache machte großes Aufsehen, und alles lief dahin, das Wunder zu betrachten. Die Einfältigen meinten, das Wasser sey in Blut verwandelt, und es bedeute wenigstens Hun-

gersnoth oder Pest; aber ein geschickter Naturforscher, der dasige Cämmerer Weber, gieng hin das Wunder nicht blos zu schauen, sondern auch zu untersuchen; und dieser fand, daß es eine ganz natürliche Sache war, die er in den Hallischen wöchentlichen Anzeigen No. 59. folgendermaßen beschreibt. „Der Teich bei der Giebichensteinischen Amtsziegelscheune erschien am 15ten Jul. roth gefärbt. Nachmittags bemerkte ich zuerst die rothe Farbe des Wassers. Es sah vollkommen wie Blut aus, und beim Ausschöpfen in ein gläsernes Gefäß, glich es einer blassen Auflösung von Florentinerlack. Abends füllte ich ein Glas mit diesem Wasser an, und nahm es mit nach Hause. Nach einer Viertelstunde, da es ruhig gestanden hatte, zeigte sich ein dunkelrother dem schönsten Florentinerlack ähnlichen Niederschlag, und das darüber stehende Wasser war ganz hell geworden. Hieraus folgte, daß die rothen Theilchen keinen genauen Zusammenhang mit dem Wasser hatten, und um ein ansehnliches specifisch schwerer, als das Wasser waren. Die Bewegung des Wassers, welche durch den Wind verursacht wurde, war also blos Ursach, daß dieses färbende Wesen nicht zu Boden fiel: denn an denjenigen Orten, wo das aufgewachsene Schilf dem Wasser gegen den Wind Schutz gab, sahe man die rothgefärbten Theilchen auf dem Boden liegen, und das Wasser schien klar, so daß einige beim ersten Anblick glaubten, der Teich bestünde aus rothen und weissen Wasser. Am folgenden Tage untersuchte ich einen Tropfen von diesem gefärbten Wasser unter meinem ziemlich guten Wilsonschen Vergrößerungsglase. Eine Vergrößerungslinse, welche den Durchmesser 133, die Fläche 17,689 und den körperlichen Inhalt 2,352,637 mal vergrößert, zeigte rothe lebendige Puncte, welche eine eigenthümliche Bewegung hatten. Unter einem Glase, welches den Durchmesser 209, die Fläche 40,000 und den körperlichen

lichen Inhal: 8 Millionen mal vergrößert, erscheinen die rothen lebendigen Thierchen schon als kleine längliche blasenartige Körperchen, und bei der Vergrößerung des Durchmessers von 400, der Fläche von 160,000 und des körperlichen Inhalts von 64 Millionen, sahe man deutlich, daß es rothe Thiere waren, welche die Größe und Gestalt eines Waizenkorns hatten, und sich mit großer Lebhaftigkeit in dem Wassertropfen willkührlich bewegten. Der Körper war schön blaßroth, durchsichtig, und an einem Ende befand sich ein schwarzer Punkt, wahrscheinlich der Kopf des Thierchens, indem sich dieser Theil immer vorn befindet, wenn sich dasselbe fortbeweget. Es gehören diese kleinen Geschöpfe zu dem Geschlechte der Infusionsthierchen, da sie viele Aehnlichkeit mit den Thieren haben, die nach einigen Tagen in Erweichungen von Pfeffer, Hausamen und andern vegetabilischen Substanzen entstehen, nur mit dem Unterschiede, daß sie roth gefärbt und viel kleiner sind, auch sich in größerer Menge in der Flüssigkeit befinden. Denn das größte rothe Thierchen ist 64 Millionen kleiner als ein Waizenkorn, und in einem Wassertropfen befinden sich über 1000 Stück. Nur durch die große Menge derselben wird das Wasser roth gefärbt, und wenn es eintrocknet, bleibt auf dem Glase, worinnen sich die Flüssigkeit befand, ein aus rothen Thierchen bestehender Farbenstaub liegen, welcher dem Florentinerlak der Farbe nach ähnlich ist. Die Richtigkeit der angeführten Bemerkungen würden erforderlichen Falls viele würdige und gelehrte Männer hiesiger Stadt mir bezeugen, welche alles bisher erzählte bei mir gesehen haben. Ja, ich habe zu mehrerer Bestätigung unter einem schönen zusammengesetzten Vergrößerungsglase, alle vorerzählte Beobachtungen in Gegenwart einer ansehnlichen Gesellschaft wiederhohlt und richtig befunden. Bei einer Vergrößerung des Durchmessers

von 124, der Fläche von 15,376, und des körperlichen Inhalts von 1,906,624 mal sahe die ganze Gesellschaft diese Thierchen am deutlichsten, und man konnte mit dem zusammengesetzten Vergrößerungsglase eine größere Fläche als mit dem Wilsonschen auf einmal übersehen. Die Beobachtung geschah des Abends, es war daher nicht gut möglich, eine stärkere Vergrößerung anzubringen. Da man schon verschiedene Beobachtungen von sogenannten Blutregen und rothgefärbten stehenden Wassern hat, so wird meine jetzige Nachricht von einem rothgefärbten Teiche vielleicht überflüssig scheinen. Wenn man aber erwägt, daß diese Begebenheit sich ziemlich selten ereignet, und daher von dem gemeinen Mann als ein Wunder angesehen wird, und viele abergläubische und furchtsame Ideen erweckt (indem ich selbst gehört habe, daß einige sonst vernünftige Leute des Bürgerstandes, eine Vorbedeutung von blutigen Schlachten hierin zu finden glaubten) so wird man es nicht unschicklich finden, daß ich den Aberglauben zu bestreiten gesucht, und den Nutzen der Naturgeschichte und Physic im gemeinen Leben zu zeigen mich bemühet habe. Ueberdieß finde ich auch, daß alle Beobachtungen, die wir bisher von sogenannten Blutregen und blutigen Wassern haben, von unserm rothgefärbten Teichwasser sehr verschieden sind. Denn die sogenannten Blutregen, von denen ich Nachrichten gelesen habe, rühren entweder von dem Blumenstaube einiger Pflanzen, oder von dem rothen Safte verschiedener Schmetterlinge her, welchen sie bei ihrer Verwandlung als eine Reinigung von sich geben. Die rothen stehenden Wasser sind entweder blos auf der Oberfläche gefärbt, und hier ist eine Art rothes Moos Ursach; oder sie sind durchgehnds roth, welches theils einer mit dem Wasser vermengten Bolarerde und gelbrothen Lehm, theils den darin herumschwimmenden ro-

then Waſſerflöhen zuzuſchreiben iſt. Unſer Teichwaſſer aber wurde durch Infuſionsthierchen, welche 64 Millionen mal kleiner ſind, als ein Waſſerfloh, der dem bloßen Auge noch ſichtbar iſt, rothgefärbt. Und hievon ſind meines Wiſſens noch keine Bemerkungen vorhanden. Warum erſcheinen aber dieſe kleinen Thiere ſo ſelten — und warum ſind ſie roth? Vielleicht müſſen verſchiedene ihrer Erzeugung günſtige Umſtände, die wir noch nicht kennen, zuſammentreffen, wenn ſie ſich ſo ſtark vermehren ſollen, daß ſie uns durch ihre Menge ſichtbar werden; ſo wie z. B. die Feldmäuſe, die Heuſchrecken, die Maykäfer und gewiſſe Raupenarten ſich nur in manchen Jahren ſo ſtark zeigen, daß ſie als Landplagen Aufmerkſamkeit erregen. Die Thierchen können auch wohl zuweilen auf dem Grunde der Teiche vorhanden ſeyn; weil aber während ihres Daſeyns eben Windſtille herrſcht, werden ſie oberhalb im Waſſer nicht ſichtbar. Auf die zweite Frage, warum dieſe Infuſionsthierchen roth ſind, könnte man mit einer Gegenfrage antworten: warum iſt der gewöhnliche Floh braun gefärbt? Doch, ſollte die rothe Farbe nicht ihren Grund in den Nahrungsmitteln dieſer Thierchen haben? Der Teich an der Ziegelſcheune hat zwar ſeine eigenen Quellen, es fließet aber auch Waſſer aus einer Straße mit hinein, wo ein Färber und verſchiedene Lohgerber wohnen. Können nun die vegetabiliſchen Theilchen der Farbenhölzer und des Abgangs von Gerberlohe nicht dieſen Thierchen zur Nahrung dienen, und ihr färbendes Weſen den durchſichtigen Körpern mittheilen? Freilich iſt die ſo hochrothe Farbe gewiſſermaßen noch unerklärbar, und die Wahrheit liegt hier zu tief im Innern der Natur verſteckt, worin nach Hallers Ausſpruch kein erſchaffner Geiſt dringt. — Nach chemiſchen Unterſuchungen beſtehet der rothe Farbenſtoff dieſer Infuſionsthierchen aus harzigen Theilchen, die mit dem thie-

rischen Leim genau verbunden sind. Ob aber dieser Farbestoff als Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche in die Thierchen überging, oder ob er als wesentlich bei ihnen angesehen werden müsse, ist nicht zu bestimmen. Da die chemischen Versuche in meiner Gegenwart gemacht sind, so kann ich mit völliger Ueberzeugung die Richtigkeit derselben bestätigen. Der Teich behielt noch ohngefehr 8 Tage sein rothes Ansehen, nach welcher Zeit das Wasser wieder hell ward: doch erblickte man noch einige Zeit bei genauer Untersuchung den rothen Farbestoff auf dem Boden des Teichs, und an den Wasserkräutern wie Florentinerlack angesetzt. Unter dem Sonnenmikroscop des Prof. Gren, zeigten sich die rothen Infusionsthierchen sehr schön, und am deutlichsten konnte man die willkührliche Bewegung derselben bemerken, wenn sie an der Wand so stark vergrößert erschienen, daß sie die Größe von rothen türkischen Bohnen hatten. Verschiedene, die noch an der Richtigkeit der gemachten Bemerkungen zweifelten, überzeugten sich hier, daß Thierchen die Ursach des scheinbar rothgefärbten Wassers waren.

Am siebenten Januar 1791 wurde in Magdeburg ein Soldat enthauptet — ein junger Bursche von 18 Jahren Namens Johann Ehrenfried Dobritz. Die Geschichte seines Verbrechens ist kürzlich folgende: Er war als Hornist bei einem der dasigen Regimenter angestellt, und verdiente sich durch seine Musik hier und da in den Wirthshäusern etwas Geld, das er aber nebst seinem Solde gleich wieder durchbrachte. Die Zahl seiner Gläubiger vermehrte sich und der Hauptmann sieht sich genöthiget, etwas zur Befriedigung derselben von seinem Solde zurück zu behalten. Zu gleicher Zeit untersagt er ihm, sich in seiner Montur in den Wirthshäusern herumzutreiben. Diese beiden Stücke brachten ihn nach seiner Aussage zur Verzweiflung, und zu dem Gedan-

ken, ſich zu entleiben. Indeſſen dachte er, er könne alsdenn vielleicht nicht ſeelig ſterben. Er wolle dafür lieber einen andern umbringen; dann müßte man ihn doch zum Tode zubereiten, und er ſtürbe ſeelig, indem er noch keine Gelegenheit zur Sünde gehabt hätte, und wenn er leben bliebe, vielleicht wegen ſeiner Sündenlaſt verdammt würde: ſo führte er dieſen gräulichen Vorſatz aus. Er gieng hinunter in die Stube ſeines Wirths, wo er deſſen Tochter von 10 Jahren ganz allein fand, die er auch ſogleich mit einer Fußbank (Hütſche) auf den Kopf und darnieder ſchlug, und ihr mit einem Meſſer den Hals abſchnitt. Er gab ſich darauf ſelbſt an. In ſeinem Gefängnis betrug er ſich ſehr frech und gleichgültig, und noch den Tag vor ſeiner Hinrichtung ſoll er unter vollen Freſſen und Saufen geſagt haben: es hätte gar nichts zu bedeuten; der Teufel ſey Schuld an ſeinen Thorheiten und Schandthaten; Gott werde ihn ſchon zu Gnaden annehmen, und ſie ſollten nur Achtung geben, die Sonne werde gewiß gleich nach ſeiner Hinrichtung ſcheinen — zum Zeichen daß er ſelig geſtorben ſey. — Die Sonne ſchien, und dadurch wurden leider! viele Zuſchauer in dieſem irrigen Wahn beſtärkt. Noch andre Arten gröbern Aberglaubens ſahe man bei dieſer Gelegenheit, daß z. B. viele über den Sand, auf welchem der Verbrecher kniete, herfielen, ihn ſammelten, um ihn in ihr Haus zu ſtreuen, weil ſie dadurch beſſere Nahrung hofften; daß einige das vergoſſene Blut des Mörders als ein Mittel gegen verſchiedene Krankheiten aufzufangen ſuchten — alles Beweiſe, daß es ein grobes Verbrechen wider Gott und Menſchen iſt, den Nutzen und die Nothwendigkeit der fortſchreitenden Aufklärung des Volks und ſeiner Religion zu beſtreiten, und ihren Fortgang gefliſſentlich zu hemmen.

Am 13 Oct. 1791 badete ſich in Jena ein ſehr braver junger Mann auf Zureden einiger ſeiner Bekannten

in der Saale. Es war dieß das erstemal in seinem Leben, daß er in einen Fluß gieng. Zuvor hatte er öfters in einer Badewanne diese dem Körper so zuträgliche Reinigung vorgenommen, und weigerte sich gegen wiederhohltes Zureden seiner Freunde, es im Flusse zu thun, indem er seine Unerfahrenheit hierin vorwandte, und den Nutzen des Badens auf die ihm gewöhnliche Art ohne Gefahr zu erreichen glaubte. Endlich gab er doch nach, und ward an einen unsichern Ort geführt, wo er den ersten Versuch mit dem Leben bezahlen mußte. Seine Freunde eilten, ihm von der Stadt aus Rettung zu verschaffen; aber sie waren nicht vermögend, es zu bewerkstelligen. Als endlich die Fischer in Kähnen herbeigekommen waren; so suchten sie auf dem Platz, wo der Verunglückte lag — bis nach Sonnenuntergang; da fanden sie ihn erst. Nun sagte man, dieß sey geschehen: weil die Fischer den verabscheuungswürdigen Aberglauben hätten, daß die Fische aus einer solchen Gegend entwichen, wo ein Ertrunkener vor dieser Zeit herausgehohlt würde.

Seinen Freunden giebt er's schlafend! — Diesen biblischen Spruch misbrauchte die Köchin eines Obersten in Potsdam auf eine sonderbare Art. Sie hatte die verderbliche Gewohnheit, in das Lotto zu sezen, und an dem Tage, an welchem das Glücksrad gezogen wurde, im Bette zu bleiben, und zu schlafen. Als der Obrist einmal von der Parade nach Hause kommt, findet er kein Feuer, kein Essen, keine Köchin in der Küche. Nach vielem Suchen trifft der Bediente sie im Bette an, und sagt dieß seinem Herrn. Was in aller Welt, sagt dieser, macht sie jezt im Bette? Sie gehört ja in die Küche, sie muß ja das Essen besorgen! „Das konnt ich heute nicht, Herr Oberster, sagt die Köchin, ich muß heute in Bette liegen und schlafen" — Und warum? — Ja heute ist die Lotterie

gezogen — und — seinen Freunden giebt er's schlafend! Ich habe in die Lotterie gesetzt.

Der natürliche Zauberer.

Geschwindigkeit ist keine Hexerei, pflegt man zu sagen, wenn man jemanden etwas verrichten sieht, davon man nicht gleich den Grund kennt. Es können so viele Dinge nicht nur durch Geschwindigkeit, sondern auch durch die — freilich vielen unbekannten — Würkungen der Körper geschehen, daß der Unkundige leicht getäuscht und auf irrige Vorstellungen von den Kenntnissen der Menschen, und Einwürkungen unsichtbarer Wesen kann geleitet werden, wenn er nicht den Grundsaz bei sich festgesezt hat, daß alles, was geschieht, auf natürlichen Gründen ruhe. Die folgenden Beispiele werden dieß näher darthun, und über Dinge der Art, Licht verbreiten. —

Man reibe eine Glasröhre und lasse acht bis neun Zoll von ihr eine kleine leichte Feder fliegen. Diese wird von der Röhre sogleich angezogen, und etwa zwei bis drei Secunden fest an ihrer Oberfläche hängen: dann aber wird sie wieder zurückgestoßen. Wenn man nun die Röhre unter sie bringt, so pflegt die Feder in der Luft immer bis auf eine beträchtliche Weite von ihr fort, ohne der Röhre wieder zu nahe zu kommen; und wenn man diese geschikt zu führen weiß, so kann man die Feder nach Gefallen in der Stube herumtreiben. Immer kehrt sie mit derselben Seite nach der Röhre zurück, auch wenn man diese so geschwind als möglich um die Feder herumbewegt. — Auch kann die eine Person eine geriebene Röhre von glattem Glas, die andre etwa Siegellac in der Hand halten. Beide stehen etwa anderthalb Schuh weit von einander. Zwischen beide

(auf entgegengesetzte Art electrische) Körper läßt man einen aus sehr leichten Federn zusammengesezten kleinen Federball fliegen; und man wird ihn wechselsweis von einem Körper auf den andern hüpfen sehen, so daß es scheint, als ob beide Personen damit spielten. —

Man vergoldet ein ziemlich großes Glas von aussen her entweder ganz oder Schlangenweis; oben aber läßt man einen Raum von einem Zoll unbelegt. Nun füllt man das Glas, so weit die Vergoldung reicht, mit Wein, und hütet sich, daß das unbelegte weder von innen noch aussen feucht werde. Nun hänat man ein Drath, das mit der Electrisirmaschine zusammenhängt, so, daß es in der Mitte den Wein berühret, da denn jemand die Maschine in Bewegung sezt. Das Glas wird nun ohne viele Bewegung zum Trinken hingereicht, und wer es an den Mund bringt, bekommt einen electrischen Schlag. — Besser geräth der Versuch, wenn man das Glas in einem zinnernen Becher oder überhaupt auf ein Metall stellt. —

Wenn man in einen Spiegel sieht, der perpendiculär auf einem andern steht, so wird das Gesicht völlig ungestaltet erscheinen. Neiget man den Spiegel ein wenig, so zeigt sich das Gesicht mit allen seinen Theilen, ausgenommen die Nase und die Stirn. Neiget man ihn weiter, so wird man sich mit drei Nasen und sechs Augen erblicken. Kurz, diese scheinbare Verunstaltung wird bei einem jeden Grade des Neigens sich verändern; und wenn man den Spiegel ganz tief geneigt hat, so wird man sich gar nicht mehr darin erblicken. — Wenn man hingegen diese Spiegel dergestalt setzet, daß sie vertical zusammenstoßen, so werden ihre verschiedenen Neigungen wieder andre Erscheinungen am Gesicht hervorbringen. — Auch kann man einen Spiegel machen, daß wenn jemand hineinsiehet, es scheinet, als sey sein Gesicht mitten entzwei geschnitten. Die Fläche

des Spiegels muß nemlich ganz eben abgeschliffen seyn, die andre Seite aber in der Mitte einen Rücken haben, und wie gewöhnlich belegt seyn. —

Man nimt eine hinlängliche Menge des beßten Brantweins, und wirft kleine Stückchen Kampfer hinein, daß es sich darin auflöse. Fenster und Thüren werden wohl verwahrt, daß der ausdünstende Dampf sich nicht durch die kleinen Oefnungen verbreite. Das Geschirr, darin der Brantwein ist, muß auf einem Kohlfeuer doch ohne ausschlagende Flamme kochen, daß der ganze Brantwein ausrauchst, und das Zimmer erfüllt. Der Dampf davon wird so subtil seyn, daß man ihn kaum sehen kann. Sobald nun ein brennendes Licht schnell in die Stube getragen wird, so entzündet sich die Luft, und das ganze Zimmer brennt davon.

In Papier kann man eine bleierne Kugel schmelzen, wenn man dasselbe so dicht um die Kugel legt, daß keine Falte an demselben bleibt. Auch Wasser kann man darin kochen: denn das Wasser geht durch die Zwischenräume des Papiers in dem darin befindlichen dichten Körper. —

Man läßt ein Schnupftuch im Wasser wohl naß werden, und tunket es dann in starken Brantwein, hält es auf einer Gabel in die Höhe, und zündet es bei einem Lichte an: Es brennt dann über und über, ohne doch zu verbrennen. —

Legt man eine ganz trockene Nähnadel behutsam der Länge nach auf das Wasser, so sinkt sie nicht unter; und es schwimmt hier Eisen auf Wasser. —

Wenn man mit der Auflösung von Salpetersauren Wismuth auf Papier schreibt, so sind die Züge unsichtbar; sie erscheinen aber sehr deutlich, wenn man das beschriebene Papier in Wasser taucht: denn das Papier wird etwas durchsichtig; die Buchstaben aber werden ganz weiß und undurchsichtig. Wird das Pa-

pier trocken, so kann man die Buchstaben nicht weiter unterscheiden: dagegen erscheinen sie auf eine neue Anfeuchtung noch etlichemal und verschwinden auch wieder. — Es giebt Leute, die dergleichen Zettel öffentlich ausgeben, und man kauft sie, um auf denselben sein Schikſal und seine Hoffnungen zu lesen. „Unternim was du vorhast; es wird dir gelingen." — „Deine erste Reise wird glücklich seyn, und du wirst sie nach Wunsch vollbringen." — „Das andre Geschlecht ist dir gewogen, und du kannst durch dasselbe dein Glück finden." — „Sieh dich vor bei dem, was du thust; es stehen Laurer auf dich." — Mit diesen und andern dergleichen Dingen wird der Leichtgläubige und Unwissende geäfft, und zu seinem Schaden getäuscht. —

Wenn man mit einem färbenden vegetabiliſchen Pflanzensafte auf Papier schreibt, und solches in eine Flasche stekt, worin dephlogistisirte salzsaure Luft befindlich ist, so wird nach einigen Minuten die geschriebene Schrift verschwinden. — Schreibt man hingegen mit einer Auflösung von Bleiweis im Wasser, auf Papier, und steckt solches in eine Flasche, worin solche dephlogistisirte Luft befindlich ist, die man durch Abziehen der Salzsäure über Braunstein erhält; so wird nach Verlauf einiger Minuten die Schrift sichtbar werden. Man kann der Schrift durch Mittel, welche hier anzuführen zu weitläuftig seyn würde, auch verschiedene Farben geben. Hier sollte nur gezeigt werden, daß bei alle dem nichts übernatürliches obwalter, und daß die Verfertiger oben angeführter Zettel so wenig Hexenmeister, als Propheten sind.

Man zieht Rock und Weste aus, läßt sich die Hände auf den Rücken binden und sich etwas an das rechte Ohr hängen. Dieses nun an das linke Ohr zu bringen, geht man an einen besondern Ort, wo man nicht kann bemerkt werden, hängt sich mit dem Oberleibe zurük, und

zwingt zuerſt den Hintern rückwärts durch die Arme, hernach das rechte Bein, dann das linke. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo hat man die Hände vor ſich, daß man ſodann das Angehänge vom rechten ans linke Ohr bringen kann. Darauf ſtekt man die Beine wieder zurück, ſo daß die Hände wie vorher auf den Rücken zu liegen kommen. —

Man befeſtige ein Stöckchen ohngefehr zwei Spannen lang an einem Tiſch, ſtecke eine Nähnadel oben ſo hinein, daß die Spitze derſelben über ſich ſtehet. Dann ſteckt man in ein andres, das dem vorigen ganz gleichet, in der Mitte einen Pfennig, und an beiden Enden ein Meſſer, um das Gleichgewicht zu wege zu bringen, dieſe Maſchine ſezt man nun ſo, daß der Pfennig auf die Spitze der Nähnadel zu ſtehen kommt. Bläſet man daran, ſo wird ſich der Pfennig mit der Maſchine auf der Nadelſpitze immer herumdrehen. —

Nim eine kleine Flaſche, deren Oefnung nicht mehr als zwei Linien im Durchſchnitt hat, und ein irdenes Gefäß, welches um einen oder zwei Zoll höher iſt, als die Flaſche. Du mußt auch einen kleinen Trichter haben, mit welchem du den Wein einfüllen kannſt. Wenn die Flaſche mit Wein völlig angefüllt iſt, und in das Gefäß, das auch voll Waſſer iſt, geſezt wird, ſo daß das Waſſer über den Hals dieſer Flaſche geht, ſo wirſt du alsbald den Wein durch den Hals heraufſteigen ſehen, der ſich wie eine kleine Säule erhebet, und oben auf dem Waſſer ſchwimmet. Zugleich wirſt du auch bemerken, daß das Waſſer unten auf dem Boden der Flaſche die Stelle des Weins einnimmt. Dieß rührt aber daher, daß die Theile des Waſſers ſchwerer ſind als die Weintheilchen. —

Der Taſchenſpieler hat einen länglichten hölzernen Becher, in welchem noch ein andrer iſt, der aber nur ſo tief hineingehet, daß zwiſchen dem äuſſern und innern

Becher so viel Raum übrig bleibe, daß darin eine Hand voll Mehl kann verborgen seyn. Soll er nun spielen, so läßt er den innern Becher sehen, wirft ein wenig Korn hinein, und legt ein hiezu gemachtes leeres Säckchen darüber, da er sich denn stellet, als ob er das Korn mahle. Haben ihn die Zuschauer lange genug zug sehen, so ergreift er das leere Säckchen, faßt den Becher, und schüttet das Mehl heraus. —

Er nimt ein Geldstück öffentlich aus der Tasche, und macht auf dasselbe ein gewisses Zeichen. Alsdenn stellet er sich, als ob er dasselbe einem andern in die Hand gebe, behält es aber in der seinigen. Bald hierauf fodert er das Geld von einem andern, der hiezu bestimmt seyn muß, dem er sagt, er solle es nur in seiner linken Hosentasche suchen, wo es sich den zur Bewundrung der Umstehenden wirklich findet. —

Er nimt zwei Münzen, deren Größe einerlei, das Gepräge aber verschieden ist, schleifet jede auf einer Seite, so daß beide zusam nur die Dicke einer einzigen haben; da er solche denn durch sehr zarte Seiten an einander befestiget. Solcher gedoppelten Münzen läßt er sich zwei Stück verfertigen. Z. E. die beiden Münzen wären ein Preußisches und ein Sächsisches Viergroschenstück, so wird die zusammengesezte Münze auf der einen Seite als ein Preußisches, auf der andern als ein Sächsisches Viergroschenstück aussehen. Nun nimt er in jede Hand eine von diesen Münzen, daß er in der einen Hand ein Preußisches und in der andern ein Sächsisches Viergroschenstück habe. Hierauf hält er die Arme auseinander und läßt jeden durch eine Person festhalten. Ist dieses geschehen, so öfnet er nochmals die Hände und läßt sehen, daß er noch bis jezt in jeder Hand die bewußte Münze habe. Er thut hierauf beide Hände so zu, daß sich diese Stücke umkehren und macht mit den Händen eine starke Bewegung, da

mit es das Anſehen habe, als ob er einen Wurf mache; öffnet hierauf die Hände, und man glaubt, daß beide Stücke verwechſelt worden. —

Ein gebratner Kalbskopf blöket, wenn man, indem er warm angetragen wird, einen Laubfroſch in einer mit Löchern verſehenen Schachtel in ihn ſetzt, der denn von der Wärme beunruhigt und zum Schreien gebracht wird, ſo daß es ſcheint, als blöke der Kopf. —

Nehmet Flachs, zieht ihn wie beim Spinnen, doch nicht gedrehet, wickelt es feſt zuſammen auf einen runden Ball, ohngefehr in der Größe einer Flintenkugel, ſtecket es an eine Gabel, haltet es über ein angezündetes Licht, drehet es öfters herum, laſſet es wohl ausbrennen, und zwar ſo lange bis ihr glaubt, daß es ganz durchgebrennet und entzündet ſey. Leget es alſo in ausgebrannten Flachs und wickelt es ganz darin ein, daß der Flachs aber nicht größer ſey, als man ihn in den Mund ſchieben kann. Nach dieſem ſteckt ihn in den Mund blaſet ſtark hin in, ſo wird das glühende Kügelchen den Flachs entzünden: und man kann Funken ſprühen. Dieß kann auch ſo bewerkſtelliget werden, daß man im Finſtern Zucker kand mit den Zähnen zerknirſchet. Vielleicht liegt hierin die Erklärung mancher Erſcheinung, da das Geſpenſt Funken geſprühet geſchmazet und mit den Zähnen ſoll geknirſcht haben. —

Man nimmt Eierdotter, Gummi und ein wenig Kraftmehl, beſtreicht mit dieſem Brei die Hände, und läßt ſie trocken werden. — Oder man nimmt Altheeſaft, Bilſenkraut, Flohkrautſaamen und Eierweis, vermiſcht es mit einander und beſtreicht ſich damit die Hände: So kann man Feuer ohne Verletzung auf den Händen tragen. Man ſieht aber auch hieraus, wie nichtig die Feuerprobe war, die man in alten Zeiten gebrauchte, um jemandes Schuld oder Unſchuld zu entdecken. —

Wenn Aepfel, Pfirsichen und dergleichen Früchte ihre halbe Größe am Baum erreicht haben, so belege man ihre Sonnenseite mit Zügen von gerollten dünnen Wachse, welches die Sonne hindert, diese Stellen roth zu färben. Der Abergläubige würde dadurch leicht veranlaßt werden können, das für wahr zu halten, was der Betrüger, wenn er sich durch dieses Kunststück erst Beifall verschaft, zu thun oder zu lassen ihm rathen mögte, wenn er unbekannt mit dem Mittel, dieß zu bewürken dächte, die Vorsehung habe ihm dadurch in einer Angelegenheit einen Wink gegeben, worin er bisher vielleicht zweifelhaft war.

Der Taschenspieler bringt von unten durch einen Tisch eine Kugel in einem Becher — läßt eine Kugel durch den Arm in die Hand fallen — macht aus zwo Kugeln eine — bringt sie, ohne daß es die Zuschauer bemerken, aus einer Hand in die andre — läßt einen Stein aus der Hand verschwinden — macht ein Stück Geld in der Hand unsichtbar, — zieht einen Faden durch die Nase — bringt zween Stücke Geld aus zween Menschenhänden in die Hand eines — läßt ein Stück Geld durch den Tisch fallen — nimmt ein Stück Geld von einem so, daß ers doch behält — schlägt einen starken Knoten in ein Schnupftuch, und löst ihn mit etlichen Worten wieder auf — bringt rundgedrehete hölzerne Knöpfe, die in der Mitte ein Loch haben, von einem Faden herunter, obgleich die Enden desselben von jemand festgehalten werden — läßt Eier auf einem Stokke tanzen — zerschneidet und verbrennt einen Faden, und macht ihn aus der Asche doch wieder ganz — macht ein zerschnittenes Band durchs Blasen wieder heil — verwandelt Geld ꝛc. in Stein. Man sieht aus diesem kleinen Verzeichnis von Kunststücken wohl, daß wenn der Taschenspieler etwas verbrennt oder überhaupt vernichtet, allemal etwas anders da seyn müsse, wodurch

die Stelle des abgegangenen wieder ersetzt werden kann; und weil er nicht immer alles allein verrichten kann, so muß er sich mit gewissen Personen heimlich verstehen, und sich über sein Vorhaben mit ihnen verabreden. Beide stellen sich überhaupt so fremd gegen einander, als hätten sie sich nie gesehen, und vermeiden dadurch allen Argwohn und Verdacht. — Er verbirgt etwas in einer Nuß. — Um dieß zu verrichten, muß er vorher in eine ausgehöhlte Nuß, darin noch etwas von dem Kern geblieben ist, ein zusammengerolltes Kartenblatt vorher hineingesteckt, und das Loch in der Nuß mit Wachs ziemlich zugestopft haben. Diese Nuß nun nimt er hervor, und begehrt von einem dazu bestellten ein Kartenblatt, und stellt sich, als wäre es ihm gleich viel, was für eines er ihm gebe. Weil dieser aber zuvor von ihm unterrichtet ist, so reicht er ihm eben ein solches Kartenblatt mit demjenigen Gemählde dar, mit welchem das bemahlt ist, was in der Nuß verborgen liegt. Dann legt der Taschenspieler die Nuß auf den Tisch, zeigt das empfangene Kartenblatt, befeuchtet es, zieht die bunte Seite davon ab, wickelt sie gerade so zusammen, wie die in der Nuß befindlich ist, und wirft sie auf den Tisch; hebt sie dann mit der linken Hand wieder auf, und stellet sich, als ob er solche in seine rechte Hand lege, behält sie aber in der linken, aus der er sie unvermerkt in seinen Schooß kann fallen lassen. Er schließt dabei seine rechte Hand fest zu, als ob er das Kartenblatt darin fest hielt. Mit dieser zugeschloßenen Hand bedeckt er die dargestellte Nuß, und giebt der Karte Befehl, sich in dieselbe zu verfügen. Hierauf zeigt er seine Hand, und sagt, daß man sehe, wie hier nichts sey, läßt die Nuß öfnen, und man wird erstaunen, darin das Kartenblatt zu finden. — Er scheint sich die Nase abzuschneiden. —

Dazu ist ein besonderes Messer nöthig, welches in der Mitte der Klinge eine dazu bereitete Scharte hat. Diese Aushölung des Messers weiß er mit den Fingern zu verbergen, und zieht mit beiden Händen anscheinend an der Nase hin und her, und drückt es an dem Orte, wo die Nase besonders mit Fleisch umgeben ist, hart an. Auch hält er in der einen Hand einen Schwamm mit Blute angefüllt, verborgen, und indem er das Messer ansetzet, drückt er denselben zusammen, daß das Blut heruntertriefet. Er nimt dann ein feuchtes Tuch, wischt das Blut ab und spricht: Das ist wieder geheilet.

Um sich das Ansehen zu geben, als steche er sich einen Pfriem durch die Stirn, hat er zween Pfriems von gleicher Größe und Gestalt bereit, davon der eine so gemacht ist, daß das Eisen sich ohne gewaltsamen Nachdruck gar leicht in das Heft drücken lasse; der andre aber ist recht und ohne Betrug. Letztern wirft er auf den Tisch, daß jeder sehe, es sey kein falscher Pfriem. Daß der Taschenspieler letztern schnell verbirgt, und unter Grimassen den falschen an die Stirn bringt, auch sich blutig macht, und dann den rechten Pfriem geschikt wieder hervorzubringen weiß, darf hier wohl nicht erzählt werden.

Um allerlei Band aus dem Munde zu ziehen, muß man verschiedene Arten feiner Bänder bei der Hand haben, die mit Ellen abgemessen seyn müssen, und wobei jeder Elle ein etwas lockerer Knoten geschlungen ist. Sie sind ordentlich und nach Farben besonders aufgewunden. Man legt sie nun in seinen Schooß, damit man in der Eil, was etwa verlangt wird, vorzeigen kann. Begehrt nun jemand von dieser oder jener Farbe Bänder, so bringt man eine von den Rollen behende in den Mund, und zieht flugs das Band von der begehrten Farbe heraus.

Du

Du mußt eine hölzerne Kugel haben, und auf der einen Seite derselben ein Kindsgesicht künstlich haben ausschnitzen lassen. Auf der andern Seite, oder hinter dem Kindsgesicht, muß ein Loch, doch nicht zu tief gemacht und mit Blei ausgefüllet seyn, so daß, wenn du es ins Wasser wirfst, die Seite wegen der Schwere sich allemal unterwärts, die andre aber, auf welcher das Gesicht ist, sich aufwärts kehre. Bestreich das Gesicht mit lebendigen Oelfarben, dann ist es fertig. Beobachte aber, daß die Kugel nicht größer als einer Hand breit sey. Nun fordre von den Zuschauern eine zinnerne Kanne mit Wasser, die beinahe bis oben angefüllt ist. Indeß nim obige Kugel mit dem Kindsgesicht zu dir, und behalte solche in der rechten Hand verborgen; die Kanne aber fasse mit der linken Hand, setze sie auf den Tisch, und laß hersetzen, daß in der Kanne nichts anders als Wasser sey. Gleich darauf schlag mit der rechten Hand den Deckel der Kanne zu, und laß, indem du dieß thust, die Kugel heimlich in die Kanne fallen, welches gar leicht geschehen kann. Dann bitte die Zuschauer, daß sie ein wenig von dir abtreten, aber doch genau acht auf dich haben. Indeß strecke die Hand in deine Tasche, stelle dich, als zögest du Pulver hervor und streuetest es in die Flasche, und laß sie dann sehen, was darin sey. —

Klebe ein wenig rothes Wachs aber nicht zu dünne auf den Nagel des Mittelfingers, laß einen andern dir ein Stück Geld auf die Fläche deiner Hand legen, thue die Hand geschwind zu, so daß der Nagel des Mittelfingers gerade auf das Stück Geld komme. Oefne indeß die Hand, halt aber schnell das oberste deiner Finger eher unterwärts als aufwärts, damit die Fläche desto höher komme, so werden die Zuschauer nicht wissen, wo das Geld geblieben ist.

Wenn ein Taschenspieler Frösche, Mäuse u. dgl. unversehens in ein Zimmer bringt, so bewerkstelliget er dieß durch einen leinenen Sack, den er unter dem Rocke hangen hat, und welcher so genähet ist, daß er selbigen mittelst Ausziehung eines feinen Fadens öffnen kann. Vor Zeiten geschah es wohl, daß jemand, der sich verleiten ließ, vorwitzig solch Kunststück zu machen, als Hexenmeister verbrannt wurde, weil man gewiß glaubte, daß etwas der Art nicht ohne Mithülfe des Teufels geschehen könne. —

Man kann Eier machen, so groß man sie haben will, sie einem Huhn ꝛc. unterlegen, dem man vorher etwas Gleichgültiges unter das Fressen gemischt hat, und dann behaupten, dieß sey die Würkung von jenem gegebenen Mittel. Man nimt nemlich Eierdotter, so viel man will, mischt sie leicht untereinander, thut sie in eine runde Blase, verbindet und kocht sie in einem Topfe mit Wasser, daß sie hart werden. Dann nimt man sie wieder heraus, und thut eben so viel Eierklar dazu, so daß der Dotter in der Mitte liegt, kocht dieß ebenfals in einer Blase, bis es auch hart wird, so hat man ein Ei ohne Schale. Dann nimt man Eierschalen, wäscht und säubert sie wohl, stößt sie klein zu Pulver, legt sie in einen destillirten Essig, bis sie weich werden, macht eine Salbe daraus, und bestreicht das Harte mit einem Pinsel, legt dies hernach in kaltes Wasser, so wird die Schaale hart, und das Ei gleicht einem natürlichen. — Will man den Spaß weiter treiben, so legt man das Ei in die hohle Hand, streuet ein Pulver darauf, und versichert, daß es davon gahr werden müsse; wie es sich denn auch befindet, wenn es geöfnet wird.

Man nimt etliche Eier, macht sie an der Spitze auf und läßt ein wenig herauslaufen, thut dann in ein jedes ein wenig Quecksilber, verkreicht die Löcher und

bringt sie zum Feuer, so schlagen sie sich und man kann sich dabei wohl vergnügen. —

Man legt das Ei so lange in scharfen Weinessig, bis es so weich geworden, als Teig. Dann ringelt man es in die Länge, und zwar so dünn, bis es durch den engen Hals eines Glases, darinn es kommen soll, füglich gebracht werden kann. Wenn es nun aber auf diese Art in das Glas ist gebracht worden, so gießt man kaltes Wasser darauf; dann bekommt das Ei seine gewöhnliche Form wieder. —

Wenn ein Pferd Hühnereier lezt, so hat der Gaukler sie ihm vorher in den Mastdarm beigebracht. —

Machet eine Dinte von Galläpfeln, Alaun und Essig, und schreibt damit auf die weiße Schale des Eies, laßt es in der Sonne troknen, und kochet nachher das Ei in Salzwasser bis es hart wird. Dadurch werden nun alle Buchstaben auf der Schale verschwunden und hineingedrungen seyn, so daß der, an den man es schicken will, die Schale des Eies nur ablösen und die Schrift lesen kann. — Oder überstreichet das ganze Ei mit Wachs, und schreibt mit einem Griffel darein, erfüllet die Buchstaben mit Essig, darin Galläpfel gelegen, und lasset das Ei einen ganzen Tag darin liegen, und thut hierauf das Wachs davon. Derjenige, der den Brief lesen will, muß das Ei hart sieden und abschälen, so wird er die Schrift von innen finden.

Wenn man einem Unkundigen sagte, daß man ein Kartenblatt errathen wolle, welches er in den Sinn genommen; so würde er es für unmöglich halten: Und doch kann dieß auf folgende Art geschehen. Man zählt ordentlich 21 Kartenblätter auf den Tisch, doch nur bei sich selbst, ohne daß die Zuschauer das Zählen oder die Anzahl der Kartenblätter bemerken. Diese 21 Karten theilt man in 3 Häufchen, so daß in jedem sieben Karten liegen. Die übrigen Blätter des Kartenspiels

verwahrt man heimlich, daß die Zuschauer nicht nachsehen können, wie viel Karten man genommen habe. Während dem Hinzählen der 21 Blätter in drei Häufchen läßt man jemand ein selbst beliebiges Blatt davon in den Sinn nehmen, selbes wohl bemerken und genau beobachten, in welchem Häufchen es liege, damit er lezteres nach den Zählen sagen könne. Dann legt man die drei Häufchen dergestalt aufeinander, daß das, in welchem die bemerkte Karte sich befindet, in der Mitte liege. Nachher zählt man die Karten wieder wie vorher in drei Häufchen, und läßt sich das, in welchem die bemerkte Karte liegt, wieder anzeigen, und thut dieß abermal in der Mitte. Dieß wiederholt man auf die nemliche Art auch zum drittenmale. So ist denn das bemerkte Blatt ganz gewiß das mittelste unter den 21 Blättern nemlich das 11te; man mag nun von unten herauf oder von oben herunter zählen. Auffallender wird es noch seyn, wenn man zulezt die Karte unter dem Tisch hält, und das bemerkte Blatt darunter hervorzieht. — Eben so wenig wunderbar als dieß, wird man es nun finden, wenn jemand das aus einem deutschen Spiel gezogene und von jemand bemerkte, alsdann wieder vermischte Kartenblatt aufweiset — wenn er ein Kartenblatt, welches jemand ohngefehr aus dem Spiel gezogen, in dem Spiegel zeiget — ein vorgewiesenes und wieder wohl vermischtes Kartenblatt aus eines andern Tasche wieder herauszieht — ein ausgezogenes und vermischtes Kartenblatt wieder findet — ein von jemand gezogenes und bemerktes Kartenblatt, welches wieder unter das Spiel gesteckt worden, erräth — wenn er ein Kartenblatt ziehen läßt, wieder unter andre mengt, und hernach in einer gewissen verlangten Zahl vorzeiget — wenn er macht, daß eine besehene und wieder unter die andre gesteckte Karte, unter drei andern hernach gefunden werde, unter welchen sie doch das erstemal nicht

war. Man kann vier gleiche Karten, welche an verschiedenen Orten unter das Spiel gesteckt worden, ohne Vermischung des Spiels zusammenbringen — Karten mischen, in Häuflein legen und anzeigen, was für eine Karte bei jedem oben liegt — zwölf Kartenblätter so legen, daß man allemal vier in jeder Reihe zählen kann, ein Kartenspiel behend und unbesehen in einige Häufchen dergestalt theilen, daß unten entweder gute oder schlechte Karten nach Verlangen befindlich seyn können — eine besehene und bemerkte Karte in eine andre verwandeln, wenn man sie wieder besieht. Dergleichen Kartenkunststücke giebt es hundert und aber hundert; und um zu zeigen, wie leicht sie zum Theil gemacht werden können, mag folgendes unter den oben angeführten hier zum Beweise stehen:

Nim ein ganzes Kartenspiel in die Hand und mische es, merke aber, was das unterste Blatt für eins sey, thue das Kartenspiel unter dem Tisch, und zähle davon heimlich bei dir selbst von oben herab, zehn Blätter hinweg, zieh alsdann das unterste hervor, und lege es auf die elfte Karte, und auf diese wieder die zehn weggezählten Blätter. Hierauf nim das Spiel wieder hervor, zieh unten etliche Blätter hervor, und lege sie verkehrt einzeln auf den Tisch, nim auch oben etliche Blätter hinweg, und lege sie dazu, alsdenn wieder von unten wie von oben. Dieses aber muß behende geschehen, daß es der andere nicht bemerke. Du mußt auch die Blätter, so du von oben herabgenommen, heimlich bei dir zählen, damit du derer nicht mehr oder nicht weniger herabziehest, als zehn; dann ist das elfte Blatt dasjenige, so zuerst unten gelegen, und das gemerkt worden ist. Laß alsdenn jemand aus denjenigen Blättern, so du unten hervorgezogen und oben herabgenommen, eins nehmen und besehen, und sag ihm, daß er selbes auf dasjenige lege, von welchem du die zehn Blätter oben

weggenommen; thu dann die andern alle, so du unten hervorgezogen, auch von oben herabgenommen, darauf, und mische das Kartenspiel ein wenig, jedoch so, daß du diese zwei Blätter nicht von einander trennest. Dann sieh die Karten von unten her durch, wo die Farben der Blätter sind, und wenn das Blatt kömmt, so zu allererst unten gelegen und du gemerkt hast, so ist das folgende dasjenige, welches die Person genommen und gesehen hat.

Durch Berechnung kann man herausbringen, welche gleiche Zahl jemand in dem Sinn genommen. Um dieß zu wissen, lasset jemand die Zahl, die er im Sinn genommen, mit 3 multipliciren, das Product dann halbiren, und diese Hälfte mit 3 multipliciren. Wenn er nun die herauskommende Zahl anzeigt hat, so dividirt selbe mit 9 und multiplicirt das, was herauskommt, mit 2, so giebt das Product die Zahl, die jemand im Sinn genommen. — Diese wäre z. B. 6.

6	9 dividirt, giebt
3 multipl.	3 multipl. mit
18 halbirt	2 giebt
9	6
3 multipl.	
27 — diese Zahl wieder mit	

Oder — wenn jemand die im Sinn genommene Zahl verdoppelt, und zu dem, was herauskommt, noch 4 hinzuthut, ferner die Summe mit 5 multiplicirt, und zu diesem Product wieder 12 zählt, zuletzt diese Anzahl noch vervielfältigt, und dann 220 davon abzieht, so bleibt, wenn im Ueberflusse zwei Nullen abgeschnitten werden, die im Sinn gefaßte Zahl all in übrig. Z. B. Es hätte jemand 20 im Sinn genommen, so wäre damit folgendergestalt zu verfahren.

20 verdoppelt, giebt
40 dazu kommt
4 giebt
44 multipl. mit
5 giebt
220 dazu gezählt
12 macht
232 multipl. mit
10 thut
2320 davon abgezogen
320 bleibt
2000. Hiervon zwei 00 abgezogen, bleibt
20

Auf folgende Art kann man eine ungleiche Zahl errathen, die jemand im Sinn genommen. Gesetzt, es hat jemand 7 im Sinn genommen, so giebt diese Zahl, mit 3 multiplicirt, 21, diese, weil sie ungleich ist, muß noch mit einer Zahl verglichen werden, damit 22 herauskomme, davon denn die Hälfte 11 ist, und dreimal genommen, 33 ausmacht. Nun aber ist 9 in 33 dreimal enthalten. Diesen Quotienten multiplicirt mit 2, giebt 6, und 1, weil die im Sinn gefaßte Zahl ungleich ist, hinzuzethan, macht 7.

Auch kann man bei gleichen und ungleichen Zahlen, die zween Personen gegeben werden, erforschen, welcher die gleiche Zahl, und welcher die ungleiche hat. Z. B. es wären 9 und 10; so nim zwo andre Zahlen, als: 2 und 5, deren eine gleich, die andre ungleich ist. Des einen Zahl laß mit 2 multipliciren, des andern mit 3. Was herauskommt, laß im Zusammendiren saen, oder auch nur die Hälfte; wenn es ohne Bruch geschehen kann, so kann man bald wissen, ob es gleich oder ungleich ist. Gesetzt also, die Summe wäre gleich, so würde ohne Zweifel die Zahl, die mit 2 multiplicirt worden, die gleiche Zahl von 10 haben; wäre es aber ungleich, so würde die Zahl 3 die ungleiche Zahl 9 herausbringen.

Man nimt vier Blätter aus einem Kartenspiel, die übrigen leimet man alle auf einander, und schneidet

ein so großes Loch darein, daß ein kleiner Vogel darin verborgen werden kann, welches, wenn das Kartenspiel ganz, oder derselben zwei sind, wohl zuwege gebracht werden kann. Diese Karte muß man in einer blechernen Büchse halten, die so groß ist, als die Karten, und ist ein Blatt über den Vogel und drei darunter, als nemlich die vier zurückbehaltenen Blätter, die nicht auf einander geleimt sind. Wenn nun das vierte Blatt, welches der Vogel ist, davon fliegen soll, so zieht man die untersten Blätter, und hebt alsdenn die zusammengeleimten Karten in die Höhe, so sieht jedermann nach dem Vogel, und man kann inzwischen die Karten fallen lassen, doch so, daß es niemand wahrnehme.

Lasset eine kleine Figur von Holz oder Pappe fünf bis sechs Zoll hoch verfertigen, die einen Jäger mit der zum Schuß angelegten Flinte vorstellt. Richtet sie so zu, daß ein verborgener eiserner Draht von den Füssen bis an das äussere Ende der Flinte fortgehe, sezt sie sodann auf eine Glastafel, die mit Metall belegt ist, und electrisirt die obere Fläche derselben, indem ihr selbe mit der Kette des Konductors in Gemeinschaft setzet. Nehmet hierauf einen kleinen verfertigten Vogel, der auf gleiche Art von Holz oder Pappe gemacht worden, und befestiget solchen auf dem vordern Ende eines eisernen Draths. Wenn ihr nun die Tafel geladen habt, auf welcher diese Figur stehet, und es berührt jemand ihr unteres Belege, der den kleinen Vogel in der andern Hand, und der äussersten Spitze des Draths an der Flinte vorhält, so wird sich diese Glastafel alsobald ausladen, und es wird das Ansehen haben, als ob diese Figur auf den Vogel geschossen hätte. Wenn die Tafel etwas groß und stark geladen worden ist, so wird man einen heftigen Stoß empfinden, und derjenige, so demselben erhält, wird in eine nicht geringe Verwunderung gesezt werden.

Nehmet ein Becken, das ungefehr einen Zoll tief, und acht bis neun Zoll im Durchschnitte weit ist; lasset euch auch fünf oder sechs kleine Fische von sehr dünnem Messing machen, die anderthalb Zoll lang, hohl und so beschaffen sind, daß kein Wasser hineindringen könne. Stecket ein kleines Magnetstäbchen in der Tiefe einer starken Nähnadel, oder ein zartes stählernes und magnetisches Blech, so ein wenig gekrümmt seyn muß, in den Bauch dieser Fische hinein, mit der Vorsicht, daß die Südseite bei allen gegen den Kopf hingerichtet sey, damit sie auf dem Wasser schwimmen, und im Gleichgewicht bleiben können. Wenn man nun diese Fische auf das Wasser in dem Becken gesetzt hat, und ihnen diejenige Seite des vorhin beschriebenen magnetischen Stäbchen entgegen hält, wo sich der Nordpol des darin steckenden Magnets befindet, so werden sie alle nach diesem Puncte, nemlich nach der Spitze des Stäbchens herzuschwimmen. Wenn man ihnen aber den Südpol des Magneten entgegen hält, so werden sie zurückschwimmen und gleichsam vor dem Stabe fliehen. — Man setzt also die Fische in das Becken, und giebt einem andern das Stäbchen in die Hand, nachdem man an das äußerste Ende desselben, wo der Nordpol ist, ein kleines Stückchen Brodt gesteckt hat. Hierauf sagt man dieser Person, es den Fischen anzubieten, worauf sie alsbald herzuschwimmen, als wenn sie der Hunger triebe. Alsdenn sagt man dieser Person ferner, daß sie ihnen die andre Seite des Stäbchens anbieten möge, wo keine Speise befindlich sey, worauf sie alle davon schwimmen werden.

Um eine Blume aus ihrer Asche wieder hervorzubringen, braucht man ein kleines Haarsieb mit einem doppelten Boden, davon der eine oben zur Bedeckung des Haarsiebes, der andre aber zur Aufnahme desjenigen, was durch das Haarsieb fällt, gebraucht wird.

Ferner muß man verschiedene natürliche Körper, die leicht zu verbrennen sind, in Bereitschaft haben, z. E. Blätter von Pflanzen, Blumen, Zweige u. dgl. Eben dieselben Körper muß man aber auch mit einer sympathetischen Dinte von der klebrichten Art unsichtbarer Weise auf Papier abgezeichnet haben. Sodann muß man auch mit einem kleinen Bretchen versehen seyn, in welchem einige kleinere Magnetstäbe verborgen sind; wie man denn auch ein kleines Kästchen mit Eisenfeile, die sehr klar ist, zur Hand haben muß. Wenn man ein also zubereitetes Blatt Papier, auf welchen man von der darauf befindlichen Zeichnung nichts bemerken kann, auf den untersten Boden des Siebes legt, von der Eisenfeile aber etwas in das Haarsieb wirft, und das Sieb dabei etwas schüttelt, indem man es zugleich über dieses kleine Brett setzet, in welchem die Magnetstäbe verborgen sind, so werden alle diese kleine durch das Sieb fallende Eisenstäubchen sich einander nähern, und an den Stellen des Papiers, wo sich die Zeichnung mit der klebrichten unsichtbaren Dinte befindet, hängen bleiben, dadurch aber die verborgen gewesene Figur sichtbar machen. Man bietet demnach zur Belustigung einige von den vorhandenen natürlichen Körpern, die man auch auf dem Papier abgezeichnet vorräthig hat, einer Person an, und läßt ihr die freie Wahl, eines davon zu verbrennen. Wenn dieses geschehen, so schüttet man die Asche davon, mit etwas Feilspänen vermischt, in das Haarsieb, und legt sogleich das Papier mit der verborgenen Zeichnung des verbrennten Körpers in den untern Bogen des Siebes, schüttelt sodann solches etwas, indem man es über das Bretchen mit den Magnetstäben setzt, und zeiget hernach, daß die Theilchen von der Asche des verbrennten Körpers die Bildung eben desselben Körpers wieder hervorgebracht haben. Die Bewegung einer Uhr hält man nach Belieben dadurch auf,

daß man ihr einen Magnet nahe bringt. Es muß aber, wenn man diese Belustigung machen will, die Unruhe oder der Perpendikel von Stahl seyn, weil es ausserdem nicht gelingen würde.

Man legt in die Mitte einer tiefen Schüssel eine Münze, und stellt jemand so weit vom Tische, auf dem die Schüssel steht, bis die Münze wegen des Randes nicht mehr gesehen werden kann. Hierauf schüttet man die Schüssel behutsam voll Wasser, ohne daß dabei die Münze von ihrer Stelle bewegt werde, und alsobald wird durch die Strahlenbrechung die Münze wieder gesehen werden.

Füllet einen gläsernen Becher ganz voll mit frischem Wasser, legt ein Stück Geld hinein und decket man einen genau anpassenden Teller verkehrt darüber. Legt hierauf eine Hand auf den Boden des Tellers, und mit der andern Hand fasse den gläsernen Becher an, dekket so beides auf einander, und wendet alles geschwind um, daß keine Luft hineindringen, und kein Wasser herauslaufen könne. Wenn man nun jetzt das Stück Geld, so jetzt auf den Teller liegt, betrachtet, so wird es viel größer zu seyn scheinen, und man wird noch ein wenig höher über denselben, solches in seiner natürlichen Größe erblicken. Hebt man aber den Becher auf, so verschwindet das Blendwerk, und der Irrthum wird erkannt.

Nehmet zwei kleine Figuren, und stecket ihnen ein Röhrchen von der Größe eines sehr kleinen Federkiels in den Mund. Der einen Figur thut ein kleines Stückchen Phosphor in die Röhre, und der andern einige Körner von Schießpulver, die ihr durch ein abgerissenes kleines, und in die Röhre hineingestecktes Stückchen Papier verhindern müsset, daß sie nicht herausfallen können. Bringet diese lezte Figur an die Flamme eines Lichts, so wird das Pulver sich entzünden, und dadurch

das Licht ausgelöscht werden. Hierauf bringet gleich die andre Figur herbei, wodurch der Phosphorus, der in dem äussersten Ende der Röhre steckt, wenn er auf den Docht der Kerze gehalten wird, solche alsbald wieder anzündet. Mit Phosphorus kann man allerhand zeichnen und schreiben, welches im finstern, besonders wenn es auf schwarzes Papier geschehen ist, hell leuchtet. Mancher Abergläubige ist dadurch in Schrecken gesetzt worden.

Man kann ein Gemählde, welches den Winter vorgestellt, so zu richten, daß es auf einmal das Ansehen des Frühlings erhält. Es wird nemlich mit einer sympathetischen grünen Dinte bemahlt, welche die Eigenschaft hat, daß sie im kalten unsichtbar bleibt, wenn sie aber in die Wärme gebracht wird, in ihrer Farbe zum Vorschein kommt.

Man schmelze vier Theile Wismuth, Zinn und Blei, jedes zwei Theile: oder fünf Theile Wismuth, drei Theile Zinn und zwei Theile Blei zusammen, so erhält man ein Metall, das in kochendem Wasser wie Quecksilber fließt.

Nehmet eine gemeine Rose, die völlig aufgeblühet ist, thut glühende Kohlen in ein Kohlenbecken, und werfet ein wenig Schwefel darauf, haltet die Rose über den Dampf, so wird sie weiß werden. Steckt man sie hernach ins Wasser, so wird sie nach einigen Stunden ihre voriae rothe Farbe wieder erhalten. Wenn man eine Rose auf die angezeigte Weise zubereitet hat, so sezt man sie in ein Blumengefäß, und übergiebt sie einer Person, daß sie solche selbst in einen Schrank verschließen, und den Schlüssel abgeben solle, damit nichts weiter daran geschehen möge. Nach einer Zeit von sechs Stunden giebt man ihr den Schlüssel wieder. Wenn sie nun den Schrank öfnet, so wird sie erstaunen, wenn sie die Rose verändert findet.

Man läßt etwas glauberisches Salz auf den Ofen oder an der Sonne zu Pulver zerfallen, schüttet hernach drei Loth Wasser in ein Kelchglas, und dazu ein Loth von diesem in Pulver zerfallenen Salze, das man schnell mit einem Hölzchen umrührt. Hievon wird das Wasser verdicket und bekommt eine wirkliche Eisgestalt. — Vermischt man Salz mit Schnee oder geschabten Eise, und thut solches auf einen zinnernen Teller, den man auf glühende Kohlen setzt, so wird das Wasser auf einem andern zinnernen Teller, den man auf diese Masse gestellt hat, in Eis verwandelt, wenn das geschabte Eis und Salz auf den untern Teller schmilzt. So kann man also auf glühenden Kohlen Eis zu bereiten.

Lasset so viel gemeines Salz, als man mit drei Fingern fassen kann, in ein wenig Flußwasser auflösen, und einen Faden von mittelmäßiger Stärke 24 Stunden lang darin liegen. Wenn er dann herausgenommen und wieder trocken geworden ist, so hänget an ihm einen sehr leichten Faden auf, und zündet ihn an, so wird zwar der Faden verbrennen, der Ring aber dennoch hängen bleiben, wenn man nur den Ring unter dieser Operation nicht bewegt. Sobald man aber den Faden berührt, zerreißt er, und der Ring fällt.

Man gießt etwas starken Weingeist in eine porcellainene Unterschale, thut etwas Küchensalz mit ein wenig Schwefel vermischt, darin, und rührt alles wohl durch einander. Darauf legt man einen baumwollenen Docht darein, und zündet solchen an. Geschieht dieses des Abends, wenn sonst kein Licht in der Stube brennt, so werden alle Umstehende an Farbe den Todten gleich aussehen.

Man lasse einen kleinen Tisch mit vier Füßen machen, darunter aber muß ein Fuß hohl seyn, und durch die Platte des Tisches auch ein Loch gehen. Dieser

Tisch muß so gestellet werden, daß hinter demselben, doch in einiger Entfernung ein Vorhang angebracht wird, der bis auf die Erde hängt. Ferner muß man eine blecherne Röhre haben, die von dem Raume hinter dem Vorhange an, etwas am Fußboden hin, und ferner durch den hohlen Fuß des Tisches nach der Höhe zuläuft, und sich in der Oefnung des Tischplattes endiget. Nun bedeckt man den Tisch mit einem Tuche, um solche Oefnung zu verbergen, setzet aber gerade auf selbige einen hölzernen hohlen Topf, der zwischen den Lippen eine kleine und enge Oefnung hat. Nach dieser Einrichtung nun ist es nothwendig, daß sich hinter dem Vorhange eine andre Person verborgen halte, die alles, was außerhalb vorgeht, genau beobachten, und den Kopf mit der Sprache bedienen könne. — Zur Probe, ob alles in der gehörigen Ordnung sey, kann man vor dem Mund des Kopfes ein Licht halten, und der versteckten Person durch die Röhre ausblasen lassen. Hierauf kann man den Kopfe dergleichen willkührliche Fragen vorlegen, zu deren Beantwortung Gesicht und Vernunft nöthig sind, welche dann die versteckte Person dabei gebrauchen muß; und so werden von selbiger durch das Rohr und die Oefnung des Kopfs zwischen den Lippen in einer gedämpften Stimme die Fragen ordentlich beantwortet.

Nehmet zwei Köpfe oder Brustbilder von Gips oder Pappe, die auf ihren Fußgestellen in der Höhe, als der Kopf einer Person von gewöhnlicher Größe, stehen, und setzet sie in einem Saal an zwei Oerter, die von einander so weit entfernet seyn können, als es für bequem gehalten wird, führet ein Rohr von weißem Bleche, das einen Zoll im Durchschnitte hat, so daß es bei dem Ohre der einen Figur anfängt, durch das Fußgestelle derselben hinausgehet, hernach unter dem Fußboden (oder hinter den Tapeten) fortläuft, und durch das Fußge-

ſtell der andern Figur wieder heraufgehet, bis zu der Oeffnung des Mundes derſelben. Beobachtet aber dieſes, daß die Oeffnung dieſer Röhre, die an dem Ohr des erſten Kopfs iſt, viel größer ſeyn muß, als diejenige, die an dem Munde des andern iſt, und richtet alles ſo ein, daß man nichts davon ſehen könne. Wenn eine Perſon der erſten Figur einige Worte ganz leiſe in das Ohr redet, ſo wird die in der Röhre befindliche Luft dergeſtalt erſchüttert und zurückgeſtoßen, daß die Stimme von demjenigen deutlich gehört wird, der ſein Ohr an den Mund der andern Figur hält. Die andern Perſonen aber, die in dem Saal oder Zimmer ſich befinden, werden nichts davon hören. Stellet ſich nun eine Perſon neben einer dieſer beiden Figuren hin, und man befiehlt der einen Perſon, daß ſie ganz leiſe der erſten Figur einige Worte in das Ohr ſagen; der andern Perſon aber, daß ſie ihr Ohr ganz nahe an den Mund der zweiten Figur halten ſolle, ſo wird ihr dieſe wieder ſagen, was zu der erſten Figur geſprochen worden. Wenn man zwei ſolche Communicationsröhrchen anbringt, ſo kann man bald der einen und bald der andern von dieſen Figuren in das Ohr reden, wodurch die Beluſtigung angenehmer wird. Auf manche andre ähnliche Art kann ein Kopf redend gemacht werden. So fand ſich in Paris einſt ein Mann ein, der einen Bachus von natürlicher Größe ſehen ließ, welcher einige Buchſtaben des Alphabets und einige Worte ausſprach. Das ganze Wunder beſtand aber darin, daß ein Kind in dem Faſſe verborgen war, welches dieſe Buchſtaben ausſprach. Viele Leichtgläubige überredeten ſich, die Maſchiene könne ſprechen, und man ſieht daraus, daß die Menſchen ſich lieber betrügen laſſen, als daß ſie unterſuchen, ob das, was man ihnen vorſagt, möglich ſey oder nicht.

Einen im Mörser todt und zerstoßenen Vogel macht man dem Anscheine nach, wieder lebendig, wenn man im Mörser, der einen doppelten Boden hat, wovon der obere mit einer Fallthür versehen ist, die, indem sie sich auf der einen Seite erhebt, sich auf der andern senket — einen lebendigen Vogel verbirgt. Ist nun jener Vogel, der von derselben Art seyn muß, todt und gerichtet, so drückt man mit dem hölzernen Stössel auf die eine Seite, und macht, daß die Fallthüre auf dieser Seite hinabgeht, wodurch man dem versteckten Vogel auf der andern einen Ausweg verschafft, der denn gemeiniglich davon fliegt.

Eine Person, die im Zimmer eingeschlossen ist, wird wissen können, was eine andre zu einer dritten vor dem Zimmer, gesagt hat, wenn die dritte Person mit der erstern die Verabredung getroffen, das ein Schlag oder Stoß, den Buchstaben A, zwei Stöße den Buchstaben B, dreie den Buchstaben C u. s. f. das Alphabet anzeigen sollen. Wenn diese Sprache gleich langsam ist, so ist sie doch dem, der das Geheimniß nicht weiß, wunderbar.

Lasset euch einen runden Stab von weichem Holze, dergleichen das Lindenholz ist, von einer ziemlichen Dicke verfertigen. Nehmet hierauf alte Buchdruckerlettern und schlaget die Schrift vermittelst derselben ordentlich um den Stab herum. Ihr müsset aber wohl acht haben, daß die Buchstaben gleich tief eingeschlagen werden, und zwar muß jede zwei bis drei Linien tief in den Stock eindringen. Lasset hierauf den Steck rings herum abhobeln, und wieder solcher Gestalt zubereiten, daß alle Löcher wegkommen, und der Stab ganz glatt und gleich werde, so daß man keine Buchstaben mehr bemerken könne. Wenn dieser Stab also wieder zugerichtet worden, und ihr sendet solchen an einen Freund, der zuvor von dem ganzen Verfahren benachrichtiget ist,

so

so hat er, um die Schrift sehr deutlich lesen zu können, nichts weiter nöthig, als solchen eine Zeitlang in reines Wasser zu legen. Die hineingestochtenen Buchstaben oder vielmehr das durch dieselben hineingedrückte Holz wird dadurch wieder aufquellen, und sich über die glatte Oberfläche erheben, und auf solche Art die Schrift zum Vorschein kommen.

Wenn eine dem Künstler unbekannte Person einen Ring heimlich an sich genommen, so kann er nicht nur die Person, sondern auch die Hand, den Finger und das Gelenke entdecken woran sie denselben gesteckt hat. Dieß geschieht auf folgende Art: Lasset durch eine Person an Platz derjenigen Personen unter mehrern, nach der Reihe die den Ring genommen hat, verdoppeln, und noch zu dieser Zahl 5 setzen. Lasset hernach die Summe mit 5 multipliciren, und noch 10 dazusetzen. Zu dieser letzte Zahl lasset noch 1 setzen, wenn der Ring an der rechten Hand ist, und das Ganze wieder mit 10 multipliciren. Endlich lasset noch die Zahl des Gelenkes hinzusetzen, und außerdem noch die Zahl 35. Beredet sodann, daß man euch diese letzte Summe übergebe, und ziehet davon 3 + 35 ab: das übrige wird sodann aus vier Ziffern bestehen, von welchen die erste Zahl den Platz oder die Stelle der Person, wo sie sich befindet, die zweite die rechte oder die linke Hand, die dritte den Finger, und die vierte das Gelenke anzeiget. — Man nehme z. E. an, daß die dritte Person den Ring an der linken Hand, an das zweite Gelenk des Daumens angesteckt habe, so wird solches auf folgende Art erforscht:

Die Zahl der Perſon in der Reihe	3
multiplicirt mit	2
giebt	6
Zahl die noch zugeſetzt werden muß	5
giebt die Summe	11
Wenn dieſe multiplicirt wird, mit	5
ſo ergiebt ſich das Product	55
Zu dieſem addirt man	10
ferner die Zahl der linken Hand	2
macht zuſammen	67
Dieſes wird von neuen multipl. mit	10
giebt das Product	670
Zu dieſem addirt man die Zahl des Daumens	1
macht alſo	671
dieſes wieder multiplicirt mit	10
beträgt	6710
dazu addiret auch die Zahl des Gelenkes	2
und noch weiter	35
iſt alſo die ganze Summe	6747
von dieſer wird abgezogen	3535
bleibt noch übrig	3212

Von dieſen Zahlen nun bedeutet 3 die dritte Perſon in der Reihe; 2 die linke Hand; 1 den Daumen, und 2 das zweite Gelenk.

Einer Perſon die Zahl zu nennen, die ſie in den Gedanken hat, ohne ſie um das geringſte zu befragen, wird folgendermaſſen veranſtaltet: Wenn man einer Perſon geſagt hat, ſich eine Zahl nach Belieben zu denken, ſo läßt man ihr ſolche verdoppeln, dazu noch 4 addiren, und die ganze Summe mit 5 multipliciren. Zu

dieſem lezten Product läßt man noch 12 addiren, und die ganze Summe mit 5 multipliciren. Zu dieſem lezten Product läßt man noch 12 addiren, und alles mit 10 multipliciren. Endlich ſagt man ihr, daß ſie von dieſer lezten ganzen Summe 320 abziehen ſolle, und fragt ſie, wie viel nach dieſem noch übrig geblieben ſey. Von dieſer Summe nimmt man die zwei lezten Zahlen weg, und die vorhergehende Zahl iſt alsdann diejenige, welche die Perſon gedacht hat. z. B. ſey

die gedachte Zahl	—	7
verdoppelte	—	14
dazu addirt 4. giebt		18
multiplicirt mit 5 macht		90
dazu addirt 12		102
dieſes wieder mit 10 multipl.		1020
von dieſer Summe abgezogen		320
bleibt		700

Durch ſolch Rechnen kann man noch vieles andre errathen z. E. die Augen eines jeden Würfels, die auf einen Tiſch geworfen, und neben einander in Ordnung geſezt worden.

Um einen Menſchen in der Luft ſchwebend vorzuſtellen, wird ein groſſer runder Hohlſpiegel erfodert, an der Decke eines Zimmers befeſtiget, ſo daß die Höhlung gegen den Boden gerichtet iſt. Darauf ſtellet man einen Menſchen unter dem Spiegel, da man denn, wenn man ſich an einen gewiſſen Ort hinſtellet, und die Strahlen des Lichts von hier in den Spiegel fallen können, einen Menſchen in der Luft ſchwebend erblicket, der mit dem Kopfe unterwärts, und mit den Füßen aufwärts gerichtet iſt. Werden mehrere Hohlſpiegel an der Decke des Zimmers auf ſolche Art angebracht, daß ſie zuſammen nur eine Höhlung vorſtellen; ſo wird ein Unerfahrner nicht anders als mit Staunen und Entſetzen in das

Zimmer gehen, weil er sich selbst in der Luft verkehrt schwebend erblicken wird.

Man bohrt eine hölzerne Kugel an verschiedenen Orten und in verschiedenen Richtungen an, schüttet in die Löcher etwas Quecksilber, und verwahrt die Löcher mit hölzernen Pflöckchen, so wird sie nach verschiedenen Seiten und Richtungen auf dem Tische herumlaufen.

Wenn man einen kleinen Vogel an einer Haselnußruthe bratet, so drehet er sich eine Zeitlang selbst herum; denn die Fasern dieses Holzes ziehen sich von der Hitze der Länge nach zusammen, und verursachen dadurch, bis sie von der Hitze zerstört werden, eine wurmförmige Bewegung.

Wenn man von Pappe eine auf beiden Seiten flache Kugel verfertigt, in deren Innern ein länglichtes Stück Blei angebracht ist; so rollt sie anstatt herunter, hinauf, wenn man sie auf ein schrege gestelltes Brett setzt.

Man läßt sich einen recht muntern wilden Haushahn geben, legt ihn auf die Brust nieder, zieht ihm die Beine hinten zurück, den Hals aber vorne hinaus, daß der Schnabel fest aufliege. Im Anfang widersetzt sich das Thier, aber endlich fügt es sich in diese Lage. Wenn man dieß merkt: so nimt man ein Stückchen Kreide, bestreicht damit den Schnabel, daß er weiß wird, und dann fährt man mit der Kreide vom Schnabel fort, und ziehet damit auf dem Boden einen Strich etliche Ellen lang. Nun thut man die Hände vom Hahn weg, und dieser bleibt unbeweglich liegen, und sieht mit unverwandten Augen erstaunt auf den Kreidenstrich hin, so lange sich die Umstehenden ruhig halten; endlich aber, wenn er seine Freiheit wieder bemerkt, wird er fortlaufen. Ehe dieß aber geschieht, so befiehlt man ihm aufzusteigen, und das wird unverzüglich erfolgen. Damit die Sache ein wunderbares Ansehen bekomme, so zeichnet man auf einem großen hölzernern Tisch, oder auf

dem Fußboden einen Kreis mit allerhand willkührlichen Figuren.

Auf einem Bogen können drei verschiedene Bilder dargestellt werden, wenn das Loos auf dreieckig gehobelten Leisten dargestellt ist. Ein andres Bild setzt man von vorne, ein andres von der linken und wieder ein andres von der rechten Seite.

Wenn man die addirte Summe von einer bestimmten Anzahl und Reihe Zahlen schon zum Voraus angeben will, ehe sie noch ein andrer willkührlich niedergeschrieben hat, so ist hiebei nur die vorläufige Bedingung nöthig, daß der andre die Anzahl der Reihen, und aus wie viel Zahlen eine jede Reihe bestehen soll, angeben muß. Gesetzt also, eine Person wollte drei Reihen Zahlen, jede Reihe von vier Ziffern schreiben, so multiplicirt man auf einem besondern Papier vier abgesetzte Ziffern, davon jede die Zahl der Reihen ausdrückt, mit der Zahl 9 also:

3333
9
29997

und dieses wird zur bestimmten Summe angegeben. Hätte nun die andre Person z. B. folgende Zahlen niedergeschrieben:

2578
6321
4926

so bittet man sich die Erlaubniß aus, gleichfalls drei Reihen Zahlen noch darunter zu setzen. Diese müssen folgende seyn

7421
3078
5698
29997

Jede der unten zu setzenden Zahlen muß mit jeder der obern an gleicher Stelle 9 betragen, und dadurch wird die obere Summe entstehen.

Mögten diese kleinen Aufsätze jeden, der bisher noch nicht davon überzeugt war, lehren, daß keine

Würkung über die Kräfte der Natur gehe, oder daß nichts übernatürliches von irgend einem Menschen könne bewirkt werden; und mögten sie dazu dienen, vor aller Alfanzerei sicher zu bewahren.

Tagewählerei.

Ein Kalb muß des Freitags entwöhnt werden, um den Hexen die Macht zu nehmen, ihm zu schaden.

Am Montage muß man kein Vieh kaufen.

Am Montage darf man nicht ausleihen, sonst muß man es die ganze Woche thun — darf man beim Kaufen nichts schuldig bleiben; auch kein Kaufmann etwas borgen — darf man nicht Hochzeit halten, weil es nicht gut ist — muß kein Dienstbothe in den Dienst gehen — Wer am Montage einen Strumpf links anziehet, ist in der Woche unglücklich.

Am Freitage darf kein Dienstbothe seinen Dienst antreten — darf keine Hochzeit gehalten werden.

Woran am Himmelfahrtstage gearbeitet ist, darnach trachtet das Gewitter.

Am Mathiastage kann man erfahren, ob man das Jahr über leben bleibt, oder seine Wohnung noch behält ꝛc. wenn man nehmlich einen Schuh über den Kopf wirft, und die Spitze stehet zum Hause hinaus, so muß man sterben, oder aus dem Hause ausziehen; stehet sie aber hinein, so bleibt man am Leben oder im Hause.

Wenn man am Mathiastage so viele Leuchterpfennige (sind kleine runde hohle Stückchen Blech) nimmt, als Personen im Hause sind, und sie auf einem stillstehenden Eimer voll Wasser legt, so stirbt der im Jahre dessen Pfennig untersinkt. — Das Wasser ist nemlich zusammenhängend, und kann ein dünnes Stückchen

Blech wohl tragen, um so mehr, wenn es hohl ist. Jedoch kommt es bei dem Auflegen darauf an, daß man es mit Behutsamkeit auflegt, ganz in egaler Lage und ohne es auf der obern Seite naß werden zu lassen, um zu verhindern, daß es nicht untersinke. Sogar eine Nehnadel, die ganz trocken ist, trägt das Wasser, wenn man sie mit Behutsamkeit auflegt. Wer nun aber sein Blech zitternd fallen läßt, dem sinkt es unter, und wenn sein Glaube an dieses Verfahren fest ist, so kann durch stetes Andenken an den Tod, gewisses Erwarten desselben, Angst und Gram, ein früheres Sterben wohl befördert werden. Besser ists also schon in dieser Rücksicht, daß man von solchen nichtigen, unnutzen und schädlichen Verfahren absteht, und sein Lebensende von dem lediglich erwartet, der es allein bestimmen kann.

In der Nacht der **großen Festtage** muß man den Himmel beobachten, also in der ersten Weihnachts- Oster- und Pfingstnacht, so pflegen sich Zeichen daran zu äussern, woran man Krieg, Brand, Sterben ꝛc. voraussehen kann. — Wenigstens wird ein Abergläubiger dann leicht etwas sehen, woraus er dieses oder jenes prophezeihen zu können seiner Meinung nach glaubt; mag es nun zutreffen oder nicht.

Wer den Grind oder sonst dergleichen etwas an sich hat, und sich am **Ostermorgen** vor Sonnenaufgang im Wasser badet, dem vergehet dieses.

Wenn man auf **Neujahrstag** Weißkraut isset, so hat man das ganze Jahr Geld — wenn man es zu Rathe hält.

Wer ein auf den **grünen Donnerstag** gelegtes Ei wohl verwahrt (denn sonst würde ja das Wunderding zerbrochen und damit seine Kraft verliehren) bei sich trägt, kann alle Hexen mit Kübeln auf dem Kopfe sehen. — Sieht er nun keine, so denkt er, es seyen kei-

ne Hexen da, und sein Glaube an das wunderbare Ei bleibt.

Wer sich auf den Freitag kämmet, bekommt immer mehr Läuse — das macht aber wohl nicht der Tag, sondern, wenn er sich nicht genug gereiniget hat.

Wer auf Neujahr Aepfel isset, wird fröhlig.

Auf den Tag der unschuldigen Kindlein spannen viele Bauern keine Ochsen zur Arbeit an, weil sie Unglück fürchten.

Aberglaube und Thorheit ist auch die Gewohnheit, daß mannsüchtige Mädchen, geile Wittwen und einfältige Mägde zu gewissen Zeiten, gemeiniglich in der Nacht vor Andreas oder dem Christfeste ganz nakkend auf Kreuzwege sich stellen, oder vor dem Küchenheerd sich niedersetzen, oder mit dem Kopfe in die bei gemeinen Leuten und auf dem Lande zur Viehpflege angebrachte Blasen, mit Wasser gefüllt kucken, Salzhäuschen setzen, oder zu Wasserquellen und Trögen eilen, und bei alle diesen oft von gewissenlosen, klugen oder dummen alten Weibern gehörte Formeln und Ceremonien anbringen, um ihre Geliebten zu hören, zu sehen, oder zu erfahren, ob sie in dem Jahre so glücklich seyn würden, einen zu besitzen. — Man hat aber schon warnende Beispiele erlebt, daß solche Gaukelei übel abgelaufen, und durch sich selbst bestraft worden, indem einigemal vollblütige Dirnen, wenn sie aus ihren warmen Betten oder Stuben nackend in die um diese Zeit gewöhnlich kalte Luft gekommen, und die natürliche Ausdünstung so schnell gehemmt worden, vom Schlage gerührt, oder in schwere Krankheiten gefallen, und ihr Leben verlohren, oder ihre Gesundheit in Gefahr gekommen; andre sind über das unbesonnene oft ungeschickt versuchte Kucken, an das noch sehr heiße, und deswegen durch seinen betäubenden Dampf gefährliche Blasenwasser gestürzt und erstickt, weil sie niemand ret-

æn konnte, da ſolche Dinge immer allein und geheim angeſtellt werden.

Im Schaltjahre gedeihet kein junges Zuchtvieh. Man muß daher keines in einem ſolchen Jahre aufziehen — ſagen und thun viele Landleute, ohne ſich durch Erfahrung eines beſſern belehren zu laſſen.

Am Abend vor Maitag ſuche Gelegenheit, das Schloß vor dem Kornboden eines andern, der eine Ernote hält, zu verwechſeln, z. B. das Kornbodenſchloß hänge vor die Scheune, und das Scheunenſchloß vor dem Kornboden, und der Kornſegen folget dir noch in dein Feld — wenn du auch noch ſo ein ſchlechter Wirth wäreſt! — Daß dieſes aber heimlich und ſtillſchweigend geſchehen müſſe, verſteht ſich von ſelbſt.

Am heil. Abend vor Weinachten werden Feldbohnen gekocht, von welchen jeder Hausgenoſſe eſſen muß. Was übrig bleibt, vertheilt man unters Vieh, da jedes eine Hand voll erhält. Auch wird eine Leuchte auf die Diele gehängt, damit man von dem Vieh geſehen werde. Und an dieſem Abend iſt die Hausfrau ſchuldig, von allen Speiſen, die man bei dem Landmann findet, aufzutragen; weswegen man hierzu ſehr treffend den Ausdruck Vollbauchsabend gewählt hat.

Lichtmeſſen hell: wird der Bauer ein Schelm. Lichtmeſſen dunkel: wird der Bauer ein Junker. Scheint Lichtmeſſen die Sonne auf dem Altar; ſo ſoll ein gutes Flachsjahr folgen.

Gänſe, Enten und Hühner dürfen nicht am Tage Valentins zum Brüten geſetzt werden, ſonſt läuft man Gefahr, daß alle Eier faul werden. Davon wird der gedachte Tag von den Landleuten der faule Valentin genennt. Man muß daher dieſe Thiere entweder den Tag vorher oder nachher ſetzen.

Es iſt bekannt, daß man aus den in der Neujahrs- und Weinachts-Nacht am Fenſter gefror-

zen Blumen zukünftige Dinge vorhersagen will; aber weniger bekannt ist es wohl, daß man die Fensterscheiben mit beliebigen Blumen kann gefrieren lassen, und daß der Betrüger sich dieß zu Nutze machen kann, um den Leichtgläubigen zu hintergehen. — Wenn man nemlich an einem Frosttage eine Fensterscheibe in einer geheizten Stube mit einem erwärmten Tuche recht trokken abreibt, und mit dem Kopf einer Electrisirflasche auf die Scheibe z. B. einen Kopf, ein Pferd u. dgl. zeichnet, eine isolirte Kohlenpfanne mit einem Topfe kochendes Wassers in die Nähe sezt, so frieren die electrischen Wasserdünste als positive oder negative Figuren an. — Bei den gewöhnlichen Figuren der Fenster wirkt diesseits die durch Wärme verdünnte Stubenluft, jenseits dichte Luft und Kälte. Je nachdem ein Glas grob oder fein, und je nachdem die Dünste oder die Zugluft beschaffen, so werden sie bald feine, bald grobe Laubwerke, heute anders als morgen an einerlei Scheibe zeigen.

Aberglaube aus der Naturgeschichte.

Soll eine Kuh nicht mehr als einmal mit dem Stiere laufen; so muß ein lebendiger und blinder Hund stillschweigend inwendig vor die Stallthüre eingegraben werden.

Wenn Schwalbennester am Hause zerstört werden, so geben die Kühe Blut.

Werden die Schweine zum erstenmal ausgetrieben, so muß man ihnen ein unterm Arme warm gewordenes Stück Brodt zu fressen geben, so können sie sich allein wieder nach Hause finden.

Wenn ein Schwein nicht fressen will, so muß man einen Erbschlüssel nehmen, und ihm damit das Maul aufschließen, so frißt es wieder.

Sollen die Hühner gut legen, so muß man sie in der Mittagsstunde am Neujahrstage mit allerlei Früchten unter einander füttern.

Wird ein Huhn gesetzt, so müssen ihm die Eier gerade wenn Schweine einkommen, untergelegt werden, und man muß damit so geschwind laufen, wenn man sie ins Nest trägt, als die Schweine laufen, so kommen sie geschwind hinter einander aus. — Wenn die Eier frisch der Henne zugleich untergelegt werden, und man diese während dem Brüten gut füttert, so wird man jenen Firlefanz, der zu nichts taugt, nicht nöthig haben, um das baldige und gleiche Auskommen der jungen Hünchen zu befördern.

Wer ein Zeisignest bei sich führt, soll vor Dieben sicher seyn.

Wenn sich die Krähen um ein Haus setzen lassen und schreien, so stirbt jemand daraus, wenn es auch nur ein Stück Vieh ist.

Wenn ein Maulwurf in der Stube (die nicht gedielet ist) wirft, so stirbt die Großmutter.

Schlupft man der Kuh zwischen den Vorderfüssen durch, so verliehrt sie kein Horn.

Badet man die Schweinchen in den Wasser, worin man ein geschlachtetes Schwein abgebrühet hat, so wachsen sie vortreflich. — Aber es würkt dabei keine übernatürliche, verborgene Kraft, sondern es ist die natürliche Würkung des Bades.

Lauft eine Spinne Nachts übers Gesicht, so bekommt man einen gelben Nagel am Finger. Beides kann wol einmal zu gleicher Zeit bei jemand erfolgt seyn, aber daraus kann man nicht schliessen, daß lezteres eine Folge von dem erstern ist.

Von Tauben soll man drei Federn aus dem linken Flügel in den Taubenschlag annageln; und

Bringt man am ersten März keinen Floh um, so beißt einem das ganze Jahr keiner aus Dankbarkeit mehr.

Was soll man von der Nachricht sagen, welche man im Erfurthischen Intelligenz-Blatt, Stück 23. d. 7. Jul. 1788.
Von einem merkwürdigen Mineral, Spurstein genannt, findet? — In dem Jahre 1767 (heißt es da) studierte in Jena ein Theolog, dessen Lieblingsstudium die Natur, besonders das Mineralreich war; wovon er mit Hülfe seines guten Vermögens eine schöne Sammlung besoß. Darunter hatte er als Seltenheit ein kleines Stück Spurstein, welches einem schwarzen Schiefer glich. Er hatte es um ein ansehnliches Stück Capital gekauft, und dieser Stein sollte, ich weiß nicht ob in Asien oder Africa als eine Seltenheit gefunden worden seyn, und weit bewundernswürdigere Eigenschaften haben, als der Magnet. Zwei der vorzüglichsten waren folgende.

1. Es sollen mit diesem Stein große Wunder gewürkt, Familien unfruchtbar gemacht worden, und durch seine Kraft ausgestorben seyn; weshalb der Besitzer diesen Stein auch seinen besten Freunden nur mit Vorsicht zeigte.

2. Pulverisirte man von diesem Stein etwas, und streuete es in ein Zimmer, wo eine Person stark ausdünstete: so zog dieß die von der Person ausgehenden Atomen an sich, und formirte daraus auf dem Platze, wohin es gestreuet war, einen Luftkörper.

Vor seinem Abschiede aus Jena machte der Besitzer zum Vergnügen seiner Freunde folgenden Versuch: — Er streuete ein wenig von diesem Stein in sein Wohnzimmer, in welches man durch ein anderes treten konnte, ohne eine merkliche Bewegung oder Zugluft zu verursachen. Unter einem Vorwande entfernte

er sich und hinterließ seiner Aufwärterin, einer gesunden robusten Magd den Befehl, verschiedene Sachen, die er zu dem Ende in dem Zimmer gestreuet hatte, aufzuräumen, ohne jedoch Fenster und Thüren zu öfnen, noch weniger aber das Zimmer zu pfegen. In der Gegend, wohin der Stein gestreuet war, hatte er Dinge gelegt, welche die Nazierde der Magd reizten, so daß sie sich nach gehabter Erhitzung daselbst verweilte und ausdünsten konnte. Der erwehnte Studiosus nebst seiner Gesellschaft hielten sich unterdeß im Nebenzimmer auf, und sobald die Magd das Zimmer verlassen hatte, sie dieselbe wieder in der Küche mit Kochen beschäftigt gefunden, traten sie in das erwähnte Zimmer und sehen die Magd auf der Stelle, wohin der Spurstein gestreuet war, in eben der Gestalt stehen, wie sie selbige in der nemlichen Minute in der Küche gefunden hatten.

Nach einiger Zeit wurde ein Fenster und die gegenüber stehende Stubenthür geöfnet, und — hier verwandelte die Zugluft den Luftkörper der Magd in einen blauichten Dampf, der sich wie Tabaksrauch wirbelte, in einer geraden Linie durch die Stubenthür über den Saal nach der Küche zog, und bei der (lebendigen) Magd verschwand. Uebrigens haben weder Magd noch Zuschauer etwas Widriges empfunden.

Ich genoß damals die Freundschaft dieses jungen Gelehrten, war aber als Jüngling zu leichtsinnig, von seinen Wissenschaften zu profitiren; immittelst hatte mir das wenige, so ich aus seinen Unterhaltungen gemerkt, nachher bei mancherlei Erzählungen von Geistererscheinungen zu folgenden Hypothesen Anlaß gegeben. Von diesen mögen jedoch hier nur einige stehen.

„Vielleicht befindet sich auf manchem Kirchhof, oder Ort, wo Geister erscheinen (sollen), ein dem Spurstein gleiches Minerale, welches die aufgelößten Säfte

eines Körpers geschwind zu einem Luftkörper entwickelt, und durch bewegte Luft wieder verschwinden läßt. — Deswegen sieht man vielleicht Erscheinungen an Orten, wo ein solches Minerale liegt, und sieht es anderwärts nicht, weil kein solches Minerale daselbst vorhanden.

Man hat glaubwürdige Erzählungen, daß Personen, mit ihrem Körper abwesend, dennoch an ihrem Pult sitzend ꝛc. auf ihrem Zimmer gesehen worden sind. War vielleicht in der Wand der Stube, oder unter dem in dieselbe gestreueten Sande ein dem Spurstein ähnliches Mineral vorhanden?"

Indeß die Sage von dem Spurstein *) ist gewiß erdichtet. Man hat sich bei verschiedenen der berühmtesten Physiker und Chemiker erkundigt; aber alle sind der Meinung, daß nichts in der Natur bekannt sey, was solche Wirkungen besässe.

Der weil. Professor Karsten in Halle schreibt über den Spurstein und die damit vorgefallene Geschichte so: „Drei Tage blieb ich in Jena und forschte und fragte nach dem berühmten Stein, nach dem Zeugen, welche den Versuchen beigewohnt hätten, nach den Gegenstande dieses Versuchs, und nach der merkwürdigen Stelle, wo er vorgegangen seyn sollte. Man denke sich aber meine Betrübnis, als ich von allem diesen nicht das geringste erfahren konnte, als ich noch dazu an mehrern Orten ein profanes Gelächter der Spötter erschallen hörte." u. s. w.

*) Spurstein ist in der Mineralogie oft ein Geschlechtname für alle Steine, welche Abdrücke von versteineten Pflanzen Thieren, Menschen, Korallen u. dgl. enthalten, und gehören mehrentheils zu dem Geschlechte der Kalkerden.

Auf Schmelzhütten beim Zugutemachen des Kupfers wird ein Product gebraucht das Spurstein genennt wird, und ein Stein oder regulinischer Körper seyn soll, welcher nach abgestochenem Schwarzkupfer und davon abgezogenen Schlacken auf dem Schwarzkupfer liegt. Er wird auch Dünnstein und dünne Lech genennt.

Also mag die ganze Sache für ein Studentenmärchen gelten.

Die Fabel vom Vogel Greif hat ihr Entstehen im hohen Alterthum. Da ein naturhistorischer Schriftsteller, Plinius, die Existenz eines solchen wilden Vogels annahm. Man übersetzte das von ihm gebrauchte Wort, Gryphus, durch Greif. Unter den Gryphen aber ist ein besonderes Volk der Semyden zu verstehen.

Ahorn oder Fliederholz darf schlechte dings nicht verbrannt werden, einmal in einem Hause, wo Kinder sind, welche sonst nicht gedeihen würden. Daher findet man dergleichen Holz oft in Menge auf der Strasse, wo es so lange unangetastet liegt, bis es verfault.

Kleine Kinder und junge Hunde dürfen nicht beisammen in einem Hause seyn, wenn man nicht Gefahr laufen will, daß die leztern auf Kosten der erstern gedeihen.

Holz, welches einmal auf dem Feuerherd war, darf nicht wieder herumtergenommen werden. Die Klügern unter den Landleuten geben hiervon diesen erträglichen Grund an: man besorge, daß an dem Holze ein Funke seyn möge.

Das Brodt muß, wenn es einmal auf dem Tische gewesen ist, nicht unangeschnitten wieder weggetragen werden — und wenn auch noch so ein kleines Schnittchen nur davon genommen würde.

Gedrehete Weiden, womit z. B. ein Bund Holz umwunden und befestiget wird, sollen nicht mit dem Holze zugleich aufgebrannt werden. Denn wenn eben eine Henne im Hause brütete, so müßten die Küchlein verdrehete, oder sogenannte Wehdenbeine bekommen.

Junge Hausthiere dürfen nicht an solche verkauft werden, von denen man es weiß, daß sie dieselben zur Zucht behalten wollen; denn sonst würde der Verkäufer

Gefahr laufen, daß seine eigenen Hausthiere ausarteten oder schlecht geriethen.

Wenn das Vieh zum erstenmal im Frühjahre auf die Weide herausgehet, so muß jede Kuh über einen Besen, oder rothen Rock treten, damit es besser gedeihe, und vor Krankheiten, Verhexungen u. dgl. bewahrt bleibe.

Wenn ein Huhn einmal ein ungewöhnlich kleines Ei legt, etwa von der Größe eines Taubeneies (man nennt sie Bohreier) so lege ein solches Ei in ein Ständerloch, wo es gerade einpasset; und das Huhn wird nicht wieder so kleine Eier legen.

Wenn man Schweine gekauft hat, so schneide man eine Hand voll Borsten von ihren Rücken, und lege sie unter die Sohle, oder unter das Grundholz des Schweinstalles. Es hilft dazu, das die Schweine immer richtig wiederkommen, und wenn sie auch noch so weit sich verlaufen haben sollten.

Die sogenannten Donnerkeile, heißen auch Keilsteine, Fäustlinge. Die einfache Gestalt, welche unsre uralten deutschen Vorfahren diesen steinernen Keilen zu geben für gut gefunden, oder vielmehr aus Noth in Ermanglung erforderlicher Hülfsmittel und Werkzeuge zu geben gezwungen gewesen sind, und die im Ganzen genommen, bei kleinen und großen Stükken immer die nemliche ist, läßt bei uns die Frage rege werden: auf was Art sie solche an einem Stiele wohl mögen befestiget haben. Denn in der That! dieses muß wegen ihrer Struktur eben nicht so ganz leicht zu bewerkstelligen gewesen seyn. Man hat dafür gehalten, daß man sie an eine hölzerne Stange gesteckt, und sie mit Riemen oder sonst dergleichen Etwas, dergestalt fest gebunden, daß sie zum fernern Gebrauch haben geführt werden können. Vielleicht aber dient hier folgender Auszug aus der allgemeinen Geschichte der Länder,

der und Völker von Amerika, erster Theil S. 329. zu einiger Aufklärung. Wenn der Verfasser die mühsame Arbeit beschrieben hat, die die eingebornen Wilden anwenden müssen, einen großen Baum durch allmähliges Abbrennen zu fällen, und solchen nächst dem durch Hülfe steinerner Aexte zum fernern Gebrauch zu bereiten, so fährt er folgendermaßen fort:

„Die steinernen Beile, deren ich eben Erwähnung gethan, sind seit undenklichen Zeiten in Amerika im Gebrauch gewesen. Sie sind von einer Art harten und mit vieler Arbeit zubereiteten Kieselsteins, und erfodern ungemeine Mühe, ehe sie diese Gestalt bekommen. Die Art der Verfertigung besteht nemlich darin, daß sie durch starkes Reiben auf einem andern Kieselsteine scharf gemacht, und ihnen durch Länge der Zeit und vielfältig angewandte Bemühung die Gestalt einer Axt gegeben wird. Oftermahlen kann die Lebenszeit eines Wilden hiezu nicht allemal hinreichend seyn, daher kommt es auch, daß sein dergleichen Hausgeräthe, wenn es auch gleich noch so ungeschickt und unvollkommen ist, dennoch von den Kindern als ein kostbares Erbschaftsstück ihrer Aeltern angesehen wird. Wenn der Stein nun endlich bereitet ist, so verursacht der dazu erforderliche Stiel neue Sorge: Hiezu muß ein junger Baum ausgesucht, und ein Stiel, ohne ihn zu hauen, daraus gemacht werden. Dieser Baum wird also in der Mitte des einen Endes gespalten, und der geschärfte Stein hineingeklemmet. Wenn nun der Baum fortwächset, so schließt er den Stein dergestalt in sich ein, daß er selten davon wieder losgemacht werden kann. In verschiedenen Kunstzimmern Frankreichs findet man noch dergleichen Steine, die (Coraunïennes) Donnerkeile genennet, und in diesem Königreiche an Oertern gefunden werden, wo die Steine insgemein von ganz andrer Beschaffenheit sind. Diese Steine

sind ein Beweis, daß die ersten Einwohner Galliens, wie die Amerikaner noch heutiges Tages, eben dergleichen Gebrauch damit gemacht haben; denn diejenigen Amerikaner, die entweder gar keinen, oder doch sehr wenigen Umgang mit den Europäern haben, sind gezwungen, sich an ihre alte Gewohnheiten zu halten."

Zweifelsohne sind also die auf deutschem Boden gefundene Kieselsteine von unsern Vorfahren zu ihren Zeiten auf nemliche Art bestielet worden.

Von dem Biß der Tarantel. *)

Da die Würkungen von dem Stiche oder Bisse der Tarantel mir jederzeit als etwas ausserordentliches vorgekommen waren, so wandte ich einige Mühe an, diese Sache an den Orten zu untersuchen, wo jene Bisse am häufigsten seyn sollen. Durch die zuverlässigsten Nachrichten, die mir an verschiedenen Orten von Leuten, welche Glauben verdienen, und von solchen Sachen urtheilen können, mitgetheilt sind, fand ich, daß die Krankheiten, welche man dem Tarantelbisse zuschreibt, von eben der Art sind, wie diejenigen, welche die Sommerhitze in allen südlichen Gegenden hervorbringt. Die Schnitter sind am meisten den Fiebern ausgesetzt, welche man von der Tarantel herleitet, und deren Heftigkeit oder Gelindigkeit davon abhängt, ob die Witterung heiß oder gemäßigt ist. Die allgemeine und fast epidemische Krankheit aller jener Gegenden im Sommer und im Herbste ist das Wechselfieber. Weil man den Grund dieser Krankheit in dem Stich der Tarantel sucht, so versucht man allezeit die Kur, den Kranken eine ziemliche Zeit, ja zuweilen ganze Stunden noch Musik tanzen zu lassen. Ist derselbe nicht stark

*) In einem Schreiben des Hrn. Turnbull an die philosophische Societät zu Edinburg. Uebersetzt aus dem London Chronicle von 1771. Jul. 13 – 16.

genug, um diese Bewegung auszuhalten, so hilft man ihm, bis er in Schweiß geräth. Kann er vor Schwäche nicht aus dem Bette kommen, so bewegt er den Leib, die Arme und die Beine so viel möglich im Bette. Mit Hülfe seiner Freunde sowohl als des reichlichen Genusses stärkender Weine, bringt diese Bewegung gemeiniglich ihn in starken Schweiß, und in eine Müdigkeit, welche die Ruhe und den Schlaf befördert. Wenn während dieser der Kranke fortfährt, stark zu schwitzen, so kommt es zur Krisis: wo nicht, so wiederhohlt man die nemliche Heilart sobald, als es die Erhohlung von der vorigen Abmattung erlaubt. Eben diese Kur wird allezeit bei Recidiven, selbst in kalten Fiebern versucht, sollte es auch schon ein Jahr nachher seyn. Da kaum irgend eine Krankheit ist, welche man dort nicht von dem Tarantelbisse herleiten sollte, so wird diese Heilart allgemein, und mit so gutem Erfolge ausgeübt, daß sie wunderbar scheint, und von Leuten, die mit Vorurtheilen behaftet sind, für eine Würkung der Musik gehalten wird. Man sagt, die Musik bezaubere das Gift des Bisses. Gleichwohl fühlt oder sieht man an keinem Theile des Körpers die mindeste Spur eines Bisses, wie selbst diejenigen gestehen müssen, die am stärksten mit jenen Vorurtheilen behaftet sind. Obgleich viele große Leute die Würkung dieses Gifts geglaubt, und einige mit vieler Zuversicht, die Ursache derselben angegeben haben, so getraue ich mir dennoch zu behaupten, daß die gedachten Krankheiten durch die Hitze veranlaßt werden, welcher diese Leute bei der Ernte ausgesezt sind. Ich hatte die erwünschteste Gelegenheit, mich dieser Sache wegen selbst bei einsichtsvollen Leuten zu erkundigen, die sich die Mühe gegeben hatten, dergleichen vorgeblich gebissene Kranke öfter zu sehen und zu untersuchen; unter andern bei dem Erzbischofe von Otranto, aus dem adelichen Geschlech-

te der Caraccioli zu Neapel. Dieser gelehrte Prälat versicherte mich nach dem, was er selbst davon gesehen hatte, die ganze Sache sey eine lächerliche Vorstellung des Pöbels, lauter Betrug und Vorurtheil, und ganz ohne allen Grund. Er stimmt in der That mit vielen vernünftigen Leuten jener Gegenden in der Meinung überein, daß diese Krankheiten andre Ursachen hätten. Mir kam dieß um so viel wahrscheinlicher vor, ja es schien mir offenbar, da ich unzählige Gelegenheiten gehabt hatte, in heißen Gegenden solche Krankheiten zu behandeln, die man von der Tarantel herleitet, daß sie von der Hitze der Mittagssonne herrührten. Obgleich Malta an sich ein gesundes Klima hat, so verursacht dennoch daselbst die Sommerhitze sehr gefährliche Fieber und andere Krankheiten; unter andern auch eine Starrsucht (tetanus) oder eine starke Spannung des ganzen Körpers in einen so heftigen Grade, daß sie gemeiniglich in 24 Stunden tödtlich wird, wenn nicht ein starker Schweiß dem Patienten Hülfe schaft. Eben dieß sieht man zuweilen obgleich selten, in Otranto und andern Orten, wo man es als einen unleugbaren Beweis des Taranteibisses betrachtet. In Malta hingegen schreibt man es der allzugroßen Hitze zu, welcher der Kranke ist ausgesetzt gewesen. Denn dort geht das entgegengesezte Vorurtheil so weit, daß die Einwohner den Thieren alles Gift seit der Zeit absprechen, da Paulus auf dieser Insel, wohin ihn ein Schifbruch gebracht hatte, die Schlange von seiner Hand ins Feuer schleuderte. Es ist ungegründet, was man gewöhnlich glaubt, daß nemlich der Tarantelbiß eine schlafsüchtige Betäubung verursache, aus welcher der Kranke anders nicht, als durch eine Musik erweckt werden könne, welche seine Phantasie rüret und ihm gefällt: denn man bittet und beredet ihn allezeit, sich jene Bewegung zu machen, und zu einer desto stärkern Anreizung, spielt man solche

Melodien auf, die dem Kranken gefallen, oder von denen man beim Versuche bemerkt, daß sie seine Einbildungskraft rühren. Der Glaube an solche Symptome kommt von den Kunstgriffen betrügerischer Vagabonden her, welche man Tarantulisti nennt, die unter dem Vorwande, von Tarantuln gebissen zu seyn, das Königreich Neapel durchziehen. Diese machen allezeit jene Symptomen nach, und stellen sich, als würden sie durch gewiße Melodien erweckt, nach denen sie auf eine seltsame ausschweifende Art tanzen. Vielleicht könnte diese Kunst in einigen besondern Fällen von Nutzen seyn, anstatt andrer gewöhnlicher Heilarten vermittelst einer starken Bewegung.

Ein Schreiben über eben diesen Gegenstand. *)

Ich habe Gelegenheit gehabt, die Würkungen dieses Thiers in der Provinz von Taranto zu untersuchen, wo dasselbe sehr häufig angetroffen wird. Ich fürchte aber, ich werde nicht mehr davon sagen können, als daß die wunderbare Heilung des Tarantelbisses vermittelst der Musik völlig unwahr, und eine bloße Erfindung von Leuten ist, welche unter dem Vorgeben, daß der Tarantismus sich bei ihnen äussere, mit Tanzen etwas Geld verdienen wollen. Vielleicht trägt zuweilen die Hitze des Klima viel dazu bei, ihre Einbildungskraft zu erwärmen, und sie in ein gewisses Delirium zu bringen, welches in gewisser Maasse vermittelst der Musik geheilt wird. Inzwischen sind verschiedne Versuche mit der Tarantel angestellt worden, und weder Menschen noch Thiere haben eine andre Beschwerde davon gehabt, als eine unerhebliche Entzündung an der gebißnen Stelle, wie die

*) Von Dominico Cirilli, der Arzneikunst Doct. u. Prof. der Naturgeschichte zu Neapel, an D. William Watson, Mitglied der englischen Societät der Wissenschaften. Aus dem philosoph. Transact. vom Jahr 1770.

Entzündungen von der Scorpionischen, welche ohne alle Gefahr sich von selbst verlieren. In Sicilien, wo der Sommer noch wärmer ist, als in irgend einer Gegend des Königreichs Neapel, ist die Tarantel niemals gefährlich, und niemals bedient man sich dort der Musik, um den vorgeblichen Tarantismus zu heilen. Es ist in der That sonderbar, daß ein Mann von Einsicht, und ein Arzt von großer Gelehrsamkeit, wie Baglivi, sich bei den Erzählungen von dieser Krankheit beruhigte, und anstatt die Sache selbst durch Versuche zu prüfen, sie vielmehr nur zu erklären suchte. Aber selbst Philosophen mögen gern wunderbare und außerordentliche Dinge finden, und wenn sie gleich wider alle Vernunft sind, wünschen sie solche dennoch mehr, und bestreben sich, die Ursachen derselben zu entdecken. Mit jedem Jahre nimt diese seltsame Krankheit ab, und ich bin gewiß, daß sie in kurzem völlig allen Glauben verlieren wird. Die Neapolitanischen Aerzte sehen die Tarantel in eben dem Lichte an, vornemlich seitdem der gelehrte D. Serao einen scharfsinnigen Tractat über diesen Gegenstand herausgegeben und darin erwiesen hat, daß der Tarantelbiß niemals böse Folgen hervorgebracht, und die Musik niemals etwas damit zu thun gehabt hat. —

Wenn junges Zuchtvieh aus der Art schläget, so vertausche oder verkaufe man es zur Zucht an andre. Denn sobald dieses einen andern Herrn bekommt — der es vielleicht besser füttert, reinlicher hält und pfleget — so artet es sich wieder gut, und beiden wird geholfen.

Donnerkeile geschabt und eingegeben, hilft gegen die Kinderschäuerchen.

Um ein Nordlicht nachzuahmen läßt man in einem verfinsterten Zimmer den Sonnenstrahl durch eine Oefnung von der Größe einer großen Erbse auf ein horizontales Prisma (dreieckigtes langes Glas) fallen, aus welchem der Sonnenstrahl horizontal an ein mit

Kornbrandtwein angefülltes Glas streicht, das eine Elle weit vom Prisma absteht. Der Strahl geht mit der Oberfläche des Brandtweins parallel, und von da auf eine weiße Tafel, die fünf Fuß ins Gevierte hat. An diese mahlt sich ein förmliches Nordlicht mit schnellblitzenden Strahlen und Farbenwolken durch den ausdünstenden Brandtwein. — Auf solche Art die Wirkungen der Natur nachzuahmen, dazu gehört nichts weniger als Zauberei, die überhaupt nicht statt hat: denn warum wollte man die Würkungen von unbekannten Ursachen mit den nichts sagenden Ausdruck: Zauberei belegen!

Aus Beobachtungen weiß man, das alle ausgepreßte fette Oele, als leinöl, Rüböl, Hanföl und Baumöl, ingleichen auch die Fette der Thiere, als Rinder- und Schaftalg, Schmeer, Butter und Thran, ingleichen Wachs, wenn sie kochend heiß gemacht, und an einen dunkeln Ort gebracht werden, geleuchtet haben. Beim hunderten Grade nach dem Fahrenheitischen Wärmemesser, fieng das Licht an merklich zu werden, und nahm nach und nach zu, bis das Thermometer zu 450 Graden gestiegen war, wo alle Substanzen ganz erleuchtet wurden. — Blos die Wissenschaft von dem gesagten kann so viel nutzen, daß bei vorkommenden Fall mancher nicht gleich an Wunder, Geistererscheinungen oder andre Hirngespenste denken kann.

Man gebe nur Achtung, wenn hie oder da altes verrottetes Eichenholz, so eine Zeitlang unter der Erde gelegen, so eben ausgegraben wird, wie es, besonders wenn es in dem rechten Grade der Fäulung ausgegraben wurde, im Dunkeln leuchtet. Leget man nun davon auf einem Kirchhofe an verschiedene Orte einzelne Stükke hin, so wird man des Nachts diese lichte zu sehen bekommen, und hernach jedermann von der Beschaffenheit dergleichen lichte überführen können: denn alle Er-

zählungen der Todtengräber gründen, sich höchstens auf nichts anders, als daß sie ausgegrabenes faules Holz von Särgen leuchten sahen.

Corallen, am bloßen Leibe getragen, sollen wider Gift, Melancholie, Schrecken, und wer weiß, wo sonst für gut seyn. Sie sollen durch Veränderung ihrer Farbe und ihres Glanzes, dem, der sie trägt, eine bevorstehende Krankheit ankündigen.

Auch glaubt man, daß in den aus Bernstein gemachten Corallen sich die Flüsse zeigen, welche diese aus dem menschlichen Cörper gezogen haben, wenn in dem Bernstein Luftblasen und dgl. zu sehen sind.

In den Seen des Königreichs Siam findet sich, wiewol selten, ein Fisch, welchen man den Lamentirer nennt. Die Siameser heissen ihn auch den weiblichen Fisch, weil er zwei Weiberbrüste und Geburtsglieder hat, die den weiblichen ähnlich sind. Er nährt seine Jungen selbst. Seine Stimme ist klagend; daher hat er seinen Namen. Sein Kopf hat sehr viel ähnliches mit einem Schweinskopfe. Wahrscheinlich ist es dieser Fisch, der zu den alten Fabeln von den Sirenen Gelegenheit gegeben hat.

Im Jahr 1788. wurde in Manheim, in einer ansehnlichen Gesellschaft von Vornehmen und Gelehrten, unter andern auch von Mirakeln gesprochen: und ein Mann von erhabenem Range, der viel Einfluß auf die Volksbildung haben kann, wollte die Möglichkeit und Wirklichkeit der Wunder noch in unsern Tagen aus dem Beispiel beweisen, daß sich durch die Fürbitte des H. Ulrichs *) im ganzen Bisthum Augsburg nicht eine einzige Ratte befände. Man wollte dagegen einwenden, daß die Augsburger Erde vielleicht etwas bei sich führe,

*) Er war Bischof zu Augsburg im 10ten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung.

oder daß eine Pflanze daſelbſt häufig wachſe, welche dieſe Thiere verabſcheueten. Allein dieſen Einwendungen wurde durch folgende Erzählung begegnet: „Vor einigen Jahren vertauſchten die Biſchöfe von Augsburg und Eichſtädt einige Dörfer gegeneinander. Die Eichſtädtiſchen Dörfer wimmelten von Ratten. Aber kaum war der Tauſch geſchloſſen; ſo verließen ſie ihre bisherigen Quartiere, und zogen in die Dörfer, welche bisher Augsburgiſch und ganz frei davon geweſen waren.

Aberglaube beim Sterben und Begraben.

Wenn man ein Bett ſo ſtellt, daß die Füße zum Hauſe hinausgehen, ſo muß der ſterben, welcher darin ſchläft — freilich wol, wenn ſeine Zeit kommt.

Wenn man drei Knoten in einen Faden macht, und ihn in einen Sarg legt, ſo vergehen die Warzen.

Bindet man einem todten Menſchen ein ſchwarzes Bändchen um die Hand, löſt daſſelbe, ehe dieſer fortgetragen wird, ab, und bindet es um den Hals, ſo kann man dadurch dicke Hälſe und Kröpfe vertreiben.

In einer öffentlichen Wiener Zeitung wurde unterm 31ſten July 1725. bekannt gemacht, daß nach einem Bericht von einem Kaiſerlichen Beamten in dem Gradisker Diſtrict in Ungarn, an die Kaiſerliche Adminiſtration zu Belgrad, ein in dem Dorfe Kiſolova (Rahmer Diſtricts) geſeßner Unterthan, Namens Peter Plagojowiz mit Tode abgegangen, und nach Räziſcher Manier zur Erde beſtattet worden ſey, und hätte es ſich in ermeldeten Dorfe Kiſolova geäußert, daß innerhalb 8 Tagen 9 Perſonen, ſo wol Alte als Junge, nach überſtandener vier und zwanzigſtündiger Krankheit ſo dahin geſtorben wären, daß, als ſie annoch auf dem Todtenbette lebendig gelegen, ſie öffentlich ausgeſagt,

daß obbemeldeter vor 16 Wochen verstorbene Plagojowitz zu ihnen im Schlaf gekommen, sich auf sie gesetzet und sie gewürget, daß sie nunmehr den Geist aufgeben müssen. Wie nun die übrigen Unterthanen hierüber sehr bestützt, in diesem Glauben noch mehr bestärket worden wären, da des verstorbenen Peter Plagojowitz Weib, nachdem sie zuvor ausgesagt, daß ihr Mann zu ihr gekommen, und seine Schuhe begehret, von dem Dorfe Kisolova weg, und sich in ein anderes begeben; sintemal aber (so lautet der fernere wörtliche Bericht des abergläubigen Beamten) bei dergleichen Personen, so sie Vampyri nennen, als dessen Körper unverweset, Haut, Haar, Bart und Nägel an ihm wachsen zu sehen seyn müssen, als hätten sich die Unterthanen einhellig resolviret, das Grab des Peter Plagojowitz zu eröfnen, und zu sehen, ob sich würklich obbemeldete Zeichen an ihm befänden; zu welchem Ende sie sich zu dem Beamten verfüget, und ihn samt dem dasigen Popen oder Geistlichen ersuchet, der Besichtigung beizuwohnen.

Diese Herren begaben sich also in ermeldetes Dorf, und besichtigten den bereits ausgegrabenen Körper des Peter Plagojowitz, und fanden, daß von diesem Körper und dessen Grabe nicht der mindeste Todtengeruch verspühret worden, der Körper, ausser der Nase, welche etwas abgefallen, ganz frisch, Haar und Bart, ja auch die Nägel, wovon die alten hinweggefallen, an ihm gewachsen; die alte Haut, welche etwas weislicht gewesen, hätte sich weggescheelt, und eine neue frische darunter hervorgethan. — Das Gesicht, Hände und Füße und der ganze Leib wären so beschaffen gewesen, daß sie in seinen Lebzeiten nicht vollkommener hätten seyn können. In seinem Munde habe man nicht ohne Erstaunen einiges frisches Blut erblicket, welches der gemeinen Sage nach, er von den durch ihn Umgebrachten gesogen; kurz, es wären alle Anzeigen vorhanden gewesen, welche der-

gleichen Leute (nemlich Vampyren) an sich haben sollten *). Nachdem nun so wol der Pope als Bediente dieses Spectacul mit angesehen hätten, der Pöbel aber mehr und mehr ergrimmter als bestürzter worden wäre, hätten sie, gesammte Unterthanen einen Pfeil gespizt, um mit selbigem den todten Körper zu durchstechen, und ihn an das Herz gesezt, da denn bei der Durchstechung **) nicht nur häufiges Blut so ganz frisch, auch durch Ohren und Mund geflossen, sondern noch andre wilde Zeichen, welche man wegen Respects umgehe, vorgegangen. Endlich hätten sie oft ermeldeten Körper in solchen Fällen gewöhnlichem Gebrauch nach, zu Asche verbrannt.

Um über das Erzählte einige Aufschlüsse zu geben, siehe folgendes hier:

Es ist bekannt, und aus physikalischen Gründen erklärlich, daß verwesliche Körper durch mancherlei Mittel lange vor der Fäulnis erhalten werden können — und sich selbst erhalten. Ersteres geschieht durch Balsamiren — lezteres sieht man in dem bekannten Bleikeller unter dem Dom in Bremen, wo Leichen, mögen sie auch noch so lange stehen, ohne alles Zuthun, unverweslich, und fast unverändert bleiben. Es hätten dort wo vernünftigere Leute, als ein aberwitziger Pöbel, ein Beamter und Pope, welche thörigt genug sind, diesem Gehör zu geben, die Sache untersuchen müssen, so würde man gefunden haben, daß z. B. falschter, kal-

*) Daß in jenen Gegenden bis auf den heutigen Tag sich der Aberglaube an Vampyren erhält, erzählt die allgemeine politische Zeitung des Jahrs 1787. No. 85. in dem der altgriechische Pfarrer zu Zatwarnika im Sanoker Kreise seit drei Wochen keine Messe lesen dürfen, weil er einige seiner Gemeinde im Verdachte hatte, daß sie Vampyren wären.

**) Es ist des Volks Glaube bei solchen Leichen, die man für Vampyren hielt, immer gewesen, daß wenn der Kopf vom Rumpfe getrennt würde, das Unglück aufhöre.

ter, sehr salpetrigter Boden, Höhe der Grabstätte oder Tiefe des Grabes, besondere Beschaffenheit des etwa zu fetten oder zu hagern Körpers, und andre natürliche Ursachen eintreten können wobei die Verwesung später, als unter entgegengesetzten Umständen erfolgt.

So war es auch wol möglich, daß der vielleicht plözlich verstorbene Mann Gift bei sich gehabt, von welchem einige Sorten, wie die Aerzte wissen, die Körper nicht sobald verwesen lassen. Die Flucht der Frau begünstiget oder bestärket diesen Verdacht. Und daß durch Sachverständige keine förmliche Untersuchung mit dem Körper vorgenommen worden, erhellet aus dem nur nach Wunder und Aberglauben haschenden Berichte.

Konnte nicht der Mann auch aus boshaften Absichten schlafmachende Arzneien, als Opium oder andres dergleichen bekommen haben? Man weiß daß solche Dinge so gemischt werden können, daß der Tod auf Tag und Stunden kann bestimmt werden. Und sonach konnte der todtgeglaubte Mann lange nur über und unter der Erde im tiefsten Schlaf gelegen haben, und alle jene für Wunder erklärten Umstände mußten nun natürlich eintreten. Ausserdem ist es auch von Naturforschern längst erwiesen, daß Haare, Nägel ꝛc. aus dem Safte des Körpers und auch der Erde, noch einige Zeit Nahrung bekommen, und wachsen, und die Haare insbesondere sich ganz verändern.

Das im Munde erblickte Blut, von dessen Beschaffenheit und Menge hier überhaupt eine unbefriedigende Beschreibung mitgetheilt wird; und die zerstoßne Nase lassen sich ebenfalls aus obigen und nachfolgenden Gründen ganz gut erklären.

Was die wilden Zeichen betrifft, so haben Aerzte und Zergliederer des menschlichen Körpers schon sehr oft die Bemerkung gemacht, daß bei gewissen Krankheit-

ten und Umſtänden dieſe am männlichen Körper ſind zu ſehen geweſen.

Die von der verdächtigen Frau verbreitete Sage, daß der Mann zu ihr gekommen und ſeine Schuhe begehret habe, muß noch dahinauslaufen, daß ihr dieß — vielleicht ſehr lebhaft — geträumt habe.

Das ganze Dorf hatte, wie der Bericht ſagt, über diesen Vorfall ſchwere Träume. Daraus erhellt, daß der Tod dieſes Mannes, und die dabei vorgefallenen Umſtände, wobei jeder ſich in Lebensgefahr glaubte, große Bewegung unter den Einwohnern und vieles Reden verurſacht habe.

Aus der Familie ſterben ſo viele Perſonen. Nun ſo muß der Mann eine anſteckende, vielleicht peſtartige Krankheit gehabt haben. Wenn dieß aber auch nicht erwieſen iſt — denn es wurde ja bei dem ganzen Vorfall kein Sachkundiger Mann zu Rathe gezogen — ſo iſt es bekannt, daß abergläubige Einbildungskraft Menſchen den Tod zuziehen kann. Einer aus der Familie durfte nur den Glauben an Vampyren feſt haben, und in ſich den Gedanken entſtehen laſſen, daß der Verſtorbene wol einer dergleichen ſeyn könnte, ſo mußte dieß ja ſeine ganze Seele erfüllen, alles ſein Denken ausmachen, ſeine ganze Einbildungskraft in Bewegung ſetzen. Was war denn natürlicher, als daß er träumte, und daß eben dadurch ſein Glaube noch vermehrt wurde. Nur ein Todesfall durfte in der Familie ſo erfolgen: und was iſt erklärlicher, als dieß, daß noch mehrere ſtarben. Man beſieht die Leiche, und zufällig findet man die — wiewol ſehr natürlichen und erklärlichen Zeichen, woran man den Vampyr zu erkennen glaubt.

Daß aber der große Hauſe ſo manches Jahrhundert den Glauben geheget hat, manche Todte ſchmatzten in den Gräbern, und fräſſen nach und nach ihre

mit ins Grab bekommenen Halstücher, Sterbekleider, Hemden, und endlich Finger und Zehen, auch Arme und Beine weg, wird manchem, wo nicht in der Schule, doch in der Gesindestube oder abgeschmakten Büchern erzählt. — So ist es auch wol bekannt, daß in manchen Landen und Orten noch der Gebrauch ist, daß der Sarg auf dem Kirchhofe vor dem Einsenken ins Grab, eilf nochmals geöffnet, und unter gar frommen Mienen, Bewegungen und Seufzern, von der sogenannten leidtragenden oder Verwandten, der Leiche ein Stück Rasen oder frischen Erdklumpen unters Kinn gelegt und geglaubt wird, daß dieses jenes Unglük verhüte, und dadurch den traurigen Folgen vorgebeuget werde. An andern Orten wird das Halstuch fest zugeknüpft, oder den Todten ein kleiner Stein, Pfennig oder andre Münze in den Mund zwischen die Zähne gezwengt, und dann noch das Maul verstopft, damit wenn er ja den gefährlichen Appetit bekäme, er das Gebiß verderbe, und was mehr für Alfanzereien vorgenommen, und öffentlich geduldet werden.

Daß aber zuweilen an Leichen, die zufälliger Weise oder unter gewissen bedenklichen Umständen wieder ausgegraben wurden, dergleichen Zerstümmelungen an Fingern und andern Gliedern und an den Kleidern zu bemerken gewesen, rührt immer aus folgender Ursache her.

Die hauptsächlichste und fürchterlichste ist die, daß in vorigen Zeiten und bis auf den heutigen Tag gar oft solche Menschen für todt gehalten sind, welche durch Schlagflüsse oder zu schnell unterbrochene Ausdünstung, wodurch der Umlauf des Bluts gehemmet wird, z. B. bei Ertrunkenen, Erfrornen, vom Dampf erfüllten Personen ꝛc. durch gefährliche von unklugen Aerzten, unvorsichtigen Apothekern gewählte Arzneimittel, Fieber, Kälte, Schlafsucht, Ohnmachten, Entkräftungen, und

bei zu starkem Verlust des Blutes, wie dieß bei unbehutsamen Aderlassen, und wenn im Schlafe die Ader aufgegangen, besonders aber bei gebährenden blutreichen Frauenspersonen oft geschieht, und durch so mancherlei andre Umstände in einen solchen Zustand versetzt werden, in welchem sie nicht das mindeste Zeichen des Lebens von sich geben, und von allen Umstehenden, sogar von Aerzten auch Wehmüttern für wirklich todt gehalten, und in dem nur scheinbar leblosen Zustand schnell in die oft prächtigen Särge gelegt werden, die man denn mit Nägeln so verwahrt, daß an keine körperliche Auferstehung weiter zu denken ist.

Wenn aber nun dergleichen unglückliche Körper in die Erde kommen, und nach und nach die wärmende Ausdünstung der Erde sich durch die Schweißlöcher und andre Oefnungen des oft auch wenig verwahrten Sarges dem nun selbst sich wieder sammelnden Blute mittheilt, und dieses und die Lebensgeister nach und nach wieder belebt werden: kann man sich den Zustand schauerlich genug denken, in welchem sich nun dergleichen unglückliche Creaturen befinden, die das Opfer der Unvorsichtigkeit oder Dummheit ihrer Verwandten, Wehmütter und Aerzte geworden sind. Was kann ein solcher Unglücklicher in dergleichen Umständen anders thun, als daß er anfänglich bei eintretenden Hunger alle um und um sich habende Kleidungsstücke zerkauen und so gut wie möglich einschlucken, und zuletzt aus Noth und Verzweiflung Finger und Hände abnagen muß, bis eine vielleicht spät eintretende und mit dem unbeschreiblichsten Seelen- und Körperschmerz begleitete allmählige Absterbung und endlich der wahre Tod erfolgt.

Daß nun oft aus solchen Gräbern verscharrter Unglücklichen ein dumpfes Getöse gehört werden mag, welches für Schmatzen gedeutet wird, läßt sich wohl sehr natürlich erklären. Vors erste vergesse man nicht, in

Erwegung zu ziehen, daß ein in die Erde gebrachter würklich todter Körper nach einiger Zeit in eine solche Gährung kommt, daß er gar sehr anschwillt, und bei Mangel des Raums zur fernern Ausdehnung die gepreßte Luft in mancherlei Töne ausbrechen kann. Auch ist ferner bekannt, daß auf Kirchhöfen sich gerne Schlangen und große Ratten aufhalten, und durch ihr Gezisch und Gepfeif aus ihren Löchern und lockern Erdritzen ein vermeintes Schmatzen verursachen können, oft auch die aus dünnen Brettern verfertigte Sargdeckel von der sich zusammensetzenden schweren Erde bersten und krachen; überhaupt aber an solchen Orten und besonders Abends und zur Nachtzeit die Phantasie abergläubiger Menschen gar leicht getäuscht werden kann. — Man hat übrigens die Fabel von Vampyren oder Blutsaugern aus falschen Begriffen von Sympathie und Antipathie erklären wollen, und dazu Beispiele aus der Natur aufgestellt, die gar nicht passen; und nur für einfältige Menschen eine Beweiskraft haben können.

Verstorbene soll man nicht zu sehr beweinen: die Thränen fallen auf ihren Leichnam, ihre Ruhe wird gestöret, und sie lassen sich in Erscheinungen sehen.

Wenn im Sterbehause die Trauerleute zur Leichenbegleitung versammelt sind, und der Sarg zugemacht worden ist, so werden zwei Lichter angezündet und auf den Sarg gesetzt, wo sie so lange brennen, bis der Gesang gesungen ist. Dieß ist eine uralte Gewohnheit; man findet sie schon bei dem Jahre 1647. Vielleicht sollen die Lichter ein Sinnbild der Auferstehung oder der Unsterblichkeit seyn. Da dieß aber bei hellem Tage geschieht, und auch von dem Aermsten keine Ausnahme davon gemacht wird; auch die muthmaßliche Bedeutung wol selten jemand kennt: so kann man diese Gewohnheit wol zu den abergläubigen Gebräuchen rechnen.

Wenn

Wenn wo die Sterblichkeit besonders herrscht, so trägt man sich mit schauderhaften Erzählungen von großen Leichenzügen, die man hie und da in der Mitternachtsstunde gesehen haben will. Einige hören dann gar läuten, und andere sehen an ungewöhnlichen Orten ein Männchen stehen, welches alles fürchterliche Dinge bedeuten soll. Daß solche Dinge noch Glauben finden, bedeutet aber, daß die Aufklärung noch nicht vollendet ist, und daß sie immer weiter gehen muß.

In Selka, im Fürstenthum Altenburg wurde 1788 ein neuer Kirchhof eingeweihet, theils weil der alte mit Gräbern angefüllt war, theils zu Folge eines besondern Befehls der Regierung, alle Kirchhöfe vor die Dörfer zu verlegen. Um diese so nöthige und nützliche Verordnung desto eher ins Werk zu richten, gab der dasige Gutsbesitzer einen Plaz dazu her, und die erste Leiche sollte diesen Ort einweihen. Anstatt nun, daß die Hinterbliebenen des zunächst Verstorbenen sich ein Verdienst daraus hätten machen sollen, durch die Bereitwilligkeit ihren Todten an dem neu dazu bestimmten Plaz beerdigen zu lassen, ihre Zufriedenheit mit der weisen Verordnung der Obrigkeit öffentlich zu bezeugen, fand man sehr hartnäckige Widersezlichkeit; und es kostete viele Mühe, bis man einen Handarbeiter, der zunächst jemanden von den Seinigen verlohr, überredete, durch Beerdigung eines Wochenkindes, diesen Plaz zur Ruhestätte für verstorbene Mitbürger einzuweihen.

— Offenbar sind es verworrene und falsche Begriffe über den Zustand des Körpers nach dem Tode, die bei vielen Menschen zu solchen Widersezlichkeiten Anlaß geben. Der auf irrigen Vorstellungen gegründete Wunsch so mancher Menschen, an einem Ort begraben zu seyn, wo schon recht viele Todte liegen, verhindert das Anlegen neuer bequemerer Begräbnißplätze, macht, daß man die Todten zusammendrängt, Gräber öfnet,

deren Leichen noch nicht völlig verweſet ſind. Von jenen verworrenen Vorſtellungen ſcheint dieß eine Hauptquelle zu ſeyn, daß man ſich die Gefühle der lebenden Menſchen, z. B. die Furcht derſelben vor einer gänzlichen Einſamkeit, auch in die Todten hineindenkt.

Folgendes Beiſpiel vom Aberglauben, Roheit der Sitten, Fühlloſigkeit ſollte man faſt für unmöglich halten; aber es iſt leider nur allzuwahr. — Ein Würtembergiſcher Unterthan Ortlieb aus Ober-Türkheim wurde den 10ten Mai 1789. Morgens früh auf Reichsſtadt-Eßlingiſchen Gebiete an einem Baum hängend gefunden. Die Eßlingiſche Obrigkeit ließ den Erhänaten mit ſtarker Mannſchaft mit geladenem Gewehr ſogleich auf demſelben Platze bewachen. Man dachte ſo wenig an ein Rettungsmittel, daß ſogar der Würtembergiſchen Obrigkeit, welche durch das Gefühl der Menſchheit bewegt, Leute zur Rettung abſchikte, die Abſchneidung des Strikes, als ein vermeintlicher Eingriff in Gerechtſame, verweigert wurde. Nachdem endlich in Eßlingen die Berathſchlagung, was mit dem Erhänkten zu thun ſey, zum Schluſſe gekommen, während deſſen er nothwendig erſticken mußte, ſo wurde erſt Abends um 5 Uhr der Strick abgeſchnitten, das Gold und Silber, das der Unglückliche bei ſich hatte, gleichſam als Henkerrecht, dem Strickabſchneidenden gegeben, und die Kleider des Erhenkten vom Volke in Läppchen zerſtückt, und reiſſend ausgetheilt, weil das Vieh, mit dem Kleidungeſtücken des Erhengten dreimal geſtrichen, ſo fett werden ſoll, als diejenigen dumm ſind, die dieſen Lumpen eine ſolche Kraft zuſchreiben. Der Erhenkte lag nun vor aller Augen ganz nakt da. Das entſezliche Schauſpiel, einem ohnehin Unglücklichen noch die Bedeckung ſeines Leichnams zu verſagen, machte in den Gemüthern der anweſenden Würtembergiſchen Unterthanen einen ſolchen Eindruck des Abſcheues und des

Mitleidens, daß sie es wagten, den nackten Leichnam mit Holzreisern zu bedecken, und ihren Abscheu öffentlich zu erkennen zu geben, worüber sie von den Eßlingischen Schultheissen Rebellen gescholten und mit Hauen und Stangen bedrohet wurden. Um dieß die Menschheit entehrende Schauspiel noch unmenschlicher zu machen, belustigten sich die jungen Leute von Eßlingen nicht neben dem Platze, wo der Erhenkte nakt und blos lag, mit Trinken und mit Kegelschieben, und die wachhabende Mannschaft füllete sich mit Wein bis oben an. Die ganze Nacht hindurch wurde geschossen, als ob Krieg gewähret im Anzuge wären, und ein Eßlinger Bürger verlohr durch einen unvorsichtigen Schuß der besoffenen Wache beinahe das Leben, und lag bis auf den Tod. Doch wird alles dieses von der Begräbnisart übertroffen, welche die Unmenschen vor den Augen von mehr als tausend Zuschauern verübten. Als der Leichnam mit dem Gesicht gen Himmel gekehrt, wie gewöhnlich, in der Bahre lag, rief das Eßlinger Volk: daß man den Hund aufs Gesicht legen solle! Es geschah mit den Worten: sich Hund, so mußt du liegen! Die Bahre wurde an der äußersten Grenzscheidung eingesenkt, und mit zwei kreuzweis geschlagenen Pfählen befestiget, daß der Hund, wie sie sagten, sich nicht umkehren könne! Das allerabscheulichste, ein ewiger Schandfleck für diese Unmenschen, war noch dieß: sie schlugen einen dicken Pfahl durch die Bahre und mitten durch den Leichnam, den sie auf die scheußerliche Art, als wollten sie dem Todten noch dereinst die Auferstehung verwehren, in die Erde spiesten, wobei sie fürchterlich schrieen: Schlagt zu, ins Teufels Namen, Hund, man muß doch recht vernageln, daß du nicht wieder herauskommst! Alles war bei diesem Auftritte schrecklich. Die Unmenschen besoffen, die Luft mit abscheulichen Flüchen,

und die Gemüther der Zuschauer mit Erbitterung oder Entsetzen erfüllt.

Der würdige Prediger C.. zu S.. bei F..n war schon einige Jahre im Amte. Seine beiden nächsten Vorfahren waren in einem Jahre verstorben, und er selbst ward kurz nach seinem Anzuge krank, und siechte beinahe einen Winter hindurch. Nichts ist gewisser, sagten einige seiner Beichtkinder, als daß wir ihn auch bald einbüßen, und er den Pfarrern A... und M.. bald nachfolgen wird. Andere wußten sogar, daß ihm allenthalben etwas nachgehe, sogar in den Beichtstuhl. Ja, ja, nun begreift mans, hieß es weiter, warum er Sonntags nicht eher in die Kirche kam, bis die Gemeinde meist versammlet war. „Ey, setzte ein Mütterchen hinzu, daß würden wir alle so halten, wenn wir an seiner Stelle wären. Denn kurz nach seinem Anzuge soll er seine drei Vorfahren leibhaftig im Beichtstühle gesehen haben, und zwar den längst verstorbenen S.. auf der obersten Stufe der Kanzeltreppe, in der Mitte den Pfarrer A.., und M.. auf dem Stuhle sitzend. Ohnerachtet nun gegen das Frühjahr C..s Gesundheit zu ückzukehren schien, so wollte man ihm doch in Hinsicht auf jene Sagen, nach welchen man sich obendrein fleißig bei ihm selbst erkundigte, kein langes Leben versprechen. Dazu gesellte sich endlich noch eine neue Sage. Man versicherte nemlich, es sey ohnlängst ein schwarzes Männchen einem Bauer aus dem Orte ohnweit desselben erschienen, welches **Wehe! Wehe!** ausgerufen und ganz deutlich gesagt habe: **Ihr werdet keinen Pfarrer behalten, bis daß ihr den Tod wieder heraustraget.** Diese abergläubische Prozession wurde ehedem in S.. am Sontage Lätare gehalten, war aber seit einigen Jahren durch eine ausdrückliche Verordnung des Hochlöbl. Consistoriums zu F...n eingestellt worden. Die Vorliebe für diese kindische Feier-

ſichkeit war indeſſen in den Herzen einzelner Gemeindeglieder nicht nur geblieben, ſondern auch nach jenem Verbot noch ſtärker geworden, ſo daß man dem ſchwarzen Männchen von ganzer Seele Glauben beimaß, und in deſſen Ausſage eine Art von Triumph fand. Man verglich auch mit dieſer Erſcheinung noch den Umſtand, daß der Pfarrer S.. zu deſſen Zeit der Tod alljährlich ausgetragen worden war, beinahe 50 Jahre im Amte geſtanden, und ein 84jähriger Greis worden: ſein Nachfolger hingegen kurz nach dem eben erwähnten Verbote, und M.. ein halb Jahr nach ſeinem Amtsantritt ſchon verſtorben war, auch gegenwärtiger Pfarrer C.. ſo kränklich ſey. Unter dieſen Umſtänden mußte der aufgeklärte Pfarrer C.. um ſo mehr wünſchen, ſeine Geſundheit wieder hergeſtellt zu ſehen. Er kämpfte auch ſchon auf ſeiner Krankenſtube gegen die abergläubiſche Meinung, daß ſeine Krankheit mit dem Verbothe gegen das Todaustragen zuſammenhienge. Scherzend ſagte er unter andern einmal zu einer Weibsperſon, die ihm jene Sagen vorzählte: Ey, wenn dem alſo iſt, ſo mögte ich faſt um Aufhebung des Verboths nachſuchen; und ſie freute ſich herzlich über dieſen Einfall, den ſie für Ernſt aufnahm. Er hoffte indeß, daß ſeine Geneſung dieſe Deutelenen gänzlich niederſchlagen, und der Vernunft den Sieg über den Aberglauben bei ſeinen Pfarrkindern erleichtern würde. Sie erfolgte, und er gienz zu ſeiner Erholung das erſtemal wieder nach der Stadt. Was gilts, ſagten die Freunde des ſtrohernen Todes, der Pfarrer iſt deshalb nach F.. n gegangen, beim Conſiſtorium die Aufhebung des Verbots auszuwirken? Man lud in Gedanken ſchon Gäſte aufs bevorſtehende Lätare. Aber der Sontag erſchien, der Pfarrer trat auf, hielt der Obrigkeit, die dem Aberglauben zu ſteuern ſuche, eine gebührende Lobrede, erläuterte das Verdienſt derſelben aus der Geſchichte des

Verbots vom Todaustragen, zeigte deutlich das für Christen unschickliche in jener alten Gewohnheit, so wie den nachtheiligen Einfluß solcher Vorurtheile auf den menschlichen Verstand überhaupt, und that dieß mit so vieler Schonung gegen die Irrenden und solchem Vertrauen auf die gesunde Vernunft der meisten seiner Zuhörer, daß sein Unterricht den erwünschtesten Erfolg hatte: und er kennt jezt keinen seiner Zuhörer, dem nicht der stroherne Tod zum Gelächter, und alle Erzählungen von Spukereien und Erscheinungen unglaublich worden wären. Uebrigens ist in Ansehung der Umstände, unter denen obige Sagen entstanden waren, zu bemerken, daß der Pfarrer A.. freilich kurz nach jenem Consistorial-Verbothe starb: aber an einem Gallenfieber, welches ihm der Verdruß über eine ihm widerfahrne Beleidigung zugezogen hatte; er lebte vielleicht noch, wenn er etwas kühlern Temperaments gewesen wäre. M.. sein Nachfolger sank kurz nach ihm in der Blüthe seiner Jahre, wie sein Vorfahr von vielen beweint, ins Grab; nicht wegen des aufgehobenen Todesfestes; sondern weil er bei einem leicht scheinenden Catharre sich der Nachtluft aussetzen mußte. Die Krankheit des Pfarrers C. kurz nach dem Antritt seines Amtes hat gewiß auch ihre natürliche Ursachen gehabt, und wenn sie in einiger Verbindung mit dem verbotenen Todaustragen stehen soll, so ist es diese, daß die darauf erfolgte Genesung einem alten Aberglauben seine lezte Kraft über manche Seele vollends genommen wurde. Wenn C.. nie eher in die Kirche kam, bis die Gemeinde größtentheils versammlet war, so geschah dieß deshalb, daß die Schulknaben den Gesang nicht zu früh anstimmen mögten, welches sie auf dem Lande häufig zu thun pflegen, sobald der Pfarrer in die Kirche eingetreten ist, so daß oft mehrere Verse gesungen sind, ehe sich die Gemeinde einfindet. Das oben angeführte schwarze

Männchen hat auch in einem Etwas seinen Ursprung. Wirklich hat ein Müller eines benachbarten Orts jenen Spruch, wiewol nur in seiner Mühle, gestellt. Zum Mohrengeschlecht gehört er übrigens nicht, ist auch nicht sonst klein, daß man ihn hätte können zum schwarzen Männchen machen. — Das mehr erwähnte Todaustreiben besteht übrigens darin, daß ein Haufen Kinder mit einem Popelmann im Dorfe herumschwärmt, der von Stroh gemacht und mit alten Lumpen behängt ist, dergleichen man in die Gärten stellt, die Vögel zu verscheuchen, wobei sie unaufhörlich alberne Verse schreien, worin gesagt wird, daß hiemit der Tod ausgetrieben werde. Gemeiniglich wird der Strohmann ins Wasser geworfen, und das Spiel endigt sich damit, daß von jedem Hause den Kindern etwas muß zum besten gegeben werden. Einfältiger Weise glaubt man, daß damit die Sterblichkeit im Dorfe gemindert werde.

Zu D.. einem W.. schen Dorfe, erhenkte sich ein Schuhmacher. Der Pfarrer des Orts suchte die Gemeinde zu bewegen, in dem Gottesacker dem Unglücklichen ein Plätzchen zu gönnen. Umsonst! Er wandte sich deswegen an die Regierung, und ward von diesem erleuchteten Collegio kräftig unterstützt. Allein die Bauern waren auf keinen Fall zu bewegen, und man mußte dem Vorurtheil nachgeben. Der Unglückliche wurde an der Seite eines kleinen Gehölzes begraben. Als nun sein Sohn bei der Beerdigung bitterlich weinte und sagte: man hätte seinem Vater wol ein Plätzchen in dem Kirchhofe einräumen können, so sagte ein alter Bauer zu ihm: „Bolte! krein (weine) du nit. Dein Vater wird noch ehrlich genug begraben. Ich will dir sagen, wie dein Vater eigentlich hätte begraben werden sollen. Unten hinein ins Grab gehört ein Büschel Dörner, dann Steine, und dann dein Vater mit seinem Angesichte unter sich, nicht ober sich: denn er ist nicht werth.

das Angesicht Gottes zu sehen. Und dann wieder ein Büschel Dörner und Steine, aber keine Erde; Denn die Erde ist des Herrn.

Aberglaube beim Geborenwerden.

Das erste Warmbier, das einer Wöchnerin gegeben wird, darf niemand kosten, sondern es muß mit den Fingern versucht werden, sonst bekommt sie Leibreissen.

Das Badewasser des Kindes muß in fliessend Wasser geschüttet werden, so bekommt das Kind keine Unreinigkeiten an sich.

Bekommt ein Kind eine Röthe, Ansprung genannt, so muß gegeben werden ein gewisses Stück Holz, aus dem Mühlrade geholt, dieses angezündet, und mit dem Rauche die Windeln durchräuchert, das Kind aber mit dem Wasser, welches vom Mühlrade abspringt, gewaschen, und dieß so lange wiederhohlt werden, bis es geholfen hat. Wenn von dem Holze denn noch etwas übrig ist, so muß es in fließendes Wasser geworfen werden, daß es wegkommt.

In der Baumblüthe darf kein Kind entwöhnt werden, sonst bekommt es graue Haare — freilich wenn es alt genug dazu wird.

Bei einem ungetauften Kinde darf man keine Fremden lassen; denn wäre dieß nicht eine recht dichte Person, so vergeht der Mutter die Milch.

Will ein Kind nicht bald sprechen lernen, so müssen die Pathen ihm einen Löffel machen lassen und es damit füttern, so lernt es bald sprechen.

Kommt ein Kind mit dem Gesichte oberwärts zur Welt, so stirbt es keines natürlichen Todes.

Eine Wöchnerin darf nicht aus der Stube gehen, ohne daß sie etwas von ihres Mannes Zeuge anhat, das

on demſelben warm geworden iſt, z. B. Mützen Beinkleider, Hemde, ſonſt kommt ſie in die Gewalt der Hexen; hat ſie aber dergleichen an, ſo können ihr die Hexen nicht ſchaden.

Wenn ein Kind das Scheurchen hat, ſo muß, wenn es ein Knabe iſt, die Frauenspathe; iſts ein Mädchen der Mannspathe deſſelben, ihm das Hemd auf der Bruſt entzwei reißen, ſo vergehts.

Einem erkrankten werdenden Kinde muß man dreimal geben: eine Semmel, um ſie zu eſſen; einen Pfennig, um ihn zu verlieren, und einen Schlüſſel.

Eine Wöchnerin darf während der Zeit ihres Wochenbettes nicht aus dem Fenſter ſehen, ſonſt nimt jedes vorbeigehende Fuhrwerk ein Unglück.

Wenn eine Frau ſieben Söhne hinter einander gebieret, ſo kann der ſiebente durch einen Schlag mit der Hand allerlei Schäden heilen.

Wenn eine Frau unfruchtbar wird, und keine Kinder mehr kommen, ſo muß man ſie mit dem Tiſchtuche werfen, deſſen man ſich bei der erſten Taufmahlzeit bedient hat.

Eine Mutter, die einmal Zwillinge geboren hat, muß ſtillſchweigend einen Faden ſpinnen, und um den leidenden Theil winden; welcher aber ſo lange darauf zu laſſen iſt, bis er ſelbſt abfällt. Geſchieht nun dieſes, ſo darf man den Faden nicht wieder ſuchen, ſonſt wäre es mit dieſer — ohnehin ſeltſamen Kur — gar nichts.

Aberglaube beim Abendmahlgehen.

Wenn ein Kranker das heil. Abendmahl empfängt, und das dabei gebrauchte Licht wird ausgelöſcht, ſo iſt folgendes zu bemerken: Ziehet der Lichtqualm gerade aufwärts, ſo bleibt der Kranke am Leben; ziehet er

Bogenförmig aus der Stubenthür (wenn eben der Luftzug dahin gehet, so stirbt er in kurzer Zeit; ziehet der Qualm nach dem Fenster hin, so wird der Kranke zwar genesen, aber erst nach langer Zeit. — Man sieht leicht, welchen Einfluß solcher Aberglaube auf Gesundheit und Leben des Menschen, und auf den Wohlstand ganzer Familien haben kann.

Aberglaube bei Taufen.

Bei einem Hurenkinde zum erstenmal Gevatter stehen, bringt gutes Glück.

Hat ein Taufzeuge sich schon angezogen, um zur Kindtaufe hinzugehen, so darf er vorher sein Wasser nicht lassen, sondern muß bis nach der Taufe damit warten, sonst besudelt das Kind Zeitlebens mit dem Wasser das Bett.

Wenn einer der Taufzeugen auf die gewöhnlichen Tauffragen in der Liturgie nicht gehörig antwortet, z. B. auf das: Entsagest du dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen? — nicht: Ja! sagt, so fällt das Kind vom rechten Glauben ab.

Schreit ein Kind während der Taufe, so wirds böse.

Wenn die, welche ein Kind über die Taufe heben, sich vor derselben nicht waschen, so wird das Kind aussätzig. — Durch Leute, welche selbst den Aussatz haben, mögte das Kind wol können angesteckt werden.

Wenn die Mutter während der Taufe ihres Kindes das Wasser läßet, so kann das Kind des Nachts im Schlaf das Wasser nicht halten.

Aberglaube bei Trauungen.

Wer sich nach der Trauung von beiden zuerst wegbegiebt — wer den Trauring zuerst verliehrt, der stirbt zuerst.

Jede Trauung muß im Vollmonde geschehen, sonst ist kein Segen in der Haushaltung.

Keine Trauung darf am Freitage geschehen, weil da die Missethäter hingerichtet werden.

Ein Hochzeitbrodt muß aufgehoben werden, so hat man immer Brodt im Hause — so lange nemlich dieß noch da ist.

Am Montage Hochzeit zu halten, ist nicht gut.

Fährt ein Brautpaar in die Kirche, und setzt sich rückwärts in den Wagen, so geht alles den Krebsgang in der Ehe.

Geht die Braut zum Altar, um sich trauen zu lassen, so müssen die beiden sogenannten Brautmütter zusammenrücken, damit der Platz, auf welchem die Braut gesessen, nicht kalt werde; denn sonst würde die Liebe zwischen ihr und dem Bräutigam auch erkalten.

Trägt es sich bei einer Trauung zu, daß ein Grab offen ist, so kommt es darauf an, ob eine Ehefrau, Ehemann, oder Kind begraben werden soll. Im ersten Fall wird der Bräutigam ein Wittwer, im zweiten die Braut eine Wittwe, und im dritten erziehen solche Eheleute zwar Kinder, aber sie sterben alle wieder.

Viele geben genau Acht, wer von neuen Eheleuten zuerst ins Bette steigt; denn dieser muß, wie man glaubt, auch zuerst sterben.

Gemeiniglich wird das Brautbette sehr hoch aufgebauet, wenn auch die Betten dazu müssen geborgt werden. Dabei ist es nun sehr leicht, daß ein Kopfküssen

herausfallen kann. Erfolgt dieses, so muß der Ehegatte, welcher darauf gelegen, zuerst sterben.

Am Hochzeittage müssen sich die Braut und der Bräutigam über das Kreuz waschen, damit sie in ihrem Ehestande nicht beschrien werden.

Das von der Hochzeit aufgehobene Brodt soll nicht schimmeln und bei Weibern gut seyn, welche das erstemal empfangen, und kein en Appetit zum Essen haben. Von demselben wird etwas in die Suppen gehalten, und wenn davon die schwanger gewordene Frau isset, so bekommt sie den vorigen Appetit wieder.

Wird zur Leiche geläutet, und es schlägt eine Glokke wieder an, so stirbt bald wieder eine Person aus der Gemeinde. Schlägt die große Glocke an, so stirbt ein erwachsener — die mittelste ein junger Mensch; und wenn die kleine anschlägt, so stirbt ein Kind.

Wenn gegen Abend geläutet wird, (denn in manchen Gegenden geschieht dieß auf den Dörfern zu keiner bestimmten Zeit) so stirbt bald jemand. Diesemnach würde es von dem Schulmeister (denn dieser verrichtet das Läuten gemeiniglich) abhängen, irgend jemand aus der Gemeinde sterben zu lassen.

In dem Hessischen Marktflecken F.. bei H.. wurden am 20 Jan. 1791 drei Paar getrauet: zwei Paar waren gemeine Bauersleute, das dritte waren vornehmere und hatten eine ansehnliche Begleitung zur Kirche. Es war auffallend, in dem nicht sonderlich großen Flekken an einem Tage, und besonders zu Ende der Woche, drei Paar getrauet zu sehen. Ein Reisender erkundigte sich bei dem Pfarrer des Orts und erfuhr, daß das vornehmere Paar um des willen die Trauung so weit hinausgesetzt habe, weil auf diesen Tag der Vollmond eintrete — und man der Sage nach besonderes Glück in der Ehe, und vorzüglichen Seegen in der Nahrung zu erwarten habe. Diesem Beispiel wären auch die an-

dern verlobten Brautpaare nachgeahmt, und er bedauerte, daß seine angewandte Mühe, den Aberglauben bei seiner Gemeinde zu bestreiten, durch dieses Beispiel auf lange Zeit fruchtlos gemacht würde.

Von Träumen und Ahndungen.

*) In einer Stadt in Westpreußen lebte eine alte fromme Frau, die anfangs aus Frömmigkeit und hernach aus Gewohnheit, nicht allein an jedem Sonntage, sondern auch in der Frühmesse jedes Tages zur Kirche gieng. Im Winter, da die Frühmessen in ihrem Städtchen nicht nach der Jahreszeit verändert wurden, sondern immer um sieben Uhr des Morgens ihren Anfang nahmen, mußte sie also öfters in der Dunkelheit mit einer Laterne zur Kirche gehen.

Eines Morgens im Winter wachte sie auf, hörte das gewöhnliche Meßglöckchen läuten, zog sich an, und gieng mit ihrem Laternchen versehen, ihren gewöhnlichen Gang zur St. Marienkirche. Sie sah die Kirche schon wie gewöhnlich erleuchtet, fand aber, als sie hineintrat, noch alle Bänke und Stühle leer; auch kam ihr das Licht in der Kirche wie eine Dämmerung vor, und sie konnte gar nicht gewahr werden, von wo es eigentlich herkäme; denn auf den Arm- und Kronleuchtern umher waren die Lichter nicht angezündet. Sie sah nach der Tafel, auf der sonst die Nummer der Lieder angeschrieben war, die heute gesungen werden sollten, fand aber auf derselben mancherlei Züge und Charaktere, die ihr ganz unbekannt waren, und die mit glänzendem Firnis eingeschrieben zu seyn schienen.

*) Das hier Erzählte, so erdichtet es auch scheinen könnte, hat das Verdienst, daß es nach allen seinen Theilen wahr ist: Es ist aus den Riederheimischen Unterhaltungen 1790. 2tes Heft, entlehnt.

Plötzlich hörte sie in den Kreuzgängen umher ein dumpfes Geräusch; sie sah auf, und erblickte durch die große Halle, die in den hintersten Kreuzgang, und zu einem verschlossenen Kirchhof führte, eine Menge weißer Gestalten.

Sie wollte eben aufspringen, um davon zu laufen, als sie sich schnell von allen diesen Gestalten umgeben sah. Es waren Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, Greise, alte Mütterchen, Jünglinge und junge Mädchen, alle mit eingefallenen Gesichtern; einige blos in weiße Lacken gehüllt, andere in schönen mit Gold und Silber besetzten Kleidern, sehr viele in einer Tracht, die vor funfzig oder hundert Jahren Mode gewesen seyn mogte. Alle diese Menschenfiguren sezten sich auf die ledigen Bänke und Stühle in der Kirche, zogen Gesangbücher aus der Tasche, sahen nach den Liedertafeln, und schienen das dort angezeigte Lied in ihren Büchern aufzuschlagen.

Auch auf die Bank, auf der unsre fromme Frau saß, hatten sich einige von den Ankommenden gesetzt, und dieß waren gewisse schon verstorbene Personen, die vor Zeiten ihren Kirchensitz hier gehabt hatten, wofür sie nemlich von unsrer frommen Frau erkannt wurden. Diese befand sich indeß in der größten Todesangst, versuchte noch einmal fortzugehen, wurde aber von den Gestalten umher bedrohet, da zu bleiben.

Auf einmal fiengen alle Lippen der Versammleten an sich zu bewegen, aber die Töne, die sie hervorbrachten, waren nicht so wol ein Gesang, als ein dumpfes Rauschen, oft mit einem schwachen Heulen, oft mit einem Röcheln untermischt, das dem Röcheln eines Sterbenden nicht unähnlich war.

Endlich trat eine Gestalt, die sehr viel Aehnlichkeit mit einem der verstorbenen Prediger dieser Kirche hatte, auf die Kanzel. Alles wurde still, die Gestalt

auf der Kanzel bewegte die Augen, die Lippen, die Arme, aber sie gab keinen Ton von sich.

Nach etwa einer halben Viertelstunde verschwand diese, und die andern Gestalten erhoben sich plötzlich von ihren Stühlen, und rauschten wie vom Winde emporgehoben, in die tiefen Gewölbe des Kreuzganges zurück. Jetzt erst kam das geängstigte Mütterchen zu Kräften, und machte sich mit Zittern und Beben zur Kirche hinaus. Es war noch tief Nacht und die Glocke schlug zwei.

Die fromme Frau verrichtete in der Angst ihres Herzens noch viele Gebete wider den Teufel und die Gespenster; legte sich indeß nieder und schlief vor großer Ermüdung, ohne alle bängliche Phantasien und Träumen bis an den hellen Tag.

Jetzt erst erkannte sie das ganze Schreckliche ihrer Begebenheit in der vorigen Nacht, fastete, sang und betete den ganzen Tag, sagte aber keinem Menschen ein Wort von allem, was sie gesehen und gehört hatte.

In der folgenden Nacht erwachte sie wieder, hörte wieder das Meßglöckchen läuten, sah zum Fenster hinaus, ob es wol schon um die Zeit der Frühmette seyn mögte; und gieng, ob es ihr gleich noch nicht so schien, durch einen unwiderstehligen Trieb abermals nach der St. Marienkirche hin. Es begegnete ihr alles, was ihr die vorige Nacht begegnet war. Sie kam indeß auch jetzt glücklich nach Hause, legte sich auch wieder zu Bette, und erwachte am andern Tage, doch in einer weit größern Entkräftung. Sie mußte vor Schwäche im Bette bleiben; fühlte eine ununterbrochene Angst; doch machte sie auch jetzt noch ihr krankhaftes Abentheuer niemanden bekannt.

Auch in der dritten Nacht begegnete ihr, keine Veränderungen ausgenommen, alles, was ihr in den vorigen beiden begegnet war; und am folgenden Morgen

war ihre Entkräftung so stark, daß man ihren Tod befürchten mußte.

Nun wurden der Beichtvater und der Arzt herbeigerufen, und die Kranke erzählte beiden ihre schreckliche Geschichte. Der Prediger erklärte alles durch die Macht des Teufels, der mit Gottes Zulassung auch fromme Seelen zu ängstigen und zu quälen im Stande sey, und schlug das Abendmahl als das einzige Mittel wider die Anfälle des alten Böswichts vor. — Der Arzt wußte aus seiner Wissenschaft keine Erklärung dieses Phänomens, verschrieb vor der Hand lindernde Mittel, und beredete sich mit dem Prediger, die folgende Nacht bei der Kranken zu wachen.

Sie wachten. Die kranke Frau schlief bis an den Morgen. Doch hatten beide um Mitternacht an ihr bemerkt, daß sie in einem heftigen Schweiß gerieth, und sich unruhig im Bette umher bewegte. Kaum schlug sie am Morgen die Augen auf, so fing sie an zu zittern und laut zu weinen; und in einer Art von Wuth schalt sie die Anwesenden, daß dieselben ihrem Versprechen zuwider, sie doch in die Kirche gelassen hätten.

Jetzt wunderte sich der Pastor, aber der Arzt nicht mehr. Es waren Träume gewesen, die von einem äußerst dicken Blute, und von sehr schwachen Nerven herkamen. — Die Frau wurde durch Aderlaß, Blutreinigung und stärkende Arzneien noch auf ein halbes Jahr erhalten; dann aber starb sie plötzlich in der Nacht, und vermuthlich an einem ähnlichen Traume.

Da in dem Voigtlande das Lottospielen verboten war, so hielten noch im Jahr 1788. die heimlichen Collecteurs und Spieler ihre Zusammenkünfte zwar nicht mehr in der Stadt, aber doch auf dem Lande. In einer solchen Gesellschaft fand sich denn auch der Pfarrer aus einem benachbarten Fürstenthum ein, wo das Lotto ebenfalls verboten ist. Es wurde in diesem seiner Wür-

de

de so unanständigen Convent viel von glücklichen und unglücklichen Nummern, von großen Gewinsten, von merkwürdigen bedeutenden Träumen u. dal. gesprochen, und bei dieser Gelegenheit wurde diesem Manne, der ein Exzlottespieler war, und wöchentlich Thalerweise einsezte, etwas lebhaft erinnerlich. „Ach, fiel er dem Redenden ins Wort, wenn man nur immer auf solche wohlthätige Träume aufmerksam wäre! Ich wenigstens könnte jezt ein reicher Mann sinn. Da träumte mir vor kurzem, ich sollte vier Nummern setzen (er nannte die Nummern) allein unglücklicher Weise hatte ich gerade zu studieren, und vergaß hierüber meine vier Nummern zu besetzen. Acht Tage darauf kamen zu meinem Entsetzen alle vier Nummern meines Traums heraus. Ach! hätte ich doch die Predigt zum — geworfen (dieß sind seine eigene Worte) und die Nummern dafür besezt." Die ganze Gesellschaft stimmte in seine Klagen ein, und würde den für einen gottlosen Ungläubigen gehalten haben, der die übernatürlichen Eingebungen durch solche Träume hätte bezweifeln wollen. Einer der Anwesenden wurde aber über die Pflichtvergessenheit des Predigers so unwillig, daß er den ganzen Vorfall weiter erzählte, und zwar einem Manne, der die Würde des Lehrstandes eben so sehr schäzt, als er dessen Einfluß auf das Wohl der Völker erkennet. Der Prediger kam nun ziemlich ins Gedränge. Man sieht aber aus dem Erzählten, daß es oft auch da, wo man es am wenigsten vermuthen sollte, Menschen giebt, die der Aberglaube verdüstert hat, und daß man daher wohl aufmerken müsse, um den Baum an seinen Früchten recht zu erkennen, ehe man sich durch die Aussenseite verleiten läßt, zu kosten.

Wenn der Knabe ausgespielt, der Jüngling ausgeträumt hat, so trachtet der Mann nach Schätzen, die so täuschend sind, als das Spiel des Knaben, und

der Traum des Jünglings. Folgende Geſchichte iſt ein neuer Beweis davon. In Tauſche, einem Gräfl. Schönburgiſchen Dorfe, fand man im May 1788. einen Mann, Nahmens Peterſen, der als ein ſtarker Lottoſpieler bekannt war, im Bette todt, da er den Tag vorher noch friſch und geſund geweſen war. Die Nachbaren, als ſie ſeinen Tod erfuhren, eilten ſogleich hin, um zu ſehen und zu hören, was ihm ſo plötzlich wiederfahren wäre. Einige meinten, er müßte an einem Schlagfluß geſtorben ſeyn. Klügere aber ſchüttelten die Köpfe, und gaben einander zu verſtehen: er wäre keines natürlichen Todes geſtorben. So gieng das Gerede von Haus zu Hauſe, bis es endlich vor die Obrigkeit kam. Man ſtellte eine Unterſuchung an, und ſiehe da, es fand ſich, daß er ſich mit Gift vergeben hatte. Bei dem Eröffnen fand man die Eingeweide ſchwarz und zerriſſen, und im Magen auf 2 Loth Gift, das er in kleinen Stücken verſchluckt hatte. Als man ſeine Taſchen unterſuchte, war in der einen noch ohngefehr 2 Loth Gift, und in der andern ein — Traumbuch. Erſteres hatte er vermuthlich noch zu ſich nehmen wollen, wenn die Würkung nicht ſo ſchnell erfolgt wäre. Im Traumbuche aber pflegte er, wie mehrere Lottoſpieler, ſein Morgengebet zu leſen, und dem gemäß zu handeln, was dieſes Buch ihm, nach einem gehabten Traume, anrieth, wie es gewöhnlich der Fall bei ſolchen Leuten iſt, die thörigt genug ſind, aus einem verworrenen Bilde der Seele beim ſchlafenden Zuſtande des Körpers, etwas zu lernen, was ſie beim völligen Gebrauch ihrer Sinne und ihres freilich kleinen Verſtandes, nicht zu begreifen fähig ſind.

Zu Wörth, einem Dorfe ¾ Stunde von Marburg, wohnte ein junger Bauersmann, Nahmens Gimpel, der ſich mit Streuſandfahren in die hieſige Stadt vorzüglich nährte. In ſeinem dreizehnten Jahre hatte er als ein unbedachtſamer Knabe Bäume geſchält, wo-

von sie verdarben, und war darüber auf 5 Jahr nach Cassel ins Zuchthaus gekommen. Nach Verlauf dieser Zeit kam er wieder, führte sich ordentlich auf, und verheirathete sich endlich in oben gemeldetem Dorfe. Den 30 November 1789 gieng er mit seinem Nachbar Peter in den nahgelegenen Wald, um einen Baum zu fällen, der ihnen beiden zu Winterbrandholz angewiesen worden: dieses Fällen aber gelang ihnen so übel, daß der Baum in die starken Aeste eines andern fiel, und also nicht auf die Erde kam. Nun überfiel sie der Abend, und sie mußten, ohne weiter etwas auszurichten, nach Hause gehen. Des andern Morgens kam Gimpel frühzeitig zu Petern. Dieser saß Gedankenvoll am Tische, und stüzte den Kopf auf seine Hand. Peter, fieng Gimpel an, es ist schön Wetter, laß uns heute hingehen und den Baum vollends zurichten! Peter schüttelte den Kopf und versetzte: „ich nicht — gehe wer da will; ich will mein Holz lieber im Münchhäuser Wald holen." Gimpel wunderte sich, und fragte, warum? — Jener fuhr fort, und sagte; „Höre, ich habe diese Nacht einen verfluchten Traum gehabt; ich habe die ganze Nacht im Angstschweiß gelegen; ich habe geträumt; einer von uns käm bei dem Baum ums Leben." Gimpel lachte darüber, und sagte: Hast du die Bibel nicht gelesen, und daß man nicht auf Träume achten soll? — Das half aber nicht: Peter widersetzte sich dem Zureden eine ganze halbe Stunde, bis er endlich schüchtern und furchtsam mitgieng. Sie gingen also hin, stellten sich unten an den Baum, und schaueten hinauf. Endlich fieng Gimpel an: Sieh Peter! wenn wir dort den großen Ast abhauen, woran sich der Baum gehangen hat, und wir machen dann ein Seil an ihn fest, so können wir ihn herabziehen: „Gut, antwortete Peter, aber ich haue den Ast nicht ab." Nun, so thue ich's, versetzte Gimpel, und kletterte hinauf. Bald

war der Aſt herunter, und Gimpel fieng an wieder wegzukriechen; aber auf einmal wälzte ſich der Baum langſam herum, eine Gabel (o. h. Aeſte, die wie eine Gabel gewachſen ſind) ergrif den armen jungen Mann hinten auf dem Nacken, ſchob ihn weit in die Luft weg, und gerade wieder in eine Gabel des noch ſtehenden Baums: ſo daß er am Kopfe 60 bis 70 Schuh hoch in der Luft hieng; jedoch ohne daß der Hals zugedrückt wurde, und ſo daß er noch ſprechen konnte. Der bedaurenswürdige Menſch hieng nun da, und rief zu Gott und Menſchen um Erbarmen: aber vergebens. Die ganze Wörther Gemeinde lief hinzu, alles lamentirte. Seine arme hochſchwangere Frau ſtand unter ihm, rekte die Arme verzweifelnd zu ihm hin, und erfüllte die Luft mit ihren Wehklagen: allein, wer konnte helfen? So hieng er eine halbe Stunde, und ſo fieng er an, Verzuckungen zu bekommen. Jetzo kam ein Jüngling von 18 Jahren heran. Dieſer bewies allen ihre Furcht; wie ein Eichhörnchen eilte er den Baum hinauf, und über einen langen gefährlichen Aſt hinaus, um ihm einen Strick unter den Armen her zu binden, und ihn ſo lange in die Höhe zu halten, bis man ihn losgemacht hätte. Allein, als er zu dem Elenden hinauf kam, ſagte dieſer: **Adam, es iſt zu ſpät**, und verſchied. — Daß dieſe furchtbar traurige Geſchichte zu allerhand Urtheilen über Ahndungen und Träumen Anlaß gegeben haben mag, iſt leicht zu denken: denn Peters Traum iſt bei dieſem Zuſammentreffen der Umſtände wirklich merkwürdig. Und mancher mag ſogar geſagt haben: Gimpel hat ehedem Bäume beſchädigt, nun haben dieſe ihn beſtraft: es iſt Wiedervergeltung. — **Aber gewiß iſt alles, was nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur geſchiehet, Gott immer geziemender, als was durch ein Wunderwerk oder aus übernatürlichen Urſachen erklärt werden muß.** Das Gimpel in

seiner Jugend Bäume beschädigte, war ein unbedachtsamer Knabenmuthwille, den die Vorsehung nicht auf so schreckliche Weise ahnden konnte, um so weniger, da er schon obrigkeitliche Strafe hart genug geduldet hatte. Peters Traum war ebenfalls sehr natürlich: denn die Lage des Baums war höchst gefährlich; dieß sahe er ein, Gimpel aber nicht. Seine Einbildungskraft beschäftigte sich stark mit der Gefahr, und so schlief er ein: nun träumte er sehr natürlich von Tod und Gefahr. Gimpel hingegen wollte zeigen, daß er über so etwas weit hinaus sey. Das Disputiren machte ihn noch kühner: er wagte also mehr, als er hätte thun sollen, und verunglückte. Eben dieß hätte ja auch den Tag vorher, ohne Peters Traum geschehen können, wenn nicht gerade die einbrechende Nacht sie an weitern Arbeiten gehindert hätte. — Der brave Jüngling Adam aber verdient den Seegen und Beifall jedes guten Menschen: es wird ihm wohlgehen; denn er setzte sein Leben in große Gefahr, um seines Nachbarn Leben zu retten.

Wie viel er Unfug noch jetzt mit den sogenannten Ahndungen getrieben wird, und wie so viele Leute noch steif und fest daran, als an eine längst bestätigte Wahrheit glauben, ist eben so bekannt, als daß viele aufgeklärte Männer darüber noch zweifelhaft sind, und manche alle Ahndungen gänzlich läugnen. Für letztere spricht folgende Geschichte. Im März 1791 hatte ein Arzt im Hildburghäusischen das einzige Kind eines Professionisten an einer Krankheit zu behandeln, von der er selbst zweifelte, ob der kleine Patient sie überstehen würde. Die Aeltern waren genöthiget, mehrere Nächte hinter einander bei ihren Kranken wechselsweise zu wachen, und hatten wenig Ruhe. Um aber doch in den Zwischenzeiten, wenn der Kranke schlummerte, auch ein wenig Ruhe zu haben, hatte sich die Mutter neben dem Krankenbette Stühle zusammengestellt, und sich darauf

gelegt. Eben als das Kind gefährlich lag, und sich die Mutter voll Besorgnis zu Mitternacht auf ihre Stühle hingeworfen hatte, kam es ihr vor, als zögen sich die Stühle unter ihrem Leibe von einander; sogar hörte sie einen Rumor, wie er durch Stühle verursacht wird, die man auf dem Boden wegzieht. Um nicht zu fallen, springt sie auf, und siehe — die Stühle stehen noch unverrückt, wie sie zusammengestellt waren. Dieß muß was bedeuten, ist der erste Gedanke, der ihr durch den Kopf fährt, gewiß ist es eine Ahndung. Und nun überfällt sie eine Furcht, daß sie nicht mehr allein bei dem Kinde in der Stube bleiben will. Sie ruft ihren neben der Stube schlafenden Mann, aufzustehen, und bei ihr zu bleiben, welches er auch wirklich ein Paar Nächte hindurch thun mußte. Unterdessen verschlimmerte sich der Kranke täglich, und die Aeltern gaben bereits alle Hoffnung zur Wiedergenesung auf, als die Mutter dem Arzt die Geschichte erzählte, und dabei hoch und theuer versicherte, ihre Ahndung sey gewiß, denn sie sähe vor Augen, daß es mit ihrem Kinde nicht besser werden wolle, und daß das, was sie gehört und gefühlt, gewiß den Tod ihres Kindes bedeute. Ohnehin eigne sich in ihrem Hause alles und sie habe schon mehrere Beispiele erlebt. Der Arzt suchte sie wegen ihrer vermeinten Ahndung eines bessern zu belehren, und zu beruhigen: aber umsonst. Sie versicherte, sie sey so wach und munter gewesen, wie am Tage, und hätte alles sehr genau gehört und gefühlt; sie könne sich ohnmöglich getäuscht haben. Auch könne außer der Stube nichts gefallen sein, und den Rumor verursacht haben: denn sie habe deutlich bemerkt, das es die Stühle gewesen. Inzwischen fieng das Kind an zu genesen, und gelangte in wenigen Wochen zu seiner Gesundheit. Aber die Ahndung! I nun, hieß es, wer weiß, was es gewesen ist. — Da die Ahndungen empfängliche

Personen oft in eine Bangigkeit versetzen, die selbst ihrem Leben gefährlich ist, so verdienen Beispiele, wie dieses, besonders beherziget zu werden.

Ein wackrer Bürger in Westerburg, Georg Philipp Knod, hatte eine Eiche zu Bauholz gekauft, wobei ihm aufgegeben worden war, selbiger vor der Fällung, um nicht die daherumstehenden jungen Bäumchen zu beschädigen, die Aeste zu bescheren. Als ein rüstiger Mann, der überdem sehr beherzt im Steigen war, hatte er sich dieß gefallen lassen, und am 2. Februar 1792 gieng er ganz früh, und zwar allein, in den Wald, erstieg den Baum, und war auch mit seinem Geschäfte so glüklich, daß er alle oberste Aeste abgeschnitten hatte: Allein zu seinem Verderben blieben diese auf den zwei untersten ohngefehr 8 Schuh von der Erde stehenden Aesten liegen. Da er nun einen dieser untersten Aeste abschnitt, und dieser mit der ganzen darauf ruhenden Last zu sinken anfieng, stieß einer von den darauf festgesetzenen Aesten, dessen dikes Ende in die Höhe ragte, mit solcher Gewalt auf ihn zu, daß er dadurch herunter gestürzt wurde. Kaum war er nach Hause gebracht, so starb er auch: denn der auf ihn gestoßene Ast hatte ihm auf der linken Seite die Hirnschale völlig zerschmettert, und die Zahnlade zersplittert. Durch den Fall auf einen steinichten Boden war er auf der Brust an 3 bis 4 Orten so zerquetscht worden, daß er unmöglich leben bleiben konnte. — Merkwürdig ist noch, daß, so wie gewöhnlich bei Unglücksfällen der Aberglaube allerhand wunderbare Vorbedeutungen gesehen oder gehört haben will, auch hier dergleichen allgemein erzählt und verbreitet worden. Es wollten nemlich verschiedene Personen auf dem Kirchhofe, welcher außerhalb des Fleckens liegt, einige Abende vor dem Unglücksfall, einen kläglichen Todtengesang gehört haben, nach dessen En-

digung ein lautes Amen gesprochen worden wäre. Kaum war nun der unglückliche Tod des rechtschaffenen Knods erfolgt, so sagte man öffentlich: „seht, das hat der Todtengesang bedeutet. Da sieht man's doch nun deutlich, daß es Anzeigen und Vorbedeutungen giebt." Aber wie beschämt schwiegen wieder alle, da sich's bei genauer Nachfrage in der Schule zeigte, daß einige Schulknaben, die an jenem Abend in der Gegend des Kirchhofes Wasser auf die Wiesen geleitet, aus Muthwillen gesungen, und das laute Amen ausgesprochen hatten.

Vom Blatternverkaufen.

Das Blatternverkaufen, diese ganz ungekünstelte Mittheilung der Pocken geschieht in vielen Gegenden des platten Landes auf folgende Art. — Wenn man sieht, daß in einem Hause gutartige Blattern sind, so bringen andere ihre Kinder, die sie noch nicht gehabt haben, dahin, um den bald wieder hergestellten Kindern etliche Blattern für 3 oder 6 Pfennige abzukaufen. Der Kauf geschieht aber erst, wenn die Blattern so weit vertrocknet sind, daß füglich etliche mit den Wurzeln abgenommen werden können. Das kranke Kind giebt dem gesunden einige solcher abgenommenen Blattern für sein Geld, und letzteres nimmt sie mit nach Hause. Einige lassen selbige die Kinder nur in der Hand nach Hause tragen, und heimach damit machen, was sie wollen. Andere nehmen die gekauften Blattern, und reiben damit so lange den Arm des Kindes im Gelenke des Ellenbogens, bis ein rother Streif davon entsteht, oder binden sie auch mit einem leinenen Bande darauf. — In Schweden leidet dieser Blatternverkauf folgende geringe Abänderung. Der Käufer bekommt sein Geld, wofür er sich

sich Blattern gekauft hat, nachdem er vom Pockeneiter angesteckt worden, vom Verkäufer wieder zurück. Das Geld wird dann dem zu inoculirenden Kinde am Fuße fest gebunden, oder man giebt es ihm in die Hand. Man bezält es nun in der Stube und die Blattern äussern sich bald. — Daß hiebei der Aberglaube mit ins Spiel kommt, kann man leicht denken. So soll z. B. das Kind, welches die Blattern gekauft hat, der Anzahl nach immer weniger Blattern bekommen, wie das Kind, von welchem es sie gekauft hatte; es soll kein Kind von gekauften Blattern sterben, sondern allemal glücklich davon kommen, wenn nur nicht zu zeitig gekauft, sondern bis zur Entscheidung der Krankheit gewartet wird. Das kranke Kind muß dem gesunden die Blattern in die Hand zählen, weil es alsdenn auch nicht mehr Blattern der Anzahl nach bekommen soll, als dieses gezählt hat u. dgl. m. Es giebt Landleute, die sich schwerlich bewegen lassen würden, ihren Kindern die Blattern durch Inoculation beibringen zu lassen; aber geheim die Blattern kaufen, um sie damit vor dem Schädlichen dieser Krankheit besser zu schüzzen. Sie haben dabei vornemlich diese Beweoungsgründe: daß einmal diese Krankheit ein unvermeidliches Uebel sey; daß man sichs gefallen lassen müsse, wie Gott es schicke, und vornemlich, wenn sie die Blattern zu einer solchem Zeit kaufen könnten, wo sie die beste Zeit haben, diese Krankheit bei ihren Kindern abzuwarten. Und diese Zeit ist besonders der Winter: daher auch im Winter die Blattern weit eher und häufiger gekauft werden, als im Sommer: Ein Umstand, der dieses Verfahren weniger schädlich macht; denn obgleich der Bauer darüber nicht nachdenkt, so trägt doch die reine kühle Winterluft hauptsächlich dazu mit bei, daß die Kinder die gekauften Blattern gut überstehen. Nimmt man noch dazu, daß man bei dem Kinde den entscheidenden Zeitpunct abwartet, ob es gutartige Blattern sind

so trifft man auch hier, ob wol zum Theil zufälliger Weise, alle die Hauptumstände an, die zu künftigen glücklichen Blatternimpfungen erfodert werden. Daß aber bei allen diesen günstigen Umständen, alle und jede Kinder, denen auf solche Art die Blattern beigebracht werden, am Leben bleiben, oder ohne allen Schaden davon kommen sollten; wer könnte das behaupten!

Um die **Muttermäler zu vertreiben***) bestreicht man ein Stück Leinwand mit einem gut klebenden Pflaster nach der Größe des Mals, doch etwas größer als dieß, und schneidet in der Mitte ein Loch, wodurch das Mal völlig entblößt zu sehen ist. Nachdem dieses Pflaster aufgelegt worden, schabet man ein Loth venetianischer Seife, und reibt nach und nach ein Loth zart pulverisirten ungelöschten Kalk genau damit zusamm. Diesen Teig bindet man mit Heftpflastern auf das ganze Mal, so verwandelt es sich nach zwölf Stunden in einen Schurf, welcher leicht abgeheilt werden kann. Bei großen Mälern muß der Teig mehrmals frisch aufgelegt werden; denn wenn es nicht wieder wachsen soll, muß von dem Male kein Aderchen übrig bleiben. — Um ein sicheres **Mittel** zu haben, das **Blut zu stillen**, sammle man im Herbst bei trockner Witterung den Schwamm von Eichbäumen, besonders den, der an Stellen wächst, wo große Aeste sind abgeschnitten worden. Von diesem Schwamme ziehet man die Haut ab, und wirft sie weg; denn der darunter liegende Theil ist nur vornemlich zu gebrauchen. Diesen leztern schlägt man mit einem Hammer, bis er ganz weich und biegsam wird, und legt dann davon ein Stück auf die blutende Wunde, welche davon zusammengezogen wird. Zwei Tage nach-

*) In den vorhergehenden Theilen des Buchs von Aberglauben sind hiegegen so wol, als wider manches andere die thörigten Mittel angezeigt, welche man dagegen anwendet: Es kann daher nicht nöthig seyn, hier nun auch die sichern zu finden.

her fällt das Stück gewöhnlich von selbst ab. Ist ein groß-s Blutgefäß verletzt, so lege man ein Stück auf die Wunde, und über dasselbe viele zerrupfte Leinewandfäden. Alles dieses wird mit einem großen Bäuschgen bedeckt, und recht sicher mit einer Binde umwunden. So hört die Wunde auf zu bluten, ohne Zauberformel. — Um **Kopfschmerzen zu vertreiben** halte man lieber Cyporöl unter die Nase und bestreiche damit die Schläfe, als daß man thörigt den Mond ansehen sollte — und die **Gicht weg zu bringen**, bestreicht man den schmerzhaften Ort mit einem dazu bereiteten feine Oele, wodurch die Poren offen bleiben und die Gichtmaterie zerstreuet wird: dieß hilft mehr, als es die Gaukeleien irgend eines Thoren können.

Verbesserungen.

Seite 4. Zeile 15. statt ihr lies ihrem. S. 5. Z. 25 st. trügen l. trugen S. 15 Z. 28. st von l. vom S. 20 Z. 11. st. seiner l. seinen S. 21. Z. 26 st ruckte l. rückte S. 22 Z. 15 st. den l. dem S. 23 Z. 18 st. den l. dem S. 28 Z. 13. st. weises l. weisses S. 32 Z. 1. st. auch l. aber. S. 32 Z. 8. st die l. der S. 32. Z. 1 st. meinen l. meinem S. 32. Z. 22 st zugeht l. zugehe. S. 32 Z. 29 st. väterlichen l. väterlichen S. 32 Z. 31. st. den Boden l. dem Boden S. 3. Z. 2. st ihren l. ihrem. S. 33 Z. 6. st den l. dem S. 33. Z. 7. st. den l. dem. S. 39 Z. 15. st. Unhold l. Unheld. S. 53 Z. 33 st gemahlten l. gemahlten S. 61. Z. 3. st den l. dem S. 64 Z. 22 st. einen l. einem. S. 68. Z. 5. bleiben die Worte: welche die Männer zu sich nach Skwarzawa bestellte einmal weg S. 69 Z. 27 st ihn l. ihm. S. 76. Z. 7 st ihn l. ihm. S. 78 Z. 22. st. solchen l. solchem S. 83 Z. 4 st. ihn l. ihm S. 83. Z. 35. st. übereinstimmen l. überstimmen S. 87. Z. 1 st im l. in S. 88 Z. 9 st. Schulbeis l. Schultheis. S. 94 Z. 3. st den l. dem S. 97 Z. 3 st. vor ihren 19 Jahre l. vor ihrem 19ten Jahre. S. 97 Z. 7. st Auge l. Auge. S. 104 Z. 3. (von unten) st. den l. dem S. 120. Z. 4. st wieder l. wider. S. 121. Z. 14 st an l. am S. 131. Z. 6 und 18 st. Glastonburg l. Glastonbury S. 148 Z. 25 st verlies l. erlies. S. 159 Z. 8 st. jeden l. jedem. S. 166. Z. 3. st. einen l. einem. S. 170. Z. 24 st. ihm l. ihn. S. 175 Z. 5. st Spathen l. Spaden. S. 180. Z. 15 st hieße l. heisse S. 182 Z. 13. st wegen l. von S. 182. Z. 17 st. Gespielin l. Gespielen S. 183 Z. 27. st. lange l. nicht lange. S. 219. Z. 23. st. denselben l. demselben.

9. Die Heirathslinie.
10. Die Marslinie.
11. Der Triangel mit seinen 3 Winkeln a, b, c.
12. Der Tisch.

2.

Die Bedeutung dieser Linien und Flächen, die man auch in diesen Belustigungen zum Grunde legt, ist folgende.

1.

Die Lebenslinie.

Diese Linie, welche sich über dem Ballen oder sogenannten Venusberge anfängt, wurde deshalb die Lebens- oder auch Herzenslinie genennt, weil man aus derselben den Zustand des Lebens und Herzens daraus zu erkennen wähnte.

1) Ist diese Linie gut, das heißt: lang, nicht zerrissen und ohne Flecken, tiefe Punkte und War-

zen, so hielt man dieß für ein Merkmal dauerhafter Gesundheit, Stärke des Herzens und eines muntern Menschen, der es zu einem hohen Alter bringen konnte.

2) Ist sie kurz, zerrissen, von vielen kleinen Linien durchschnitten und voll Flecken und Warzen, auch eine ganz blasse Farbe hat, so zeigt sie einen schwachen Menschen von wankelhafter Gesundheit an.

3) Ist diese Linie im Anfange subtil und dünne, und im Fortgange stark, so bedeutet sie in der Jugend eine schwächliche Natur, Krankheit, und bey zunehmendem Alter Stärke und gesunde Natur. Ist sie hingegen im Anfange stark, und gegen das Ende schwach und dünne, so zeigt sie das Gegentheil an.

4) Wenn aus der Lebenslinie ein Ast gegen den Zeigefinger in die Höhe steigt, so macht dies Hoffnung zu Ehren und Reichthum.

5) Steigen dergleichen Aeste aus dieser Linie gegen den Mittelfinger auf, so deuten sie auf einen bösen Sinn, und bezeichnen einen Menschen, vor den man sich zu hüten hat.

6) Wenn etliche Linien aus dem Ballen der Hand, welcher in der Chiromantie der Venusberg heißt, nach der Lebenslinie laufen, so warnen diese vor gewissen galanten Krankheiten.

7) Ist die Lebenslinie sehr breit und stark, so bezeichnet sie einen Menschen von sehr gesunder Natur und von moralischen Gesinnungen, der besonders im Kriege Glück haben würde, und sich schwer im Zorne zu mäßigen weiß.

8) Eine sehr rothe Farbe dieser Linie bezeichnet hitziges Geblüte und kolerischen Sinn.

9) Gelbe Couleur der Lebenslinie warnet vor Fiebern, ist sie schwärzlich, so bemerket sie gefährliche Krankheiten.

2.

Die Hauptlinie.

Dies ist diejenige Linie, welche sich mit der Lebenslinie am Anfange gemeiniglich vereiniget, und durch die flache Hand fortläuft; von ihr können folgende Beobachtungen angestellt werden.

1) Ist diese Linie lang und von vielen durchkreuzenden Linien frei, so bezeichnet sie vorzüglich den guten Zustand des Haupres und Gedächtnisses; im Gegentheil bezeichnet sie auch das Gegentheil.

2) Ist diese Linie gar zu lang, so, daß sie bis an das Ende der flachen Hand und bis unter den kleinen Finger reicht, so deutet sie auf ein hohes aber mühevolles Alter.

3) Ist diese Linie durchaus gekrümmt und gebogen, so bedeutet dies ein böses, wankelhaftes und unbeständiges Gemüth.

4) Ist sie nur an einem Ort, am Anfange, Mittel oder Ende gekrümmt, so zeigt sie ein treffliches Ingenium und guten Verstand, und einen Liebhaber geheimer Wissenschaften an.

5) Ist sie inwendig gegen den Mittelfinger wie ein halber Zirkel gebogen, so zeigt dies ein hitziges, zanksüchtiges und wunderliches Gemüth an.

6) Gehen einer oder mehrere Aeste aus dieser Linie nach der Tischlinie, so bezeichnen diese einen politischen und dabei falschen Menschen.

7) Ist diese Linie am Ende gespalten wie

eine Gabel, so inclinirt der Mensch zur Melancholie, kann sich aber sehr gut unter die Leute schicken.

8) Ist sie gar nicht vorhanden, so bezeichnet dies Schwindel und andere Gebrechen des Hauptes.

3.
Die Tischlinie.

1) Ist diese Linie gut, das heißt: lang, nicht zerrissen und ohne viele durchkreuzende Striche, auch ohne tiefe Punkte, so sollte dies vorzüglich Glück im Hauswesen bedeuten; der entgegengesetzte Fall bedeutet das Gegentheil.

2) Ist diese Linie am Anfange sehr stark, so bezeichnet sie einen Menschen, der viel zu der Vermehrung des menschlichen Geschlechts beytragen dürfte.

3) Ist die Tischlinie gegen den Rücken der Hand unter dem kleinen Finger mit Aesten versehen, so wird dieser Mensch in fremden Ländern leben, und außer seinem Vaterlande sterben.

4) Ist sie am Ende astig, so bedeutet dies Gunst, Ehre und gutes Vermögen im Alter.

5) Linien, die aus der Tischlinie in den Ballen der Hand oder den sogenannten Venusberg laufen, warnen vor gewissen galanten Krankheiten und vor unmäßiger Liebe.

6) Endigt sich die Tischlinie zwischen dem Mittel- und Goldfinger, so bezeichnet dies das Podagra.

7. Viele große Punkte in dieser Linie warnen vor unordentlicher Liebe, kleine Punkte bezeichnen